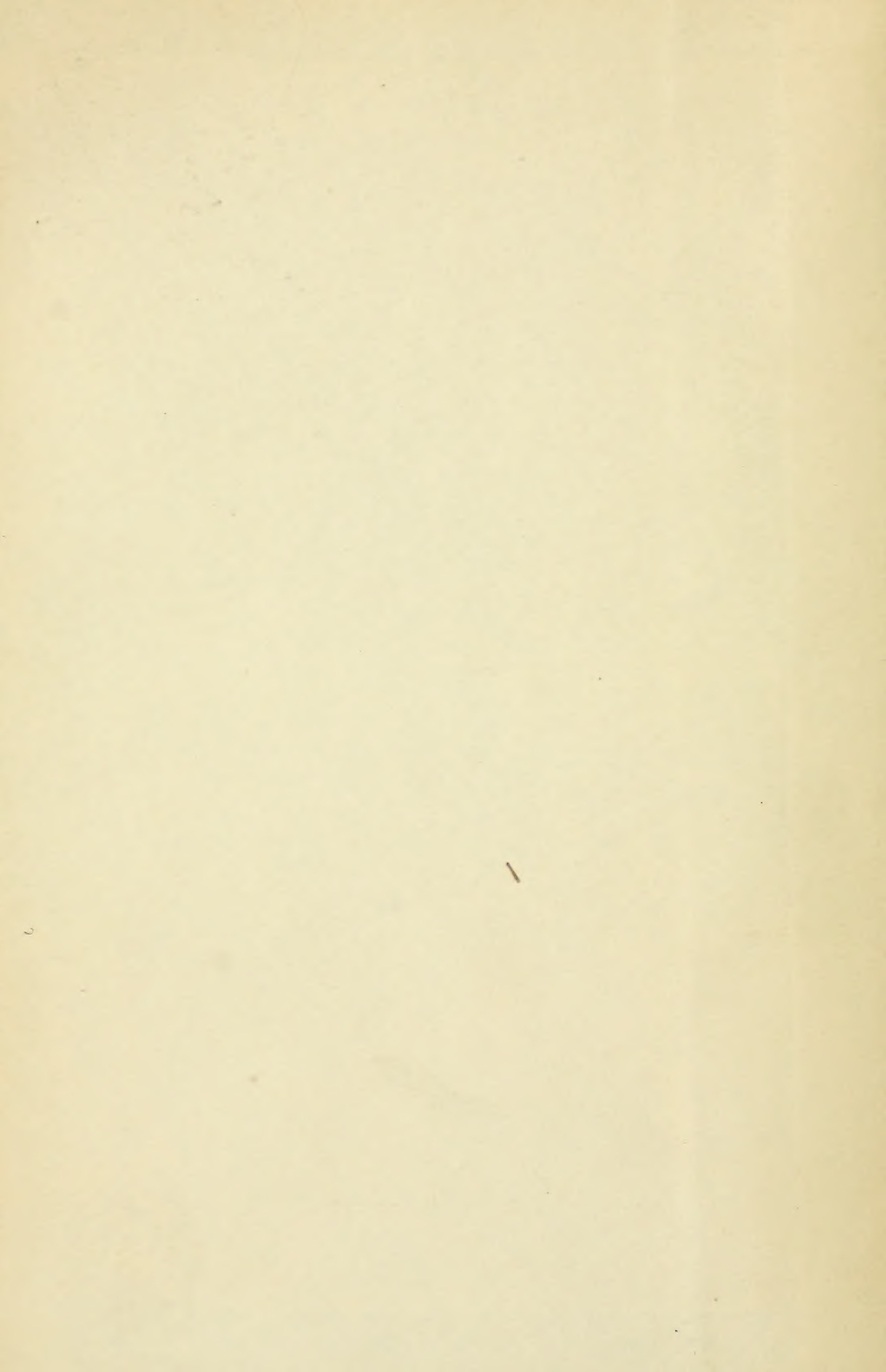
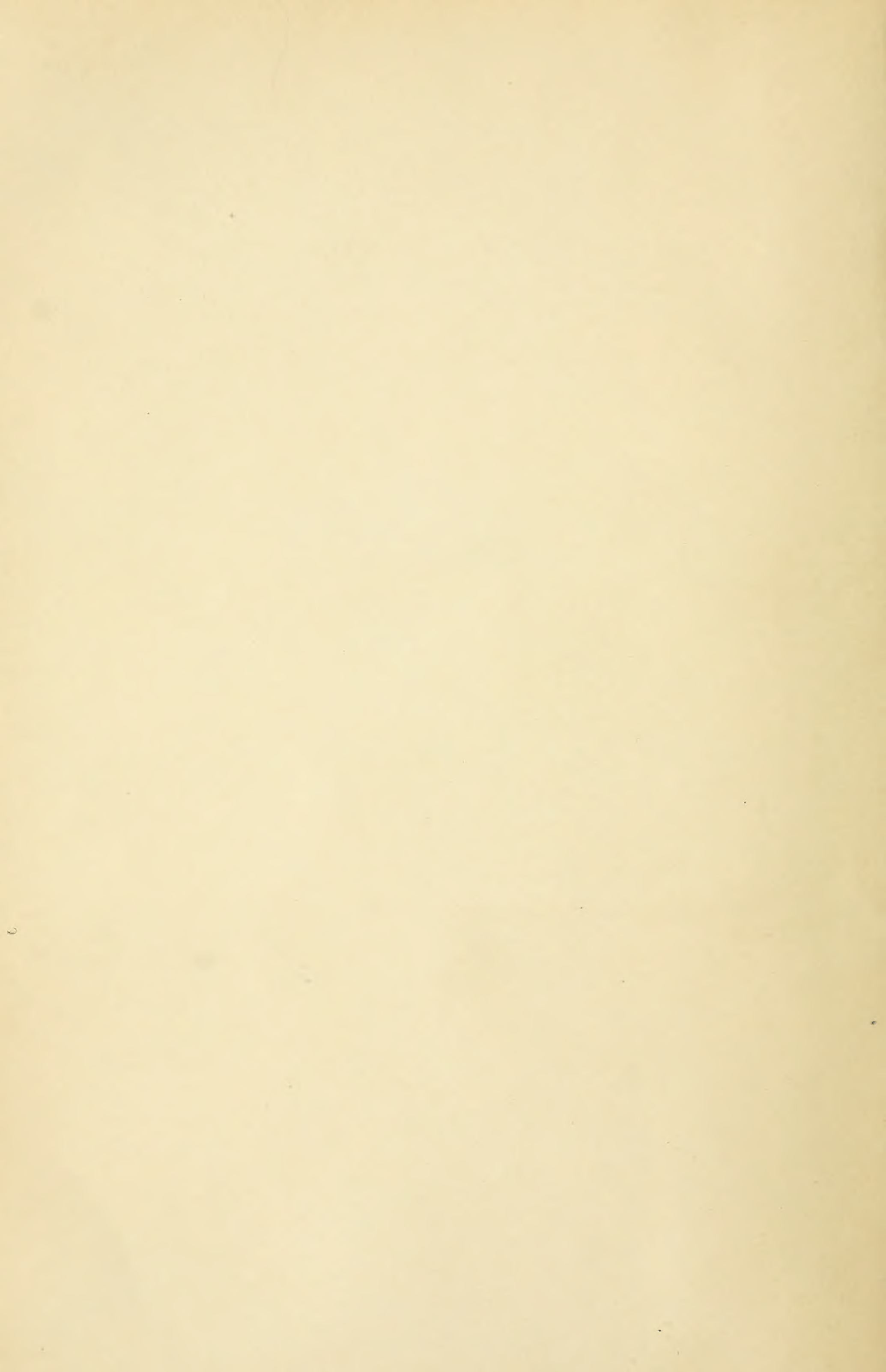






Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLI.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1913.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

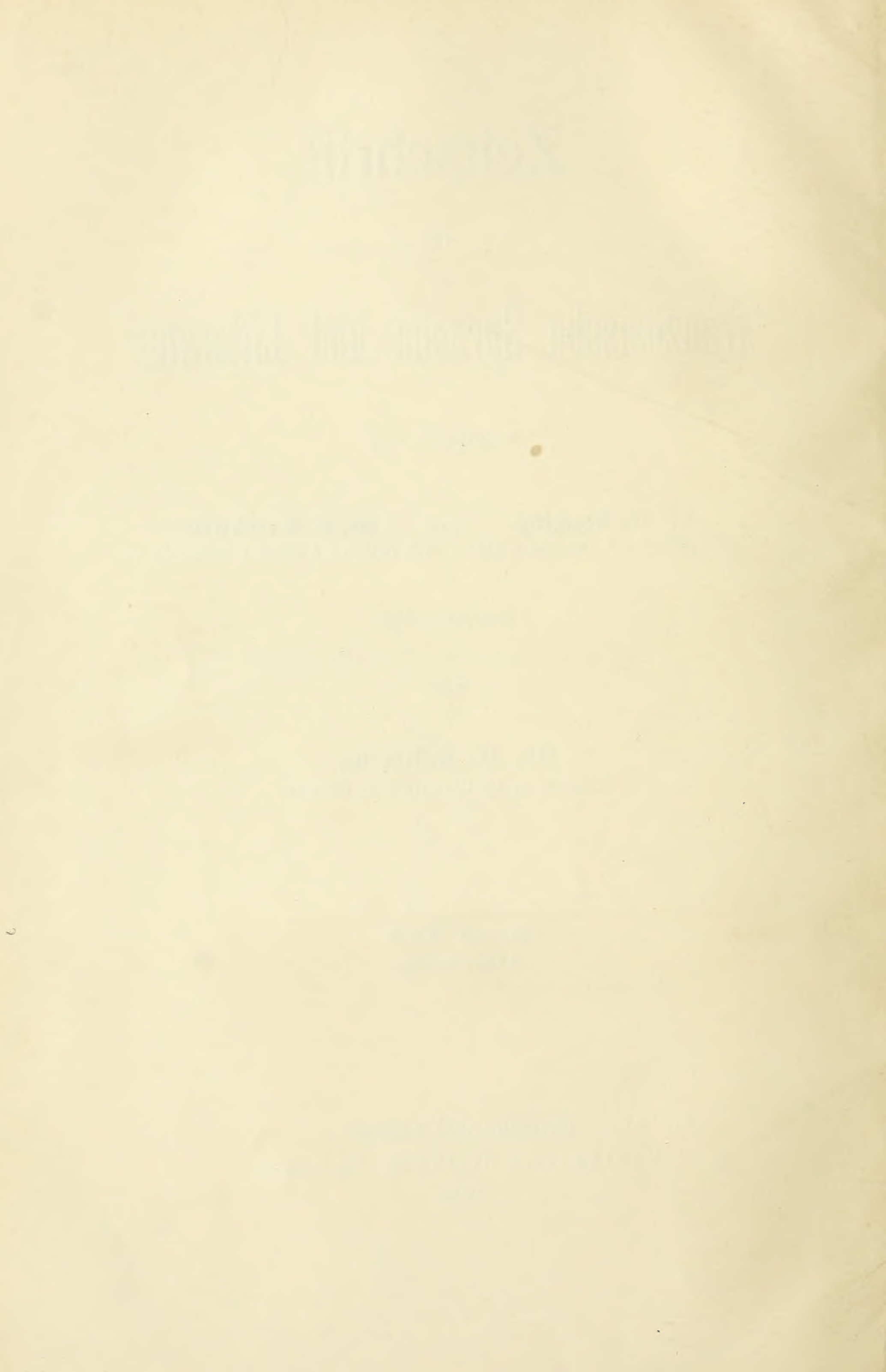
herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLI.
Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1913.



INHALT.

Abhandlungen.

Zur u-ü-Frage.

Daß die Mischung von Gallisch und Latein für die Entwicklung des Französischen richtunggebend gewesen sei, liegt sehr nahe, wird immer wiederholt, ist aber bisher in keiner Weise wirklich bewiesen worden. Auch der Aufsatz von Gierach, in dieser Zeitschrift, XX, 103 ff., bringt im Grunde nichts Neues, wiederholt die üblichen aprioristischen Erwägungen und übersieht die Einwände oder beachtet sie zu wenig.

Zunächst stimmt der Vergleich mit dem Prager Deutsch nicht. Denn hier handelt es sich darum, daß eine gemischtsprachliche Bevölkerung immer wieder von denselben Mischelementen durchsetzt wird, und um Beobachtungen, die sich auf eine oder zwei, höchstens auf drei Generationen erstrecken, nicht auf 15 bis 18, die wir von Caesar bis zur Sonderentwicklung des Französischen annehmen müssen. Wir wissen, daß schon im dritten Jahrhundert das Gallische in Frankreich gegenüber dem Lateinischen in einer ganz gewaltigen Minderheit war, wogegen in Prag das Tschechische die Majorität bildet; wir können nicht wissen, wie sich dieses Prager Deutsch entwickeln würde, wenn das Tschechische ganz untergegangen wäre, das Deutsche durch mehrere Generationen hindurch sich selbst, bezw. dem Einfluß der anderen deutschen Mundarten überlassen bliebe.

Bessere Vergleichsobjekte wären das Sächsische oder das Ostpreußische, wo tatsächlich deutsche Mundarten über untergegangenen slawischen lagern, oder die Sprache der gebildeten Romanen in Amerika. Was wir von letzteren wissen ist wenig genug. Ich habe Einführung[2] § 213 gezeigt, wie gering der Anteil des Araukanischen an der Entwicklung des Chilenischen ist, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß, wenn wir über das Spanische und das Portugiesische im Mutterlande und in den Kolonien noch besser unterrichtet sein werden, auch dieses wenige dahin fällt. Ein anderes Gebiet, dessen historische Verhältnisse dem Latein in Gallien sich eher vergleichen lassen

als das Prager Deutsch, ist das Französische in Canada und da liegen die Dinge für die Auffassung ethnographischer Einflüsse noch viel ungünstiger, vergl. die Ausführungen Germ.-Rom. Monatschrift, I, 138.

Die Grundlagen der Gierachschen Ausführungen beruhen also auf rein aprioristischen Erwägungen und auf einem oft zu beobachtenden Fehlschluß, nämlich darauf, daß man, was eine Momentaufnahme bietet, als ewig bestehend betrachtet, die Veränderungen, die die geschichtliche Entwickelung an dem Bilde vornehmen kann, um nicht zu sagen muß, nicht in den Bereich der Erwägung zieht.

Auch das Weitere steht auf schwachen Füßen. Das Französische, das Altenglische und das Friesische, die alle keltischen Untergrund haben, zeigen als gemeinschaftliche Eigenheit eine vordere Artikulation der Vokale, und das geht eben auf die Kelten zurück, „zumal wir eine derartige Artikulation auch aus der Entwickelung der keltischen Sprachen selbst annehmen dürfen.“ Dieser letzte Satz ist zum mindesten irreführend, um nicht zu sagen falsch. Ich habe Litbl. germ. rom. Phil. XXXI, 283 die Entwickelung der Tonvokale im Irischen und Kymrischen dargestellt und dadurch die Möglichkeit eines Vergleiches mit dem Französischen gegeben. Da Gierach das nicht berücksichtigt, will ich zur Bequemlichkeit der Leser es in etwas erweiterter Form nochmals tun.

Das Irische wandelte urkeltisches *ē* und lat. *ē* über *ę* zu *ia*, *ō* mit lat. *ō* über *ǫ* zu *ua*. Es ist möglich, daß das gallische *ē* offen war, dafür spricht die Schreibung *raeda*, *Saena*, dagegen die Wiedergabe von gall. *cleta* durch lat. *cleta*. Es kann zeitliche oder örtliche Verschiedenheit vorliegen. Nimmt man ein urkeltisches *ẹ* an, so ist im Irischen zunächst also offener Vokal an Stelle des geschlossenen getreten, d. i. alles eher als eine vordere Artikulation; ist ir. *ia* die Fortsetzung von urkelt. *ę*, so liegt eine Diphthongierung vor, die zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. Für die kurzen *i* und *o* Vokale gilt die Regel:

í—u *ú—u*
í—i *ú—i*
é—a *ó—a*
é—o *ó—o*

Also ein Ausgleich der Qualität, wie ihn das Französische nicht kennt.

Im Kymrischen ist die Sache etwas verwickelter. Altes *ē* und lat. *ẹ* wird zu *ui*, vermutlich auf ähnlichem Wege wie im Französischen, aber altes *ō* und lat. *ọ* wird nicht zu *ou* sondern zu *u*, wie auch die alten Diphthonge *au*, *eu*, *ou*, *oi* zu *u* geworden sind. Dieses *u* wandelt sich weiter zu *ü*, nachdem ein älteres aus idg.

ū und aus dem *ū* der ältesten lateinischen Lehnwörter entstandenes *ü* schon zu *i* geworden war; altes *ā* wird im 5. Jahrh. zu *ǫ*, woraus weiter *ow*. Wenn man also eine Parallelentwicklung aufstellen will, so wäre sie etwa:

1	*ā*	*ē*	*ou*	*ō*	*ū*
2			*u*	*u*	*ü*
3	*ǫ*	*ẹ*	*u*	*u*	*i*
4	*ow*	*ui*	*ü*	*ü*	

Nun vergleiche man damit die Darstellung des Urfranzösischen bei Gierach S. 108 und die Bemerkung: „Wir dürfen aber die Tonerhöhung zunächst nur dahin auslegen, daß alle Vokale ein wenig nach vorne gebildet werden.“ Ist das der Fall, wenn *a* zu *ǫ*, wenn *o* zu *u* wird? Ersetzen wir den Ausdruck „nach vorn gebildet“ durch Bülbrings „Artikulationsverengerung“ so haben wir nun zweifellos etwas passenderes für das Kymrische, aber nichts passendes für das Französische, da *o* zu *ou* keine „Artikulationsverengerung“ ist, bezw. keine Verengerung des Schlusses eines sehr gedehnt gesprochenen Vokals an derselben Artikulationsstelle, wogegen *u* > *ü* höchstens als eine Verengerung an einer anderen Artikulationsstelle bezeichnet werden kann.

Auch der Parallelismus mit dem Englischen stimmt nicht. Nach Gierachs Gewährsmann Bülbring ist *ę* zu *ẹ*, *ǫ* zu *o* geworden. Das ist bekanntlich im Französischen nicht der Fall, wie denn auch die erste gallo-romanische Reihe völlig in der Luft steht, bezw. der Theorie zu Liebe aufgestellt ist. Das *ị* soll „sehr geschlossen“ sein. Ist denn das frz. *i* geschlossener als das Tosc. oder das Sardische oder das Sizilianische oder das Rumänische? Aus *ẹ* soll „ein Zwischenlaut zwischen *i* und *e* entstanden sein“ und das wäre die Vorstufe von *ei*, *oi?* als Weiterentwickelung dieses *ẹ* wird das *i* der Eide und ahd. *sida* angeführt, während doch schon der Umstand, daß eine solche Entwickelung in Nordfrankreich nirgends vorkommt, zeigt, daß das *i* der Eide keinen sprachlichen Wert hat.

Aus *ę* soll *e* entstanden sein. Das widerspricht der auf romanischem und auf anderem Gebiete vielfach beobachteten Tatsache, daß überall, wo *e* zu *ie* wird, dieses zunächst *ę* war.

Das Unzutreffende der Gierachschen Ausführungen wird erst recht deutlich aus den gedeckten Vokalen. Lat. *ẹ* bleibt zunächst im Altfranzösischen, dann wird es je nach den Gegenden zu *ę* oder *o* oder *a*: dazwischen soll ein noch geschlossener Vokal gestanden haben. Lat. *e* in *terra* ist offen, eben so das *e* in Altfrz. und Neufrz. *terre* und dazwischen soll ein mittleres *e* gestanden haben. Die altfrz. Vokale stehen im ganzen den lat. näher als die von Gierach konstruierte Reihe; irgend ein positiver Anhaltspunkt für diese Reihe wird nicht gegeben, eben so wenig eine

Erklärung dafür, daß die meisten Vokale dann wieder zu ihrer ursprünglichen Qualität zurückkehren.

Wie es schon lange und von verschiedenen Seiten behauptet worden ist (auch von mir selber früher), so geht auch nach Gierach „die der Diphthongierung von *e* zu *ei* zugrunde liegende geschleifte Betonung vielleicht auf das Keltische zurück.“ Ich weiß nicht, wie die Tatsache, daß innerhalb der uns bekannten letzten Periode des Gallischen die Diphthonge *ou*, *eu*, *au* zu Monophthongen werden, mit der „geschleiften Betonung“ zu vereinigen ist. Man sollte meinen, daß eine Sprache, die geschleifte Betonung liebt, die Diphthonge eher beibehält. Ich weiß auch nicht, ob nicht die „geschleifte Betonung“ und die Tendenz zur „Artikulationsverengerung“ miteinander in einem gewissen Widerspruch stehen. Ich glaube aber vor allem, daß mit derartigen abstrakten Erörterungen kein Problem der Lösung entgegengeführt wird und will noch auf einen Fehlschluß hinweisen. Wir haben gesehen, daß das Irische sich ganz anders entwickelt hat als das Kymrische. Da nun (dies ist zwar auch eine Binsenwahrheit, aber sie wird immer wieder vergessen), da nun das Kymrische nicht vom Gallischen abstammt, sondern mit ihm parallel geht, und da die Kymren ja nicht die Urbewohner Englands sind, so wäre es ganz gut möglich, daß das, was wir als seine Entwicklungstendenz bezeichnen, auf Mischung mit der Vorbevölkerung beruht. Meinem Gedankengang entspricht das nicht, aber Gierach müßte dies folgerichtig annehmen; vom Kymrischen aus das Gallische beurteilen ist dasselbe, wie wenn man vom Französischen aus das Lateinische beurteilen wollte.

Der einzige Weg, auf dem wir zu einer Lösung kommen können, ist der, daß wir vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten, dann wird uns vielleicht das Unbekannte bekannt werden. Gierach verfährt umgekehrt. Er nimmt als bewiesen an, was zu beweisen war; indem er von einer nicht durch die Tatsachen gesicherten Grundlage ausgeht, konstruiert er ein System, das die Verhältnisse verwirrt statt entwirrt. Um nun doch noch etwas Positives zu bringen, will ich speziell auf die *ü*-frage noch eingehen. Die allgemeine oder, wenn man will, die letzte Frage, wird dadurch ja noch nicht gelöst, aber ich glaube, daß zunächst alle solche kleine Bausteine zu sammeln sind, bevor wir wirklich bauen können.[1])

Rom. Gramm. I § 646 habe ich geschrieben „endlich dürfte das Catalanisch-Gaskognische ursprünglich dem *ü*-Gebiete abzusprechen sein, einmal wegen der Entwickelung von *qu* § 193, so-

[1]) Im einzelnen treffen Gierachs Auffassungen und die meinigen zusammen, namentlich darin, daß $u > ü$ das Ende der Entwickelung bildet. Aber der Schluß aus der Nichtpalatalisierune des *k* vor *ü* ist nicht zwingend, wie ich zu wiederholten malen bemerkt habe, vgl. z. B. Litbl. XXVIII, 334.

dann wegen des Fortbestehens von *u* im Catalanischen und wegen Formen wie *ünglo* § 136, die zeigen, daß sekundäres *u* zu *ü* wird." Zu diesen Argumenten füge ich jetzt ein weiteres hinzu. Ich knüpfe daran an, daß das *o* in nprov. *myolo* nur bei einer Aussprache *müla*, nicht bei *mula* erklärlich ist, und daß *piutse pulice* ebenfalls von *pülce* nicht von *pulce* ausgeht (Rom. Gramm. I, § 60, Mélanges Wilmotte 388). Auf Blatt 819 des Atl. Ling. treffen wir neben *mulet*, das vielleicht aus der Reichssprache stammt, im Südwesten *mül* und zwar so, daß *myol* erst im Dép. Tarn und im westlichen Teil von Aude beginnt. Die nördliche Grenze läßt sich nicht bestimmen, da *mül* hier an *mület* angrenzt. Nimmt man dazu nun noch *cul* (Blatt 372) so begegnet man auch hier im Zentrum *kyul*, im Westen *kü*, so zwar, daß *kü(u)*, *küul* die Dép. Basses-Pyrénées, Hautes-Pyrénées, Gers, Landes völlig, dann den südlichen bezw. westlichen Teil von Gironde, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne, Haute-Garonne, Ariège umfaßt. Im Osten reicht also *mül* etwas weiter als *kül*, vgl. 772, 792 (Ariège) *mül* : *kyul*, 769 Haute-Garonne *mül kyul*, wobei die Frage natürlich vorläufig nicht zu entscheiden ist, welches von den beiden Wörtern sein Gebiet ausgedehnt habe. In *kyüu* 648 (Lot-et-Garonne) ist nicht ein Mischprodukt von *küu* und *kyu*(l) zu sehen, da die umgebenden Mundarten *tyūl* haben, sondern eine junge Palatalisierung des *k* vor *ü*, wie auch daraus erhellt, das *y* in petit gedruckt ist, während es in *tyu*, *kyu* stets als vollwertig erscheint. Vergleichen wir damit noch *pulice* (Karte 1100), so treffen wir auch hier ein westliches *püs*-Gebiet. Allerdings muß man sich fragen, ob nicht reichssprachliches *puce* dahinter stecke, doch ist dies zunächst völlig ausgeschlossen für *püse* (Landes, Basses-Pyrénées), es ist wenig wahrscheinlich für *püs* 674, 675 (Landes) denen *haus*, *heus* (*filice* Blatt 600) zur Seite steht und überhaupt für die *püs* in Basses-Pyrénées und Hautes-Pyrénées. Dieses *püs*-Gebiet ist nun wohl noch etwas enger als das *mül*-Gebiet, doch wird man ohne weiteres eine Ausdehnung von *piuts* zugeben, wenn man neben *piuts*: *heuts püts(e)* : *höts* 681—682, auf dem nördlichsten Punkt 672 dem *hüus* entsprechend nicht eine *s*-Form, sondern eine *ts*-Form *piuts* antrifft.

Dem westlichen *küu*-Gebiet entspricht ein östliches. Es umfaßt im ganzen die Dép. Drôme, an dessen Westgrenze 836 *kiu* und *küu* nebeneinander stehen, Vaucluse, Bouches du Rhône und schließt östlich und nördlich an die genuesische, piemontesische und süd-ost-französischen Mundarten an. Ähnlich verhalten sich *myu*(*l*) und *mül*, 836 zeigt *myelé*, 873 (Bouches du Rhône) 864, 865 (Vaucluse) *küu* neben *myu*, umgekehrt 809 (Hautes-Alpes) *müu* neben *kyu* usw. Weniger deutlich ist die Entwicklung von *pulice*, da hier fast überall das Deckwort *nigra* eingetreten ist und zersprengte *pyuzo* wie *kü(l)*, *mü(l)* eher auf eine weitere Ausdehnung des *ü*-Typus schließen lassen. Da man

pyuzi aber auch in rein südost-französischen Mundarten findet, so sieht man auch hier wie im Westen die starke Expansionsfähigkeit des Wortes.

Die Voraussetzung für die Beweisfähigkeit dieser Formen in der *ü*-Frage ist, daß *l̄* auf dem ganzen Gebiet gleichzeitig bestanden habe. Die historische Folge wäre also:

	Westen	Zentrum	Osten
1	*kul̄*	*kul̄*	*kul̄*
2	*kul̄*	*küul̄ :*	*kul̄*
3	*kuu, kul*	*küol*	*kuu, kul*
4	*küu kü(l)*	*kiu(l) kyu(l)*	*küu kül*

Man könnte nun aber annehmen, daß *-l* im Westen und Osten sei nicht *l̄*, sondern *l* gewesen wie in Nordfrankreich und damit fiele das ganze Gebäude zusammen. Doch läßt sich die Unhaltbarkeit dieser Auffassung leicht nachweisen.

Daß auch im Westen zwischensilbiges *l* velar gewesen ist, ist sattsam bekannt: *biere* aus *villa*, *anyere* aus *anguilla* über *biela*, *angiela*, sind oft angerufene Zeugen. Das gilt für *-l* nun noch im höherem Grade, einmal weil *-l* ursprünglich zwischen Vokal stand, sodann weil wir auch im Katalanischen *-l* wie *l* vor Konsonanten als *l̄* antreffen, und endlich, weil sich in Provenzalischen *-l* wie *l* vor Konsonant entwickelt, das heißt zu *u* wird. Eine der vielen Südfranzösisch und Nordfranzösisch trennenden Erscheinungen ist die, daß von den bekannten Fällen abgesehen, dort *-l* bleibt: *sel*, *tel*, *cheval* usw., hier dagegen schon frühzeitig *sau*, *tau*, *cabau* usw. auftritt. Die Erklärung, im Norden sei der Oblikus, im Süden der Subjektivus verallgemeinert worden, oder dort der Singular, hier der Plural, ist wenig wahrscheinlich und im direkten Widerspruch zu der ganzen Entwicklungsrichtung des Französischen. Hat man doch, und mit Recht, für die Fälle, wo bei *-l* im Nordfranzösischen die *u*-Formen verallgemeinert wurden, eine besondere Erklärung zu geben versucht.[2]) Die Schwierigkeit namentlich auch der Umstand, daß Formen auf *-au*, *-eu* ziemlich früh begegnen, findet ihre Erklärung, sobald wir annehmen, daß in Süd-Frankreich einschließlich Catalanien *-l* und *l* vor Konsonanten *l̄* waren und sich dann gleichmäßig zu *u* oder zu *l* weiter entwickelten.

G. Paris hat bekanntlich aus altfranzösisch *osberc* geschlossen, daß man in Süd-Frankreich *ausberc* sprach, als in Nord-Frankreich noch *causa* üblich war, und daß dieses *ausberc* ins Französische übernommen zu *osberc* wurde wie *causa* zu *chose*, wogegen *alter* damals noch *alter* oder *al̄ter* gelautet hatte (Rom. XVII, 100 = Mél. Lingu. 502). Nun können wir *u* für *l* für Nord-Frankreich im 8. Jahrhundert nachweisen, wissen andererseits, daß *l* im Latei-

[2]) Verf. Rom. Gram. II § 95, anders G. Baist Z. R. Ph. XXVII, 113.

nischen vor Konsonanten und vor dunklen Vokalen velar war: *famulus* neben *familia*. Danach hat sich auf dem Boden Galliens nur in der Richtung eine Änderung vollzogen, als auch *l* vor hellen Vokalen die velare Färbung annahm, die es vor dunkeln hatte. Dann ist in Nordfrankreich im Auslaut und zwischen Vokalen *l* eingetreten, derselbe Laut, den *-ll-* hatte, in Südfrankreich ist auslautendes *-l* und *l* Kons. zu *u* geworden oder es sind beide geblieben, *ll* ist seine besonderen Wege gegangen. Die Vokalisierung hat sich nun in Südfrankreich sehr rasch vollzogen, im Norden erst, nachdem das zwischenvokalische bezw. auslautende *l* seinen velaren Charakter aufgegeben hat. Wissen wir durch G. Paris, daß südfranzösisch *autre* einer ganz anderen Zeit angehört als nordfr. *autre*, so sehen wir jetzt noch deutlicher, daß kein Zusammenhang besteht. Man kann nordfranzösisch *autre* aus der Tendenz konsonantischen Silbenschluß (nicht Wortschluß) zu tilgen erklären, wie dies Gröber getan hat (Miscellanea Ascoli 263) und man wird jetzt nicht mehr den Einwand erheben können, daß der Provenzale *autre* sage, obschon er diese Tendenz nicht kenne. Doch das ist nebensächlich.

Daß an der *l*-Artikulation in einem oder anderem Sinne die Gallier Schuld sein, kann man natürlich annehmen, denn über das Gallische wissen wir nichts (Pedersen, Vergl. Gramm. der kelt. Sprache, S. 166). Wohl kennt das Kymrische sowohl wie das Irische zwei *l*, ein leniertes, das dem „*l* unserer Sprachen entspricht (Thurneysen, § 132), „das mit dem *l* der europäischen Hauptsprachen ungefähr identisch (zwischen der Zungenspitze und den Alveolen gebildet)" ist (Pedersen S. 145) und ein unleniertes, das sich im Irischen durch eine viel energischere Aussprache auszeichnet, im Kymrischen stimmlos ist. Die Verteilung der beiden *l* im Worte ist aber an ganz andere Bedingungen geknüpft als die von *l* und *l̄* im Französischen. Eine Entwicklung von *l* + Kons zu *u* kennt nur das Bretonische, nicht das Kymrische, und auch hier nicht überall (vgl. Loth, Mots latins 128, 3), also wird es sich um französischen Einfluß handeln.

Wien. W. MEYER-LÜBKE.

Zum Bedeutungswandel im Französischen.

(Siehe diese Zeitschrift, Bd. 15, 22, 23, 25 und 26).

VI. Gesetze des Bedeutungswandels.

Vor allem unterscheiden wir den willkürlichen vom unwillkürlichen Bedeutungswandel.

a) Unwillkürlicher Bedeutungswandel.

S. Kr. Nyrop, *Quelques remarques sur l'Évolution passive.* Copenhague 1912. P. 3 und *Sémantique*, Livre troisième. Valeur des mots.

Er beruht hauptsächlich auf ungewollter Trennung oder Verbindung von Vorstellungen begründet in den durch die soziale Entwicklung bedingten Veränderungen unserer Umwelt. Wo dereinst ein Landhaus träumend lag, tost heute das Gewühl einer volkreichen Stadt; die Befestigungen der Städte fallen und an ihre Stelle treten vom rasch pulsierenden Leben einer neuen Zeit durchflutete Straßenzüge; in Frieden und Gottinnigkeit lebende Älteste christlicher Gemeinden sehen wir verdrängt von heuchlerischen, der Menschheit Entwicklung zu freier Sittlichkeit sich mit aller Macht entgegen stemmenden Priestern; der feudale Staat bricht zusammen, ihn ersetzt die erhabene Größe allgebietender Landesherren, ihre nächste Umgebung mit sich emporziehend, zuweilen auch tief erniedrigend. Dies alles spiegelt wieder der Wandel der Bedeutungen: *ville* (von lat. *villa*, maison de campagne); *boulevard* (dtsch. *bohlwerk* „au XVe siècle le boulevard est un rempart de terre soutenu par des madriers". Dict. gén.); *prêtre* (lat. *presbiter*, m. s. grec πρεσβύτερος, ancien, devenu *presb'tre*); *seigneur* (lat. *seniorem*, non pro aetate vel decrepita senectute, sed propter honorem et dignitatem. Isidorus); *Pfaffe (papa)*; *ministre*; *maréchal*; *connétable (comes stabuli)*; *chancelier (cancellarius)*; *huissier* (früher portier, gardien de l'huis); *scribe*; *greffier (graphiarius)*; *bailli* (afrz. baillif, vom Verb *baillir*, nfrz. *bailler*); *courtisan* („Celui qui est attaché à la cour d'un prince. P. ext. Celui qui se montre obséquieux auprès de qqn. pour obtenir ses bonnes grâces." Dict. général);

courtisane („femme qui suit les cours > femme galante de profession." Dict. général); *écuyer* (d'abord gentilhomme portant l'écu d'un chevalier > officier de cour en général, particulièrement celui chargé des écuries, enfin expert dans l'art de l'équitation, dresseur de chevaux. Du fr. *escuyer* l'anglais a fait *esquire* et *squire*. Scheler).

Hier erklärt sich also der Wandel des Begriffs- oder Gefühlswertes der Wörter aus der sozialen Entwicklung, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß bei aller Entwicklung die Zeit als mitwirkender Faktor beteiligt ist. Denn sie allein ermöglicht die Summierung der Wirkungen der aufeinanderfolgenden Ursachen. *Man is explicable by nothing less than all his history.* Dieser Ausspruch Emersons gilt auch besonders für die Wandlungen unsrer Begriffe. S. dazu Trench, *On the Study of Words*, Lecture IV: *On the History in Words.*

Hinsichtlich der Gefühlswerte ist zu beachten, daß sie sich ursprünglich nur mit der Vorstellung körperlicher Eigenschaften und Handlungen verknüpften, ihre Verbindung mit komplizierten psychischen Gebilden Hand in Hand geht mit der Steigerung der Intelligenz und Sensibilität. So bezeichnet *mal (malum)* zuerst ein körperliches Leiden, überträgt sich aber allmählich mit dem Auftauchen des Begriffs ‚schlimme Handlung' auf diesen durch Ähnlichkeitsassoziation zweier Wertgefühle. Wie sich der Begriff in unmerklicher, allmählicher Geistesarbeit herausbildete, ebenso unmerklich und allmählich vollzog sich auch die durch Gefühlsassoziation vermittelte Übertragung des Zeichens. (Zur Assoziation analoger Gefühle siehe W. Wundt, *Sprache* I S. 117.) Sie folgte nicht einer Auswahl, sondern dem wechselnden Bilde der menschlichen Gesellschaft und ihrer Beziehungen, sie bringt gleicherweise deren objektive Veränderungen zum Ausdruck wie die diese begleitenden Gemütsbewegungen. Fassen wir das Wort als ein Ding auf, dessen Lage sich verbessern oder verschlechtern kann, so sind wir gewohnt, von einem meliorativen oder von einem pejorativen Bedeutungswandel zu reden. Dabei liegt indes stets die Gefahr nahe, wie Jaberg (s. *Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen. Zeitschrift f. rom. Philologie* XXVII S. 62 und 63) zweierlei zu vermengen: eine auf allmählichen Veränderungen einer Vorstellungsmasse beruhende Hebung oder Senkung des Gefühlswertes eines Wortes und eine Transponierung desselben in einen andern Gefühlston infolge von Begriffsbildung durch Spezialisierung, wobei es oft recht fraglich erscheint (Bsp. *ponere* legen < *pondre* Eier legen), ob die Bezeichnungen: pejorativ oder meliorativ gut angebracht sind. Nach Jaberg liegt pejorativer Bedeutungswandel vor in *poison (potionem).* 1⁰ Breuvage. 2⁰ P. ext. Substance délétère qui, introduite dans l'organisme, donne la mort ou altère profondément les fonctions vitales;

altérer, modifier dans sa nature > falsifier; *fatal*, que le destin rend inévitable > qui entraîne inévitablement à la ruine; *impertinent*, veraltet, qui est déplacé > qui montre une irréverence malséante; *meute* anciennement action de se mettre en mouvement; *muer* ändern > sich mausern; *traire* ziehen > melken; *pis* früher auch vom Menschen. Bei ‚*traire*' dachte vielleicht der Verfasser an eine schmutzige Bauernmagd. Denn es gibt fortwährend Haupt- und Nebengedanken, Ober- und Unterströmungen, die sich wechselseitig beeinflussen und durchkreuzen, ablösen, einander bald bekämpfen, bald unterstützen. Oder soll das Abstrakte von einem wertvolleren Gefühlston begleitet sein als das Konkrete? Dann läge eine meliorative Bedeutungsentwicklung vor im Bedeutungswechsel von *rose* ‚Rose' zu ‚*rose*' rosig, rosenfarbig. Es ist aber in diesen und ähnlichen Fällen (s. auch Kr. Nyrop, *Dégradation du Sens des Mots* p. 487. 11) die Bezeichnung ‚pejorative Bedeutungsentwicklung' deshalb unangemessen, weil gar keine wirkliche Entwicklung, gar keine Kontinuität des Geschehens, wie in den zuerst angeführten, zugrunde liegt. L'évolution, elle, implique une continuation réelle du passé par le présent, une durée, qui est un trait d'union (Bergson, *L'Évolution créatrice* p. 24). Deshalb s i n k t auch hier kein Gefühlswert, der doch mit einem späteren, in derselben Entwicklungsreihe eines zusammenhängenden Geschehens entstehenden, sich vergleichen lassen müßte. Wohl aber haben sich durch einen infolge von Denkvorgängen enstandenen Wandel der begrifflichen Bedeutungen mit den Worten andre Gefühle verknüpft, denen wir im Vergleich zu den früher von ihnen erweckten einen geringeren Gefühlswert zuschreiben. Ein eigentlicher Bedeutungswandel, in diesem Falle eine Veränderung des mit einem Begriff verbundenen Gefühlswertes, liegt jedoch nicht vor. Von den Schicksalen eines Wortes kann natürlich, ohne Mythologie zu treiben, keine Rede sein. Denn:

Un signe est un fait perçu par les sens, qui révèle un autre fait, lequel, par accident ou par sa nature même, échappe à la perception. Ainsi la fumée qu'on voit est le signe d'un feu qu'on ne voit pas. L a p a r o l e e s t l e s i g n e d e l a p e n s é e , q u i e s t i n v i s i b l e p a r e s s e n c e. (Rabier *Logique.*) — Le signe n'est qu'un instrument de simplification, une formule abréviative. Quand l'esprit opère avec l'aide des concepts, il faut, pour que son travail soit légitime et fructueux, la coopération de deux facteurs; l'un conscient, l'autre inconscient ou subconscient; d'une part, les mots ou signes accompagnés quelquefois d'une représentation vague, d'autre part un savoir latent, potentiel, organisé. Th. Ribot *L'évolution des idées générales* p. 251.

Der pejorative Bedeutungswandel wird sich wohl nur so der Wirklichkeit der psychologischen Vorgänge entsprechend darstellen lassen, daß man, dem Beispiel Kr. Nyrops (s. *Dégra-*

dation du sens des mots) folgend, die inneren wie die äußeren Ursachen der Veränderungen der mit den Worten sich verbindenden Gefühlswerte aufsucht, vorher aber unterscheidet zwischen allmählichen Veränderungen in den aller Begriffsbildung zugrunde liegenden Vorstellungsgruppen — der Begriff ist psychologisch Konzentration einer Vorstellungsgruppe durch das Wort mit Bildung einer dominierenden Vorstellung — und solchen Veränderungen der Bedeutung eines Wortes, welchen ein Begriffsbildungsprozeß voranging. Bsp. 1. *chétif* (*captivum* = prisonnier > de pauvre condition); 2. *dévot* (zélé pour la religion, pour les pratiques religieuses > qui affecte le zèle pour les pratiques religieuses). Das Verändernde ist hier die von der Erfahrung geleitete Reflexion. Müssen wir die hierher gehörigen Bedeutungswandlungen, weil sie zielbewußte Tätigkeit des Begriffe bildenden Intellekts geschaffen, als willkürlich bezeichnen, so bilden eine besondere Klasse des unwillkürlichen Bedeutungswandels alle Fälle, in denen eine Veränderung des Gefühlswertes eines Wortes Folge unwillkürlicher Vorstellungsassoziationen war: afrz. *avolé (advolatus)* Fremder, Heimatloser, Vagabund; *piètre* (afrz. *peestre* aus *pedestrem* > pauvre, mesquin); *manant* (anciennt. habitant d'un bourg, d'un village = homme grossier); *coquin* (vieilli: gueux qui mendie > celui qui n'a aucun scrupule d'honnêteté); *fille*, *garce* (= fille de mauvaise vie). Auch der Euphemismus führt ohne darauf gerichteten Willen, einfach durch Assoziationswirkung, zu einer Senkung des Gefühlswertes. S. Bökemann, *Franz Euphemismus* und Nyrop. *Sémantique.* Im Gegensatz hierzu stehen die willkürlichen Veränderungen des Gefühlswertes, welche dadurch zustande kamen, daß absichtlich von der Qualität des mit einem Wort gewöhnlich verknüpften Gefühls abgesehen und nur seine Intensität ausgedrückt wird. Siehe hierüber W. Wundt, *Sprache* S. 562: *Übergang von Schimpfwörtern in Kosewörter.* Genau betrachtet, findet hier kein Bedeutungswandel, sondern nur Bedeutungswechsel statt. H e b u n g des Gefühlswertes wird wohl zumeist auf das Vergessen der etymologischen Bedeutung zurückzuführen sein. Bsp.: *pétiller* (dérivé de *peter*); *tête* (lex. *testa* Scherbe); *joue* (lat. *gavata* für *gabata*). Ganz anders sind nun nach dieser Darlegung zu beurteilen: *cène* (lat. *cœna*); *charité (caritas)*; *épices* (lat. *species* „employé déjà avec le sens d'épice dans Macrobius, Palladius et autres"); *faon* (afrz. *féon*, „pr. petit de toute espèce de bête fauve"); *poulain* (vlt. *pullanum* „dérivé de pullus, jeune d'un animal"); *communier (communicare)*; *guérir* (germ. *warjan*, protéger, défendre, mettre en sûreté); *couver* (*cubare*, „pris dans le sens de incubare, être couché dessus"); *sevrer* (*separare*, seperare); *labourer (laborare)*; *épeler* (ahd. *spellôn*, goth. *spillôn* „raconter, vfr. espelir, anc. = énoncer, dire, expliquer." Vgl. engl. what does it spell? wie spricht man dies aus?) Hier wurde zuerst

auf Grund einer Ähnlichkeitsassoziation klassifiziert, worauf erst häufige Verwendung im speziellen Sinne, wobei der Wille gar nicht auf Bildung eines besonderen Begriffs gerichtet war, allmählich durch Hervorhebung der besonderen und Zurückdrängung der allgemeinen Vorstellungsmerkmale das Wort zum Zeichen einer neuen Bedeutung machte. Durch Dissoziation, der Differenzierung folgte, wurden die Bedeutungen gewandelt, nicht durch Assoziation. Ein Nebeneffekt dieses Vorgangs ist es, wenn dem Wort im Vergleich mit seiner früheren Bedeutung ein höherer oder niederer Gefühlswert zukommt. Es ist dies aber Folge einer Reflexion, nicht einer von außen oder von innen erregten Gefühlsentwicklung. S. hierüber auch Th. Ribot, *La Psychologie des sentiments, p.* 171: *Les sentiments et l'association des idées*, wo auch das Gesetz der Gefühlsübertragung formuliert wird: La loi de transfert consiste à attribuer directement un sentiment à un objet qui ne le cause pas lui-même. Dies Gesetz gilt für alle von Gefühlen ausgehende Bedeutungsverschiebungen. S. die obigen Beispiele *avolé*, *fille*, *garce*.

Endlich kann der unwillkürliche Bedeutungswandel eine rein physiologische Ursache haben, wenn nämlich ein Vorgang im Hörzentrum durch automatische Reaction einen ähnlichen erweckt, der dann die ihm entsprechende Begriffsvorstellung assoziativ ins Bewußtsein hebt und auf diese Weise die Wortbedeutung verändert. Bsp. *Chère* (du lat. pop. *cara*, grec *κάρα*, tête, devenu chière, chère: I. Anciennt. Visage. II. P. ext. Manière dont on traite une personne qu'on reçoit à sa table. Dict. gén. Durch Einfluß von chair *carnem*). — *Cour* (du lat. *cohortem*, basse-cour: I. Vieilli et dialect. Normandie, Picardie, domaine rural. Spécialt. Vieilli. Domaine du prince (qui, sous les deux premières races, était un domaine rural). P. ext. Résidence du souverain et de son entourage. Dict. général. Durch Einfluß von *Curia*, womit im Mittelalter der feudale Begriff von ‚Hof' bezeichnet wurde. — *Habiller* („En tout cas, le sens ‚mettre des habits' s'est développé sous l'influence de habit.“ Dict. général). — *Souffreteux* (Pour soufraiteux, dérivé de l'anc. franç. *soufraite*, subst. particip. de *soufraindre*, manquer. Le sens ‚qui est d'ordinaire un peu souffrant' est dû en grande partie à l'influence de souffrir. Dict. général). — *Miniature* (1⁰ Lettre rouge, tracée avec du minium, sur les manuscrits, les missels, etc., pour orner le commencement des chapitres. P. ext. Lettre de diverses couleurs. 2⁰ P. ext. Peinture fine de petits sujets faits sur le vélin, le parchemin, dans les manuscrits, les missels. 3⁰, P. ext. Peinture fine en très petite dimension, faite avec des couleurs délayées dans de l'eau et de la gomme, sur ivoire, sur vélin. Fig., sous l'influence de mignon, personne, chose de proportions délicates. Dict. général).

Unter Umständen kann solche automatische Reaction ohne Einfluß auf die Wortbedeutung bleiben. Bsp. *étalon* Eichmaß. (Pour ételon par confusion avec étalon, antérieurement estalon, dérivé de l'anc. franç. estel poteau, d'origine germanique, allem. stiel, manche, *tige*, stollen, pied, support, qui se rattachent au verbe stellen, placer. Dict. général.) S. dazu W. Wundt, *Sprache* I S. 375: Lautvermengung und Wortvermengung. Bewußt wird die Lautgestalt eines Wortes verändert durch etymologische Reaction. Bsp. *escarbot* (Autre forme de écharbot, due à la réaction étymologique de scarabaeus. Dict. général). Zahlreiche Beispiele zum Einfluß der Vorstellungsassoziationen auf die Lautgestaltung s. Marzolo, *Monumenti storici* II p. 77. Bsp.: *Sombra* (sp.) risulta di *umbra* (lat.) e l'idea *Sol.*, *Huppe* risultato di *upupa* (lat.) e *Wiedehopf* (ted.). *Ustensile* aus *utensile* durch Einfluß von *user*.

Sonach ergeben sich für den unwillkürlichen Bedeutungswandel folgende Gesetze:

1. Der auf dem Zuwachs oder dem Schwinden von Begriffsmerkmalen zurückführbare Bedeutungswandel folgt der allgemeinen sozialen Entwicklung.

2. Der auf dem Vorgang der Spezialisierung beruhende der individuellen geistigen Entwicklung, wobei bemerkt werden mag, daß soziale Gruppenbildungen besonders die Entstehung spezieller Begriffe begünstigen. „Sobald sich im Laufe der geistigen Entwicklung die Begriffe der Einzeldinge differenzieren und damit Merkmale aufweisen, welche ihre Subsumtion unter die Gewohnheitsvorstellungen hindern, muß auch eine Differenzierung des Denkens eintreten, d. h. es muß neben dem stabilen traditionellen Begreifen sich ein fortschreitendes wissenschaftliches ausbilden, welchem die Gewohnheit nicht mehr als Maßstab der Gültigkeit der Begriffe gilt“ (Avenarius).

3. Die Veränderungen der Gefühlswerte geschehen nach dem von Th. Ribot aufgestellten Gesetz der Gefühlsübertragung.

4. Der Bedeutungswandel durch automatische Reaction des Hörzentrums wird durch einen Erinnerungsvorgang vermittelt.

b) Willkürlicher Bedeutungswandel.

Taucht in der Entwicklung unseres Geistes ein neuer Begriff auf, so suchen wir ihn durch ein Wortbild im Gedächtnis festzuhalten. Denn sein Wesen besteht in einer zugleich unterscheidenden und einheitlich zusammenfassenden Tätigkeit an Vorstellungen, sich rasch erschöpfend und entschwindend. Logisch

muß er dann werden durch Verdeutlichung und Klarmachung. Geistige Tätigkeit ist die Bewegung der Geisteselemente nach der Organisation hin, nicht eine äußere, diese Elemente in die Höhe treibende Kraft, wie es nach W. Wundts *Darstellung des Bedeutungswandels*, (*Sprache* II, achtes Kapitel) scheinen könnte. Nur mit Bedauern konnte er sich deswegen (s. *Sprache* II, S. 375) zur Konstatierung eines den Charakter einer willkürlichen Handlung an sich tragenden, s. g. s i n g u l ä r e n Bedeutungswandels entschließen und ihn dem r e g u l ä r e n gegenüberstellen. Und doch verlangt gerade dieser die aufmerksamere Behandlung, weil nur aus ihm ebenso wie aus der Wortbildung die verschiedenen Arten begriffsbildender Tätigkeit des menschlichen Geistes erschließbar sind. Bsp. *aviateur*, dtsch. *Automobilbandit* und *parleur*, *écouteur* in der Bedeutung von Teilen des Telephons. Die Begriffe werden gewonnen durch Denkakte, nicht indem sich Vorstellungsmerkmale selbsttätig zusammensetzen. Diese Denkakte in ihrer Verschiedenheit darzustellen, bildet eine besondere Aufgabe, der wir in einer folgenden Arbeit dadurch gerecht zu werden hoffen, daß wir die begriffliche Struktur der verschiedenen Arten von Nominal- und Verbalbegriffen untersuchen. Was die Beziehungsbegriffe anlangt, so können wir uns damit begnügen festzustellen, daß, wo ihr Ursprung nicht auf automatische oder Empfindungslaute zurückzuführen ist, sie aus Nominal- oder Verbalbildungen durch kategoriellen Bedeutungswandel entstanden sind. Sie können, was noch später gezeigt wird, keinen Bedeutungswandel, sondern nur Bedeutungswechsel durch eine nur leise das Bewußtsein berührende analogisierende Beziehungstätigkeit erfahren. Von ihnen sagt Paolo Marzolo, *Monumenti storici* I p. 112 .... *in date circostanzi danno una tinta così leggiera, una penombra, che appena si vale a sentire l'intenzione del loro posto, anzi che possiamo rendercene un conto esatto — tali sono in francese: même, donc, alors, in italiano: via, pure etc.* Doch dies nur nebenbei. Hier kann es uns nur darauf ankommen zu beweisen, daß das Gebiet des willkürlichen Bedeutungswechsels größer ist als Wundt annimmt. Da haben wir nun vorerst zu betrachten den Vorgang der B e d e u t u n g s ü b e r t r a g u n g gegenüber dem der B e d e u t u n g s v e r s c h i e b u n g, ein Unterschied, den Jaberg in seiner schon erwähnten Schrift mit anerkennenswerter Geschicklichkeit klargelegt hat. Beide Vorgänge, behaupten wir, sind als psychische Tätigkeiten ohne einen Willensakt nicht denkbar. In beiden Fällen wird ja das Wort bewußt, das eine Mal auf einen andern Begriff, das andere auf eine Nebenvorstellung eines Begriffs e i n g e s t e l l t, die hierauf zum Begriff wird. Vgl.: *greffe* Griffel > Schößling (pousse d'arbre) und *bureau* grobes Tuch > der damit bedeckte Schreibtisch, überhaupt alle unsere in dieser *Zeitschrift* Bd. 22, S. 44—49 unter ,Verschiebung auf Grund der Geschlossenheit

des Zusammenseins' beigebrachten Beispiele, mit den 2. a—g folgenden, wo wir jetzt an Stelle von 'Verschiebung der Wörter auf andre Begriffe auf Grund des vergleichenden Denkens' 'Übertragung der Wörter auf andere Begriffe durch Ähnlichkeitsassoziation' setzen möchten. Wir neigten sogar, uns Bergson anschließend, dazu, den vermittelnden Assoziationsvorgang als einen vom Wollen abhängigen zu bezeichnen. *Materie und Gedächtnis* S. 257 wird ausgeführt: Die Auswahl einer Ähnlichkeit unter vielen Ähnlichkeiten, einer räumlichen und zeitlichen Nachbarschaft unter vielen andern vollzieht sich nicht zufällig, sondern hängt vielmehr von dem sich unaufhörlich verändernden Spannungsgrade des Gedächtnisses ab, welches, je nachdem es mehr dazu neigt, sich der gegenwärtigen Tätigkeit einzufügen oder sich von ihr loszumachen, sich ganz und gar in den einen oder den anderen Ton transponiert. — Es könnte aber dagegen geltend gemacht werden: Wenn wir den durch Nebenvorstellungen erfolgenden Bedeutungswandel genau betrachten, so merken wir nichts von Auswahl einer räumlichen und zeitlichen Nachbarschaft unter vielen, nichts von einer Tätigkeit des intellektuellen Zentrums. Diese scheint uns vielmehr durch die jeweilige psychische Konstellation gehemmt, was besonders auffallend bei der von Kr. Nyrop in *Das Leben der Wörter* S. 130—165 behandelten Katechrese, der scheinbar unlogischen Erweiterung[1]), Beisp. *Glas* = ein Gefäß aus Glas, weiter beim Bedeutungswechsel hervortritt. Es läßt sich eben, wie wir wiederum sehen, allein mit Vorstellungselementen und Assoziationseinflüssen der Bedeutungswandel nicht erklären. Doch bleiben wir bei unserem vergleichenden Gegenüberstellen von Bedeutungsübertragung und Bedeutungsverschiebung, das uns nun gestattet, das folgende, die wirklichen Beziehungen zwischen den psychischen Tatsachen andeutende Gesetz zu formulieren: Der von Reflexion geleitete, auf Äußerung eines Begriffs gerichtete Wille konzentriert sich zuerst auf das momentan vorherrschende Merkmal einer Vorstellung und trennt dieses Merkmal ab, worauf Assoziation nach der Ähnlichkeit (Ähnlichkeitsassoziation auf Grund der gleichen psychischen Erregungsweise, s. Paul Stern, *Einfühung und Assoziation in der neueren Ästhetik*, S. 59) in Wirksamkeit tritt, der nur von einem Begriffsgefühl bewegte folgt dem Zuge der sich ihm zunächst aufdrängenden Berührungsassoziation. Reflexion führt zur Erinnerung, das von keinem analytischen Denkprozeß, von keiner Phantasietätigkeit unterstützte, den Willen zur Äußerung drän-

[1]) '*N'importe quoi peut désigner n'importe quoi*' heißt es hier.

gende Begriffsgefühl zu einer automatischen (im Sinne von Reflextätigkeit) räumlichen oder zeitlichen Assoziation. Für die Tätigkeit des r e i n e n , d. h. von Assoziation unbeeinflußten Erinnerns ist die folgende Stelle bei H. Bergson S. 253 des schon erwähnten Werkes bedeutsam: In Wirklichkeit verhält es sich so, daß das Gedächtnis durchaus nicht in dem Zurückschreiten der Gegenwart zur Vergangenheit, sondern im Gegenteil in einem Fortschreiten der Vergangenheit zur Gegenwart besteht. W i r v e r s e t z e n u n s v o n v o r n h e r e i n i n d i e V e r g a n g e n h e i t. Wir gehen von einem v i r t u e l l e n Z u s t a n d aus, welchen wir allmählich durch eine Reihenfolge verschiedener Bewußtseinsebenen bis zu jenem Grenzpunkt führen, wo es sich in einer aktuellen Wahrnehmung materialisiert, d. h. zu dem Punkte, wo er ein gegenwärtiger und wirksamer Zustand wird, d. h. endlich zu der äußersten Ebene unseres Bewußtseins, wo unser Körper sich abzeichnet. In diesem virtuellen Zustande besteht die r e i n e E r i n n e r u n g. Vielleicht ist diese reine Erinnerung bei dem demnächst zu besprechenden B e d e u t u n g s w e c h s e l durch analogisierende Tätigkeit im Spiele.

Anders zu beurteilen ist natürlich der von uns Bd. 26 S. 237 dieser *Zeitschrift* betrachtete Bedeutungswandel durch Analogie der Sinneswahrnehmungen. Er gehört zur Bedeutungsübertragung auf Grund ähnlicher Empfindungen, die das Bewußtsein (der bewußte Geist) als ähnliche erkennt und deshalb mit demselben Wort bezeichnet. Nur geht hier die Absicht des Sprechenden nie auf Schöpfung eines neuen Begriffs, sondern er will nur die als ähnlich erkannte Empfindung zum Ausdruck bringen. Bsp.: *un son clair, une voix blanche, une voix grêle, une lumière aigue, un vent aigre, la vue perçante, une odeur amère*, etc. S. hierüber besonders Vignoli, *Peregrinazioni psicologiche Audizione colorata*. Mach, *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, sagt S. 53 über den physiologischen Vorgang: „. . . . daß Ähnlichkeit auf einer teilweisen Gleichheit, auf einer teilweisen Identität beruht und daß man demnach bei ähnlichen Empfindungen nach dem gemeinsamen identischen Empfindungsbestandteilen und den entsprechenden gemeinsamen physiologischen Prozessen zu suchen hat.“ James, *Principles of Psychology* II p. 481 äußert hierüber: Another principle, to which Darwin perhaps hardly does sufficient justice, may be called the principle of r e a c t i n g similarly t o a n a l o g o u s f e e l i n g stimuli. There is a whole vocabulary of descriptive adjectives common to impressions belonging to different sensible spheres — experiences of all classes are sweet, impressions of all classes rich or solid, sensations of all classes sharp. — *Reacting similarly to analogous-feeling stimuli*: „Hier haben wir also das diese Klasse des Bedeutungswandels beherrschende Gesetz.“ Im einzelnen ist noch zu bemerken: Es kommen hier

sehr häufig Verschmelzungen von Geruchs- mit Geschmacks-, von Geschmacks- mit Geruchs- und beider mit Druck- und Temperaturempfindungen vor, und je nach den vorherrschenden und daneben herrschenden Elementen richtet sich dann die Auffassung des Ganzen als Geruchs- oder Geschmackswahrnehmung, z. B. Schmecken in der Bedeutung von Riechen gebraucht. — Daß wir von hohen und tiefen und wohl auch von scharfen und breiten Tönen, sowie von warmen und kalten Farben reden, weist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf den Tast- und Temperatursinn als den eigentlichen Grundsinn hin. O. Dittrich, *Grundzüge der Sprachpsychologie* I S. 501 § 1363—1366.

Der auf Ähnlichkeit der Gefühle beruhende Bedeutungswandel wurde von uns schon früher Bd. 22 S. 51 dieser *Zeitschrift* festgestellt. Wir verstehen darunter Vorgänge reiner Gefühlsassoziation: ein Wort wird von einem Begriff auf einen andern übertragen, dem ein verwandter Gefühlston beiwohnt, ohne daß im übrigen die Begriffe selbst Vorstellungsbeziehungen, die eine solche Übertragung verständlich machen würden, darbieten. Bsp. nfrz. *douter*: Ne pas savoir laquelle de deux opinions contraires est la vraie > *hésiter*. *Se douter*: avoir quelque vague idée d'une chose. H. Spencers Ansicht war: Pleasures are more like one another than are the (Empfindungen) feelings which yield them and among pains we may trace parallel resemblance. The wave of delight produced by the sight of a grand landscape is qualitatively much the same as that produced by an expressive musical cadence. *Principles of Psychology* I 286. Was ist demnach das Gesetz dieser Art des übertragenden Bedeutungswandels?

Drängt das Bewußtsein infolge angehäufter Spannkraft zur Bildung eines Begriffs, zu dessen Verdeutlichung ein Phantasieschema nötig wäre, stellt sich jedoch infolge von Phantasieschwäche ein solches nicht ein, so kann nur noch reine Gefühlsassoziation zum Worte verhelfen. Man könnte sagen, dieses Nichteintreten eines Phantasieschemas sei ein Fall der von Ferrero in ‚*Les lois psychologiques du symbolisme*' und auch in einem Artikel des ‚*Monist*' behandelten geistigen Hemmung (*Arrêt mental*), die auch beim Bedeutungswandel durch Verschiebung auf Nebenvorstellungen (*extrinsic connotations*) oft sehr bemerklich wird. Übrigens unvollkommen sind alle unsere empirischen Begriffe, logisch werden sie erst in der Arbeit des wissenschaftlichen Denkens durch Definitionen. Wie sich wissenschaftliche Begriffe entwickeln ist eine besondere Aufgabe, für deren Lösung sich bei uns besonders Prof. R. Eucken in Jena erfolgreich bemüht hat. — Eine Ähnlichkeitsassoziation zwischen Gefühl und Empfindung (s. diese *Ztschr.* 22

S. 50 d) erkennen wir nicht mehr an. Es gibt keine Empfindung ohne Gefühl. Alle von uns dort angeführten Beispiele, ebenso die in *Ztschr.* Bd. 26 S. 237 4 und 5 befindlichen (Farbenbezeichnungen, die zur Bezeichnung von Gefühlen dienen, Geschmacke, die zur Bezeichnung solcher Objekte benützt werden, von denen uns stärkere Gefühlerregungen kommen), wir weisen sie jetzt der Bedeutungsübertragung auf Grund verwandter Gefühlstöne zu.

Dies führt uns zugleich weiter zur Bedeutungsübertragung auf Grund von Ähnlichkeiten zwischen Verhältnissen und zur Metapher. Daß zwischen beiden ein ganz gründlicher Unterschied besteht, hat W. Wundt wohl gemerkt, deshalb auch *Sprache* II S. 520--522 wie 580—592 den Unterschied von assimilativem Bedeutungswandel und Metapher weitläufig auseinandergesetzt. Nicht ohne zuletzt beide wieder zu vermischen. Denn Seite 592 heißt es: Eine andere Klasse von Metapherwörtern gründet sich auf die Ähnlichkeit der Form oder anderer Eigenschaften. Wörter dieser Art schließen sich sehr nahe an den assimilativen Bedeutungswandel an; aber die Seltsamkeit der Vergleichung läßt doch einen individuellen Ursprung aus einer sinnreichen oder witzigen Vergleichung vermuten. So ist der *Kran*, die eigentümliche Hebevorrichtung, wie sie zur Hebung von Schiffsladungen dient, nach dem Vogel *Kranich* genannt, für den früher ebenfalls die kürzere Wortform im Gebrauch war. Als *Bock* bezeichnen wir nach einer entfernten Ähnlichkeit mit dem Tier ein einfaches Holzgestell zum Sägen des Holzes, zum Sitzen u. dgl.; bei dem *Sturmbock*, dem Belagerungswerkzeug früherer Zeiten, spielten wohl die Hörner des Bocks die Hauptrolle. Eine Malerstaffelei heißt engl. ein ‚Esel‘ *easel*, franz. ein ‚kleines Pferd‘ *chevalet*; span. *calabazada* ein Stoß mit dem Kopf, ist aus *calabaza* Kürbis gebildet, usw. Noch mehr in die allgemeine Sprache eingedrungen sind Ausdrücke wie *moutons*, Hämmel, für die Schaumwellen des Meeres und in derselben Bedeutung *chevaux blancs*, eigentl. Schimmel, sowie unser *Lämmer* für eine bekannte Wolkenformation. Verwickelter ist die Assoziation bei dem Wort *Pupille* für das Sehloch in der Iris des Auges. Eigentlich ein kleines Mädchen (von *pupa* Mädchen) bedeutend, ist es wohl dem von der Hornhaut reflektierten Bildchen entnommen, das man gerade über der Pupille wegen des Kontrastes mit dem dunkeln Augengrund besonders deutlich wahrnimmt. Auch ein anderes, zuweilen für die Pupille gebrauchtes Metapherwort, der Augenstern, dürfte auf die gleiche Erscheinung zurückgehen. Eingenommen für seine Assoziationen oder vielmehr für seine selbsttätigen Vorstellungselemente hat Wundt seiner ganzen Darstellung des Bedeutungswandels einen grillenkranken Zug aufgeprägt, der ihn häufig dazu treibt, gelehrte Staubwolken aufzuwirbeln, sich

damit selbst und anderen die Aussicht auf die Tatsächlichkeit der Erscheinungen verhüllend.

Weil die assimilierenden Elemente der Vorstellungen doch alles ausführen, so konnte er unbedenklich auf Grund der äußeren Ähnlichkeit: *Kran*, *easel*, *chevalet* mit echten Metapherwörtern: *chevaux blancs*, *moutons* (Schaumwellen), *Lämmer* (Wolkenbildungen) in eine Reihe bringen. Desgleichen bei anderen (s. S. 520) übersehen, daß, wenn wir vom Fuß eines Berges oder Turmes, von den Armen eines Flusses, vom Hals einer Flasche, von den Füßen und Beinen der Tische, Stühle und anderer Geräte, oder in Zusammensetzungen von einem Mohnkopf, Krautkopf, Brückenkopf, Kehlkopf, von der Mündung einer Kanone, eines Flusses reden, wir dies nicht tun, weil die Namen der Teile des eigenen Leibes sich durch den Mechanismus der Assoziationstätigkeit auf äußere Natur- oder Kunstgegenstände von ähnlicher Form oder Lage übertrugen, sondern weil ein von außen erregter innerer Drang zur Begriffsbildung — die Seele ist ja niemals rein rezeptiv oder rein spontan, sondern immer beides zugleich — die analytische Tätigkeit hervorbrechen ließ, welche die in der räumlichen Anschauung enthaltene Form oder Lage (place où une chose est posée) aussonderte. Hierauf schloß sich ein Vergleichungsprozeß an, dem Übertragung auf das Wort folgte. Aussonderung von Form oder Lage konnte der Assoziationsmechanismus nie bewirken, weil er keine Relationen setzt. Daß die verglichenen Gegenstände selbst einander je im Bewußtsein gleichgesetzt worden wären (Tischbeine = wirkliche Beine, s. S. 521 u. 582), darf deshalb nicht angenommen werden, weil es alsdann zu keiner Bedeutungsübertragung hätte kommen können. Weitere Beispiele zu dem durch das Bemerken von Ähnlichkeiten zwischen Verhältnissen bewirkten Bedeutungswandel s. *Ztschr.* Bd. 26 S. 236. Reflexion läßt sich von ihm gar nicht ausschließen.

Nun erübrigt noch zwischen Bedeutungsübertragung durch Ähnlichkeit von Verhältnissen und Bedeutungsübertragung durch Metapher zu unterscheiden. Es ist bei jener vom Erkenntnisstreben bewegter Intellekt, wodurch in Anpassung an die Wirklichkeit der Begriff sich bildet, worauf der Wille einsetzt, um durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge zu veranlassen; bei dieser drängt der Affekt oder klare und deutliche Gefühle mit begleitender dunkler Vorstellung — s. Dittrich, *Grundzüge der Sprachpsychologie* S. 283 und diese *Ztschr.* Bd. 26 S. 233—236 — zum Schaffen eines Bildes, dem dann der Intellekt ein repräsentierendes dominierendes Element entnimmt, um es in seine Begriffssprache zu übersetzen. Bsp. 1. *Dinde.* Fig. Famil. Au fém. Femme d'intelligence bornée. (Affekt.) Das entnommene Element kann also, wie hier, ein Reflexionsprädikat, d. h. ein durch Reflexion gewonnenes Prädikat sein. 2. *Un*

penchant. Inclination forte vers qqn. ou qqch. Oft ist es der auf Hervorhebung einer besonderen Gefühlsschattierung gespannte Wille, welcher neben einem schon bestehenden Begriff einen synonymen neuen und gefühlsbetonten hervorbringt. We grow weary of the d r a b complexion of things and long for a more vivid colouring. Sully, *Outlines of Psychology*: *Change as Condition of Feeling* p. 321—323. Bsp.: *Tête, caboche*; *un savon.* Fig. fam. Donner un savon à qqn, le réprimander fortement; *salir, souiller* (wahrscheinlich von *suculare*); *dérober, voler, chiper* = dérober un menu objet. Viele andere Beispiele s. Raoul de La Grasserie, *Essai d'une Sémantique intégrale* p. 348—356. Als Gesetz der Metapher mag gelten: Eine augenblickliche Stimmung des Gemüts, wenn festgehalten, schafft ein ihr im Gefühlston entsprechendes Bild. Den Wert der Metapher für die Sprachforschung faßt Cuervo treffend in den Worten zusammen: Si el estudio del lenguaje figurado es de grande importancia en cuanto hace percibir con perfecta claridad los lineamentos de las acepciones y pone de manifiesto la parte que la imaginacion de cada pueblo ha tenido en determinar el genio de la lengua no es menos util en ocasiones para esclarecer puntos etimologicos. *Diccionario de la Lengua castellana.* XV. Und Menéndez y Pelayo: En el empleo de las metáforas es donde más se conoce y da muestra de se una indole generosamente poética, porque la esencia de la metáfora consiste en descubrir entre los objetos ocultas semejanzas, que los ojos del vulgo no perciben. *Historia de las ideas estéticas en España* I p. 67.

Bemerken wir noch, daß nach dem Prinzip der Mechanisierung eingeübter psychischer Vorgänge alle Metaphern allmählich verblassen, wenn sie häufig gebraucht werden.

Von Schöpfung eines mit der Stimmung im Gefühlston entsprechenden Bildes ist bei der sog. Lautmetapher (s. Wundt, *Sprache* I S. 336—359, Nyrop, *Son et Sens*, wo der Gefühlswert von Vokalen und Konsonanten betrachtet wird, und Renouvier, *Essais de Critique générale.* Deuxième Essai: *Traité de Psychologie*) nichts zu merken. Bei dem so bezeichneten Vorgang ist Phantasie ganz unbeteiligt, es liegt reine, durch ein Gefühl vermittelte Assoziation eines Lautes mit einer Vorstellung vor. Wundt hat vollkommen recht: Der Laut als solcher kann immer nur bestimmte Gefühle und, insofern an den Laut eine Vorstellung geknüpft wird, auch eine diesen Gefühlen entsprechende Modifikation der Vorstellung erwecken. Er ist aber als Bewegung wie als Laut ein zu einfaches sinnliches Gebilde, um ohne weiteres einen nicht in der unmittelbaren Anschauung vorhandenen Begriff sinnlich vertreten zu können (*Sprache* I S. 357). Whitney, *Language and the study of Languages* p. 32 spricht sehr bestimmt

dieselbe Ansicht aus: Inner and essential connection between idea and word whereby the mind which conceives at once apprehends and produces the other, there is none, in any language of the earth. Zuzugeben wird sein, daß wohl im Italienischen, Spanischen und Französischen der Laut *i* zum Ausdruck der Zärtlichkeit oder zur Bezeichnung kleiner Dinge sich verwendet findet (Bsp. frz. *bibi* kleine Haube). Auch Marzolo werden wir zustimmen, wo es heißt: Il lampo non da suono, ma il suo nome in varie lingue si pronuncia con una r a p i d i t à che conviene allo sfuggere del lampo. Blitz (ted.) Mischmasch per indicare mescolanza; tale voce non imita precisamente alcun modello in natura, ma questa specie di suono incondito riferisce una confusione nel movimento degli organi articolatori. Ebenso Hallam: The Italian is rich in words, where the sound so well answers to the meaning, that it is hardly possible to hear them without an associated sentiment; their effect is closely analogous to musical expression. Such are the adjectives denoting mental elevation, as superbo, altiero, audace, gagliardo, indomito, maestoso. Aber, müssen wir sagen, nur Vorstellungen, keine Begriffe kann Lautmetapher erwecken. Und dann: das herrschende Gefühl, das den Laut beseelt, seine M o d u l a t i o n ist das die Bedeutung Bestimmende, nicht der Laut an sich. So kommt auch Nyrop (p. 218. 11) zu dem Schluß: Il est bon de commencer par constater qu'on est très peu d'accord sur la valeur symbolique des phonèmes, qu'on attribue souvent au même son des effets tout opposés, et que l'idée symbolique hypnotise si fortement les enthousiastes qu'ils arrivent à attribuer à tout phonème de prédilection des valeurs qui n'existent que dans leur propre imagination. Die Lautmetapher führt uns schon hart an die Grenze des Bedeutungswechsels und muß auch, genau genommen, ihm zugerechnet werden.

Personifikation kann beim Bedeutungswandel nur da in Betracht genommen werden, wo Bezeichnungen von Personen auf Tiere (Bsp. *roitelet*) und unbelebte Dinge (besonders Werkzeuge, s. Jesperson, *Progress in language with special reference to English* p. 363) übertragen wurden, wo einem Dinge eine Qualität zugeschrieben wird, die ihm eigentlich nicht zukommt (Bsp. c'est *criant* de ressemblance, une muraille lépreuse) und wo, wie in les ferrures *geignaient* oder span. *desmentirse* in der Bedeutung von: ‚nicht feststehen (Gebäude), schadhaft werden, Risse bekommen, sinken, einsinken' man von einem Dinge eine Handlung aussagt, mit der sich die Vorstellung einer Person verbindet. Im Spiel der Phantasie wird durch ästhetische Einfühlung (s. Lipps, *Aesthetik* II. Bd. Erstes Kapitel: *In Sachen der Einfühlung*) eine Veränderung mit der präsentativen Vorstellung vorgenommen, sie, wenn man so sagen darf, mit Leben erfüllt und in das Reich der Phantasie verschoben. Da nun der hierbei zugrunde liegende Wille auf keinen in die Vorstellung

fallenden Zweck, wie der Intellekt bei der Begriffsbildung, gerichtet ist, sein Schaffen unbewußt sich vollzieht, wie das des Instinkts, so gehört dieser Bedeutungswandel durch Personifikation dem unwillkürlichen Bedeutungswandel an. Weder durch Assoziation noch durch einen logischen Prozeß wäre sp. *desmentirse* je zur Bedeutung von ‚nicht feststehen, schadhaft sein' gelangt. Aber nun müssen wir ausscheiden. *Dict. gén.* p. 60 findet sich die Stelle: Dans la langue moderne *eur*, *euse* a pris une signification nouvelle: par une sorte de personnification, il désigne des objets et devient un substitut imagé de *oir*, *oire*: un condenseur, un diviseur, un numérateur, etc. De même au féminin, par ellipse de machine, on dit: une balayeuse, une batteuse, une couveuse, une faucheuse, etc. Es liegt also hier nicht Bedeutungswandel eines Wortes, sondern Bedeutungswandel, besser vielleicht Bedeutungswechsel eines Suffixes vor, welches die Beziehung auf eine Begriffsklasse repräsentiert. Wir haben mit Wortbildung zu tun, bei der die Verschiebung des Suffixes von Bezeichnung eines Gegenstandes auf Bezeichnung einer Person nur auf assoziativem Wege, ohne Einmischung ästhetischer Phantasie, zu geschehen brauchte. Die Vorstellung der ähnlichen Tätigkeit einer Person führte leicht zur Auswahl des Suffixes. Zur Suffixbildung s. *Dict. gén.* p. 43 § 58. *Des suffixes considérés dans leur signification.* p. 44 § 60 und p. 68 § 152. Für das Spanische besonders: Rufino, José Cuervo, *Apuntaciones Criticas*, Capitulo XI.

Vom Bedeutungswandel muß auch die Wortbildung mit denselben sprachlichen Elementen, wobei nur die Beziehung jeweils eine andere ist, unterschieden werden. Bsp. *une portée*: eine Tracht (junger Hunde) — Notenplan, Notensystem, die fünf Notenlinien; *coquetier* Eierhändler und Eierbecher; *cuisinier* Koch und Kochbuch; *cuisinière* Köchin und blecherne Bratpfanne. Vgl. port. *sopéira* Suppennapf, Suppenschüssel, Suppenfreundin, Köchin; *sopéiro* Suppenfreund und der bei jem. die Kost hat; *leitéira*: Milchfrau, Milchmädchen, Milchtopf, Milchnapf, Milchguß und Wolfsmilch. Hierbei werden Vorstellungen, die bei der Wortbildung mitgewirkt hatten, unbezeichnet gelassen, doch immerhin dunkel bewußt mitgedacht. Es sind Bréals *Idées latentes.* — Durch bloße Veränderung der Wortstellung sehen wir in der Entwicklung des Französischen neue Begriffe und Begriffsmodifikationen angedeutet. Das Altfranzösische kannte diese Art des Unterscheidens noch nicht.

Bsp. *Un homme pauvre et un pauvre homme, homme grand et grand homme, une femme grosse et une grosse femme, un jeune homme et un homme jeune, une femme sage et une sage-femme. Essai d'une Sémantique intégrale* p. 479—486 (1re Catégorie: *Changement complet de sens.* 2e Catégorie: *Simple modification sémantique*) enthält eine große Anzahl von Beispielen mit einer

sehr verständigen Auseinandersetzung der Gründe der Veränderungen. Raoul de La Grasserie verfährt hier einmal anerkennenderweise. Die erste Kategorie, meinen wir, wird gebildet durch Überführung eines Begriffs in eine andre Begriffssphäre, die zweite durch Wechsel der dominierenden Vorstellung eines Begriffs.[2]) Sie gehört demnach zum Bedeutungswechsel, während die erste als Begriffsverschiebung anzusprechen sein wird und eine eigene Art des Bedeutungswandels darstellt.

Wie Finck, *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung* S. 54 darlegt, bedeutet im Holländischen ‚een *sterk* drinker' einen Mann, des stark trinkt, während ‚een *sterke* drinker' einen starken Mann bezeichnen würde, der trinkt. So sagt man auch: een *goede* burgemester is niet altoos een *goed* burgemeister, d. h. ein guter Mann, der Bürgermeister ist, ist nicht immer in seiner Eigenschaft als Bürgermeister gut. Hier zu erklären: Das eine Mal werde das Adverb ‚*sterk*', das andere das Adjectiv ‚*sterke*' gebraucht heißt sich mit leeren Worten begnügen, wie wenn man einen Bedeutungswandel durch Adäquation des Wortes an den Begriff oder Dissimilation durch einen horror aequi verständlich machen wollte. Das Adverbe im einen, das Adjektiv im andren Falle sind Reflexe vorhergehender Gedanken, wodurch ‚*drinker*' in seiner begrifflichen Struktur bestimmt wird, indem es jeweils ein anderes dominierendes Merkmal (die Person oder die Handlung) durch Bedeutungswechsel erhält. Betrachten wir dagegen: *een groot man* ein großer (berühmter Mann) und *een groote man* ein großer (von hohem Wuchse) Mann; *een knap man* ein hübscher Mann, *een knappe man* ein geschickter Mann, so finden wir, daß solch eine Bedeutungsübertragung nichts andres als ein analogisierender (geistiger) Prozeß kann ins Werk gesetzt haben, wobei der Unterschied sich symbolisch in einem Laute ausspricht. Im Hinblick hierauf und auf andre im Bedeutungswandel wie im Bedeutungswechsel bemerkbare geistigen Prozesse muß den folgenden Sätzen Bergsons zugestimmt werden: D'autre part, tout état de conscience étant, par un certain côté, une question posée à l'activité motrice et même un commencement de réponse, il n'y a pas de fait psychologique qui n'implique l'entrée en jeu des mécanismes corticaux. — Tout paraîtra donc se passer comme si la conscience jaillissait du cerveau, et comme si le détail de l'activité consciente se modelait sur celui de l'activité cérébrale. En réalité, la conscience ne jaillit pas du cerveau; mais cerveau et conscience se correspondent parce qu'ils mesurent, également, l'un par la complexité de sa structure et l'autre par l'intensité de son réveil, *la quantité de choix dont l'être vivant dispose.*

---

[2]) Bsp. *Homme savant et savant homme*; *ouvrier habile et habile ouvrier, un orateur éloquent, un éloquent orateur*; *un combat sanglant, un sanglant combat.*

Schließlich wollen wir noch den von Kr. Nyrop (s. Nyrop-Vogt, *Das Leben der Wörter* Cap. IX) sogenannten mißverstandenen Wörtern ihre Stelle im Bedeutungswandel zuweisen. S. 208 heißt es: „An manchen Orten Deutschlands wird ‚irritieren‘ in der Bedeutung von ‚irreführen‘, ‚statuieren‘ in der Bedeutung von ‚gestatten‘ gebraucht.“ Es ist Verschiebung eines unverstandenen Wortes auf einen Begriff durch reine Lautassoziation und erfolgt dieselbe nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes (*Loi du moindre effort*).

Und so hat sich uns ergeben, daß die Gesetze des Bedeutungswandels nicht ausschließlich auf die assoziativen Verknüpfungen der Vorstellungen oder der Vorstellungselemente zurückgeführt werden dürfen. Die Assoziationen sind nur die Bindeglieder in Reihen von geistigen Tätigkeiten, die immer ein Gedanke zusammenfaßt. Was wir betrachtet haben, sind die allgemeinen Gesetze des Bedeutungswandels. Spezielle (empirische), wie z. B.: Wir benennen Geruchs- und Geschmacksempfindungen nach den riechenden und schmeckenden Stoffen oder: die Farbenbezeichnungen, zu denen die neuere Optik und Farbentechnik gegriffen haben, um die altüberlieferten Farbennamen zu ergänzen, wurden, so weit sie nicht ganz willkürlich nach Personen- oder Ortsnamen gebildet sind (wie bismarck braun, schweinfurter grün und dgl.) gefärbten Gegenständen entnommen, — spezielle Gesetze werden wir, wie schon erwähnt, erst aufzustellen imstande sein, wenn wir die verschiedenen Klassen des Nomens und des Verbs hinsichtlich der Begriffsbildung durch Bedeutungswandel untersucht haben. Dabei werden Arbeiten wie: *Études sur quelques Métonymies* par Kr. Nyrop (*Oversigt over det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger* 1911 Nr. 6), Roth, *Die Völkernamen in ihrer Entwicklung zu Gattungsnamen im Französischen*, O. Schulz-Gora, *Zum Übergang von Eigennamen in Gattungsnamen* in *Ztschr. f. Rom. Phil.* XVIII, 130 ff., A. Kölbel, *Eigennamen als Gattungsnamen*, Leipzig, Diss., 1907, J. Reinius, *On transferred Appellations of Human Beings*, Göteborg 1903, G. Krüger, *Eigennamen als Gattungsnamen*, Berl. Progr. 1891, J. Baudisch, *Über Eigennamen als Gattungsnamen im Französischen* und O. Thomsen, *Egennavne som Sprogrodder i Fransk.* (*Studier fra Sprog og Oldtids forskning udgivne af det Filologisk-historiske Samfund* Nr. 24) besonders zu berücksichtigen sein.

VII. Bedeutungswechsel oder Bedeutungswandel durch Wechsel des dominierenden Merkmals.

W. Wundt faßt ihn auf als assimilativen Bedeutungswandel, s. *Sprache* II S. 524—535, unter der Bezeichnung: Wechsel der dominierenden Merkmale durch Assoziationseinflüsse. Daß Assoziation dabei im Spiele ist, leugnen wir nicht; ebensowenig den

Wechsel der dominierenden Vorstellung. Nur fassen wir ihn seiner wirklichen Entstehung nach auf als Veränderung eines schon gebildeten Begriffs durch das Relationen setzende Denken, wodurch bald ein äußeres (*extrinsic connotation*) bald ein inneres Merkmal (*intrinsic connotation*) zum vorherrschenden erhoben wird. Als Ursachen dieses Bedeutungswechsels lassen sich erkennen: 1. Der intellektuelle Akt des Gegenüberstellens zweier Begriffe; 2. die Überführung eines Begriffs in eine andere grammatische Kategorie; 3. Assoziationen und Dissoziationen bewirkende Denkprozesse verschiedener Art. Betrachten wir sie der Reihe nach.

1. Der intellektuelle Akt des Gegenüberstellens zweier Begriffe.

Beispiele: *Land und Meer, Land und Wasser, Land und Stadt, Land und Volk*; *Kunst und Natur, Kunst und Wissenschaft, Kunst und Handwerk, Kunst und Pfuscherei*; *Staat und Gesellschaft, Staat und Volk, Staat und Kirche, der Staat und der Einzelne, Staats- und Weltbürgertum*; *Recht und Unrecht, Recht und Billigkeit, Recht und Sitte*; *Glaube und Unglaube, Glaube und Wissen, Glaube und Meinen, Glaube und Aberglaube, Intellectuel und intelligent* (Nous sommes heureusement un bon nombre de braves gens qui croyons encore à la patrie et qui sommes de vrais Français. Nous ne nous soucions pas d'être des *intellectuels*; nous nous contentons d'être des *intelligents. Le Petit Journal* 30. janvier 1898. s. K. Nyrop, *Dégradation du sens des mots* p. 483.). — In all diesen Fällen läßt der intellektuelle Akt des Gegenüberstellens zweier Begriffe (s. dazu das Beispiel ‚*Land und Volk*' in Wundts Schema *Sprache* II S. 526) einen Relationsbegriff in der Form eines Begriffsgefühls entstehen. Dieser aber ist ein Neues, welches dem Wort im einzelnen Falle Individualität verleiht und weshalb wir auch sagen dürfen: es wird dem Wort immer durch seine Umgebung eine bestimmte Färbung angewiesen. Übrigens Reisen eines dominierenden Merkmals von einem Begriff in einen anderen, eines δ^1, δ^2, δ^3 zu dem Orte eines δ verbieten sich von selbst, weil ein Vorstellungselement keine selbsttätige Kraft ist. Es kommt uns so vor als ob der von uns abstrahierte Punkt einer Linie sich selbst an einen andern Ort versetzen wollte. Nur durch beziehende geistige Tätigkeit, nur durch das Denken, werden Begriffe geschaffen und modifiziert. Dieses ist ein Kontinuum, das eine Auflösung in verschiedene, voneinander unabhängige Elemente nicht gestattet.

2. Kategorialer Bedeutungswechsel.

Die indo-europäischen Sprachen besitzen im Gegensatz zu anderen, z. B. dem Chinesischen, kategoriale Ausgeprägtheit ihrer Wörter. Trotzdem kommt es vor, daß diese ohne ihre Form zu verändern, sehr leicht aus einer grammatikalischen Kategorie

in eine andre übergehen, daß z. B. Substantive zu Adjektiven *(grivois, céladon = couleur vert tendre d'une nuance pâle, ladre)*; Adjective zu Adverbien *(ferme, haut, droit, bon, mauvais)*, Adverbien zu Adjektiven *(Cet homme est très bien, cette jeune fille n'est pas mal)*, Substantive zu Adverbien *(pas, point, mie, goutte, brin)*, Adverbien zu Substantiven *(le bien, le mieux, romanice: romanz, (le) roman)* werden. Partizipien wandeln sich in Substantive um *(vente, pente, rente, perte, légende, offrande, prébende; commis, amant, savant)*, in Adjektive (*étroit*, *échars* engl. scarce = *excarpsus*) und Präpositionen *(excepté, réservé, vu, entendu, attendu, durant, pendant, suivant, touchant)*. Infinitive sehen wir gebraucht als Substantive *(le parler, le pouvoir, le devoir, le sourire)*. Adverbien als Präpositionen *(sitôt, aussitôt)*, Substantive als Präpositionen *(chez* aus *in casa en chez*, afrz. *il est en chez Gautier = est in casa Walterii, faute, vis-à-vis = visus ad visum)*. *malgré* von *mal = malum* und *gré = gratum*, *à cause de*, *à côté de*. Adverbien als Präpositionen *(sitôt, aussitôt)*, im Deutschen haben sich die alten Lokaladverbien allmählich zu Präpositionen herausgebildet. (s. Erdmann, *Grundzüge der deutschen Syntax*, II. Abteilung von Otto Mensing, S. 180.) Weitere Beispiele enthält unsere Abhandlung in dieser *Zeitschrift*: *Zum Bedeutungswandel im Französischen* Bd. XXII, S. 52—54 und Bd. XXIII, S. 190—193: *Bedeutungswandel durch die Stellung der Wörter im Satz.* Halten wir daran fest, daß Bedeutungswechsel in Begriffsmodifikation durch Veränderung des herrschenden Elements eines Begriffs besteht, so ergibt sich uns, daß zum kategorialen Bedeutungswechsel gehört: Umwandlung von Adjektiven in Adverbien, von Adverbien in Adjektive, von Partizipien in Adjektive, von Partizipien in Präpositionen, von Adverbien in Präpositionen, dann natürlich auch von Präpositionen in Konjunktionen, denn nur in diesen Fällen liegt vor: Modifikation eines Begriffs durch Wechsel des dominierenden Elements, das bei all diesen Wörtern die Beziehungsform ist. Werden dagegen Substantive zu Adjektiven, so geschieht dies durch Bedeutungsverschiebung auf Nebenvorstellungen, also jeweils durch einen bewußten Akt des Willens *(Céladon, ladre)*. Substantive dienen adverbialem oder präpositionalem Gebrauch infolge von Funktionsübertragung bewirkt durch syntaktische Verhältnisse *(pas, goutte, mie; chez, faute)*. Die Umwandlung von Adverbien, Partizipien und Infinitiven in Substantive ist Begriffsbildung durch Zusammensetzung mit einem Deutewort. Als momentane konkrete und nur im lebendigen Zusammenhang eines gegenwärtigen Denkprozesses verständliche Begriffsbildungen fassen wir auf: span. ‚*lo determinados*' in: Por *lo determinados* que son de suyo los nombres propios de lugar, exigen la preposicion. Cuervo, *Diccionario de la Lengua Castellana. Introduccion* XV. Ebenso port.:

saudades minhas die Sehnsucht, die ein andrer nach mir hat, *elle tem saudades minhas* er hat Sehnsucht nach mir. Der Gebrauch des Possessivpronomens ist hier Folge verdichtenden Denkens, das, die logische Beziehungstätigkeit ausschaltend, an ihrer Stelle einen syntaktischen Mechanismus walten läßt, wie dies auch geschieht, wenn eine Aufwallung des Gefühls momentan die logischen Funktionen hemmt in: portg. *seu ingrato* im Sinne von ‚Sie Undankbarer‘, *seu medroso* ‚Sie Hasenfuß‘ u. dgl. S. Meyer-Lübke, *Romanische Syntax* S. 91 § 78 und S. 92. Eine analoge Erscheinung liegt sicher vor in: *o bom do padre* ‚der gute Kerl von Pater‘ und nfrz. *sa conversation ne sentait point son curé de village*, nämlich Vertretung eines komplizierten logischen Gedankenprozesses durch einen nur allgemein andeutenden Vorstellungsprozeß des psycho-physischen Mechanismus nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Vgl. noch altfrz. *la vostre grant merci* und nfrz. *je préférerais la mort à tout ce que j'ai souffert depuis huit mois à son occasion.* S. auch W. Wundt *Sprache* II: *Assoziative Verdichtung der Bedeutung* S. 565—571. Noch gehören zum kategorialen Bedeutungswechsel die mit Nominal- und Verbalflexionen versehenen Substantiva, Adjektiva und Verba. Denn die Flexionen deuten reine Gedankenformen an, die zu den Begriffen modifizierend hinzutreten und sie unter bestimmte grammatische Kategorien bringen. Zum Bedeutungswandel durch die Entwicklung des beziehenden Denkens (s. d. *Ztschr.* Bd. XXIII zum *Bedeutungswandel im Frz. C.*) haben wir schicklich hier noch zu bemerken: Bekannt ist, wie die Formen, die der Zeitanschauung dienen, alle zunächst räumliche Bedeutung haben, da wir die Zeit nicht anders als im Raume anschauen können. Bsp. *avant* (Prép. qui marque: 1. La position, par rapport à qqch. qui est placé plus loin du côté qu'on regarde. 2. Le moment, par rapport à qqch. qui vient plus tard. *Dict. gén.*): *Avant Kant il (Bacon) reconnait que l'esprit n'est pas neutre, passif, spectateur impartial dans la connaissance*; *que les choses, comme l'a dit Kant, tournent autour de l'esprit, bien plutôt que l'esprit ne tourne autour des choses.* Vacherot, *Le nouveau spiritualisme* p. 308. Von der Grundlage der objektiven, in Raum und Zeit beschlossenen Welt aus erhob sich der Geist mit Hilfe der Phantasie zum Ausdruck der logischen Funktionen durch die sie vertretenden Begriffszeichen, zum Ausdruck der verschiedenen Beziehungsformen der Koordination, Opposition und Limitation. Übergänge zwischen diesen kommen vor und führt, wie sonst auch, zur Gewohnheit werdender Bedeutungswechsel zum Bedeutungswandel. Dies ist namentlich zwischen der Limitation und den beiden andern Kategorien zu bemerken. Die Veränderung der Beziehungsform vollzieht sich stets von Stufe zu Stufe, vom Adverb zur Präposition und von dieser zur Kon-

junktion mittels analogisierender Phantasie. Ebenso beim Übergang von Raum- oder Zeitbeziehungen zu logischen, was in allen drei grammatischen Kategorien zu Tage liegt. Wie Verschiebung von einer kategorialen Gedankenform auf eine andre in der lebendigen Entwicklung der Sprache zustande kommt, zeigt Meyer-Lübke, *Romanische Syntax* an folgendem Beispiel aus dem Rumänischen: *Vez o parumbea. Oare* (ob, etwa) *nu i din ţeara mea* ich sehe eine Taube. Ist sie nicht aus meiner Heimat? — Ist, bemerkt der Verfasser, wie es den Anschein hat, *oare* wirklich der Plural von *oara* ‚Stunde' so schwebt in Gedanken ein ‚frage ich' vor: jetzt, frage ich, ist sie nicht aus meiner Heimat? Bergson's Ansicht: Nous estimons que dans le domaine de la vie, *les éléments n'ont pas d'existence réelle et séparée.* Ce sont des vues multiples de l'esprit sur un processus indivisible. (*L'Évolution créatrice* p. 31) findet hier und in allen Bedeutungsentwicklungen von Adverbium, Präpositionen und Konjunktionen ihre Bestätigung. Zur Begründung unserer Ausführungen mögen noch die folgenden Beispiele (s. *Dict. général*) dienen:

a) Adverbien. *Lieu.* Loc. adv. Au lieu de, à la place de. P. ext. Au lieu de (suivi d'un infinitif), pour marquer une action contraire à celle dont on vient de parler. Dans le même sens. Vieilli. Loc. conj. *Au lieu que.* — *Loin* 1⁰ A une grande distance dans l'espace. Loc. conj. D'aussi loin, du plus loin que. *D'aussi loin qu'il me vit.* Rac. Brit I, 1. 2⁰ P. anal. A une grande distance du moment où l'on est. Loc. conj. *C'est du plus loin qu'il m'en souvienne.* 3⁰ Fig. A une grande distance quant au rang, au degré. P. ext. Pour marquer une différence considérable. Dans le même sens. Loc. conj. *Loin que ma tendresse eût exposé ta vie.* Rac. Mithr. IV, 1. — *Encore.* 1⁰ A cette heure. P. ext. En plus. 2⁰ En l'état où en sont les choses. Loc. conj. *Encore que, étant donné de telles conditions.* — Cependant. 1⁰ Pendant ce temps. (Devient rare en ce sens) 2. Vieilli. Loc. conj. cependant que. 2⁰ P. ext. En regard de cela (par opposition à cela). — *Tandis* (tam diu) 1⁰ Vieilli. Adv. Pendant ce temps. 2⁰ Loc. conj. Tandis que 1. Tout le temps que. 2. Pendant le temps que. Analogie der Intensität führte zum Bedeutungswechsel von: *Mais.* I. Vieilli. Plus. P. ext 1⁰ Pour insister en redisant une fois de plus ce qui vient d'être dit. 2⁰ Pour renchérir sur ce qui vient d'être dit. II. Conjonction marquant opposition entre deux propositions qu'elle lie 1⁰ En apportant une restriction à ce qui vient d'être dit. 2⁰ En exprimant une idée contraire à celle qui vient d'être exprimée. 3⁰ En exprimant une objection à ce qui vient d'être dit. 4⁰ En exprimant la surprise de ce qui vient d'être dit ou fait. Ebenso zu dem von: *Plutôt*, das auch nicht selten in der Bedeutung von ‚ziemlich' gebraucht wird. 1⁰ Plus encore. 2⁰ De préférence.

b) Präpositionen. *Après* 1⁰ Plus loin que (qqch. qqn), dans l'espace. 2⁰ Plus loin que (qqn, qqch,) dans le temps 3⁰ Plus loin que (qqn, qqch), quant au rang. Vgl. deutsch noch, welches eigentlich Adverbium ist: mehr (bei oder an etwas), daher auch als Präposition (ebenso wie zu) immer nur den Dativ behalten hat. Dieses Wort drückt aber als Präposition auch die räumliche oder zeitliche Folge, dann die Richtung auf etwas hin, dann auch das Entsprechen oder Übereinstimmen (vgl. frz. *d'après*) aus (dies wohl durch Einfluß der Vorstellung vom Herrn und dem ihm nachfolgenden, d. h. nach ihm sich richtenden Mann oder Diener). S. Erdmann-Mensing *l. c.* S. 71. Ähnlich ist der Bedeutungswechsel von *avant* (s. Dict. gén.) und ital. *dietro* hinter, nach, um, nach, gemäß. — *Selon* (du lat. pop. *sublungum*) 1⁰ Anciennt. Le long de 2⁰ Fig. En égard à (qqch. qui dépend des personnes, des circonstances). Loc. conj. selon que. — *Contre.* I En face de, du côté qui regarde (une chose, une personne.) II A l'opposé de (qqn). — En. En parlant d'un lieu I 1⁰ Au propre. 2⁰ Fig. II En parlant d'un temps. III En parlant d'un état. Hierher gehört auch das von Meyer-Lübke, *Rom. Syntax* S. 473 besprochene: *Jésus est mort en croix.* Präpositionen wie Konjunktionen erhalten ihre Bedeutung nicht durch besonders auf sie gerichtete Begriffsbildungsprozesse, sondern mit den Vorstellungskomplexen, aus denen sie das beziehende Denken mit Hilfe verdichtender Phantasietätigkeit jedesmal als ein neues entspringen läßt. Man erzielt größere Anschaulichkeit, indem man nicht zuviel sagt, die Phantasie des Hörers nicht zu sehr einengt, sondern vielmehr anregt. *Le temps est inventeur ou il n'est rien.* Bergson *L'Év. créatr.* p. 369. — Wie das Beziehen seine Form wechselt, den Anforderungen des jeweiligen Vorstellungskomplexes gemäß, zeigen im Romanischen besonders *de* und *ad.* S. *Dict. gén.* und Meyer-Lübke, *Rom. Syntax* S. 507. *Entre* (du lat. inter) 1⁰ Dans l'espace qui sépare (deux ou plusieurs personnes, deux ou plusieurs choses). Fig. *Pour mettre une barrière entre mon fils et moi*, Rac. *Brit.* I, 2. Par anal. Dans le temps qui sépare (deux ou plusieurs moments, deux ou plusieurs faits). 2⁰ Au milieu de (plusieurs personnes ou plusieurs choses) 1. En distinguant les unes des autres. 2. En réunissant les unes avec les autres. Spécialt. En parlant de personnes qui sont ensemble. 3⁰ Fig. Par relation d'accord ou de désaccord. *Le bon accord entre parents.* —

Par. Préposition indiquant ce qui sert de passage, ce qui sert à produire un effet. Sort à désigner la cause, le motif, le moyen, l'instrument, la manière. — *Dans.* Marque la situation d'une personne, d'une chose. 1⁰ Par rapport au lieu qu'elle occupe. 2⁰ Par rapport au temps qu'elle remplit. 3⁰ Par rapport au milieu dont elle fait partie où elle vit. 4⁰ Quant à la disposition qu'elle éprouve. — *Chez* 1⁰ Dans la demeure de (qqn). 2⁰ Dans

la personne de qqn. *Chez lui tout plaît.* Spécialt. Dans la pensée de (qqn). *On voit partout chez vous l'ithos et le pathos*, Mol. *F. sav. III*, 3. P. ext. Parmi (plusieurs personnes). *Chez les Spartiates la vieillesse était en honneur.* — *Sur.* (Étym. Du lat. *super*, devenu *sovre, sour, seur, sur.* I Marque la position d'une chose par rapport à ce qui est plus bas, en contact avec elle, dans une même direction verticale. 1⁰ Par rapport à ce qui la porte. Fig. *crier qqch sur les toits.* 2⁰ Par rapport à ce qu'elle couvre, en totalité ou en partie. *Appliquer un enduit sur un mur.* P. ext: En parlant de ce qui suit qqch sans intervalle. II. Marque la position d'une chose par rapport à ce qui est plus bas, dans une même direction verticale. *L'orage est suspendu sur sa tête.* Fig. *L'emporter sur qqn.* Es ist anzunehmen, daß alle Präpositionen, auch die ältesten, ursprünglich Adverbien waren, die frei und selbständig (im Deutschen und Lateinischen auch ohne abhängigen Kasus) mit dem Verbum verbunden werden konnten.

c) Konjunktionen. Jede Konjunktion ist ursprünglich ebenfalls ein Adverbium oder ein adverbial gewordener, oft auch ein mit Präpositionen verbundener Kasus eines Pronomens oder Substantivs. Solche Adverbien oder adverbiale Bestimmungen konnten den Zusammenhang zweier Sätze verdeutlichen und vermitteln, indem sie über den Inhalt des einen Satzes (oder über die durch ein Ereignis geschaffene Situation) eine Bestimmung (dennoch, so, unter diesen Umständen, daher, nachher usw.) innerhalb des zweiten Satzes aussprechen. Genau genommen, sind also die Konjunktionen unter einem Zeichen zusammengefaßte, verdichtete Urteile, wie dies besonders erkenntlich wird in ital: *avvegnachè, avvegnadiochè, conciosiachè, conciofossecosachè, conciosiacosachè* und ung.: *ennélfogva* (wörtlich: bei diesem festhaltend) = demnach, infolgedessen. Auch in rum. *ci* sondern. Le seul moyen de se représenter la possibilité de l'emploi de *quid* pour signifier mais (après une négation) serait d'admettre qu'à l'origine quid était une parenthèse exclamative „quoi!" que dis-je?" qui se serait peu à peu affaiblie et fondue avec le second membre de la phrase. Jeanjaquet. *Recherches sur l'origine de la conjonction que.* Siehe dazu Meyer-Lübke, *Romanische Syntax* S. 349: „Eigentümlich ist nur, daß *quid*, das sonst nie als Konjunktion sondern stets als Relativum üblich ist, hier die Stelle von *ca* (quod) einnimmt, zugleich aber seine ursprüngliche Bedeutung so völlig gegen die neue vertauscht hat, daß jene nur aus dem Vergleich mit den Schwestersprachen zu erschließen ist." Den Bedeutungswechsel der Konjunktionen zeigen uns die folgenden Beispiele (s. *Dict. général*): *Comme*: (Du lat. *quomodo*) 1⁰ De la même manière que. 2⁰ De la manière que. 3⁰ De quelle manière. — *Donc* (du lat. pop. *dumque*): Conjonction qui sert à amener la conséquence,

la conclusion de ce qui précède. P. ext. Marque la surprise causée par ce qui précède. (Infolge der Assoziation des Gefühls, welches zum dominierenden Merkmal des im Worte verkörperten Beziehungsbegriffs wird.) — *Tandis que*: 1. Tout le temps que. 2. Pendant le temps que. 3. Au lieu que. — *Si*: Dans le cas où. 1: En posant le cas éventuel comme possible. Spécialt. Après les verbes qui expriment doute, interrogation. 2⁰ En posant le cas éventuel comme réalisé. — *Quand* 1⁰ Au moment où. 2⁰ Du moment que. 3⁰ En admettant que (avec le conditionnel). Zu ‚*quand*' ist zu bemerken, daß es gleich ‚*alors que*' von modernen Schriftstellern oft in adversativer Bedeutung gebraucht wird. Nicht ohne Grund. Es verbindet sich immer mit dem Hervorheben eines Zeitmoments der Gegensatz zu den vorhergehenden. Für die Bedeutung 3⁰ En admettant que (avec le conditionnel) dürfen wir wohl den assoziativen Einfluß der Verbalform als den entscheidenden Umstand betrachten. Bsp.: Voilà pourquoi il a fait école, *quand* l'auteur de l'Esquisse d'une Philosophie n'a pas laissé un seul disciple dans la science sur laquelle il avait médité. Vacherot, le nouveau spiritualisme p. 100. — *Quand* vous me haïriez, je ne m'en plaindrais pas, Rac. *Phèd.* II, 5. — *Pourtant* I Anciennt. Pour tout cela. II Avec, malgré tout cela. (Hier hat natürlich nicht Analogie, sondern assoziativer Einfluß eines damit verknüpften Gedankens eingewirkt und mit der Zeit zum Bedeutungswandel geführt.) — *Mais*: Conjonction marquant opposition entre deux propositions qu'elle lie. 1⁰ En apportant une restriction à ce qui vient d'être dit. 2⁰ En exprimant une idée contraire à celle qui vient d'être exprimée. 3⁰ En exprimant une objection à ce qui vient d'être dit. 4⁰ En exprimant la surprise de ce qui vient d'être dit ou fait (s. oben *donc*). 1⁰, 2⁰ und 3⁰ sind durch Analogie verbunden. Somit ergibt sich, daß der Bedeutungswechsel der Konjunktionen durch analogisierende Phantasie oder durch Assoziationseinflüsse erwirkt wird. Er gehört zu einer dritten Klasse des Bedeutungswechsels, dessen übrige Arten wir jetzt betrachten wollen.

3. Der infolge beziehender Denkvorgänge durch analogisierende Phantasietätigkeit oder durch Berührungsassoziation entstehende Bedeutungswechsel.

Für ihn gilt: L'acte libre est incommensurable avec l'idée, et sa rationalité doit se définir par cette incommensurabilité même, qui permet d'y trouver autant d'intelligibilité qu'on voudra. Tel est le caractère de notre évolution intérieure. Bergson *L'Év. cr.* p. 51. Noch mehr als der Bedeutungswechsel der Konjunctionen wird uns die Betrachtung der mit ihm verwandten Erscheinungen die Wahrheit

obigen Satzes hinsichtlich der sprachlichen Entwicklung bestätigen.

a) Der Existenzbegriff verblaßt zur bloßen Kopula infolge seiner Verbindung mit einem Prädikatsnomen. S. W. Schuppe, *Erkenntnistheoretische Logik* S. 507.

b) Verbalbegriffe werden durch analogisierende Tätigkeit auf verschiedene Objekte bezogen und dadurch allmählich von konkreten zu abstrakten Begriffen umgewandelt. Bsp.: *Effacer* propr. enlever l'empreinte, la figure, la marque de qqch., puis en général faire disparaître; *égorger* couper la gorge, puis tuer en général; *joncher* = parsemer de jonc les rues par où passaient les processions religieuses. On a plus tard fait abstraction de l'idée de jonc en disant: joncher de fleurs, d'herbes, voire de morts; *bailler* = donner à administrer, mettre en main, confier avec soin — puis par extension donner, livrer en général; *accoler*, prendre au cou, embrasser. A. Scheler, *Dictionnaire d'Étymologie française. Heure* Stunde — Zeitpunkt: Altfr. *Une heure dit, l'autre desdit. Une eure pleure, l'autre rit.* Ferg. 51. 26. S. die zahlreichen Bedeutungen von span. *dar* in L. Tolhausens Wörterbuch.

c) Verbalbegriffe werden durch Beziehung auf Objekte von der intransitiven in die transitive Bedeutung gebracht: Bsp.: nfrz. *conseillier* ‚raten' und ‚beraten', nfrz. prêcher les chrétiens (instruire en enseignant la parole de Dieu), *panser* ‚verbinden' eigentlich ‚denken', sorgen für jemand', *prévenir*, *surmonter*, *assaillir*, nfrz. *apprendre* ‚lehren', *cheoir* ‚zu Falle bringen', *croître* ‚mehren', noch im XVII. Jahrhundert, *périr* ‚umbringen', *tomber* ‚stürzen' bis ins XVII. Jahrhundert, von Vangelas und Ménage verworfen, doch sagt heute noch der Ringkämpfer: ‚*je l'ai tombé*' und kann das Verb auch figürlich (j. herunterreißen) im transitiven Sinne gebraucht werden, *voler* ‚fliegen machen', *courre le cerf*, *descendre* ‚herabnehmen', *monter* ‚heraufbringen', *passer* ‚vorbeitragen', *pâlir* ‚erbleichen machen', *sonner* ‚spielen', *sortir* ‚herausbringen', *tourner* ‚wenden', *attendre* ‚aufmerken' wird zu ‚erwarten' wenn zu ihm der Gegenstand tritt, auf welchen eine erwartende Aufmerksamkeit sich richtet, Meyer-Lübke, *Rom. Syntax.* — Lat. *Perire aliquam. Alteram efflictim perit.* Assoziation und Verdichtung greifen hierbei unterstützend ein.

Durch Verdichtung kann ein transitives Zeitwort dann wieder scheinbar in ein intransitives zurückgewandelt werden: *Déposer* = déclarer ce qu'on sait sur qqn, sur qqch. *Amener* (le pavillon); *instruire* (les enfants, une affaire); *pondre* (des œufs). *Affaiter* (affactare pour affectare). Anciennt. Façonner. Spécialt. 1. (Tann) les cuirs. 2. Fauconn. le faucon, le dresser (*Dict. gén.*). Exposer = ausstellen. *Guérir*: Absolt. *L'art de guérir.* Poét. *Tu frappes et guéris*, Rac. *Ath.* III, 7; *Apprendre*:

Apprends et tu sauras. Blanchir: Elle sait coudre, blanchir et repasser. Cette femme blanchit bien. — *Battre: Il faut attacher cette persienne, cette jalousie qui bat (contre le mur). Donner: Quand on donne, on ne reprend plus. Ce soldat n'a pas encore donné (sur l'ennemi).* — *Verser* (umfallen; umwerfen): *Les cabriolets qui sont suspendus trop haut sont sujets à verser.* — *Tirer:* Absolt. *L'ennemi cessa de tirer.* — *Pousser*, neutre, se dit aussi des chevaux qui battent des flancs, lorsqu'ils ont la respiration difficile: *Un cheval qui pousse. Ce cheval pousse beaucoup.*

d) Substantive erfahren Bedeutungswechsel durch Determination, wenn der determinierende Begriff zum dominierenden Merkmal wird. Bsp.: *Chambre*, wenn *Chambre des députés* gemeint ist; *prince* erklärt sich aus *princeps senatus*, *ministre* durch seine Beziehung zu Fürst, *cabinet* durch '*des ministres*', *bas* durch '*des chausses*'. *Feuille, carte, planche, table* bekamen durch eine Menge von Bestimmungswörtern, die später weggelassen wurden, eine große Vieldeutigkeit.

4. Der von Begriffsgefühlen oder dem Affekt verursachte Bedeutungswechsel.

Konnten wir die Ursachen der bisher behandelten Arten des Bedeutungswechsels auf syntaktische Verhältnisse zurückführen, wobei teils in mechanischer Weise infolge gewohnter Beziehungstätigkeiten (s. 1 und 2) teils durch aktive (spontane) Apperzeption (3) eine Begriffsmodifikation sich ergab, so nötigt uns eine Übersicht über noch für die Betrachtung übrig bleibende Fälle des Bedeutungswechsels, sie mit einem andern Prinzip zu erklären. Zum Zweck leichteren Unterscheidens stellen wir die folgenden Beispiele (s. *Dict. général*) voran.

a) *Roulement.* Mouvement de ce qui roule. P. ext. Bruit produit par ce qui roule. On entend le roulement des voitures. (Bruit produit par ce qui roule war wohl die ursprüngliche Bedeutung.) Phantasie trieb ihr Spiel in der Bedeutungsentwicklung zu ‚Personenwechsel im Amte'. — *Chaude.* 1. Feu vif qu'on allume un moment pour se réchauffer 2. (Technol.) Degré de chaleur qu'on donne au métal pour le façonner. Degré de cuisson donné à la matière qui sert à faire le verre. Altfranzösisch erweislich ist das Wort übertragen auf eine Bearbeitung des Gegners mit Schwert oder Faust. — *Le train de plaisir* der Vergnügungszug > Les trains de plaisir die Vergnügungszügler: Le train part à huit heures et, dès sept heures les trains de plaisir se pressent déjà sur le quai. — Les trains de plaisir assis en cercle etc. Annales politiques et littéraires 24. août 1902. — *Normand.* Nom propre des habitants de la Normandie > Famil. Qui a le caractère de rusé attribué aux Normands. — *Lapon* Lappländer > kleiner Mensch. — *Bohémien* > Wahrsager. — *Bohème* habitant de la Bohème. P. est. Membre de tribus vagabondes

venues de l'Orient et qu'on croyait originaires de la Bohème > Fig. Celui qui mène une vie vagabonde, déréglée. — *Suisse* > Türhüter, Tursteher, Kirchendiener. — *Algonquin.* Sauvage du Canada > P. ext. Homme peu civilisé. — *Deuil.* I Affliction que cause la mort d'une personne aimée > Marques extérieures de cette affliction, consacrées par l'usage; vêtements, tentures, carrosses drapés etc. 1⁰ Vêtements le plus souvent noirs. 2⁰ Tentures funèbres. 3⁰ Cortège funèbre. Auch: Trauerkosten (s. Sachs-Villatte *deuil* 3.). Auch zwei Bemerkungen von Marzolo (siehe *Monumenti storici* I p. 300) dürften hier am Platze sein: Senatus usavasi per intendere tanto la riunione dei senatori, come il luogo dove convenivano, conciò voleva dire il luogo, il suggesto d'onde si arringava la riunione del popolo assistente, ed il discorso stesso che si teneva. — Così un fanciullo, avendo padre e madre, è in rapporto di quelli figlio. Questo rapporto viene compreso, quando appaia esistere i genitori del soggetto; quindi le stesse parole, che indicano fanciullo si usano pure per dire figlio.

b) *Bédouin* Beduin > roher Mensch; *Tartare* > fig. Troßjunge eines Fürsten, Diener, Schneiderlehrling, schlechter Arbeiter; *arabe, juif, lombard* Wucherer; *Américain* Bauernfänger; *Auvergnat* dummer Mensch; *Flandrin* langer Kerl; *Savoyard* Grobian; *Brésilien* reicher Kerl, der viel draufgehen läßt; *Chinois* Chinese, wunderlicher Kauz, Philister; *Vandale, Turc* grausamer Mensch; *Cosaque* roher Kerl, Barbar; *Assassin* (emprunté de l'ital. *assassino*, qui vient lui-même de l'arabe *hachàchì*, plur. de *hachich* mangeurs de hachich, nom donné aux sectaires du Vieux de la Montagne. — Beide Gruppen, finden wir, weisen Bedeutungswechsel, nicht Bedeutungswandel auf. Auf Bildung eines Begriffs war es dabei gar nicht abgesehen. Nur das Bedürfnis einer Unterscheidung, das wir wohl ein logisches Gefühl nennen dürfen, drängte dahin, einerseits einen erst keimenden, inhaltlich noch nicht ausgebildeten Begriff, andrerseits das einen Begriff verdeckende Gefühl sprachlich zu bezeichnen. So kam es, daß hier, wie in ital. *Fiori d'arancio* < Vermählung, die mit einem lebhaft betonten Gefühl häufig verbundene Vorstellung, dort die nächstbeste, durch Berührungsassoziation oder Gewohnheit des Beziehens gegebene, zur Reproduktion eines Wortzeichens führte, ohne daß in irgend einem Moment dieser das Wort auslösenden Vorgänge eine Bedeutungsvorstellung reproduziert wurde. Diese fehlt überhaupt bei allem Bedeutungswechsel. Aus diesem Grunde müssen wir auch die unbeweisbare Behauptung R. Rübels (s. Inaugural-Dissertation, Straßburg 1911: *Über den Gebrauch von debere und den Ausdruck der Notwendigkeit im Romanischen*, S. 34) abweisen: *devoir* könne die Bedeutung einer wiederholten Handlung, die ursprünglich in einem

von ihm abhängigen Verbum liege (Bsp. *la meschine kil dut servir.* Marie *Lais* G. 385), dadurch annehmen, daß die Bedeutung, die dem Zusammenhang nach im ganzen Wortgefüge (also in: *kil dut servir*) liege, auf das einzelne Wort ‚*dut*' übertragen werde und zwar durch eine Art Attraktion. Es ist eben nachgerade zur Gewohnheit geworden, sich Attraktionen und Assimilationen als von Wortvorstellungen ausgehend vorzustellen, als eine Art physikalischer und chemischer Vorgänge, während doch tatsächlich der einem Satzganzen zugrunde liegende einheitliche kontinuierliche Gedanke (die Gesamtvorstellung) eine Zerlegung in aufeinander wirkende Elemente ausschließt und die mit Hilfe der Worte repräsentierten Momente eines sich in der Konstruktion des Satzes dem Gedanken aufpfropfenden analytischen Denkprozesses in ihrer Fixierung keine Beweglichkeit besitzen. Die sog. Beweglichkeit des Wortes (mobilité du mot) ist Zeichen der Gewandtheit des Denkens, sich die verfügbaren Worte durch leicht verständliche Assoziationen anzupassen. ‚Le langage tient par des racines profondes à tout le mécanisme psychologique' E. B. Leroy, *Le Langage* p. 262. Ein ‚*qui le dut servir*' kann demgemäß nur dann die Bedeutung einer gewohnheitsmäßig verrichteten Handlung erhalten, wenn solche allgemein als pflichtgemäß aufgefaßt wurde und momentanes Bedürfnis rasch den Ausdruck für einen noch dunkel vorschwebenden Begriff erheischt. Richtig ist, daß der Bedeutungswechsel nur in einem zusammenhängenden Gedankenprozeß möglich war. En réalité, la vie (du langage) n'est pas plus faite d'éléments physico-chimiques qu'une courbe n'est composée de lignes droites. Bergson, *Év. cr.* p. 34. —

5. Bedeutungswechsel durch verdichtendes Denken.

Menschliche Rede ist nicht einzig und allein Momentaufnahme rasch vorbeistreifender und aufeinander bezogener Einzelvorstellungen. Belebt vom hohen Schwung der Phantasie, vermag sie eine Mehrheit von Momenten in einem zusammenzuraffen und darzustellen, wie dies beispielsweise in span. Pensaba el vulgo que los Catholicos callaban de *confusos y corridos* hervortritt, wo wir zugleich den assoziativen Einfluß des vorhergehenden ‚*Catholicos*' bemerken. Dies Zusammenraffen in einen Moment kann nun, außer einer Verkürzung des Ausdrucks, zuweilen noch einen Bedeutungswechsel bewirken. Besonders bemerklich wird dies, wenn von zwei einen Begriff bezeichnenden Wörtern das eine als selbstverständlich weggelassen, das andere, die dominierende Vorstellung hervorhebende, zum Vertreter des ganzen Begriffs erhoben wird. Verschiebung in eine andere Kategorie findet dabei nur scheinbar statt, wenn wir übersehen, daß die dominierende Vorstellung Vertreterin des ganzen mit-

gedachten Begriffs ist, mithin selbst einen Bedeutungswechsel erfahren hat. Bsp.: *la perpendiculaire, l'oblique, la diagonale, la ronde, l'anglaise, la bâtarde, les blanches, les noires, la métropolitaine (ville), le métropolitain (chemin de fer), le Transsibérien, la Tolstoï = l'union Tolstoï, la maxime = maxima sententia.*

Verdichtende Tätigkeit der Phantasie bewirkt ferner die Verwendung von Adjektiven zur Bezeichnung einer Beziehung zu einem von ihnen angedeuteten Substantivbegriff; z. B. Es war eine zweite Überraschung, daß es Frankreich sogar gelang, Rußland und England in b e h u t s a m e Fühlung zu bringen. — Eine l ä ß l i c h e Amtsbeschäftigung. Frz. *avoir un mal de tête fou. Il a obtenu un succès fou, il y avait un monde fou. Le repas fut gai. Ces tristes vêtements où je lis mon malheur*, Corn. *Cid* IV, 1.

Gleicherweise können Adverbien Verdichtungen des Denkens zum Ausdruck bringen und so ihre Bedeutung wechseln. Bsp.: *Le lexique du XIIIe siècle, c o m p a r a t i v e m e n t à celui de l'ancien français est déjà tout pénétré d'éléments savants.* Brunot. *Hist. de la langue française. — É c o n o m i q u e m e n t , elle (cette fraction de l'île) lui assure définitivement les pêcheries dont il (le Japan) a besoin, et, au point de vue stratégique elle le rend maître du détroit de la Pérouse. Ann. pol. et litt.* 10 septb. 1905. — Ein schönes Beispiel von Verdichtung des Denkens bietet auch Antonio Cesari in *Bellezze della Comedia di Dante Alighieri* I S. 248, wo er sagt: *Anzi ciò mi torna a mente une bellissima maniera del Cecchi, mi pare, dove dimandata una fante donde venisse, risponde: Dal ponte, per l'insalata, con leggiadrissima elissi, volendo dire: Vengo dal ponte, dove fui mandato per comprar l'insalata.* Und S. 279. *Venire, andare, mandare per checchessia in vece di venire per a v e r e , p i g l i a r e , c o m p r a r e* etc.

Eben dahin gehören die schon erwähnten Bedeutungsänderungen des Possessivums: *à son recours, à son aide, à sa santé; en sa faveur; mon aspect; à ma vue; en mon honneur; sauf votre respect pour, votre seul respect; j'ai obtenu mon pardon, ma grâce etc.; ô dieu, rendez-le heureux en lui conservant votre crainte, à mon égard* (in Beachtung meiner Person), *à sa rencontre; la révolution française était alors dans toutes les bouches, son amour ou sa haine dans tous les cœurs. Rev. pol. et lit.; mon dû, mes injures Athalie* II, 5; *à mon intention* ‚im Hinblick auf mich' und das gleichbedeutende *à mon endroit.* Ebenso: *en sa mémoire* ‚zu seinem Gedächtnis', *nous aurons de ses nouvelles* (was nicht bloß von ihm selbst gegebene Nachrichten sind), *on portait encore son deuil*; s. A. Tobler, *V. B.* II S. 697 B. — In all diesen Wortgruppen wechselt das Possessivum seine besitzanzeigende Funktion, um in verdichtendem Denken die verschiedensten Beziehungen zu Personen anzudeuten. Sein Gebrauch ist natürliche Folge einer syntaktischen Gewohnheit an dieser Stelle, wenn man an

Personen denkt, ein Possessivum mit einem Substantivum in Verbindung zu bringen.

6. Bedeutungswechsel durch Verwendung von Abstrakten als Konkreta.

Hierher ist zu ziehen der Bedeutungswechsel abstrakter Eigenschaftsbegriffe wie *Röte*, *Schwärze*, *Freudigkeit*, *Lustigkeit*, *Traurigkeit*, *Gerechtigkeit*, wenn sie auf die ihnen zugrunde liegenden konkreten Zustände oder Ereignisse im Innern eines Menschen bezogen werden. Diese sind nämlich als ihre äußeren Merkmale zu betrachten.

7. Bedeutungswechsel durch Gefühlswechsel

Von ihm handelt W. Wundt, *Sprache* II S. 560, wo es heißt: Einen besonderen zu dieser Klasse reiner Gefühlsassoziationen gehörenden Fall bilden endlich jene Erscheinungen, in denen ein Wort durch die bloße Änderung der ihm anhaftenden Intensität oder Qualität des Gefühlstons seinen Begriff zu wechseln scheint. — Nach unseren hier dargelegten Unterscheidungen gehören zu dieser Gruppe nur solche Bedeutungsveränderungen, bei denen sich nachweisen läßt, daß lediglich starker Affekt zu einer sprachlichen Äußerung drängt. Von ihm gilt: A very strong emotion makes such a draught on the supply of nervous fluid as to incapicitate the intellect throughout much of its higher sphere. H. Spencer, *Principles of Psychology* I p. 596. Und so wird insbesondere der Übergang von Schimpfwörtern in Kosewörter (s. W. Wundt, *Sprache* II, S. 562) erklärlich. Die Ähnlichkeitsassoziation, die hier mitspielt, ist die der Gefühlsstärke (Intensität). — *Captivus* in seinen romanischen Ableitungen, ital. *cattivo*, frz. *chétif*, *piètre* (v. *pedestris* Fußgänger = armselig), *imbecillus* frz. *imbécile* können wir nicht in den durch reine Gefühlsassoziation bewirkten Bedeutungswechsel einbeziehen, weil sie ohne Beteiligung unterscheidender Verstandestätigkeit und den der Verschiebung auf eine gefühlsbetonte Nebenvorstellung zustrebenden Willen nicht denkbar sind. Es besteht hier ein ähnlicher Unterschied wie zwischen dem Bedeutungswandel von *deuil* > Trauermantel (Schmetterling) und dem Bedeutungswechsel von *deuil* > Trauerkosten. — Greift der Redende im Affekt zu einem Worte, das momentan dem auszudrückenden Gefühlswert entspricht, so ist bei dem stetigen Fluktuieren seiner Gemütszustände gar nicht zu erwarten, daß dieser Bedeutungswechsel sich im Gebrauch bei ihm fixieren werde. Das Wort wird deshalb meist, selbst bei sehr ähnlichen äußeren Veranlassungen, in einer im Vergleich zum ersten Gebrauch abgeschwächten Bedeutung angewendet. Bsp. *enchanter*, *charmer*, *désoler*, *adorer*, *gêner*, *terrible*, *horrible*, *cruel*. Der Bedeutungs-

wechsel folgt auch hier dem Gefühlswechsel, aber ohne Vermittlung irgend einer Assoziation. —

8. Bedeutungswechsel durch Verschiebung auf den mit einem Begriff verbundenen Gefühlswert (s. K. O. Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes*).

Bsp. L'âge *doré*, des rêves *dorés*, un temps de *cristal*, un regard de *feu*, la *verte* jeunesse, un *noir* chagrin, faire *grise* mine à qqn, contes *bleus*. L'heure *blonde*, apaisée et rêveuse. Dtsch.: *blonde* Sentimentalität des Genusses. Besonders beliebt ist diese Verschiebung bei den Symbolisten. Es führt uns diese Gruppe vor Augen, wie komplexe ästhetische Gefühle durch Hemmung des Begriffszentrums einen Bedeutungswechsel erzeugen, wogegen die Umwandlung von Begriffswörtern in Interjektionen durch einen Affekt geschieht und nur einen Affekt andeuten soll. Über Interjektionen als Satzäquivalente s. Wundt, *Sprache* II S. 239 und 248. Sie gehören zum Bedeutungswechsel durch Verdichtung.

9. Der Bedeutungswechsel der Deutewörter.

Die Deutewörter entstanden zugleich mit dem sich im Satz reflektierenden gruppenbildenden Denken, indem das Gemüt bei der Vorstellungsbewegung von lebhaftem Interesse ergriffen wurde. Dies legt uns unter den romanischen Sprachen besonders die italienische Volkssprache nahe mit ihrer häufigen Verwendung von *la (le)*, *gli* und *cì*. Bsp. *Diamoci la manina: to' cara, e stiamo stretti stretti, che son tempi brutti, e c'è il caro vivere, e c'è il terremoto che gli è sempre sotto la cenere, e c'è tante malattie, e la morte che la vien per tutti. — E quando gli hai fatto quella cattaveria alla Francia di mettergli le mani addosso, e di andar con i tuoi cannoncini fin sotto Parigi, noi non ci siamo stati a casa quatti quatti, che la era una vergogna?* Guerin *Meschino* 12. Novembre 1911. — Zu den Deutewörtern rechnen wir alle Fürwörter, schließen also selbst die persönlichen, die konkreten Personen der Rede andeutenden, nicht aus. Denn es handelt sich hierbei weder um Begriffsbildung noch um Begriffsmodifikation, sondern um Andeutung einer Richtung des Bewußtseins. Diese kann bestimmt oder unbestimmt sein und so z. B. in dtsch. ein = ein gewisser und ein = irgend ein (vgl. frz. ‚*un homme vit une couleuvre*' mit ‚*il a pris un livre*') bestimmte wie unbestimmte Individualisierung bewirken. Sie kann sich ebenso auf Personen wie auf Dinge und Raumpunkte, auf Zustände wie auf Ereignisse beziehen, dabei verschiedene Grade der Spannung oder Abspannung des Bewußtseins erkennen lassend. Bsp. *le*, *la*, *les*. Pron. de la troisième personne und *le*, *la*, *les* 1⁰ article servant à indiquer le genre ou l'espèce. 2⁰ article servant à indiquer la personne ou la chose dont un complément détermine le genre, l'espèce. 3⁰ article servant à indiquer une chose unique de son

espèce *(Dict. gén.)*. Es kann auch auf eine Person gedeutet werden als in einem bestimmten Verhältnis zu anderen Vorstellungen stehend und die gleiche Wortform für verschiedene Verhältnisse derselben gebräuchlich geworden sein. Bsp. *Me, te, se.* Régime direct und régime indirect. *Lui.* I. Pronom personnel de la 3e personne. 1⁰ M. et f. Complément indirect d'un verbe. 2⁰ Masc. Complément direct d'un verbe ou régi par une préposition. 3⁰ Masc. Sujet. II. Pronom réfléchi de la 3e personne; masc. (S'emploi au lieu de *soi* quand le sujet est déterminé). 1. En parlant des personnes. 2. En parlant des choses *(Dict. gén.)*. Schon diese wenigen Beispiele dürften genügen, davon zu überzeugen, daß der Bedeutungswechsel der Deutewörter entweder nur auf verschiedenen Graden der Spannung des Bewußtseins (Bsp. *qui que* Interrogativ und Relativ; selbstverständlich ist die vermittelnde Ähnlichkeitsassoziation) beruht oder auf damit verknüpften syntaktischen Beziehungstätigkeiten. Alsdann ist er als assoziativ-syntaktisch anzusprechen und sind die Denkprozesse, deren Resultat er andeutet, aufzusuchen. In beiden Fällen unterscheidet sich das Deutewort von den Begriffswörtern dadurch, daß die Allgemeinheit des Begriffs ihm fehlt und wir seine Bedeutung jedesmal aus einem Zusammenhang von Vorstellungen erschließen müssen. Ein volles Verständnis seines Wertes in der Sprache erlangen wir aber erst durch eingehende Untersuchung der Gruppenbildung im Satz, auf welche besonders Gustav Gröber *(Grdr. der roman. Phil.* I, 288; Otto Behagel, John Ries und in neuerer Zeit mit besonderer Klarheit der Darstellung Richard Fey (s. III § 4—23. *Neuhochdeutsche Appositionsgruppen unter besonderer Berücksichtigung der psychologischen Verhältnisse untersucht.* Halle a. S. 1912) hingewiesen haben. Erwähnt soll hier noch werden der kurze anregende Aufsatz von Otto Behagel: *Wortstellung und Rhythmus* im *Magyar Nyelvör* (Ungarischer Sprachwart) 41. Év. 1—2 Sz. Elsö Emlékfüzet. — Jan. Febr. S. 18—21. Abhängigkeit der Anordnung und des Bedeutungswechsels der Deutewörter von verschiedenen Graden der Gefühlsspannung bezeugt folgende Stelle bei Erdmann-Mensing: Das Pronomen *wer*, *was* und alle Ableitungen dieses Stammes (*welcher*, *wo*, *wenn*, *wir*, *warum* usw.) haben auch im Deutschen, wie in verwandten Sprachen, in selbständigen Sätzen indefinite und interrogative Bedeutung. Beide Bedeutungen sind eng verwandt. Unbetont und nicht an der Spitze des Satzes stehend deutet nämlich *wer* unbestimmt an, daß ein Gegenstand vorhanden ist, der nach seinem Wesen nicht näher bezeichnet werden kann oder soll: da kam *wer*; er sagte mir *was*. Mit lebhafter Betonung an der Spitze des Satzes stehend aber richtet das Pronomen die Aufmerksamkeit auf einen solchen, seinem Wesen nach unbestimmt gelassenen Gegenstand. S. 51 § 97.

Das Resultat unserer Betrachtungen läßt sich nun kurz in einigen Sätzen zusammenfassen:

Der Bedeutungswandel beruht immer auf Bildung eines im Vergleich mit einem früheren neuen Begriffs. Er teilt sich in einen unwillkürlichen und in einen willkürlichen. Jener folgt entweder der sozialen Entwicklung (Bsp. *ville*) oder er ist das Produkt unwillkürlicher Verschiebung auf eine gefühlsbetonte Nebenvorstellung (*chétif*) oder er wird auf Veranlassung physiologischer Vorgänge im Hörzentrum in dem mit ihm verbundenen Begriffszentrum unbewußt vollzogen (*chère. faire bonne chère à qqn).* Dieser wird stets durch einen auf Bezeichnung eines neuen Begriffs gerichteten Willensakt eingeleitet und nennen wir die sich hierauf einstellende, durch Ähnlichkeitsassoziation vermittelte gewollte Tätigkeit Übertragung. Stellt sich ein Bedeutungswandel dar als Folge begrifflichen Klassifizierens, dem sich eine Dissoziation anschließt, als Folge des Registrierens allmählicher innerer oder äußerer Veränderungen oder führt ihn nur ein momentanes Bedürfnis der Unterscheidung herbei, dem durch Berührungsassoziation genügt wird, so vollzieht er sich wiederum unwillkürlich, die Verbindung des Wortes mit einem neuen Begriff durch unbewußte Verschiebung. Beim Bedeutungswechsel dagegen findet weder Übertragung noch Verschiebung des Wortes auf einen neuen Begriff statt, sondern es wechselt ein Begriff nur das dominierende Merkmal. Bei Präpositionen und Adverbien ist dies die Beziehung selbst, deren Wechsel durch analogisierende Phantasie vermittelt wird, während der Bedeutungswechsel der Konjunktionen sich jeweilig von selbst aus den momentanen psychischen Situationen ergibt, gleichwie die Bedeutung von ung. *ki* (heraus und hinaus) in: *ki vele* = heraus damit! und hinaus mit ihm! Eine besondere Stellung nimmt der Bedeutungswechsel der Deutewörter ein, der erst im Zusammenhang mit den Gruppenbildungen im Satz seine genügende Erklärung finden wird.

Augsburg. K. Morgenroth.

Syntaktisches.

(Schluß.)

IV. Il fait bon vivre ici.

Der vierte und letzte Punkt, den ich bei der Besprechung von Löseth *Notes de syntaxe française* (Bd. XXXVII H. 8 dieser Zeitschrift) für eine spätere, eingehendere Erörterung als sie im Rahmen einer Rezension gegeben werden konnte, zurückbehalten mußte, war die in der Überschrift angedeutete Infinitivkonstruktion, bei deren Behandlung durch L. (*Notes* p. 14 f.) ich allzusehr das Eindringen in das W e s e n der Erscheinung vermisse. Schon der einleitende Satz scheint mir ein schiefes Bild von der Sache zu geben: *«Il fait bon» et les expressions analogues («il fait dur, cher» etc.) se construisaient en ancien français avec l'infinitif pur, qui fut primitivement régime direct* (Tobler *«Verm. Beitr.»* I, 179). Wie der in Parenthese zitierte Gelehrte klar darlegt, gehörte das den Infinitiv begleitende Adjektiv *(bon, dur, cher, etc.)* nicht etwa als nähere Bestimmung zu *faire*, sondern war Attribut des Infinitivs, der im Altfranzösischen die (heute noch im Spanischen, Portugiesischen anzutreffende) höchst bemerkenswerte Eigentümlichkeit hatte, daß er trotz Beibehaltung voller verbaler Kraft, wie sie sich in der Begleitung durch ein Subjekt *(a l'aprochier l e s neifz)* oder durch ein Objekt *(au prendre le congié)* bekundete, dennoch (ganz in der Weise eines Substantivs) mit bestimmtem Artikel und adjektivischem Attribut auftreten konnte. So wird man denn nicht (mit Löseth) sagen dürfen: „Im Altfranzösischen wurden *il fait bon* und „analoge Ausdrücke" mit dem reinen Infinitiv verbunden, der ursprünglich das Akkusativobjekt war", sondern wird etwa die Formulierung wählen müssen: „Im Altfranzösischen konnte das „unpersönliche" *il fait* (abgesehen von substantivischen Objekten, wie *jor*, *nuit* usw.) auch einen von einem Adjektivattribut begleiteten Infinitiv als näheres Objekt bei sich haben, der wie jedes Akkusativobjekt im Altfranzösischen selbstverständlich präpositionslos war." — Ebensowenig wie der Anfang, wird die Fortsetzung dem Wesen der

Sache gerecht, wenn es im nächsten Satze heißt: «*Plus tard des prépositions s'y glissèrent, «à» d'abord, puis «de» évidemment par analogie avec «il est bon, dur»* etc. Für die erstgenannte Präposition *(à)* kommt die Analogie von *il est bon, dur* usw. ja überhaupt nicht in Frage, — das *évidemment par analogie avec «il est bon, dur»* etc. soll sich wohl auch nur auf *de* beziehen — und das Auftreten der Präposition *de* gehört erst dem Neufranzösischen an. Es fehlt also bei diesem historischen Seitenblick an jeder Andeutung hinsichtlich der Ursachen und der eigentlichen Natur des Ausdruckswandels. Tobler (a. a. O. III² 217) schreibt diesen dem störenden Dazwischentreten eines aus einem Substantiv oder gar einem ganzen Satz bestehenden Akkusativobjekts zu, wodurch eine Lockerung des Zusammenhanges zwischen Infinitiv und dem (ursprünglich attributiv mit ihm verbundenen) Adjektiv herbeigeführt worden sei, z. B. *il fait bon son cuer oster De ce c'on ne puet amender* (aus Cleom. 17539) oder *Fol fait promaitre ce c'on ne puet tenir* (aus Gayd. 154). Immerhin sei auch hier noch die Möglichkeit gegeben das Adjektiv als Attribut zu dem (das Objekt von *fait* bildenden) Infinitiv aufzufassen, also etwa: „es macht gutes Sein-Herz-abwenden von dem, was man nicht ändern kann", „es macht törichtes Unerfüllbares-versprechen"; wobei „es macht" so viel heißt wie: „ein gewisses, als bekannt vorausgesetztes (wenngleich tatsächlich undefinierbares) Etwas bewirkt, schafft, ruft hervor usw." Erst von dem Auftreten eines *a* ab datiert Tobler Verkennung, d. h. also zugleich Wesensänderung der ursprünglichen Ausdrucksweise, freilich ohne sich näher über den eigentlichen Sinn der neuen Konstruktion zu äußern. Er gibt folgende drei Beispiele: *Por ce fet buen consoil a prendre* (aus Erec 1222); *L'istoire fait bon a conter Et a oïr et a retraire* (aus Veng. Rag. 3354); *che fera il boin a veoir* (aus Merlin I, 55). Ich möchte mich nun für die Auffassung entscheiden, wonach hier das Adjektiv nicht mehr attributive, sondern prädikative Bestimmung zu dem Objektsinfinitiv (mit all seinem Zubehör) wäre, ähnlich, wie es noch heute die Adjektive in den Verbindungen *trouver bon, mauvais* oder der präpositinale Ausdruck in *juger à propos* usw. sind. Also: „Es macht gut (d. h. zu etwas Gutem) einen Entschluß zu fassen" — „die Geschichte zu erzählen, zu hören und zu berichten"[1]) — „das zu

[1]) Daß bei dem weiblichen *l'istoire* männliches *bon* steht, braucht auch dann nicht zu befremden, wenn man *a conter* — und vorher *a prendre* — nach Analogie von neufrz. *j'ai une lettre à écrire* als prädikative Bestimmung zum Substantiv, also eigentlich dieses nebst Infinitiv *(consoil a prendre, l'istoire a conter)* als Objekt zu *fait* fassen wollte. Die Form *bon* hätte sich bereits so festgesetzt, daß sie auch als Prädikativbestimmung zu einem weiblichen Objekt auftreten konnte. Man vergleiche damit das heutige Verfahren bei *à quoi bon*; z. B. in folgendem Satze (Bourget, *Un crime d'amour 41*), wo ein Don Juan Gewissensbisse über seine früheren Liebeleien *(intrigues)* em-

sehen". Bei solcher Auffassung hat dann auch das — erheblich spätere — Auftreten von *de* nichts Befremdendes, wenigstens nicht m e h r als der *de*-Infinitiv nach den vorhin erwähnten Ausdrücken *trouver bon* usw. Der Molièresche Satz: *Il ne fait pas bien sûr.... D'épouser une fille en dépit qu'elle en ait* (aus Femmes sav. V, 1) entspricht dann grammatisch genau einem: *Je trouve mauvais d'épouser* usw., und erst recht möglich wird eine solche Auffassung von *bon* als prädikativer Bestimmung des Objektsinfinitivs da, wo sich andere Satzglieder zwischen beide einschieben, wie in: *Il ne devait plus faire bon, même aux représentants du tsar libérateur, de parler de le (= Alexandre de Bulgarie) déposer* (aus *Rev. bl.* 1886 II 356a) oder *Il ne faisait pas bon, en ce temps-là, de crier: «Vive l'empereur!»* (eb. 1890 I, 748a). Jedenfalls ist in solchen Fällen eine unmittelbare Wiederherstellung des alten Sachverhalts, der ehemaligen Konstruktion (mit attributivem Adjektiv und präpositionslosem Inf.) unter allen Umständen ausgeschlossen, und wenn der ebenso scharfsinnige wie gelehrte Verfasser am Schlusse seiner Ausführungen (III² 218) den befremdenden Wunsch ausspricht, es möchte den heutigen französischen Grammatikern gelingen, das richtige Verständnis für das eigentliche, d. h. ursprüngliche Wesen der Ausdrucksweise wieder allgemein zu machen und damit dann auch das (wie er noch befremdender sagt) h ä ß l i c h e[2]) *de* endgültig zu verbannen, so würde das für die letztgenannten Sätze natürlich

---

pfindet: *A quoi b o n celle-ci? A quoi b o n celle-là? A quoi bon, l'autre année s'être amusé à se faire aimer de Juliette? A quoi b o n cette comédie jouée à la petite Maud?*

[2]) Den hier erwähnten Wunsch nannte ich befremdend, sofern er meines Erachtens die Verkennung der Tatsache bekundet, daß für die Auffassung eines besonderen Ausdrucksfalles in einer bestimmten Sprachepoche nicht dessen u r s p r ü n g l i c h e s, durch historische Forschungen festgestelltes Wesen maßgebend ist, sondern die jedesmalige Eigenart des Gesamtsprachsystems und die dasselbe beherrschenden Prinzipien — weswegen ich auch die S. 216 gemachte Schlußfolgerung, daß, weil im Altfranzösischen aus der Flexionslosigkeit sich die akkusativische Natur des Infinitivs ergäbe, dieser Infinitiv ohne weiteres auch für das Neufranzösische als Akkusativ zu gelten habe, nicht als zutreffend anerkennen kann. Das Altfranzösische kannte ein Adjektivatribut beim Infinitiv, die neuere kennt ein solches generell nicht mehr, sondern nur eben noch in formelhaften Überresten. Die völlige Wiederbelebung des alten Verfahrens wäre also ein Anachronismus. — Das Epitheton „häßlich" vor *de* aber nannte ich „noch befremdender", weil es nicht nur eine ungerechtfertigte Bevormundung des modernen Sprachverfahrens involviert, also an sich schon bedenklich erscheinen muß, sondern besonders auch, weil es in frappantem Widerspruch zu der ausdrücklichen Erklärung steht, die der Verfasser Zs. f. rom. Phil. XXIV, 131 über sein Verhalten gegenüber unlogischen sprachlichen Ausdrucksweisen abgibt. Ich kann mir diesen Widerspruch (ebenso wie den bezüglich der Auffassung von *à moins que de I² 17* und *III² 118*) nur durch die Annahme erklären, daß Verf. bei der Neuauflage nicht den g e s a m t e n Text noch einmal gelesen, sondern sich mit der Hineinarbeitung der inzwischen gemachten Notizen begnügt hat

eine völlige Änderung der Wortstellung bedingen, etwa so, daß dann gesagt würde: *Même aux représentants du tsar libérateur il ne devait plus f a i r e b o n p a r l e r de le déposer* oder: *En ce temps-là, il ne f a i s a i t pas b o n c r i e r: «Vive l'empereur!»*

Ein ähnlicher Übergang von attributivem Verhältnis zu prädikativem (bezüglich eines Objektsinfinitivs) ließe sich, so scheint mir, noch in anderen Fällen nachweisen. So bei der eben besprochenen analogen Wendung mit *beau*. Da, wo sich diesem *beau* der Infinitiv *voir* anschließt, liegt erstarrtes archaisches Verfahren vor, d. h., von *il fait* abhängig, ein Objektsinfinitiv *(voir)* mit a t t r i b u t i v e m Adjektiv *(beau)*: *Il vous f a i t b e a u v o i r être vêtu de la sorte à votre âge* (Lücking). Da die Belege in den Grammatiken knapp sind, füge ich noch einige selbstnotierte hinzu: *Il f e r a i t b e a u v o i r que Suzanne eût de ces bégueuleries.* A. Hermant, *Confessions d'un enfant d'aujourd'hui* 164. — *Il f e r a i t b e a u v o i r qu'un oncle n'eût pas le droit de se servir de la jument de son neveu.* G. Sand, *Le meunier d'Angibault* 343. — *Eh bien, il a u r a i t f a i t b e a u v o i r qu'elle ne prît pas au sérieux la distribution des prix!* L. Frapié, *L'institutrice de province (Modern-Bibl.)* 89. Man sieht, daß die Wendung heutzutage vorzugsweise kondizionell gebraucht wird, etwa im Sinne von: „Das wäre ja noch schöner (gewesen)." — Findet sich aber statt des stereotypen *voir* gelegentlich ein anderer Infinitiv, so daß eine selbständige Verwendung vom neufranzösischen Standpunkte aus vorliegt, dann wird es sprachlich angemessener sein das *beau* prädikativ zu fassen z. B. *Il ferait très beau s'en aller* (von Plattner aus Mme de Sévigné zitiert). — *Il aurait f a i t b e a u e n t e n d r e (sc. dire) le monde: un député qui garde les gifles! un homme public qui a peur!* J. Rameau, *La jungle de Paris* 187, genau übersetzt: „Es würde (zu etwas) schön (em) gemacht haben, die Leute (sagen) zu hören . ." Noch deutlicher tritt diese Wandlung des grammatischen Verhältnisses zutage in der verwandten Konstruktion *avoir beau faire q. ch.*, verwandt nicht nur bezüglich des Verhältnisses von *beau* und dem Infinitiv, sondern auch bezüglich des Sinnes von *beau*, das hier ebenfalls ironisch gebraucht ist, freilich nicht in Hinsicht auf das Aussehen, den äußeren Eindruck, sondern in Hinsicht auf den Erfolg, so daß *beau* geradezu die Bedeutung „vergeblich, nutzlos, wirkungslos" erhält.[3]) Hier zeigt sich das prädikative Verhältnis einmal darin, daß bei Aufzählung mehrerer (nutz- und wirkungslos vollführter) Tätigkeiten niemals *beau* wiederholt wird z. B. *Il e u t b e a u p r o d i g u e r durant toute la soirée des phrases pareilles et l u i t é m o i g n e r une*

[3]) Es ist also *vous avez beau parler* (wenn auch der grammatischen Struktur nach damit verwandt) dem Sinne nach grundverschieden von dem deutschen „du hast gut reden", das bekanntlich französisch durch *vous (en) parlez à votre aise* zu geben ist.

tendresse qui... Bourget, *La terre promise* 266. — *Les parents a v a i e n t b e a u s e d é r a n g e r, v e n i r p r é s e n t e r n'importe qu'elle requête ou excuse, la dissipée* (eine Schülerin) *n'y gagnait pas une minute de grâce* L. Frapié, *La boite aux gosses* 119. — *...nous a v i o n s b e a u p r e n d r e des villes, g a g n e r des batailles, nous n'allions jamais assez vite pour lui.* A. Daudet, *Le siège de Bertin (*in *Contes du lundi).* — *Paul a b e a u v i v r e dehors, s'a s s e o i r sur d'autres fauteuils, s o u l e v e r d'autres portières, f o u l e r d'autres tapis, peut-il faire que...?* M. Prévost, *L'heureux ménage* 121. — *Cet homme a b e a u ê t r e i n t e l l i g e n t, c o n n a î t r e le code et toutes les roueries de la procédure, e n t e n d r e chaque jour des confidences et des aveux de femmes, il ne comprend rien à des âmes telles que...* eb. 189 f. — Noch auffälliger: *Un amer dégoût lui monta, suscité par ces pensées. L'orchestre a v a i t b e a u é p a r p i l l e r la gaieté sautillante des «peteneras»* (spanische Tänze) *et l e s f e m m e s s o u r i r e, et l e s h o m m e s l e s e n t r a î n e r dans le tourbillon des danses...* M. Prévost, *Les demi-vierges* 384, wo bei jedem weiteren (durch *et* angefügten) Satze das Verbum finitum unwiederholt geblieben, aber dabei nicht bloß das *avaient*, sondern zugleich das *beau* unterdrückt worden ist. Und wo einmal das *beau* wiederholt wird, stellt sich das *avoir* sofort mit ein, z. B. *Elles o n t b e a u être bonnes; riches et jolies, elles o n t b e a u chercher à plaire, une mauvaise fée souffle...* ders. *L'heureux ménage* 199, ein deutliches Zeichen dafür, daß *beau* prädikativ (also zu *avoir* gehörig), nicht attributiv (mit dem Infinitiv verbunden) gebraucht ist.[4] — Und auch darin offenbart sich dieser Sachverhalt, daß, wenn ergänzende, erläuternde, bestimmende Einschiebungen nötig werden, diese stets zwischen *beau* und den Infinitiv, nie zwischen *avoir* und *beau* treten: *On a beau, p r e s q u e c h a q u e j o u r, apprendre... une funèbre nouvelle, ce n'est pas toujours dans des circonstances aussi saisissantes.* A. Lichtenberger, *La petite* 112. — *Il (= Dario) eut beau, j u s q u' à l a p l a c e d u P e u p l e, lui faire admirer les églises.* Zola, *Rome* 160. — *Il avait beau, d e l o n g e n l a r g e, marcher vite et fumer... il s'enrhumait sous son petit paletot.* Lavedan, *Le bon temps* 161. — Und besonders auffallend wegen der Länge des trennenden Gliedes:

[4]) Wer an der Stellung des *beau* (v o r dem Infinitiv) Anstoß zu nehmen und zu meinen geneigt sein sollte, daß eine prädikative Bestimmung des Objekts immer h i n t e r diesem stehen müsse, der sei (außer an die schon erwähnten Verbindungen *trouver bon, trouver mauvais, juger à propos*) daran erinnert, daß auch außerhalb des Bereichs der uns hier beschäftigenden Konstruktionen oft genug prädikative Adjektive vor dem Akkusativobjekt stehen, auf das sie sich beziehen. So z. B. *Voilà pourquoi sans doute j'ai p r é s e n t s à l' e s p r i t les moindres détails de cette adoption.* A. Daudet, *La petite paroisse 401.* — *La tramontane m'obligea à tenir f e r m é s les volets de fonte de deux de ces fenêtres.* Ders. *La Fédor 184.* — *L's du pluriel rend l o n g u e toute voyelle précédente.* Thurot II, 621 usw.

Armand avait beau, a p r è s l e s p r e m i e r s j o u r s d'u n a b a n d o n p r o d u i t p a r l a n o u v e a u t é d e l a p o s s e s s i o n p h y s i q u e, multiplier les traits de son égoïsme, sa maîtresse trouvait le moyen de l'en chérir davantage. Bourget, *Un crime d'amour* 117. —

Ist es demnach in der heutigen Sprache nichts Ungewöhnliches, das einen Objektsinfinitiv regierende transitive Verb durch ein auf den Infinitiv bezogenes und ihm vorangestelltes Adjektiv prädikativisch näher zu bestimmen, so wird auch nichts allzu Auffälliges darin gefunden werden können, daß sich unter der Einwirkung trennender Einschiebungen ein solches Verhältnis gelegentlich herausgebildet hat, wo ursprünglich zweifellos ein aus Infinitiv und attributivem Adjektiv bestehendes Objekt vorgelegen hat. Auch für unser *il fait bon* läßt sich an modernen Beispielen zeigen, daß bei Anreihung mehrerer Infinitive das *bon* nicht wiederholt wird, demnach attributive Verbindung mit Infinitiv nicht wahrscheinlich ist. *Certes, il n e f e r a i t p a s b o n a v o i r un retard de cinq minutes, ni d e m a n d e r un congé d'une heure, ni m é n a g e r sa peine.* Frapié, *La boîte aux gosses* 242. — Oder (von einem Mädchen aus dem Volk gesagt, das den wegen eines Kapitalverbrechens von der Polizei verfolgten Geliebten in ihrer engen Wohnung verbirgt und ihn mit Liebkosungen überschüttet) *Il f a i t b o n a i m e r dans leur peur, derrière des cloisons où l'on tremble, et, bien intact, s e r r e r dans ses bras celui que traque la société.* M. Barrès, *Les déracinés* 458. — Daß die Auffassungsänderung nicht erst der neuesten Zeit angehört, beweist folgende (von Lafenestre, Molière 43 zitierte) Lafontaine-Stelle: Plaute n'est plus qu'un plat bouffon, Et jamais il ne fit si *bon* Se trouver à la Comédie. — Und für die vorstehend erläuterte Auffassung — Infinitiv: Objekt zu *il fait*, und *bon* auf ihn bezogene prädikative Bestimmung — würde es auch kein Hindernis bieten, daß sich nicht selten *de* vor dem Infinitiv findet. Kann doch über die prädikative Natur des *bon* und *mauvais* in den Wendungen *trouver bon*, *trouver mauvais* gar kein Zweifel sein, und doch hat der Objektsinfinitiv hier immer *de* vor sich. Nach *espérer*, *désirer*, *souhaiter* findet sich ebensowohl Infinitiv mit *de* wie ohne *de*; nach *aimer autant*, *aimer mieux* zeigt sich dasselbe Schwanken bei dem zweiten, durch *que* eingeleiteten Infinitiv und auch nach einfachem *aimer*, das (der grammatischen Vorschrift nach) à vor dem Infinitiv haben sollte, in der Umgangssprache aber fast immer nur den reinen Infinitiv nach sich hat, findet sich dieser in familiärer Ausdrucksweise oft genug von *de* begleitet. Kurz, ebensowenig wie man aus dem Fehlen des *de* in *Il fait bon vivre* mit Sicherheit den Schluß ziehen dürfte, daß hier *vivre* Objekt sei — findet sich doch, wie Plattner II, 3, 85 zeigt, auch nach *il plaît* noch heute oft genug der reine Infinitiv (wie andererseits nach *il vaut autant* gelegentlich *de*

(S. 84) — ebensowenig ist das Auftreten des *de* ein sicherer Anhalt dafür, daß der Infinitiv als nachstehendes oder logisches Subjekt zu gelten habe. Löseth geht also zu weit, wenn er sagt (p. 15) *Pour la langue moderne, qui ne voit plus dans l'infinitif que le sujet logique...*

Dagegen hätte ich gegen eine vorsichtigere Fassung, z. B. *qui ne s e m b l e voir dans l'infinitif que le sujet logique* nichts einzuwenden, da in der Tat manches für eine solche Auffassung spricht. Erstens, daß sich im Anschluß an Witterungsangaben wie *il fait chaud, froid, beau* (substantivierte Neutra mit fortgelassenem Teilungsartikel, wie in *il fait jour*), längst *il fait bon* als in sich abgeschlossene Wendung, mit dem Sinne von „es ist angenehm, wohltuend", gebildet hat.[5]) Ihr folgte alsbald die familiäre Form *ça fait bon* (vgl. *comme ça pleut!* usw.), die statt des durch *il* ausgedrückten fingierten und ziemlich abstrakten Subjekts — jenes vorgeblich bekannten und doch jedem ernsthaften Definierungsversuch spottenden Witterungs- und Allerweltsfaktors — ein schon etwas konkreteres Agens andeutet, nämlich, wenn nicht gerade ein bestimmtes Seiendes, so doch wenigstens die jedesmaligen besonderen Umstände. Sagt jemand, indem er sich müde auf den schattigen Rasenplatz wirft: *Ah! ça fait bon (de se reposer ici)* dann wird er auch ein, aus anderem Munde kommendes *Ah! (qu')il fait bon (de) se reposer ici* unwillkürlich als „Hier ausruhen tut wohl" und nicht, wie der ursprüngliche, altfranzösische Sinn war, „Es macht hier gutes Ausruhen" deuten. Zweitens hat die moderne Sprache neben der Wendung mit *fait* eine solche mit *est* geschaffen. *Elle pensa, plus tendrement que jamais: «Il m'aime bien... C'est b o n d'ê t r e a i m é e ! Cher ami!»* („Der Liebe, Gute"!). M. Prévost, *Les demi-vierges* 237.— (Gegen das Heiraten macht ein naïves Mädchen das Argument geltend): *C'e s t si bon de dormir toute seule dans son lit*;[6]) eb. 377. — *Demain ce s e r a bon de se réveiller!* A. Lichtenberger, *Mon petit Trott* 252. — *Ça s e r a si bon d'épancher ce pauvre petit cœur gonflé!* Ders., *La petite* 318. — Wem diese Aus-

---

[5]) Z. B. *Petit, comme il doit faire bon là-dedans!* R. Bazin, *La douce France 40.* Daß sie an sich noch mit der Infinitivwendung vereinbar war, zeigt A. Daudets: *Il faisait s i b o n sous les pins de l'Estérel, s i b o n p ê c h e r des oursins vers les roches de Pormieu. Trente ans de Paris 74.*

[6]) Während der von Löseth zitierte Volksliedrefrain den entgegengesetzten Gedanken — natürlich seitens des männlichen Teiles — mit *il fait* ausdrückt: *Auprès de ma blonde, Qu'il fait bon dormir!* — Die vom Verf. darangeknüpfte Frage *Cet usage serait-il donc devenu archaïque?* ist, sofern es sich um unmittelbar folgende Infinitive handelt, entschieden mit „nein" zu beantworten. Sagt V. Hugo (in einer zweiten Alexandrinerhälfte) *et qu'il f a i t b o n d e v i v r e*, so las ich kürzlich in einem handschriftlich mir vorgelegten Gedicht (an derselben Versstelle) *et qu'il f a i s a i t b o n v i v r e* (= 6 Silben). — Auch daß der „Hiatus" bei dem *de* in *Il fait bon d'être soldat* im Spiel sei, ist zu viel gesagt. (Vgl. *il fait bon à être.*)

drucksweise geläufig, der wird (namentlich, wenn ihm die Bedeutung von *il fait* bereits so abgeblaßt ist, daß er, wie z. B. Littré, bei *il fait jour, il fait froid* in *jour* und *froid* nachgestellte Subjekte sehen und *fait* gleich *règne* fassen will!) nur zu geneigt sein, ihr Seitenstück mit *fait* analog aufzufassen, d. h. den Infinitiv als Subjekt zu deuten: *Comme il faisait bon d e v i v r e l à , parmi cette magnificence du ciel et de la terre, et d'y a i m e r la beauté de la femme et d e s'y r é j o u i r dans la fécondité universelle!* Zola, *Rome* 248. Namentlich wenn zu *il fait bon* noch die Bezeichnung der beteiligten, interessierten Personen tritt, sei es mittels (des nächstliegenden) *à*, z. B. *Non, on n'a pas le cœur de restreindre son existence quand il fait si bon à t o u s l e s d e u x d'y vivre*, Hervieu, *L'armature* 46 *(Calm. Levy)*, sei es mittels *pour*: *Il ne faisait pas bon alors p o u r l e s h o m m e s n o b l e s de se trouver à Paris* (von Seeger aus Barante, *Hist. des ducs de Bourg.* 3, 215 zitiert). — *Il (= Rabelais) était averti qu'il ne ferait pas bon p o u r l u i d'aller trouver Calvin.* Lanson, *Hist. de la litt. frç.* 248.

Bekanntlich findet sich — und zwar, wie früher erwähnte Beispiele gezeigt haben, schon in altfranzösischer Zeit — auch die Präposition *à* in unserer Wendung. Ob Löseth, der als weiteres Beispiel dafür aus Dumas, *Vingt ans après LXIII* zitiert: *Il ne fait pas bon à aller ici sans lumière*, mit der Bemerkung «*La préposition «à» paraît ici tout à fait littéraire aujourd'hui*» Recht hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist diese Ausdrucksweise nach Sinn und Konstruktion so durchsichtig und einwandfrei — man vergleiche damit z. B. *Il y a du danger à marcher si près de l'abime* —, daß Plattner sich zu der (immerhin etwas kühnen) Bemerkung fortreißen läßt: „In allen diesen Ausdrücken scheint der Infinitiv mit *à* e i g e n t l i c h a n s e i n e r S t e l l e zu sein." (Ergänzungen 3, 85 Anm.). Vielleicht hätte auch Auger an der früher erwähnten Stelle der *Femmes sav. (V*, 1*)*: *Il ne fait pas bien sûr, à vous le trancher net, D'épouser une fille en dépit qu'elle en ait* keinen Anstoß genommen, wenn hier statt des *de* vor *épouser* ein *à* gestanden hätte. Natürlich wird eine Rechtfertigung Molières sich weniger darauf zu berufen haben, daß Silbenzahl und Hiatusverbot ihn zur Wahl des *de* „gezwungen" hätten — da bekanntlich bei dem w i r k l i c h e n Dichter (von sehr komplizierten Strophenformen abgesehen, die e r aber gerade am seltensten wählen wird) die Anpassung der Gedanken- und Ausdrucksform an das Versschema stets instinktiv, unbewußt, und ebenso sicher und mühelos geschieht, wie etwa bei einem w i r k l i c h e n Musiker das Treffen der ihm vorschwebenden Töne auf der Geige oder auf dem Klavier — sondern eher darauf, daß es seiner Sprachepoche noch völlig an der Festlegung des Gebrauchs von *de* und *à* beim Infinitiv fehlte (z. B. *près*, *prêt*), wie sie sich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts vollzogen hat.

B e r l i n - Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

Beiträge zur Rolandsforschung.

III.

Turoldus (3. Fortsetzung.)

Die Hochzeit in Chartres und das Rolandsepos.

Erwägen wir, nach den Vorbemerkungen in dieser Zs. XXXIX[1], S. 158 f., was für irgend welche Beziehungen des Rolandsepos zur Hochzeitsfeier Boemunds in Chartres spricht.

A. S p r a c h l i c h e s.

Zu eigen machen wir uns die oben erwähnten sprachlichen Argumente Baist's. Ein Normanne hat unser Lied gedichtet, das stand uns von jeher fest, ganz abgesehen von sprachlichen Gründen.[1]) In diesem Punkt wissen wir uns einig mit Suchier, Baist, Morf.[2]) Jener Normanne hat allerdings nicht rein im Dialekt geschrieben, sondern, um Worte Ph. Aug. Becker's[3]) zu gebrauchen, in einer „gewollten Mischsprache". Woran wir selbst einmal in bezug auf die Kunstsprache des Epikers erinnert haben (diese Zs. XXXVII[1], S. 106), das hat neuerdings Vossler in seinen geistreichen Bemerkungen „Zur Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache"[4]) treffend ausgeführt. Sehr viel Richtiges liegt z. B. in dem Satz (S. 163), „daß in der Umgegend oder am Hofe eines Fürsten sich Kinder der verschiedensten Territorien und sprachlichen Heimaten zusammenfanden und daß durch ihr Zusammenleben eine Hofsprache entstand, die mit der engeren Landessprache nur wenig... zu tun hatte." Wir verweisen auf das (diese Zs. XXXVII[1], S. 105. 117 f.) über des Turoldus Lebenslauf Gesagte: aus der normannischen Heimat

[1]) Vgl. W. Tavernier, Über einen Terminus ante quem des altfranz. Rolandsliedes, S. 2 f.; in: Philologische und volkskundliche Arbeiten Karl Vollmöller dargeboten von G. Baist, K. Gruber [u. a.], Erlangen 1908.

[2]) Die romanischen Literaturen und Sprachen, Berlin u. Leipzig 1909, S. 147.

[3]) Grundriß der altfranzösischen Literatur, Heidelberg 1907, S. 88.

[4]) II, S. 157 ff., in: Germanisch-romanische Monatsschrift, III: 1911.

kommt er früh an einen pikardischen Grafenhof, dann in König Wilhelms Gefolge, zu unruhigem Hinundher zwischen England, der Normandie und den Grenzländern. Dabei mußte sich der Dialekt schon vielfach abschleifen, manch fremde Eigenart in sich aufnehmen. Wie nun der so vorgebildete Dichter den Griffel ansetzte zu einem Epos großen Stils, nach Vergils zauberischem Muster, hat er nicht nur unbewußt die Fesseln des Dialekts gesprengt, hat er sein Publikum, und zwar das allerhöchste Publikum ins Auge gefaßt, sich nach Kräften herausgefühlt aus seiner normannischen Heimat. „Mein Vaterland muß größer sein."

Wie erklärt sich nun das alles aufs beste und tiefste, wenn man an die Festversammlung in Chartres denkt! Die Blüte der Nation, um ihren König versammelt, die hohen Helden des Kreuzzugs, so viele tapfere und sieggewohnte Ritter, die von Spanien bis zum Orient ihrer Waffen Ruhm hinausgetragen hatten, so viel edle Frauen. Franzosen, Engländer, Provenzalen, Süditaliener, Griechen,[5]) aber überwiegend doch Franzosen aus Franzien. So verstehen wir, daß Turoldus von allen Dialekten dem franzischen die meisten Konzessionen gemacht hat, es liegt Richtiges in Baist's, einst von uns beanstandeter, Formel, daß „das Rolandslied auf franzischem Gebiet für Franzier bearbeitet worden".[6])

Nicht nur der Hinblick auf sein glänzendes Publikum, die hohe Braut, die beiden Könige, so viel Ritter und Geistliche ihrer Gebiete — sie hätten wohl ein ausgesprochen, ein rein normannisches Lied nicht allzusehr goutiert — nicht allein diese höhere Rücksicht hat die Sprache unseres Epos mitbestimmt. Im Dichten ersah Turoldus den Vorteil, den ihm eine über den Dialekt hinausstrebende epische Sprache bot. Manch neue Assonanzen wurden möglich, und unser Bischof hat denn auch nach der Richtung hin alle Chancen gelten lassen. Er war kein Routinier in der Dichtkunst, und hatte Neuland zu beackern. Da brauchte er Ellbogenfreiheit. Die fürstliche Hochzeit in Chartres bietet weiter eine Erklärung dafür, daß der hochgebildete Kleriker überhaupt in der Volkssprache dichtete. Die Rücksicht auf sein erlauchtes doch nicht durchweg lateinkundiges Publikum zwang ihn zu der Konzession, zu dem Wagnis,[7]) das ihm erleichtert sein mag durch das Vorbild des herzoglichen Troubadours im Süden.[8]) Wilhelm von Poitou war vielleicht selbst damals unter den Hochzeitsgästen.[9]) — Noch sei Roberts, des Herzogs von der Normandie und Bruders der Hochzeits-

[5]) In Boemunds Gefolge; davon mehr unter B 4.

[6]) Vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 158 f.

[7]) Der erklärende Text der Stickerei von Bayeux ist noch lateinisch.

[8]) Vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 151.

[9]) Darüber unten zu C 9.

geberin gedacht und seiner Vorliebe für die Volkssprache: *patria lingua facundus, ut sit jocundior nullus.*[10])

B. Zeitgeschichtliches.

Nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Gesamthaltung seines Epos hat Turoldus Rücksicht auf sein Publikum genommen. Stellt man sich die erlauchte Festversammlung in Chartres als den Kreis vor, für den zuerst unser Werk gedichtet ist, dann erklärt sich wieder aufs zwangloseste und tiefste das, was man etwa zentralistische Tendenz im Rolandslied genannt hat. Wenn wir das Wort Tendenz gebrauchen, so ist doch daran zu erinnern, daß es sich wie bei der oben behandelten sprachlichen Anpassung auch bei der politischen um etwas zum größten Teil Unbewußtes handelt, um Höflichkeit des Herzens, einer feinen, fühlsamen Dichterseele.

Umschreiben wir zunächst das, worauf es ankommt, mit Sätzen zweier Forscher, die von ganz anderer Seite her auf unsern Punkt gelangten. „Wenn also der Anfang des Gedichtes auch in der Normandie sich gebildet haben mag, so ist sicher der Kern der Erzählung in *France dulce* entstanden, und zwar in entschieden königlichem Interesse.“ So P. Graevell.[11]) Und ähnlich Gaston Paris[12]): C'est probablement dans le voisinage de la cour mais dans des sphères plus hautes, sous l'influence directe de la royauté, que la chanson de Roncevaux a pris la forme qui nous est parvenue.

Treffende Bemerkungen, aus denen bis in die neueste Zeit recht falsche Schlüsse gezogen worden sind.

Soviel ist unbestreitbar: im Rolandsepos findet sich keine Spur von Partikularismus. Zwar der normannische Stammesstolz des Dichters bricht vielfach durch, verleugnet sich so wenig wie der normannische Dialekt in der Sprache unseres Liedes. Man denke an die Großtaten der Vorzeit, die 371 ff. aufgezählt werden,[13]) an 3048 f., wo die kriegerische Bedeutung der Normannen für jene Jahrhunderte in die knappen Worte voll tiefster Geschichtswahrheit gefaßt wird:

> Ja pur murir cil n'ierent recreant;
> Suz ciel n'ad gent ki poissent durer tant.

Auf das normannische Herrscherhaus wird vielfach angespielt, insonderheit Roberts Heldentat in der Schlacht bei Askalon ehrenvollem Gedächtnis überliefert.

---

[10]) Vgl. Tavernier, Terminus 16, Anm. 5 und unten zu C 3.

[11]) Die Charakteristik der Personen im Rolandslied, Heilbronn 1880, S. 159.

[12]) La chanson du pèlerinage de Charlemagne, in: Romania IX: 1880, S. 50.

[13]) Vgl. W. Tavernier, Zur Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes, Berlin 1903 (= Romanische Studien, H. 5), S. 46 f.

Aber das stolze Stammesgefühl des Dichters tritt in den Hintergrund vor dem Gedanken an Allfrankreich, geeint um seinen König. Nicht so sehr von einer franzischen als vielmehr von einer zentralistischen Tendenz im Epos sollte man sprechen. Auf alle großen Stämme entfällt ja ein Lorbeerblatt in dem reichen Ruhmeskranz, den der Dichter flicht. Nicht zutreffend ist Baist's[14]) Bemerkung, daß die Bewohner Franziens „drei unter den zehn Schlachthaufen bilden, die größten und wichtigsten". Die Ordre de Bataille für Karls Heer (Laisse 219 ff.) ist so bedeutsam, daß es sich lohnt, auf diesen Punkt einzugehen. Wir geben einen Überblick der Kontingente.

I. *Franc* 15 000 (3019. 3026)
II. *Franc* 15 000 (3021. 3026)
III. *li vassal de Baiviere* 20 000 (3028 f.)
IV. *Aleman*, *S a i s n e* 20 000 (3038 f.)
V. *Norman* 20 000 (3045 f.)
VI. *Bretun* 30 000 (3052 f.)
VII. *Peitevin, baron d'Alverne* 40 000 (3062 f.)
VIII. *Flameng, baron de Frise* 40 000 (3069 f.)
IX. *Lohereng, cil de Borgoigne* 50 000 (3077 f.)
X. *barun de France* 100 000 (3084 f.)

In 3038 muß *Saisne* das Assonanzwort gewesen sein; das ergibt sich aus dem Vergleich mit 3700 f. (*Baiviers et Saisnes, Loherens et Frisuns, Alemans mandet* ...) und 3793 ff. (*Bavier et Saisne sunt alét a conseill* ...; *Asez i ad Alemans* ...). Auch hier die Sachsen in der Nachbarschaft der Bayern; sie können nicht in Karls Heer gefehlt haben, wo sie doch in Karls Rat sitzen. Es ist leicht erklärlich, daß das unbequeme Assonanzwort von den Kopisten beseitigt worden ist. Was jetzt in den Handschriften steht, ist doch nur Ausdruck der Verlegenheit, auch *de la Marche* (Stengel nach V⁴) deplaziert in der sonst so planvollen Ordre de Bataille.

Wenn man den Sachsen wieder ihre Stelle gegeben hat, werden die Absichten des Dichters erst völlig klar. Zunächst kommen die großen deutschen Stämme an die Reihe, Franken, Bayern, Schwaben, Sachsen, dann Frankreich[15]), und die Aufzählung gipfelt in Franzien. Die große Zahl von 100 000 erklärt sich, da Anjou, Blois-Chartres und die Champagne in die engere Machtsphäre der Kapetingerkönige einbegriffen sind. Die Dichtung spiegelt genau die politischen Kräfteverhältnisse ums Jahr 1106 wieder. Mit den Normannen fängt, bezeichnend

---

[14]) Variationen über Roland 2074, 2156, S. 19. = S. 231 in: Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, Festgabe für Wendelin Förster, Halle 1902.

[15]) Der Friesen Name war durch Robert den Friesen († 1093) mit der franz. Grafschaft Flandern verknüpft worden.

genug, die Aufzählung innerhalb Frankreichs an; den noch ehrenvolleren Platz im letzten Treffen, unter den Augen des alten Kaisers, erhalten die Franzier — wozu auch die Chartrains, die Vasallen der gastlichen Gräfin Adele rechnen.[16])

Wenn man also auch bei den ersten beiden Heerhaufen nicht an die Franzosen, sondern an die deutschen Franken zu denken hat, so hat doch Baist darin Recht, daß die Franzier, als bei welchen Karl selbst mitkämpft und Gottfried von Anjou die Oriflamme trägt, besonders ausgezeichnet werden sollen. Das erklärt sich zwanglos, wenn man das Rolandsepos mit der Hochzeit der französischen Königstochter in Chartres in Beziehung setzt.

2. Was aber unsere Dichtung mit jenen Frühlingsfeiertagen des Jahres 1106 am engsten verbindet, das ist die Wärme der Kreuzzugsbegeisterung. Man erwidere nicht, daß dieselbe seit dem großen Jahre 1095 nicht mehr erloschen sei. Was war etwa in der Normandie während des darauffolgenden Jahrzehnts nicht alles geschehn! Wieviel Krieg und endlose Anarchie! Da hatte jeder für sich selbst der Sorge genug;das Kreuzzugsinteresse mußte zurücktreten. Und nicht viel besser stand es im engeren Frankreich, wo das Königtum sich mit Mühe gegen die widerstrebenden Vasallen durchzusetzen hatte. Hier wie in England hatte der Investiturstreit lange Jahre hindurch das Königtum mit dem Träger der Kreuzzugsidee, dem Papst, entzweit. Da, gerade als diese kirchlichen Streitfragen friedlicher Beilegung zuneigten und sich dank Heinrichs I. und Ludwigs VI. Tatkraft die inneren Verhältnisse in der Normandie und in Frankreich zu bessern angefangen hatten, erschien mit des Papstes Legaten Boemund. Er weckte die schlummernde Kreuzzugsbegeisterung durch die Wucht seiner gebietenden Persönlichkeit, durch den Ruhm seiner Taten. So erscheint auch im Rolandsepos der Kreuzzugsenthusiasmus ganz frisch, ganz aktuell, nicht wie ein mattes Echo aus vergangener Zeit. Es gilt kein Ausruhen auf großen Erfolgen, zu neuen Kämpfen mahnt der Dichter, um der bedrängten Christenheit des Ostens beizustehn (3997 f.; vgl. 1129 *Chrestïentét aidiez a sustenir*). Hilfe tut dringend not. Das Christentum ist schon in der Defensive.

Durch die Hochzeit in Chartres, die Doppelverbindung mit Boemund und Tankred, hatte sich das französische Königtum, eben erst aus dürftigsten Machtverhältnissen wieder emporgekommen, aus dem drückenden Kirchenbann befreit, gewissermaßen vermählt mit dem Kreuzzugsgedanken. Manch einer

---

[16]) So heißt es in einer Urkunde Philipps I. ums Jahr 1102 (bei Prou, Recueil des actes de Philippe Ier, Paris 1908, S. 372): Interfuere de nostro palatio Francigenae: Guoslanus Carnotensis, Hugo de Vico novo Aurelianensis, Paganus de Stampis... et alii quamplures.

von Boemunds begeisterten Zuhörern sah vielleicht hoffnungsträumend schon den alten König selbst seinen Heerbann aufbieten und an der Spitze des geeinten Frankreichs nach Osten ziehn, ein zweiter Karl der Große. Ach der Rolanddichter wußte besser, wie müde der alte Herrscher war, wie voll Mühsal sein Leben (4000). Aber die Mahnung zum Kreuzzug bleibt ihm nicht erspart.

3. Zwei bestimmte Ziele werden genannt: zunächst gilt es mit Boemund nach Epirus zu ziehen.[17]) Daß in Chartres schon die Parole: ‚gegen den Griechenkaiser', ausgegeben wurde, beweist der oben (diese Zs. XXXIX[1], S. 157) abgedruckte Bericht des Ordericus Vitalis; *omnes armatos secum in Imperatorem ascendere commonuit*, heißt es von Boemund.[18]) Epirus aber war für die Normannen der alte Angriffspunkt gegen das oströmische Kaisertum.[19]) Der Name muß in jenen Frühlingstagen des Jahres

[17]) Zum folgenden vgl. Tavernier, Zu Roland 3995: *tere d'Ebire*, in dieser Zs. XXXVII[1], S. 272.

Mein verehrter Promotor Suchier hatte die Güte, mir nachstehendes Bedenken mitzuteilen: „Epirus müßte, als nicht volkstümliches Wort, im Prov. *p* behalten." Wir vermuten, daß Turoldus das Losungswort wiedergegeben hat, wie er es aus dem Munde von Kriegern hörte, d. h. in volkstümlicher Form. Das gelehrte *e* am Ende hat er aus Eigenem hinzugesetzt, um der Assonanz willen; er hat ja aus gleichem Zwang heraus *Denise* (973, 2347) und *orïente* 3594 (neben orïent 401:) zu schreiben gewagt.

Wem unsere Erklärung nicht genügt, den verweisen wir auf die Möglichkeit, daß der seit den Kreuzzügen immer häufiger vorkommende Name *Bire* den Kopisten von O oder einer Vorlage davon beeinflußt hat; vgl. Baist, Variationen 14 = Beiträge 226: „*Bire* soll allgemein orientalisch klingen." Baist ebenda und Tavernier, Vorgeschichte, S. 166 (Anm.) haben eine Reihe von Orten des Namens aufgeführt, von denen der Templersitz bei Jerusalem und mehr noch Bir (Bira) am Euphrat die beachtenswertesten sein dürften.

[18]) Vgl. Bernhard K u g l e r : Boemund und Tankred, Tübingen 1862, S. 29: War es der Grimm gegen die Griechen, den die Kämpfe der letzten Zeit in ihm genährt hatten, war es das Zauberbild der kaiserlichen Krone von Byzanz, um die er schon in jungen Jahren schwere Kriege durchfochten hatte, oder verblendete ihn der siegverkündende Jubel, der jeden seiner Schritte im Abendlande begleitete, — wir kennen seine Beweggründe nicht, wir wissen nur, daß er die Ritterschaft . . . Frankreichs zwar zum Kreuzzuge aufforderte, aber zu einem Kreuzzuge, dessen e r s t e s Z i e l die Besiegung der schismatischen Griechen war. — Bernhard Gigalski: Bruno, Bischof v. Segni, Münster 1898, S. 168: Boemund zog dann aber nicht nach dem heiligen Lande, sondern w i e e r e s s c h o n f r ü h e r beabsichtigt und seinen Scharen a n g e k ü n d i g t h a t t e , n a c h E p i r u s.

[19]) Boemund landete am 9. Oktober 1107 in Avlona, südlich von Durazzo (Ferdinand C h a l a n d o n , Essai sur le règne d'Alexis I[er] Comnène < 1081—1118 >, Paris 1900 = Mémoires et documents publ. par la Société de l'École des chartes, 4), S. 243). Von dort aus hatte er schon einmal Ende 1080 oder Anfang 1081 einen langwierigen Krieg gegen die Griechen eröffnet (Chalandon 64). — Am 13. Oktober 1107 begann Boemund die Belagerung von Durazzo, „qu'on a justement appelé la clef de l'Empire vers l'Occident" (Cha-

1106 oft genannt worden sein. Ein zweites Ziel wird proklamiert: *Rei Vivïen si* (sodann[20]) *sucurras en Imphe.* Auch auf diese dunkle Andeutung scheint uns einiges Licht zu fallen von jener Hochzeit in Chartres her.

Boemund, sein Neffe Tankred und Balduin von Edessa hatten 1104 am Balich, einem Nebenfluß des Euphrat, bei Harran eine furchtbare Niederlage erlitten; 12 000 Christen waren gefallen und Balduin gefangen genommen.[21]) Infolge der Schlacht kam es zur Belagerung von Edessa, das Tankred heldenhaft verteidigte. In bedrängter Lage übertrug Boemund seinem Neffen alles, was er noch im Osten besaß und schiffte sich Ende 1104 oder Anfang 1105 im St. Simeonshafen ein, um vom Abendland Hilfe zu erbitten. Tankred erwehrte sich löwenmutig und mit Erfolg der feindlichen Übermacht. 1105 wieder „wurde Edessa durch Djekermisch, den Emir von Mosul, der einer der Sieger bei Harran gewesen war, hart bedrängt. Die erntereifen Felder in der Umgebung der Stadt wurden verwüstet, und die normannische Garnison bei einem Ausfall mit empfindlichen Verlusten zurückgeworfen“ (Kühne 12). Diese beunruhigenden Nachrichten[22]) wird Boemund im Abendland erhalten und für die Kreuzzugspropaganda verwertet haben.[23]) Edessa in Gefahr, Tankred und seine Normannen in schwerer Not, das hat auch den Rolandsdichter aufs tiefste gepackt. So lautet denn die zweite himmlische Direktive: nach Edessa, Tankred zu Hilfe!

Was hat *Imphe* mit Edessa, *Vivïen* mit Boemunds Neffen zu tun, so wird man fragen. *The roi Vivien and the place are*

---

landen 73). Es war im ausgehenden Altertum die Hauptstadt der Provinz *Epirus nova* gewesen (Philippson in Pauly's Real-Encyclopädie d. classischen Altertumswissenschaft, Neue Bearb., hrsg. v. Wissowa, 5, Stuttgart 1905, Sp. 1887); „besonders für die Normannen bildete im 11. und 12. Jahrhundert die Stadt... das wichtigste Tor für ihre Einfälle in die Balkanhalbinsel.“

[20]) Vgl. das *si* in 1291, 2480, 2668 usw.

[21]) Zum folgenden vgl. Kugler: Boem. 26 f., 36; Ernst Kühne, Zur Geschichte des Fürstentums Antiochia, I, Progr. Berlin 1897, S. 10 ff.; Reinhold Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem <1100—1291>, Innsbruck 1898, S. 49 ff.

[22]) Über die Stimmung in Edessa i. J. 1105 berichtet der zeitgenössische Matthäus von Edessa (Extraits de la Chronique de Matthieu d'Édesse, in: Recueil des historiens des croisades, Documents arméniens, I, Paris 1869, S. 79): Ce désastre jeta le désespoir dans Édesse. Chaque famille était dans la désolation, chaque maison retentissait de gémissements; toute la campagne aux environs ruisselait de sang.

[23]) Bei der zweiten Belagerung im Jahre 1105 war zwar Tankred nicht in Edessa, aber die Einzelheiten der Belagerung von 1105 mochten im Abendland mit denen von 1104 leicht zusammengeworfen werden, wie das bei der Entfernung und den Propagandazwecken erklärlich. Boemund selbst konnte noch (und nur) aus dem Orient Nachrichten über die Belagerung von 1104 mitbringen, bei der Tankred in der Stadt gewesen war.

unknown, erklärt Geddes (La Chanson de Roland, New York 1906, S. 234) resigniert.

Von den mannigfachen Erklärungsversuchen für Imphe[24]) bezw. *Nimphe* sind die von vornherein zurückzuweisen, die nach Südfrankreich oder gar nach Mitteldeutschland weisen. Der Osten allein kann in Betracht kommen. Dorthin führt Baist's Auslegung: *Nimfe* = Memphis, arab. *Minf*.[25]) Aber Memphis ist vom Kreuzzug nicht berührt, in der Kreuzzugsliteratur bis zum Jahre 1106 nicht erwähnt.[26]) Und wie käme ein Christenkönig, eine Christenschar in diese ägyptische Stadt? Die Verse 3996 f.

> A la citét que paien unt asise
> Li chrestïen te reclaiment e crïent

zeigen, daß es sich um eine christliche Stadt handeln muß, die von „Heiden" belagert wird. — Durch das Wort *citét* wird auch eine andre, von K. Hofmann angeführte, doch nicht angenommene Erklärung zurückgewiesen, die aber geographisch nahe ans Richtige rührt. „Wenn man *enimphe* anders teilt *ẽ Nimphe*, so kommt man wieder nach Mesopotamien. Der Fluß Nymphaeus oder Nimphius fließt in den Tigris.... Später soll der Fluß Basilimpha geheißen haben."[27]) Aber *Imphe* bezw. *Nimphe* kann eben keinen Fluß bedeuten. So bleibt nur übrig, sich an den arabischen Namen Edessas zu halten: U r f a. In normannischem Mund klang das fast wie *Irfe*.[28]) Und wenn nicht des Dichters Dialekt ihm unbewußt in Frage kommt, so hat er absichtlich, der Assonanz zu Liebe, der er ja noch viel größere Konzessionen gemacht hat, statt *Urfe Irfe* geschrieben, von seinem Dialekt wenigstens geleitet und entschuldigt. Ein Kopist, der mit *Irfe* nichts anzufangen wußte, ist dann auf *Imphe* gekommen,

---

[24]) Vgl. Stengel's Glossar unter *Imphe*; Tavernier, Vorgeschichte S. 166 f., Anm. 324.

[25]) Variationen 14 = Beiträge 226.

[26]) Der erste Sachkenner auf diesem Gebiet, Pfarrer Dr. Hagenmeyer, hat die Güte gehabt, uns die Stellen mitzuteilen, an denen Memphis bei den Lateinern jener Zeit vorkommt: Guibert von Nogent, Vorr. (Recueil des historiens des croisades, Historiens occidentaux, IV, Paris 1879, S. 121); Radulf von Caen, cp. 108. 137. 138 (Recueil III, 1866, S. 608. 702. 703). Guibert hat seine Kreuzzugsgeschichte spätestens 1110 und nicht vor 1106 vollendet (Fulcheri Carnotensis Historia Hierosolymitana, hrsg. von Heinrich Hagenmeyer, Heidelberg 1913, S. 46), Radulf schrieb nach 1112 (Hagenmeyer 74).

[27]) K. Hofmann: Tere de Bire, Rol. 3995, in: Romanische Forschungen, I, 1883, S. 429 f.

[28]) „Nun sind im französischen *ü* die beiden Elemente, das velare und das palatale, am innigsten verschmolzen, im Normannischen dagegen wiegt das jüngere palatale gegenüber dem älteren velaren vor" (Wilhelm Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen, I, Leipzig 1890, S. 70; vgl. S. 74 f.).

wobei, wenn nicht ein reines Versehen oder Verhören vorliegt, Namen wie Imm (bei Artah; Röhricht 138, Anm. 3) oder Nymphaeus oder Ἰμφής in Thessalien (Hofmann 429) oder gar die Nymphen mit im Spiel sein mochten.[29])

Daß der Rolanddichter besonderes Interesse für das damals normannische Fürstentum Antiochien-Edessa hatte, beweist schlagend der Name Baligant. *ant* ist die bekannte orientalische Endung. Der Emir Balag († 1124) war der gefürchtetste Nachbar und Widersacher Edessas; *draco saevissimus* heißt er bei Fulcher (hrsg. v. Hagenmeyer, S. 727), und Albertus Aquensis (Historia hierosolymitana, Lib. IV, cp. 8; in: Recueil, Hist. occid., IV, S. 394) nennt ihn *Turcum dolosum, militem vero armis et bello famosum.* Über ihn vgl. noch Recueil d. hist. d. crois., Doc. arméniens I, S. 94, Anm. 1; S. 110; 131 ff.; Kühne 21 ff. In der Unglücksschlacht bei Marsivan i. J. 1101, an der auch Graf Stephan von Chartres teilgenommen hatte, war Balag unter den Gegnern gewesen (Alb. Aqu. VIII 23; S. 573). Schon früher hatte gerade ein Ritter von Chartres, *Folbertus*, mit 100 tapferen Genossen von Balag's einstiger Residenz Serudsch (zwischen Edessa und Euphrat) aus mit Balag zu kämpfen gehabt (Alb. Aqu. V 23; S. 446). —

Imphe steht lautlich von Urfa-Edessa nicht weiter ab wie *Nimphe* von Minf-Memphis oder gar von Nîmes und Memleben. Und Edessa ist sachlich gefordert. Aber *Vivien?*

Es handelt sich da um einen Decknamen, wie sie in der Dichtung damals beliebt waren. Eine ganze Reihe solcher bedeutungsvoller Namen wird einige Seiten weiter unten zu besprechen sein; die genaueste Parallele ist Ogier *de Denemarche* für Robert von der Normandie. Ein Heldenname der Geschichte und Sage steht für einen illustren Zeitgenossen, dem so ehrenvolle Aufnahme zuteil wird in die Walhalla des Epos. Und an wen werden die Zuhörer beim Namen Vivien und gar in Verbindung mit Edessa anders gedacht haben als an Tancred, Boemunds Neffen! Das jugendlich Stürmische, das liebenswürdig Tollkühne hatten die beiden Helden gemein.[30])

---

[29]) In einem Obituar von Argentueil (bei Paris) aus dem 13. Jahrhundert, das auf einem älteren Obituar beruht, heißt es (Obituaires de la province de Sens, publ. par Auguste Molinier, Tom. I = Recueil des historiens de France, Obituaires, Tom. I), Partie 1, Paris 1902, S. 345): [15 Febr.] *Ob. Helena, I n f o r u m regina* [969]. Ein Obituaire von Saint-Denis, zu dem Argentueil gehört, gleichfalls aus dem 13. Jahrh., hat dafür (S. 310) *Ruforum regina*, was der Herausgeber S. 345 Anm. 1 als *Russorum regina* deutet. — Jenes seltsame *Infi* sei neben das *Imphe* des Kopisten gestellt.

[30]) Hier streifen wir eine der Grundfragen der Rolandforschung, nämlich das Verhältnis zur Chanson de Guillaume. Schon bei der ersten Lektüre des neuentdeckten Epos war uns klar, daß Stil und Namenschatz des Rolands- und Wilhelmsliedes auf gegenseitige Beziehungen der beiden Epen hinweisen. Wir haben damals unsere

Man wird nicht vergessen haben, daß der alte König damals in Chartres zwei seiner Töchter an Kreuzzugsführer vergab (diese Zs. XXXIX[1], S. 157). Boemund und Tankred, Onkel und Neffe, waren die gefeierten Königseidame. Ihrer beider gedenkt unser Epos in der letzten Laisse; mit *Ebire* und *Imphe* lenkt es auf ihr Kämpfen und ihr Vorhaben den Blick. Für sie beide fordert es Hilfe. Das scheint uns eins der greifbarsten Argumente dafür zu sein, daß das Rolandslied mit den Frühlingstagen von Chartres in Beziehungen steht, eine Gelegenheitsdichtung,[31]) auch im tiefsten, im Goetheschen Sinne.

4. Beiläufig sei schon früher Angemerktes wiederholt, was mit Boemunds Anwesenheit in Frankreich zusammenhängen dürfte. Er hatte, wie Ordericus Vitalis berichtet, „vornehme Griechen und Thrazier" in seinem Gefolge.[32]) So finden wir im Epos unter Karls Heerführern einen *duc de Trace* (3042). — Ins Land des Griechenkaisers wollte Boemund die Kreuzscharen führen. Und der Rolandsdichter statuiert einen Besitztitel; Karl der Große hat schon Konstantinopel besessen (*Costentinnoble*

Ansicht einigen führenden Romanisten mitgeteilt und dachten, das gesammelte Beweismaterial in der Folge unserer Beiträge zur Rolandsforschung zu veröffentlichen. Inzwischen hat Willy Schulz in seiner Besprechung von Franz Rechnitz, Prolegomena und erster Teil einer kritischen Ausgabe der chançon de Guillelme (diese Zs. XXXV[2], S. 69) „auf das enge Verhältnis von Roland und Viviengeste" hingewiesen; er „glaubt nachweisen zu können, daß das Rolandslied eine Fülle von Motiven aus der Viviengeste zum Aufbau verwandt hat." In dem Fall wäre also das *Viëen* der letzten Laisse eine Anspielung auf die dem Dichter bekannte Chanson de Guillaume. Aber die Erwähnung Viviens braucht nicht unbedingt auf ein fertiges Epos zurückzuweisen, so wenig wie die *Ogier's* de Denemarche oder Girart's de Russillun; es könnte die Sage oder eine sonstige Vorstufe des Epos oder reine Geschichte in Betracht kommen. — Daß zwischen Wilhelms- und Rolandslied unmittelbare literarische Beziehungen bestehen, ist unbestreitbar; die Frage, auf welcher Seite die Priorität, ist zu wichtig, um anmerkungsweise erörtert zu werden. Wir kommen bei nächster Gelegenheit auf sie zurück. Nur soviel, daß zuerst Hermann Suchier (Vivien in: Zs. roman. Phil. 29: 1905, S. 665) auf diese Beziehungen hindeutete; er neigte der Vermutung zu, daß der „Baligantdichter" — das ist u. E. kein andrer als Turoldus — „die in Betracht kommenden Namen aus der Chanson de Guillaume entnommen hat." Doch vgl. neuerdings seine Anm. zu Ch. d. G. 665.

[31]) Das deuteten wir schon Vorgeschichte 196 Anm. an. So neuerdings auch Ph. Aug. Becker, (Bespr. von] Singer, S.: Mittelalter und Renaissance. Die Wiedergeburt des Epos, Tübingen 1910, in dieser Zs. XXXVIII[2], 1911, S. 32: Ich glaube..., daß das Rolandslied eines schönen Tages aus dem Boden gestampft wurde.

[32]) Filium Diogenis Augusti, aliosque de Graecis seu Thracibus illustres secum habebat; quorum querela de Alexio, Imperatore, qui per proditionem illis antecessorum stemmata suorum abstulerat, magis ad iram contra eum feroces Francos incitabat (Ordericus Vitalis, Historia ecclesiastica, ed. Augustus Le Prevost, Tom. IV, Parisiis 1852, S. 212). — Vgl. diese Zs. XXVI[2], S. 150.

dunt il out la fiance 2329). Griechenland gehört den Franken.[33]) Eine temperamentvolle Behauptung, eine poetische Lizenz, die wohl niemand vorher gewagt hat. Nicht der Mönch Benedikt vom Berg Sorakte; auch nicht später die Descriptio qualiter Karolus magnus clavum et coronam domini a Constantinopoli Aquisgrani detulerit....

5. Wichtigeres bleibt im Zusammenhang mit Boemunds Kreuzzugspropaganda anzuführen. Der Held kam in Begleitung des päpstlichen Legaten, im Auftrag des Papstes. Ein Kreuzzugspapst wollte Paschalis sein wie sein Vorgänger. Zu erhalten, fortzuführen, was Urban im Orient erreicht, war ihm Lebensaufgabe. Seine erste Regierungstat war ein Appell an Frankreichs Barone,[34]) ihren Brüdern nach gen Osten zu ziehen.

Französisches Rittertum und Papsttum im Bund, und Kampf fürs Kreuz, unter dem Zeichen steht auch das Rolandsepos. *Munjoie*, d. h. Rom[35]), ist die bedeutungsvolle Parole. — Daß England *ad oes saint Pierre* unterworfen sei, daß es also auch jetzt dem Papst mit Gut und Blut zu helfen habe, wird auf-

---

[33]) So wird die Eroberung Englands nachträglich gerechtfertigt in 2332 *Et Engletere que il claime sa cambre.*

[34]) Vgl. Heinrich Hagenmeyer, Die Kreuzzugsbriefe aus den Jahren 1088—1100, Innsbruck 1901, S. 174 f.; S. 115: Es war dieselbe Stellung zu dem Kreuzzugsunternehmen wie bei Urban: ganz in dessen Geist und unter den nämlichen Voraussetzungen und denselben Zusagen wirkt Paschalis für die Kreuzzugssache, die jetzt einen bedeutenden Rückgang zu gewärtigen gehabt hätte, wenn sie nicht energisch von ihm befürwortet worden wäre. — Bernard Monod, Essai sur les rapports de Pascal II avec Philippe Ier <1099—1108> (= Bibliothèque de l'École des hautes études, Sciences histor. et philol. 164), Paris 1907, S. 3: Sa première bulle d'une portée générale est la sorte d'encyclique qu'il adresse vers la fin de cette même année 1099 à tous les archevêques, évêques et abbés de la France pour les prier d'encourager les chevaliers de leurs diocèses à partir pour la Terre-Sainte.

[35]) Vgl. diese Zs. XXXVIII², 1911, S. 131 ff. Dazu sei eine bezeichnende Parallele nachgetragen, die Pio Rajna, Un'iscrizione nepesina del 1131, in: Archivio storico italiano, serie 4, Tom. 19, 1887, S. 49 beibringt: Questo „Monjoie" ci porta a pensare più particolarmente ai pellegrini, poichè pare anche a me, come ad altri, che sia espressione del sentimento loro la denominazione di „Mons Gaudii", assunta, in bocche generalmente straniere, dal Monte Mario o Malo. E così mi torna opportuno di terminare questi cenni col ricordare una esclamazione che occorre infinite volte e in non so quante fogge nelle Chansons de geste:

> Par icel saint apostle, c'on quiert en Noiron pré;
> Par cel apostre c'on quiert en pré Noiron:

dove è anchè assai ragguardevole il fatto, che si designi una località di Roma senza che Roma sia neppur nominata. Also auch hier Metonymie (nicht Metapher, wie irrtümlich diese Zs. XXXVIII², S. 132) entsprechend dem *Munjoie* für Rom.

fallend betont (373).[36] Voll leisen Vorwurfs schweiften da die Gedanken der Hörer hinüber über den Kanal, zum englischen König, der garnichts getan hatte, um Boemunds, des Papstes,

[36] Zu Unrecht bestreitet G. Baist, Ad oes seint Pere en cunquist le barnage, in: Zs. f. roman. Philol. XII, 1892, S. 510 f. Beziehungen dieses Verses auf das Jahr 1066. Gewiß ist der Romschoß schon lange vorher gezahlt worden (vgl. Porée, Histoire de l'abbaye du Bec, I, Évreux 1901, S. 170, Anm. 3), aber nicht nur hatte sich Wilhelm der Eroberer verpflichtet, den Peterspfennig künftig immer pünktlich zu entrichten (Heinrich Böhmer, Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. und XII. Jahrhundert, Leipzig 1899, S. 80), er hatte auch mit dem Segen und unter dem Banner des Papstes England erobert (Vorgeschichte S. 182, Anm. zu 3094; vgl. auch Willelmus Malmesbiriensis, De gestis regum Anglorum, § 238, ed. Stubbs, II, London 1889, S. 299: papa vexillum in omen regni Willelmo contradidit), sein Gesandter „gab vielleicht sogar eine vorsichtig gefaßte Zusage, daß der Herzog bereit sei, falls ihm Gott den Sieg verleihe, von Gott und St. Peter das neue Reich zu halten" (Böhmer 80). Die Versprechungen des Eroberers gingen also über die Anerkennung einer von den Vorgängern übernommenen kirchlichen Leistung erheblich hinaus. Wace, der ja das Rolandslied gekannt hat, kommentiert richtig (Roman de Rou, hrsg. von Hugo Andresen, Bd. 2, Heilbronn 1879, S. 281, Vers III, 6327 ff.):

Et se ço ert que Deus volsist,
Qu'il Engleterre conquesist,
De Saint Pierre la recevreit,
Altre fors Deu n'en servireit.

Man darf nicht mit Baist (S. 511) einen Gegensatz zwischen Sankt Peter bezw. dem Papst und Gott konstruieren: „niemandem außer Gott, auch nicht dem Papst." Der heilige Petrus, das römische Papsttum ist natürlich als Stellvertreter Gottes gemeint. Die Verse 6338 ff. schließen doch jeden Zweifel aus:

Et de par Deu li otreia,
Que Engleterre conquesist
Et de Saint Pierre la tenist.

Wilhelm, der kluge Diplomat, hat sich vor rechtlicher und endgültiger Festlegung des Abhängigkeitsverhältnisses gehütet (vergl. Picard's Kommentar zu dem unten folgenden Brief des Anselm, bei Migne 159, Sp. 119 ff.). Daß Turoldus auf jene Abmachungen von 1066 zurückweist und vom päpstlichen Standpunkt aus, geschieht in unverkennbarer Absicht.

Die Romschoßfrage war nämlich inzwischen wieder brennend geworden. Der rote Wilhelm benutzte das Schisma zwischen Urban und Guibert, um die Zahlungen nach Rom einzustellen, accepta occasione qua inter se dissiderent Urbanus in Roma, Guibertus in Ravenna, tributum Romanae sedi negavit (Willelmus Malmesbiriensis, Lib. IV, § 333, ed. Stubbs, II, S. 380; man beachte den Ausdruck tributum). „Urban II. .. sandte den Kardinal Roger nach England, um den Peterspfennig in Empfang zu nehmen. Aber wir wissen nicht einmal, ob der Kardinal das Reich betreten durfte" (Böhmer 150). — Mit welchem Eifer auch Paschalis den Peterspfennig reklamierte, zeigt ein Brief, den der heilige Anselm auf seiner Romreise 1103 von Le Bec aus an Bischof Gondulf von Rochester geschrieben hat (Epistulae, Lib. III 85, in: Patrologiae cursus completus, Series latina, accur. J.-P. Migne, 159, Parisiis 1903, Sp. 120): De debitis quae solvistis, si et debita de Romascot in his sunt, gaudeo; et promissionem vestram de redditibus nostris cum actione gratiarum exspecto. ...

der Christenheit heilige Sache zu fördern. Und Sankt Peter hatte er doch mittelbar sein Reich zu verdanken! — In Zusammenhang mit diesem Rückblick auf Englands Eroberung gehört die Erwähnung des Banners des heiligen Petrus, das damals die Normannen zum Siege geführt hat (*Saint Piere fut, si aveit num Romaine* 3094).[37])

Überhaupt wird von allen Heiligen der Apostelfürst am häufigsten in unserm Epos genannt. Dem Muhammed wird er als christliches Pendant gegenübergestellt, beide also von der ersten Bedeutung für ihre Religion:

Plus valt Mahuns que sainz Pierres de Rume (921).

Zu den Reliquien in Rolands Schwertknauf gehört ein Zahn des Apostelfürsten (2346). Gott und den *apostle de Rome* ruft Kaiser Karl vor der Entscheidung an (2998), was P T nicht ohne Absicht ändern in *Ihesu de gloire doucement (fortement) reclama.*

Man sage nicht, daß diese Betonung der päpstlichen Hegemonie, daß die deutliche Bevorzugung des heiligen Petrus etwas Selbstverständliches sei für Nordfranzosen der in Frage kommenden Jahrzehnte. Das hieße die Kirchengeschichte jener Wendezeit gründlich ignorieren. Vielmehr weist die innige Verbindung zwischen französischem Königtum und Papsttum, wie sie im Rolandsepos ihr Spiegelbild findet, auf eine bestimmte kirchenpolitische Konstellation hin. Von 1095 bis 1104 war der französische König im Bann gewesen;[38]) selbst die königliche Wundergabe, die Skropheln heilen zu können, hatte der Gottverlassene verloren. Dann war nach langem Investiturstreit die Aussöhnung mit Rom erfolgt;[39]) die Notlage der Christen im

---

Sed scitote quia ego nec litteras, nec ullam legationem ab apostolico habui, postquam a vobis discessi, nisi quod per Tiberium mihi mandavit verbis et litteris u t e u m d e R o m a s c o t a d j u v a r e m.

Wir haben oben (diese Zs. XXXVIII¹, S. 122) die Vermutung begründet, daß damals Turoldus mit dem Erzbischof von Canterbury eine Strecke zusammen nach Rom gereist ist. Er hätte dann den lebhaftesten Einblick gewonnen in die päpstlichen Geldforderungen und Geldbedürfnisse, und der Aufenthalt in Rom selbst, im Herbst 1103, mußte unserm Bischof erst recht die Augen öffnen. Turoldus wußte, womit dem Papst gedient war. Und aus so gewonnener Einsicht heraus ist unser Vers 373 zu verstehen: in Gegenwart des päpstlichen Legaten vorgetragen fordert er von England im Rückblick auf die Versprechungen des Eroberers finanzielle, aber auch militärische Unterstützung der päpstlichen Kreuzzugspolitik, die sich mit Boemunds Propaganda identifizierte.

[37]) So richtig schon C. Rosenberg, Rolandskvadet, et normannisk Heltedigt, Kjöbenhavn 1860, S. 203: Det normanniske Hovedbanner i Slaget ved Hastings var nemlig en Gave af Paven.

[38]) Achille L u c h a i r e , Les premiers Capétiens <987—1137>, = Histoire de France, publ. par Ernest Lavisse, Tom. II. 2, Paris 1901, S. 173 f.; Monod 1. 18 ff. 23.

[39]) Vgl. dazu und zum folgenden Achille Luchaire: Louis VI, le Gros, Paris 1890, S. CXXI ff.

Orient und der wachsende Gegensatz zwischen Kurie und deutschem Kaiser führten Papst und französisches Königtum einander immer näher, bis endlich das innigste Bündnis beider durch die Zusammenkunft in St. Denis 1107 besiegelt, der Apostolicus Gast und Schützling Frankreichs wurde.[40]) — Und ähnlich stand es mit dem englischen Königtum. Es hatte unter Wilhelm II. und Heinrich I. in schroffster Ablehnung gegenüber der Kirchenreform verharrt, und unser Turoldus war ja selbst ein Opfer des englisch-normannischen Investiturstreits geworden. Eben erst hatte der Beauclerc eingelenkt und die Hand zum Frieden gereicht, über dessen Bedingungen noch verhandelt wurde.

So erschien der Vertreter des Papstes in der Festversammlung von Chartres Franzosen wie Normannen nicht mehr als lästiger Mahner zu unbequemen Reformen, nicht mehr als der Beauftragte einer fremden Macht, sondern als geistiger Verbündeter, als willkommener Gast. Diese Konstellation, die eben erst nach langen Wirrsalen zustande gekommen, wird im Rolandsepos gefeiert, der Bund der geistlichen Vormacht mit den beiden abendländischen Königtümern französischer Zunge, dem französischen vor allen. Ein froher, glückverheißender Friede nach langem Streit, er strahlt etwas Wärme auch in unser Epos hinein.

So liegt der Interessengemeinschaft zwischen Papsttum und französischem Königtum, mit der Front gegen den Islam, eine politische Situation zugrunde, die allerdings nicht nur damals in Chartres bestanden, sondern länger gedauert hat. Aber sie war erst vor kurzem geworden und das ist für die chronologische Festlegung des Rolandsepos immerhin nicht ohne Bedeutung.

Aber zu dem allgemein Zeitgeschichtlichen kommt für den Rolandsdichter noch etwas ganz Persönliches. Seine eigene Sache war immer noch nicht entschieden. Er mochte hoffen, daß mit der endgültigen Regelung des Investiturstreits auch er wieder in den Vollbesitz seines Bistums kommen werde. Wenn nicht alles, so hing doch viel von der Haltung des päpstlichen Legaten ihm gegenüber ab; der hatte' mehr oder weniger sein Schicksal in Händen. Wir haben oben (diese Zs. XXXIX[1], S. 156) darauf hingewiesen, daß ihn diese Erwägung schon bewogen haben muß, sich dem Legaten vorzustellen und so viel wie möglich in seiner Nähe zu halten, bis die Entscheidung gefallen war. Wir tun wohl unserm Dichter nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß a u c h diese persönlichen Erwägungen seine Dichtung im ganzen und an manchen Einzelstellen zum

[40]) Zurückgenommen seien hiermit ausdrücklich die Worte (diese Zs. XXXVIII[1], S. 132 unten): „Gast und", so daß der betr. Satz so richtig zu stellen ist: „Als Turoldus sein Epos dichtete, war der Papst gefeierter Freund Frankreichs, ein Mahner zugleich zu neuem Kreuzzugseifer". Wir glaubten damals, das Rolandslied mit der Zusammenkunft von Saint-Denis oder dem Konzil von Troyes 1107 in Beziehung setzen zu dürfen.

mindesten unbewußt beeinflußt haben. Boemunds Sache propagieren, für den Kreuzzug begeistern, das hieß auch des Legaten Aufgabe unterstützen, hieß dem Papst einen Dienst erweisen. So ist namentlich wohl der viel- (und falsch-)kommentierte Vers 373 zu erklären aus der löblichen Rücksicht auf den anwesenden Legaten; welche Musik für dessen Ohren, wenn an Englands Verpflichtung zum Romascot und zur Heerfolge auch im Kreuzzug erinnert wurde. Zu bewundern bleibt, wie schonend, wie taktvoll Turoldus seinem Gönner Heinrich die leise Mahnung zuteil werden läßt. Auf Karl den Großen schon geht die Abgabe zurück; da ist Gehorsam keine Unehre.

6. Um bei den zeitgeschichtlichen Bedingtheiten unseres Epos zu bleiben, ist noch ein Umstand beachtenswert, der allerdings nur negativ verwertbar ist für die chronologische Festlegung der Abfassungszeit. Der Dichter gerät mit seinem Normannenherzen nicht in den geringsten Konflikt, wenn er Allfrankreich im Liede feiert, wenn er die politische Führerrolle Franziens unterstreicht. Zwischen dem französischen und dem englisch-normannischem Königtum ist, das läßt das Epos merken, vollste Harmonie. Heinrich von England, Robert von der Normandie, Ludwig von Frankreich, sie alle drei finden ehrenvolle Erwähnung im Liede. Dies neidlose, ungetrübte Zusammenhalten hätte die Dichtung schwerlich widergespiegelt, wäre sie einige Jahre früher oder später entstanden.

Unter dem Eroberer und Wilhelm dem Roten noch führte der ständige Gegensatz zwischen Normandie und Franzien zu wiederholten, langwierigen Kriegen:[41]) mit dem Regierungsantritt Heinrichs des Beauclerc hatte sich das Verhältnis gebessert. Der junge, tatkräftige Tronerbe Frankreichs und Mitregent war 1100/01 selbst drüben am englischen Hof gewesen, als ein lieber Weihnachtsgast.[42]) Das Verhältnis zwischen den jungen Königen blieb vorerst ein freundschaftliches. Den Warnungen seines alten Vaters zum Trotz gab Ludwig noch im Herbst 1106 seine Zustimmung zur Eroberung der Normandie durch König Heinrich.[43]) Später trüben sich die Beziehungen zwischen den beiden Königen, und Anfang 1109 beginnt der offene Krieg,[44]) der mit Unterbrechungen sich durch die ganze übrige Regierungszeit der Freunde von ehemals hindurchzieht.[45])

---

[41]) Luchaire, Capétiens 170 f.; George Burton Adams, The history of England from the Norman conquest to the death of John <1066—1216> (= The political history of England, ed. by William Hunt and Reginald L. Poole, Vol. 2), London 1905, S. 69. 109.

[42]) Ordericus Vitalis XI 9, ed. Le Prevost IV S. 195; Luchaire, Louis VI, S. 8 f.; Prou S. 431.

[43]) Luchaire, Louis VI, S. 25.

[44]) Adams 155. 156.

[45]) Henri Ier combattit Louis le Gros pendant vingt-cinq ans, et presque sans interruption (Luchaire, Capétiens 322).

Nun wird der Haß, die Feindschaft zwischen den Nachbarreichen tief und erblich. Das Rolandslied gehört nicht in diese Zeit der Antagonie hinein, nicht, wie wir schon aus andern Gründen betont haben, nach 1108,[46]) und nicht vor 1099.[47]) Franzier und Normannen, so wenig sich der letzteren besonderes Stammesbewußtsein verleugnet, sind einander befreundet. So stand es auch in jener hohen Zeit von Chartres. Gräfin Adele, die Gastgeberin, war ja in ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit die lebendigste Vermittelung. Treu dem französischen Königshaus verbunden, von dem ihre Grafschaften ressortierten, und andrerseits die Schwester des Beauclercs, die Tochter des Eroberers, die Erbin großer Traditionen. Auch diese Sachlage also, so wenig sie für sich allein unser Epos chronologisch genau fixieren läßt, verdient Beachtung, stimmt zu den Argumenten, die deutlicher für das Jahr 1106 als Abfassungszeit und für Beziehungen zur Hochzeit in Chartres sprechen.

Unsere Ansetzung des Rolandsliedes wird durch Erwägungen ähnlicher Art gleichfalls indirekt bestätigt. Von 1111 an war Anjou erbittertster Gegner der Normandie, im offenen Krieg bis 1113 und wieder von 1116 bis 1119, wo dann Heinrich, um die gefährliche Gegnerschaft loszuwerden, für seinen Sohn Wilhelm um die Hand Mathildes von Anjou nachsuchte; 1121 hat der Krieg wieder begonnen, bis sich 1127 Gottfried von Anjou mit König Heinrichs Tochter verlobte.[48]) — Die besondere Auszeichnung, die der normannische Dichter des Rolandsepos Gottfried von Anjou zuteil werden läßt, gehört schwerlich in diese Jahrzehnte des politischen Gegensatzes hinein, erklärt sich vielmehr um so besser, je näher man sie an das Jahr 1105 rückt, wo Gottfried von Anjou im Heere König Heinrichs um Bayeux kämpfte (vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 135). —

Anderseits wurde Tedbald IV. von Blois und Chartres, gleich nachdem er 1106 die Regierung seiner Grafschaften übernommen hatte, zum gefährlichsten Vasallen der französischen Krone, der es stets mit ihren Gegnern hielt;[49]) Jahrzehntelang, von 1107 an bis zu Heinrichs I. Tod, hat er fast ohne Unterbrechung Krieg mit seinem König geführt.[50]) Dazu wurde das unter seiner Hand vereinte Territorium, namentlich seit die Champagne hinzu-

---

[46]) Terminus 15 f.; diese Zs. XXXVIII[1], S. 130. Beiden terminis ante quem denken wir in anderm Zusammenhang genauer nachzugehn.

[47]) Vgl. diese Zs. XXVI[2], S. 162 f.; Becker 42; Morf 147.

[48]) Luchaire, Louis VI, S. CIV ff.; Oskar Rössler: Kaiserin Mathilde (= Historische Studien, H. 7), Berlin 1897, S. 39.

[49]) Rössler 41 f.; Luchaire, Louis VI, S. LXXXVI f.: „Ce feudataire vindicatif fut le mauvais génie de Louis le Gros". Luchaire zitiert die Chronik von Morigni: „Thibaud . . . (s. Anm. 88, am Ende) tout jeune encore, est acharné à poursuivre le roi Louis de son inimitié, et le royaume, grâce aux guerres dont il est l'auteur n'a jamais cessé d'être en feu."

[50]) Luchaire, Louis VI, S. LXXXVIII ff.; 27.

kam, so übermächtig,[51]) daß es der Dichter damals schwerlich übergangen hätte in einer Ordre de Bataille wie der in L. 219 ff. Im Rolandsepos aber haben wir noch die friedlichen und für das Königtum so günstigen Verhältnisse unter Adeles Regentschaft. Sowohl Blois-Chartres als die im Besitz des gleichen Hauses befindliche Champagne werden vom Dichter kurzer Hand zum königlichen Dominium gerechnet, die Kontingente in die Franzier des letzten Treffens einbegriffen. So hat Adele treu ihrem König gedient; daß sie die Hochzeit in Chartres ausrüstete, der Liebesdienst war ja der leuchtendste Beweis ihrer Ergebenheit. —

Ein beachtenswertes Argument ist endlich die Aufführung der deutschen Stämme in der großen Ordre de bataille des Christenheeres. Von 1107 an trübte sich das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland, das mit dem Papst in Zwist lag.[52]) Entrüstung herrschte in Frankreich gegen die Deutschen nach der Gefangennahme des Papstes 1111. Immer zeigte sich König Ludwig als Vorkämpfer und Schirmherr des bedrängten Apostelnachfolgers. Das wollte im Jahre 1124 Kaiser Heinrich den Kapetinger büßen lassen. Man weiß wie damals ganz Frankreich sich begeistert um das Banner von Saint-Denis scharte und die deutsche Invasion zurückwies. — Nichts von diesen politischen Entwicklungen und feindlichen Stimmungen findet sich im Rolandsepos auch nur angedeutet; da besteht brüderliche Kameradschaft zwischen Deutschen nnd Franzosen. Es sind die Zustände vor 1107, die sich in unsrer Dichtung widerspiegeln.

Damit haben wir die zeitgeschichtlichen, gedankengeschichtlichen Argumente überblickt, die das Rolandsepos mit der Heldenhochzeit in Chartres verknüpfen. Königtum und Papsttum aufs innigste verbunden im Kreuzzugsgedanken, das ist die gemeinsame Signatur hier wie dort. Solche Situation muß man aber in der Geschichte jener Zeit suchen, und die greifbaren Ziele, die in der letzten Laisse gegeben, weisen entschieden auf Chartres hin und die beiden Königseidame: Boemunds Absichten auf Epirus, Tankreds heldenhafte Verteidigung des Fürstentums Edessa.

C. Persönliches.

Und doch würden wir diese chronologische Festlegung des Rolandsepos allein auf Grund jener politischen Stimmungen und Ziele nicht wagen, wenn nicht eine Fülle von Personennamen, als ebensoviel deutliche Anspielungen den gleichen Weg wiesen.

---

[51]) L'important groupe féodal qui englobait sous une même domination les comtés de Blois, de Chartres, de Meaux et de Troyes, c'est-à-dire la Beauce presque entière, la Brie et la Champagne, serrait de près le domaine royal, au sud et à l'est (Luchaire, Louis VI, S. LXXXVI).

[52]) Zum folgenden vgl. Luchaire, Louis VI, S. CXXIII ff.

Des Turoldus Vorbild Vergil hatte in seinem Epos große Namen verewigen wollen. Im VI. Buch hat er „eine ganze Heldengalerie“ aufgetan; alle die großen Toten der römischen Geschichte werden verherrlicht. So auch der jüngstverstorbene Neffe des Kaisers, Marcellus, aber vor allem doch der lebende Kaiser selbst (VI 788—807). „Es war“, wie Norden[53]) sagt, „in der Form einer in die Urzeit verlegten Prophetie eine Huldigung für die Vergangenheit, deren Größe Augustus zu regenerieren eben damals bemüht war, eine Mahnung für die Gegenwart und ein Vermächtnis an die Zukunft, sich solcher Ahnen würdig zu zeigen; alles ist durchweht von dem Geist der großen Zeit, die auch den Livius inspiriert hat“.

Ähnlich lagen mutatis mutandis die Verhältnisse für Turoldus, und ähnlich waren seine Absichten wie die seines großen Vorgängers. In einer Zeit nationalen Aufschwungs ist das Rolandslied entstanden, deren heldenhafte Größe und Einzigkeit den Dichter im tiefsten ergriffen hat. Von dem Gipfel vaterländischen Hochgefühls blickt der Dichter zurück in die Vergangenheit. Ihre Helden läßt er aufleben. Aber in den großen Toten oder doch neben ihnen feiert er die Helden seiner Zeit. Vor dem Glanz der Kreuzzugswundertaten mußten selbst die leuchtenden Kämpfe der Vergangenheit verbleichen, ihre Helden überragte weit eines Boemunds wuchtende Größe.

Auf einen Kunstgriff ist besonders hinzuweisen: „Vergil verbindet auch vornehme Männer seiner Tage... mit den poetischen Ahnen: so V 523 < *genus unde tibi, Romane Cluenti* >... Bei Laien, wo sich ein Vorname in der Familie, Generationen überspringend, forterbte, ergab sich ein nicht übler Ausweg; es brauchte gar kein Anachronismus darin zu liegen, wenn der Name von heute als Name des Ahnen verwendet wurde.“[54]) Generationenaustausch nennt Roethe diesen dichterischen Trick; er hätte zu den von ihm herangezogenen Beispielen aus lateinischer und deutscher Dichtung zahlreichere aus dem Rolandslied fügen können.

Denn Turoldus hat in sein Epos Ehrungen für hohe Gönner und Freunde in reicher Fülle eingestreut. Jene Sturm- und Drangperiode, in der unser Dichter lebte, war eine Zeit des überschwänglichsten Freundschaftskultus. Dem hatte auch die Dichtung zu dienen. Die Namen der Freunde, der Mäzene werden massenhaft in Versen verewigt. Recht bezeichnend ist eine poetische Beschwerde, die Odo, nach Mabillon[55]) der Kardinal-

---

[53]) P. Vergilius Maro, Aeneis Buch VI erklärt von Eduard Norden, Leipzig 1903, S. 308; vgl. ebenda S. 334 zum epicedion Marcelli.

[54]) Gustav Roethe, Nibelungias und Waltharius, in: Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1909, Halbbd. 1, S. 660. 661 f.

[55]) Annales ordinis S. Benedicti V, Luteciae Parisiorum 1713, S. 382.

bischof von Ostia, an Baudri, einen der bedeutenderen Dichter der Turolduszeit[56], richtete: er vermisse zu seinem Bedauern seinen Namen in Baudris Dichtungen.

Me quoque multorum post nomina clara virorum,
Fac tua coelestis pagina suscipiat.
Haereat in libri, rogo, margine distichon unum,
Inscriptus valeat quo tuus Odo legi.[57])

Turoldus hätte kein Kind seiner Zeit sein müssen, hätte er sich die Gelegenheit entgehen lassen, in seinem Epos die Großen seines Volkes und seiner Zeit ehrend zu verewigen.

Wir haben Grund, dem Dichter dankbar zu sein für diese Konzession an den herrschenden Brauch. Die „fürstlichen Statisten",[58]) die er zahlreich genug auftreten läßt, zeigen deutlich, in welchen Kreis Turoldus hineingehört und für welchen Kreis seine Dichtung zunächst berechnet ist.

Wir beginnen unsere Übersicht mit dem normannisch-englischen Herrscherhaus, dem der historische Turoldus, der nachmalige Bischof von Bayeux, wie wir wissen,[59]) nahegestanden hat.

1. Juliane.

Eine zarte Aufmerksamkeit für die Tochter des Landesherrn liegt zunächst in 3986:

Truvét li unt le num de Juliane.

Auf den Namen wird die spanische Königin getauft. So hieß auch Heinrichs I. Tochter.

Sie mag damals etwa 20 Jahre alt gewesen sein.[60]) Seit 1103, drei Jahre also, war sie verheiratet mit Eustache von Breteuil[61]), einem der mächtigsten Barone in der südlichen Normandie;[62]) ihm zu Liebe sollte sie einst das Schwerste erleiden. Die Besitzungen des Eustache, mit Breteuil[63]) und Pacy, grenzten an das Gebiet von Chartres; so erklärt sich von selbst Julianens Anwesenheit auf der Hochzeit, die ihre Tante ausrichtete.[64])

---

[56]) Über ihn haben wir Terminus 2 gehandelt.

[57]) Migne, Patrologia lat. 166, Parisiis 1894, Sp. 1208.

[58]) So treffend Roethe 666.

[59]) Vgl. diese Zs. XXXVII¹, S. 107. 117 f.

[60]) Ihr Vater war 1068 geboren (W. H.: Henry I, S. 436, in: Dictionary of national biography, Vol. 25, London 1891; Adams 189).

[61]) Ordericus Vitalis, Lib. XI 4; ed. Le Prevost IV, S. 187.

[62]) qui de potentioribus Neustriae proceribus erat, et amicis hominibusque stipatus firmissimas munitiones habebat (Ordericus Vitalis, Lib. XI 10; ed. Le Prevost IV, S. 336).

[63]) Ordericus führt als des Eustachius Burgen außer Breteuil auf: Lira, Gloz, Pons S. Petri et Paceium (ed. Le Prevost IV, S. 337).

[64]) Auch ist, wegen der besonderen Beziehungen des Turoldus zum Kloster Le Bec (vgl. diese Zs. XXXIX¹, S. 155), zu beachten, daß die Seigneurie des jungen Gatten zwischen dem berühmten Kloster und Chartres lag.

Da wird denn das junge Königskind mit im Vordergrund des Festes gestanden haben. Wer mochte in jenen Frühlingstagen ahnen, wie viel unsäglichen Schmerz und schwere Schuld ihr das Leben bringen sollte.[65]) Im Kloster hat sie endlich Ruhe gesucht nach gräßlichem Verhängnis.[66]) Damals, 1106, war sie jung und schön vielleicht wie ihre Mutter, die Heinrich, der Frauenkenner, sich zu freier Liebe gesucht hatte. Und wenn es erlaubt ist, für einige Zeilen, des trocknen Tones satt, die Wissenschaft bei Seite zu lassen, so stellen wir uns lebhaft vor, wie auf der Hochzeit nach dem Vortrag des ersten Abends die Frauen den Dichter umdrängten und Juliane, die den schöngeistigen Bischof von ihres Vaters Hof wohl kannte — vielleicht hat er sie einmal unterrichtet oder ihr sein Heiligtum, die Tapisserie gezeigt — und Juliane, die liebe, lustige Prinzessin, ruft einmal übers andre: „Wunderbar! Aber nicht wahr, Eminenz, ich bekomme doch eine Abschrift!" Und der Baron mit dem vielbewegten Leben und bewegterem Herzen verbeugt sich lächelnd — wie er Liliencron ähnelt — und andern Vormittags geht er hin und trägt ins Manuskript für den Vortrag des letzten Abends den Vers ein, der Juliane's Andenken für immer aufbewahren wird, die Huldigung eines großen Dichters vor dem Sonnenglück der holden Jugend.

2. Henri.

Um wieder ins rein Geschichtliche zurückzulenken, so war Julianens Vater nicht auf der Hochzeit, die doch von seiner Schwester ausgerichtet wurde. *Et pour cause.* Aber auch ihm, seinem Herrn und Gönner, gibt Turoldus pflichtschuldigst eine Stelle in seinem Lied:

Richarz le vieil et sun nevud Henri.[67])

Der hochstrebende Enkel neben dem stolzen Ahn. Mehr als andeutungsweise den englischen König zu feiern, war in Chartres nicht der Ort. Boemund und die Seinen werden nicht gerade wohlwollend des Beauclerc gedacht haben, der den Kreuzzugsheld ohne Unterstützung ließ, der ihn wohl obendrein umsonst hatte warten lassen (vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 153, Anm. 46). Andrerseits war auch zwischen Papst und König Heinrich noch

[65]) Wie ihren Töchtern die Augen ausgestochen, die Nasenspitzen abgeschnitten wurden, wie Juliane um des Gatten willen den eigenen Vater zu ermorden versuchte und was sie sonst durchzumachen hatte, das mag man bei Ordericus Vitalis nachlesen (ed. Le Prevost IV, S. 337 f., 393 f.).

[66]) Porro Juliana post aliquot annos lascivam quam duxerat vitam habitumque mutavit, et sanctimonialis in novo Fontis Ebraldi coenobio facta Domino Deo servivit (Ordericus Vitalis, Lib. XII 22; ed. Le Prevost IV, S. 394).

[67]) Davon, auch über die Lesart *Henri de Galne*, haben wir diese Zs. XXXIX[1], S. 150 Anm. gehandelt.

nicht alles im Reinen. Kreuzzugsgedanken und Kreuzzugsbegeisterung paßten schlecht zu dem realpolitischen Sinn des englischen Herrschers; er hatte Wichtigeres vor, die endgültige und völlige Eroberung der Normandie.

3. Ogier de Denemarche.

Viel besser gehörte Heinrichs Bruder, Robert von der Normandie, ins Epos hinein. Er hatte selbst auf dem Kreuzzug unsterblichen Ruhm sich erworben. Die schönste seiner Heldentaten, die Niederwerfung des ägyptischen Standartenträgers bei Askalon, hat denn auch Turold in L. 259 wiedererzählt.[68])

Ogier de Denemarche heißt da der Versteckname. Er hat uns zuerst die Augen geöffnet für die bedeutungsvolle Verwendung mancher Heldennamen durch den Dichter. Er ist so verräterisch: die gleiche (im Nominativ) oder doch (im Akkusativ) fast die gleiche Buchstabenzahl, der gleiche Vokal in der ersten Silbe,[69]) und zu allem Überfluß noch der Zusatz *de Denemarche*, wo doch die Zusammengehörigkeit von Dänen und Normannen damals von allen gefühlt wurde.[70])

---

[68]) Die Einzelheiten s. Vorgeschichte S. 162 Anm. 320; S. 188 Anm. zu 3531 ff.; Terminus 13. — Abt Suger von St. Denis hielt die Szene für wichtig genug, um sie auf einem der Glasfenster des Klosters abbilden zu lassen (Anonymi Gesta Francorum, hrsg. v. Heinrich Hagenmeyer, Heidelberg 1890, S. 495, Anm. 63). — Daß die nur in O stehenden Verse 3546—3548 nicht mit Stengel ausgelassen werden dürfen, braucht nicht mehr betont zu werden, nachdem jüngst auch Joseph Bédier, De l'autorité du manuscrit d'Oxford pour l'établissement du texte de la Chanson de Roland, in: Romania 41: 1912, S. 331 ff. die ausschlaggebende Bedeutung von O treffend erwiesen hat. Den textkritischen Radikalismus, den wir noch in den Dissertationsbogen unserer Vorgeschichte (S. 20, Anm. 44) zum Ausdruck brachten, haben wir schon mit der fortschreitenden Drucklegung des Werkes abgetan (weswegen Stengel in seiner Besprechung, diese Zs. XXVIII², 1905, S. 26 damals noch mit einem gewissen Recht von unsern schwankenden textkritischen Ansichten sprechen konnte) und seitdem jede Gelegenheit benutzt, um die führende Rolle von O hervorzuheben (diese Zs. XXVI², 1904, S. 147; XXXVI², 1910, S. 186).

[69]) Derselbe Vokalanklang findet sich öfter bei den Decknamen der Akademie Karls des Großen: D**a**vid = K**a**rl, Fl**a**ccus = **A**lchvine, N**e**mias = Mundschenk **E**berhard. — Baudri, des Turold Zeitgenosse, spottet über einen Avitus, der sich Alexander nennt (Romania I 28.) — Vgl. unten C 15.

[70]) Vgl. Urkunden bei Prou S. 39 (1061: ut olim, Danorum scilicet temporibus, asilum foret monachis), S. 209 (1076: donec Danorum et Normannorum gens crudelis et aspera devastaret ipsam Menrivillam); Ordericus Vitalis, Lib. IX 3; ed. Le Prevost, III, Parisiis 1845, S. 474: et a Dano ... gens illa ... D a n o r u m nomen accepit. Haec gens crudelis semper et bellicosa fuit ... Rollo ... cum N o r m a n n i s inde genus duxit, qui primus Neustriam sibi subjugavit, quæ nunc a Normannis Normanniae nomen obtinuit; Northmanni, origine Dani (Chron. de Robert de Torigni, publ. p. Delisle; I, Rouen 1872, S. 11). — Bei Einhard cp. 14 las Turold: contra Normannos, qui Dani vocantur.

Noch des öfteren ehrt Turold in seinem Epos den Grafen Robert, den Bruder der Hochzeitsgeberin, den berühmten Kreuzzugshelden. Bedeutend schon ist die Art, wie der Tapfere eingeführt wird. Er wird L. 12 als erster unter Karls Baronen genannt, und in der Nachbarschaft Richards von der Normandie und Heinrichs von England, seines Ahns und seines Bruders:

O 168 Li emperere(s) s'en vait desuz un pin;
Ses baruns mandet pur sun cunseill finir,
Le duc Og[i]er (et) l'arcevesque Turpin,
Richard li velz et sun nevud Henri...

Roberts kriegerische Tüchtigkeit und oftbewährte Kampfeslust erhält 749 f. das schönste Zeugnis; ihm wird die Vorhut anvertraut. Karl fragt:

748 Qui serat donc devant mei en l'anguarde?
Guenes respunt: „Ogiers de Denemarche.
N'avez barun ki mielz de lui i vaille."

Eine letzte Aufmerksamkeit für den ritterlichen Robert liegt in 3856:

Sil purparlat Ogiers de Denemarche.

Er ist der Unparteiische bei dem Gottesurteil. Auf Rittersitte verstand er sich wie kein andrer. „Chevalier et rien que chevalier", so charakterisiert ihn treffend Luchaire in seiner überhaupt so trefflichen Geschichte der ersten Kapetinger.[71])

Ach des allzu liebenswürdigen Herzogs Stern war im Sinken, als ihn unser Dichter feierte. Im August desselben Jahres 1106 kam König Heinrich zum letzten entscheidenden Feldzug gegen seinen Bruder herüber nach der Normandie. Im September wurde Robert bei Tinchebrai geschlagen, und der Held von Askalon mußte den Rest seines Lebens als Gefangener seines königlichen Bruders jenseits des Kanals verbringen.

Nun würde der Umstand, daß der berühmte Kreuzfahrer nicht mehr im Besitz seines Herzogtums, daß er ein Gefangener war, einen Mann wie Turoldus schwerlich gehindert haben, seiner Tapferkeit im Lied zu gedenken, das Allfrankreichs Rumestaten feiern sollte. Immerhin spricht die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß die ehrenvollen Erwähnungen in eine Zeit fallen, wo das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern nicht das des offenen Krieges war. Eine solche Zeit waren die Frühlingstage 1106. Noch zu Anfang des Jahres war Robert in England gewesen und hatte in persönlicher Rücksprache mit seinem

[71]) Capétiens 293: Chevalier et rien que chevalier, Robert était du type de ceux qui parlent et agissent dans les chansons de geste. Il en avait l'humeur belliqueuse et la bravoure à toute épreuve: on s'en aperçut dans la croisade, où il s'était engagé d'enthousiasme, où il se plaça au premier rang des chefs par ses hauts faits.

Bruder einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen gesucht.[72]) So kann man sich auf der Hochzeit in Chartres eher die Robert feiernden Verse gesungen denken als etwa ein Jahr später oder früher.[73])

4. Gefreid d'Anjou.

Nun kommen wir zu einer Heldengestalt, deren Erwähnung im Rolandslied manche Verwirrung angerichtet hat: zu Gottfried von Anjou[74]). 10 mal kommt er im Epos vor, Vers 106 mit dem Ehrentitel *li rei gunfanoniers*. Daß man deswegen eine angevinische Redaktion unseres Liedes annehmen müsse, wird niemand mehr glauben. — Auf Irrwege geführt hat auch die Beantwortung der Frage: welcher von den historischen Gottfrieds gemeint sei. Das ist ja eben der dem Vergil abgesehene Kunstgriff unseres Dichters, daß er durch das Unbestimmte des Namens die Erinnerung an das ganze Herrschergeschlecht wachruft.[75]) Mochten die Hörer a u c h an Geoiffroi Grisegonelle[76]) (um 960—987) denken oder an Geoiffroi Martel (1040—1060)[77]), das war dem Turoldus gleich; wen d e r D i c h t e r im besonderen ehren wollte, steht außer Zweifel: den lebenden Träger des großen Namens. An ihn dachte zunächst einmal jeder, wenn er Gottfried im Liede rühmen hörte. Dichter und Geschichtsschreiber sind einig im Preis dieses Heldenjünglings. Geoiffroi Martel II.,

---

[72]) Vgl. Adams 143.

[73]) Wegen der politischen Verhältnisse im Jahre 1105 vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 135.

[74]) 106. 2883. 2951. 2945. 3093. 3535. 3545. 3806. 3819. 3938.

[75]) Vgl. oben S. 66.

[76]) Le comte d'Anjou Geoiffroi Grisegonelle... provoqua un mouvement épique, attesté par sa mention dans un certain nombre de chansons de geste. So behauptet Ferdinand Lot, Geoffroi Grisegonelle dans l'épopée, in: Romania XIX: 1890, S. 377. Er will das aus der Chronica de gestis consulum Andegavorum beweisen; deren Verfasser habe aus Volksepen mit Gottfried als Helden geschöpft, was er über Geoiffroi Grisegonelle weiß. Das ist grundfalsch. Lot geht wenig tief in seiner Analyse des betreffenden Textabschnittes, sonst wäre ihm nicht entgangen, daß die *allure profondément épique* im wesentlichen auf Baudri's Kreuzzugsgeschichte beruht, aus der Abt Eudes eine große Anzahl Stellen wörtlich übernommen hat. Näher auf diese und die sonstigen Quellen der Gesta consulum Andegavensium einzugehen, würde über den Rahmen vorliegender Arbeit hinausgehen; wir kommen in anderem Zusammenhang auf den Gegenstand zurück. Nur soviel sei im voraus betont, daß sich keine Spur eines Beweises dafür erbringen läßt, „que de la fin du X[e] au XII[e] siècle, Geoffroi Grisegonelle a été dans l'Ouest de le France le héros de récits épiques".

[77]) Der hatte nicht nur wiederholt mit Wilhelm I. von der Normandie gekämpft (Luchaire, Capétiens 65), sondern auch Thibaud III von Blois geschlagen, den Vorgänger von Adele's Gemahl Stephan (La grande Encyclopédie, III, Paris [1887], S. 11). An ihn wird der normannische Dichter, der für die Hochzeit am Grafenhof von Chartres dichtete, am allerwenigsten gedacht haben.

Sohn des Foulque IV le Réchin, hatte 1103 Angers eingenommen und seinen Vater gezwungen, mit ihm die Regierung zu teilen.[78]) Das wurde ein Segen für das Land, Geoffroi der Liebling seines Volks.[79]) Enge Freundschaft verband den tapferen Helden mit König Heinrich.[80]) Wir sahen oben (diese Zs. XXXIX[1], S. 135, Anm. 14), daß Gottfried entscheidend mitwirkte bei der Einnahme von Bayeux. Wie er dem Landesherrn des Turoldus ein treuer Waffengenosse war, stand er andrerseits dem französischen Königshaus nah: seine Stiefmutter Bertrade war ja König Philipps Frau geworden, der allen Bannflüchen der Kirche zum Trotz nicht von ihr hatte lassen können. Daß Gottfried, der noch Unverheiratete, an der Hochzeit seiner Stiefschwester teilgenommen hat, ist zwar nicht ausgemacht, jedenfalls gehörte er zu den Geladenen. Und wäre er damals auch nicht in Chartres gewesen, als des Königs Stiefsohn und mehr noch als dem Helden aus edelstem Geschlecht, dem aller Herzen zuschlugen, gebührte ihm die ehrenvolle Stelle in des Turoldus Vaterlands- und Hochzeitsdichtung.

Wenige Tage nach den Festen in Chartres sollte die junge Heldenblume einen frühen Tod im Maien finden. Bei der Belagerung von Candé (nordwestlich von Angers) hat ihn ein verräterischer Pfeil getroffen; er starb am 19. Mai.[81]) Der frische

---

[78]) Luchaire, Capétiens 297.

[79]) Ordericus' Urteil über ihn s. Vorgeschichte S. 178; Willelmus Malmesbiriensis § 235, ed. Stubbs II 293: Gesfridus, cognomen Martelli hereditarium sortitus, suis sudoribus ampliavit, tanta pace et quiete per terras illas parta, quantam nemo viderit, nemo visurus est; quapropter suorum insidiis necatus, egregiae probitatis decus luit.

[80]) Heinrich I. „pflegte vor allem die freundschaftlichsten Beziehungen mit dem jungen Grafen von Anjou, den wir 1105 und 1106 an Heinrichs Seite im Kampfe gegen Robert von der Normandie finden" (Rössler 39).

[81]) Dies Datum (14. kal. junii) gibt die Chronica Rainaldi archidiaconi Sancti Mauricii Andegavensis (in: Chroniques des églises d'Anjou, publ. par Paul Marchegay et Émile Mabille, Paris 1869, S. 16). In Angers aber ist der Held begraben worden, *cum inenarrabili totius patriae planctu . . . est tumulatus*, wie obige Chronik berichtet. Das Datum des 19. Mai übernimmt auch A n s e l m e , Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de France, continuée par Du Fourny, rev. par Ange et Simplicien, 3. éd., VI, Paris 1730, S. 15 E und le Cte de M a s L a t r i e , Trésor de chronologie, Paris 1889, Sp. 1539. Wohl nur versehentlich hat L. Delisle, Notes sur les poésies de Baudri, abbé de Bourgueil, in: Romania I: 1872, S. 32 dafür den 18. Mai; das ist der Tag der tödlichen Verwundung (vgl. Ordericus Vitalis ed. Le Prevost IV S. 216 Anm. 2; S. 217). — Durch falsche Interpunktion ergibt sich für Marchegay et Mabille in den ‚Chroniques des églises d'Anjou' ein unrichtiges Datum aus dem Chronicon Sancti Maxentii Pictavensis. Sie lesen S. 423: *Goffredus Martellus occisus est* septimo Kalendas junii. Pictavis concilium fuit... Aber der Punkt gehört hinter *est* und muß hinter *junii* fortfallen.

Lorbeer, den ihm Turoldus in seinen Versen dargebracht, einte sich mit der Fülle von Totenkränzen, die andre Dichter jener Zeit um die Wette dem edlen, jungen Held gewunden haben.[82])

Die Art der Erwähnung Gottfrieds gibt einen Anhalt für die chronologische Festlegung unseres Epos. Wenn Turoldus die großen Namen aus Vergangenheit und Gegenwart seines Volkes in sein Ewigkeitslied aufnimmt, so macht er dabei einen vielleicht unbewußten Unterschied. Die großen Toten finden auch im Epos den Tod, Richard von der Normandie, Graf Ivo z. B. Wogegen die Lebenden, die im Lied geehrt werden sollen, auch in der Dichtung am Leben bleiben, König Heinrich, König Ludwig, Herzog Robert, Rabel der Kämmerer u. s. f. So wird auch Gottfried noch gelebt haben, als unser Epos abgefaßt wurde, d. h. das Rolandslied ist vor dem 19. Mai oder, wenn einige Tage bis zum allgemeinen Bekanntwerden der Trauernachricht hinzugerechnet worden, vor Ende Mai abgeschlossen worden. Andererseits kann es nicht vor Boemunds Ankunft in Frankreich, also nicht vor März vollendet gewesen sein; denn sonst ließe sich die Parole „Epirus" nicht erklären. Es bleiben die Monate März bis Mitte Mai, und in die ersten Wochen des Maien fällt, wie wir oben (diese Zs. XXXIX[1], S. 157) feststellten, die Hochzeit der Königstochter in Chartres.

5. Henri-Tierri.[83])

Der Gräfin Adele Gemahl führte den Doppelnamen *Stephanus Henricus* (sogar *Ego Henricus cognomine Stephanus* kommt vor;

Die summarische Historia regum Francorum monasterii S. Dionysii (Monumenta Germaniae historica, Scriptores IX, Hannoverae 1851, S. 405) berichtet nur, und doch nicht ohne Anteilnahme: in anno sequenti mense Maio Goiffredus Martellus Andegavorum comes, i u v e n i s v a l d e p l a n g e n d u s, in obsidione unius castelli sagitta interficitur.

[82]) Baldrich von Dol hat zwei schöne Epitaphe gedichtet (in: Historiae Francorum scriptores, ed. Francisc. Duchesne, IV, Parisiis 1641, S. 258), von denen das zweite wiedergegeben sei.

> Pacis amator eras, et eras sic pacis amator,
> H e c t o r ut ipse tamen b e l l i g e r extiteris.
> Ipse reformabas tempus, gentemque togatam,
> Si modo vixisses Octavianus eras.
> Subiectis parcens, et colla superba refrenans,
> Principis egregii culmen adeptus eras.
> Saeva sagitta tuos successus anticipavit,
> Quam clam direxit proditor architenens.
> Martia Martellum te fecit causa vocari,
> Gosfredum vero nominis impositi.

[83]) Zu beachten ist vorweg O 2883: *Gefrei d'Anjou et sun frere Henri.* Wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß hier wirklich *Henris* im Original gestanden hat; *Tierris* der V[4]-Gruppe könnte eine nachträgliche Schreiberkorrektur mit Rücksicht auf 3806. 3819 sein. Ja, halt

vgl. Gallia christiana VIII, 1744, Instr., Sp. 308). Der *comes palatinus* könnte unter dem Namen *Henri* ursprünglich als der Held des *plait de Guenelun* verewigt sein; der Treueste darf den letzten starken Schwertschlag führen für seinen König. Die Rolle entspricht Stephans edlem, rechtlichem Charakter durchaus. — Sterben konnte der Dichter *Henri-Tierri* im Lied nicht lassen wie Stephan für's Kreuz gestorben war; Turold hatte nach dem *plait* keinen Krieg mehr zu schildern.

Eine andere Erklärungsmöglichkeit in bezug auf den Helden des plait werden wir unter C 13 erörtern, welchen Abschnitt man vergleichen möge.

6. Tedbald de Reins.

Geoiffroi, Heinrichs Freund und Philipps Stiefsohn, Graf Stephan und auch Adele, Heinrichs Schwester und Philipps treuste Vasallin, leiten hinüber von der englischen zur französischen Königsfamilie. Philipps Name konnte nicht gut im Epos angebracht werden. Die Königsrolle war auf einen Größeren übertragen. Aber an den Stellen, wo Karl als der zaudernde, ungewisse, hilflose fast erscheint, in der letzten Laisse zumal, mochten die Hörer Charakterzüge ihres alten Königs erkennen. Dafür hat der Mitregent und Thronerbe Ludwig seine Stelle im Lied gefunden. Als *Tedbalz de Reins* ist er in Karls Gefolge 173, 2433, 2970, kämpft er in seinem Heer 3058. „Orderic Vital < éd. Le Prevost > III 189 nous apprend que Louis s'appelait aussi Thibaud: Quae Ludovicum-Tedbaldum et Constantiam peperit". Le chroniqueur normand est le seul qui nous fasse connaître cette particularité." So Luchaire.[84]) Entsprechend heißt es in den Annales Uticenses, den Annalen von Saint-Évroult, zum Jahre 1137:[85]) *Ludovicus Tedbaldus rex Francorum obiit.*

Also, und das ist bezeichnend, der zweite Name Tedbald für den König ist in der Normandie gebräuchlich. So bedient sich auch der Normanne Turoldus seiner, um sub rosa auf den Königsohn anzuspielen.

---

man neben O 2883 die auffallende Lücke in der Assonanz von O 3818, so mag der Gedanke wenigstens in den Bereich des Möglichen treten: ob nicht überhaupt Heinrich ursprünglich der Held des *plait* gewesen ist? Gründe genug lassen sich bei den wechselnden politischen Verhältnissen der Jahre nach der Hochzeit von 1106 denken, um derentwillen Abschreiber oder gar der Verfasser schon den Namen abgeändert haben könnten. Heinrich hieß der verhaßte deutsche Kaiser, der den Franzosen feindliche König von England. Den Namen Thierri sollte der Graf von Flandern zu Glanz und Beliebtheit bringen (über ihn vgl. Anm. 124.)

[84]) Louis VI, S. 283. — Noch bezeichnender ist folgende Stelle bei Ordericus (Lib. XI, cp. 34; ed. Le Prevost IV, S. 284): Sequenti autem dominico, Ludovicus Tedbaldus... Aurelianis intronizatus est.

[85]) Ordericus Vitalis, ed. Le Prevost, V, Parisiis 1855, S. 161.

Vielleicht kommt noch eine feinere Beziehung hinzu. „Existe-t-il une relation entre ce nom (de Thibaud) et celui du comte de Champagne, Thibaud Ier, qui fut chargé par saint Arnoul d'annoncer à la reine Berthe la naissance prochaine de son fils? Le comte aurait-il été le parrain du jeune Louis"? So fragt Luchaire weiter (a. a. O. S. 283 f.). Thibaut I [bis 1089], auch Graf von Blois und Chartres (Thibaut III), war der Vorgänger Stephans, des Gemahls der Hochzeitsgeberin Adele. So wurde durch den Namen Tedbald der junge Königssohn verknüpft mit dem Haus Chartres und hineingestellt in die stattliche Reihe der Tedbalds aus diesem edlen Hause, das eine wichtige Rolle in der französischen Geschichte gespielt hat.

Daß ja kein Zweifel bestehe, wer mit *Tedbald* gemeint sei, fügt Turoldus *de Reins* dem Namen hinzu. Man erinnere sich an das, was wir oben (XXXIX¹, S. 149, Anm. 41) über die mancherlei Beziehungen gesagt haben, die solche Beinamen ausdrücken können. Hier weist *de Reins* auf die einstige Krönung hin. Auch das gibt einen chronologischen Fingerzeig. Wider alles Erwarten ist nämlich Ludwig, als 1108 sein Vater starb, aus Gründen der Politik nicht in Reims, sondern in Orléans vom Erzbischof von Sens gekrönt worden. Der Erzbischof von Reims hat damals nachdrücklich doch vergebens protestiert und auf sein Recht, den König zu krönen, hingewiesen.[86]) 1106 war diese Programmwidrigkeit nicht vorauszusehen. Wir werden aus dem Zusatz *de Reins* folgern, daß das Rolandsepos nicht nach 1108 verfaßt sein kann, und denselben terminus ante quem haben wir ja auch von andren Seiten her gewonnen.[87])

Man könnte einwenden, daß die Rolle, die der Dichter dem *Tedbald de Reins* in seinem Epos zuweist, keine allzu hervorragende ist. Zweimal erhält Tedbald Sonderaufträge: Bewachung des Schlachtfeldes und Transport der Leichname Rolands, Oliviers und Turpins. Und mit andern zusammen befehligt er in der Baligantschlacht ein Kontingent, im Auftrag des betreffenden Kontingentsherrn. Doch ist zu bedenken, daß Ludwig damals noch jung war, daß er sich für den Dichter noch zu bewähren hat. Weiter ist zu beachten, daß nach mittelalterlicher Auffassung die drei Märtyrerreliquien, die man mit heim nach Frankreich führt, etwas unendlich Köstliches und Großes bedeuten und daß mit ihrer Hut auf dem Schlachtfeld und auf dem Rückmarsch betraut zu werden eine hohe, die höchste Auszeichnung ist.[88])

---

[86]) Luchaire, Louis VI, S. 30 f.

[87]) Vgl. Terminus 15 f.; diese Zs. XXXVII¹, S. 272 (dazu oben S. 73); XXXVIII¹, S. 130. Wir denken, über die ersten Spuren der Einwirkung des Rolandsepos auf die zeitgenössische Literatur in anderem Zusammenhang eingehender zu handeln.

[88]) Nur ein Tedbald könnte außer dem französischen König allenfalls in Frage kommen, nämlich Tedbald IV von Blois-Chartres (Ted-

7. Milun.

Ludwig-Tedbald teilt sie mit *Milun le comte*, mit dem er an drei von den vier oben bezeichneten Stellen zusammen genannt wird. Nach 173 sind die beiden Vettern. — Wie im Epos so waren auch in Wirklichkeit der Tronerbe und Milo miteinander verwandt. Wir haben hier eine der greifbarsten Anspielungen vor uns und der bedeutsamsten. Es handelt sich um Milo II von Bray[89]), aus dem Hause Montlhéri.

Die mächtigste Dynastenfamilie Franziens, oft mächtiger als die Könige selbst, war zu Beginn des 12. Jahrhunderts die der Rochefort-Montlhéri.[90]) Ihre Besitzungen im Westen und Süden von Paris legten sich, mit wehrhaften Burgen, wie ein Ring um die Hauptstadt und reichten auch in das Gebiet von Chartres hinein. Sie war verwandt mit den Montforts,[91]) also mit der ehrgeizigen Königin Bertrade. Sie war weiter verschwägert, und das ist für unsere Untersuchung von Wichtigkeit, mit der Grafenfamilie von Chartres,[92]) wo die Hochzeit Boemunds gefeiert wurde. Vor allem aber gehörten die Rocheforts zur Königsfamilie Frankreichs durch die Doppelheirat von 1104. Philipp I. hatte, statt die mächtige Dynastenfamilie niederzuringen, es für klüger und vorsichtiger gehalten sich mit ihr zu verbinden. So heiratete sein und Bertradens Sohn Philipp die einzige Tochter des Gui

---

bald II von der Champagne). Auf ihn haben wir Vorgeschichte S. 181, Anm. zu 3058 hingewiesen, ohne doch die Gründe zu verhehlen, die gegen ihn sprechen.

Tedbald war der Sohn der Gräfin Adele, der Hochzeitsgeberin in Chartres. So würde auch seine Erwähnung mit Boemunds Ehrentag in Beziehung zu setzen sein. Zwar war er damals noch recht jung, allerhöchstens 16jährig; bis 1106 regierte für ihn seine Mutter (Luchaire, Louis VI, S. LXXXVII) und erst 1107 wurde er zum Ritter geschlagen. Vor allem macht der Zusatz *de Reins* Schwierigkeiten. Erst 1125 hat Tedbald von seinem Onkel Hugo die Champagne (d. h. die Grafschaften Troyes und Meaux) übernommen, nie aber die Grafschaft Rheims besessen, die dem Erzbischof gehörte (Arthur Engel et Raymond Serrure, Traité de numismatique du moyen âge, II, Paris 1894, S. 475. 479. 482). So müßten schon kühne Vorwegnahme der künftigen Erbschaft und Metonymie zusammenkommen, wenn der Dichter mit *Tedbald de Reins* diesen Enkel des Eroberers gemeint hätte, qui comes palatinus, et intra Franciam secundus a rege, divitiis et nobilitate tumefactus, ab adolescentia sua velut hereditario bellorum iure regem Ludovicum coepit infestare (Chronicon Morigniacensis monasterii, auctoribus Teulfo et aliis eiusdem loci monachis, Lib. II, in: Historiae Francorum scriptores, ed. Duchesne, IV, S. 365).

[89]) An der Seine, nördl. von Sens, im Arr. Provins.

[90]) Zum folgenden vgl. Luchaire, Louis VI, S. XXVII f., LXXXf.; Mas Latrie 1642; La grande encyclopédie, XXIV, S. 257.

[91]) Luchaire, Louis VI, S. XXVII. Über des Haus Montfort-l'Amaury s. Anselme VI 71: Elle n'étoit pas seulement celebre par le lustre de son ancienne noblesse, de ses hautes alliances, et de ses richesses; mais encore par les hommes illustres et les grands capitaines qui en étoient sortis. Vgl. auch den Stammbaum in Anm. 94.

[92]) Luchaire, Louis VI, S. XXVII.

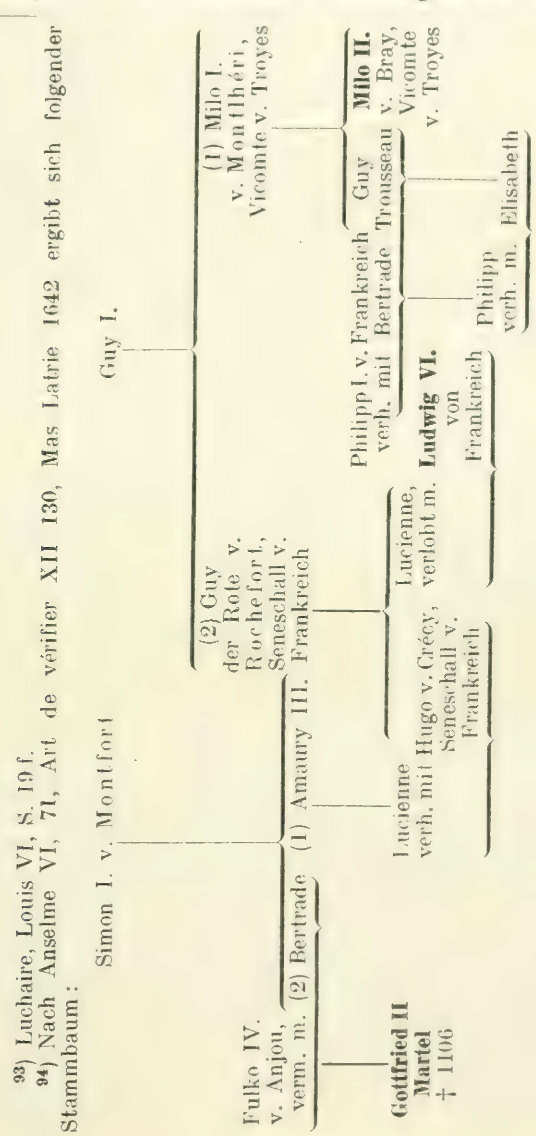
Trousseau von Monthléri, Milos II. Bruder, und Ludwig, der erwählte König, verlobt sich mit der Tochter Wilhelms des Roten von Rochefort.[93])

Milo II. war also doppelt verschwägert mit Ludwig-Tedbald, mit dem er von Turoldus fast immer zusammen genannt wird.[94]) Daß Milo selbst an der Hochzeit von Chartres teilgenommen hat, dafür spricht bei so zahlreichen Beziehungen zu den Feiernden

---

[93]) Luchaire, Louis VI, S. 19 f.

[94]) Nach Anselme VI, 71, Art de vérifier XII 130, Mas Latrie 1642 ergibt sich folgender Stammbaum:



jede Wahrscheinlichkeit. Schon als Vicomte von Troyes, als einer der ersten Vasallen Adeles,[95]) hatte er zu erscheinen. Dazu verbanden ihn Kreuzzugserinnerungen mit dem Heldenbräutigam.

Milo hatte im Gefolg seines Lehnsherrn Stephan den Kreuzzug von 1101 mitgemacht (E. de Lépinois, Histoire de Chartres I, 1854, S. 73), zusammen mit seinem Onkel Gui von Rochefort (Röhricht 32), dem Seneschall Frankreichs 1091—95, 1104—07, und dessen Vetter Wilhelm v. Montfort, Bischof von Paris, dem Bruder der Königin Bertrade. — Übrigens war Milo nah verwandt mit Balduin II. von Edessa und seinem Nachfolger Joscelin (André Du Chesne, Hist. généal. d. l. mais. de Montmorency, 1624, S. 660. 689).

Milo II. wird damals noch jung, nicht viel älter als Ludwig-Tedbald gewesen sein, und so werden dann auch im Epos den beiden Schwägern und Altersgenossen die gleichen Aufträge zugewiesen. Louis n'avait pas dans son royaume de vassal sur qui il eût plus de droit de compter que Milon II (Arbois de Jub. II 200). 1112 kam es zum Bruch zwischen beiden; ihre enge Verbindung im Rolandsepos liegt vor dieser Zeit.

Die Einführung des jungen Milo bietet dem Rolanddichter den Vorteil, den er, wie wir sahn, von Vergil auszunutzen gelernt hat: mit der Anspielung auf den lebenden Vertreter des Geschlechts wird zugleich die Erinnerung an den gleichnamigen Vorfahren wachgerufen, den ruhmreichen Milo I.

Milo I. der Große oder der Alte, Vicomte von Troyes,[96]) Milos II. Vater, hatte den ersten Kreuzzug mitgemacht und war 1101 nochmals nach Palästina zurückgekehrt. Zusammen mit seinem Lehnsherrn, Graf Stephan von Chartres, dem Gemahl der Hochzeitsgeberin Adele, hatte er in der unglücklichen Schlacht bei Ramla gekämpft und zwei Tage darauf mit Stephan einen seligen Tod gefunden.[97]) Auf dem Kreuzzugsfest in Chartres 1106

[95]) Arbois de Jubainville, Hist. des ducs ... de Champagne, II 278.

[96]) In einer Urkunde Philipps I. von 1108 (Prou S. 404) heißt er *Milo de Malorepastu.* Daß kein andrer als unser Milo I gemeint, beweist die Stelle: *Filii autem Milonis, Guido et Milo, hoc donum concesserunt.*

Vicomte Milo I wird auch in dem Chronicon Morigniacensis monasterii auctoribus Teulfo et aliis, Lib. I, in: Historiae Francorum scriptores, ed. Duchesne, IV, S. 359 erwähnt. Sein Sohn Gui Trousseau hat mit Zustimmung des Vaters die Kirchen von La Ferté-Baudouin (*Firmitas Bauduini*, wohl das heutige La Ferté-Alais östlich von Chartres — L'art de vérifier les dates, réimpr. et cont. par de Saint-Allais, XII, Paris 1818, S. 134) an das Kloster Morigni vergeben. —

Noch wäre festzustellen, ob Milo I mit dem gleichnamigen bouteiller Philipps I (Prou, S. CXLVII) identisch ist, den wir 1092 in des Königs Gefolge finden (Urkunde von Bréval; Prou, S. 326). Wenn ja, so würde sich der alte Herrscher, der der Hochzeit beiwohnte, doppelt gefreut haben, den Namen seines Getreuen im Lied feiern zu hören.

Sicher finden wir den *Milo vicecomes* in König Philipps Umgebung in einer Urkunde von Melun, 1094 (Prou, S. 339. Unmöglich kann der Vicomte von Melun gemeint sein, wie Prou im Index vermutet; vgl. den Passus *Vuillelmo tunc Milidunensi vicecomite* in der Urkunde selbst).

[97]) Luchaire, Louis VI, S. XXVIII.

schweiften wohl manche Gedanken in die Ferne, wenn Milos Name im Lied erklang, schimmerten in manchen Augen Tränen wehmütiger Erinnerung an eben diese Maienzeit[98]) vor 4 Jahren, in der Graf Stephan und sein heldenhafter Vasall für Gottes Sache gestorben waren. Zu jenen aber, welche jene Unglückstage von Ramla mitgekämpft hatten, gehörte der Sohn Milos, der, Vasall von Stephans Witwe und ihr künftiger Schwiegersohn Milo von Bray.[99]) Auf ihn fiel etwas von dem Ruhmesglanz seines großen Vaters, damals auf der Hochzeitsfeier 1106 und so auch im Rolandsepos.

8. Nevelun.

Mit Tedbald von Reims, will sagen dem künftigen König, verknüpft Turold 305 f. einen andern Altersgenossen, den Grafen *Nevelun*. Auch darin liegt eine Aufmerksamkeit, eine Huldigung gegenüber einem Herrengeschlecht, das nicht weit von Paris, in dem trotzigen Pierrefonds, saß. Von diesen Neveluns haben wir schon gesprochen[100]), und daß im Rolandepos Nevelun II gemeint, auch er Teilnehmer am ersten Kreuzzug. Auch wenn nicht besondere Beziehungen, etwa genossene Gastfreundschaft, den Rolandsdichter mit der Familie verbanden, ist doch die Erwähnung der angesehenen Adelsfamilie der Ile-de-France im Rolandsepos wohlverständlich. Nevelun II., der Sohn, wird selbst unter den Hochzeitsgästen in Chartres gewesen sein. Als Kreuzfahrer mußte es ihn drängen, den einstigen Führer und Retter in schweren Nöten, Boemund, wieder zu sehen, ihn feiern zu helfen. War aber Nevelun damals auf der Hochzeit, dann ist seine Erwähnung im Lied noch ganz besonders verständlich.

Wie bei den Milons, den Tedbalds, den Thierris (s. u.) ist mit dem lebenden Vertreter der Familie zugleich der Vater und vielleicht schon der Enkel gleichen Namens gemeint. Den alten Nivelon, den I., finden wir oft an König Philipps Hof, wie dessen Urkunden erweisen.[101]) Wie mochte es den alten König freuen, wenn er seines toten Vasallen Namen im Lied erklingen hörte.

Verschwägert waren die Nivelun's mit der altadligen Familie von Montmorenci, aus der aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Herren von Montlhéri hervorgegangen sind.[102]) Nivelon II.

---

[98]) Die Feldschlacht bei Ramla hat am 17. Mai 1102 stattgefunden, Graf Stephan ist am 19. Mai in Ramla umgekommen (Fulcherus, Historia Hierosolymitana, Lib. II, cap. XIX 5; hrsg. v. Hagenmeyer, S. 443 f., Anm. 8. 12).

[99]) Ordericus Vitalis X 21; ed. Le Prevost IV 134.

[100]) Diese Zs. XXXVIII[1], S. 121. Daß die Beziehungen der Seigneurie zu Morienval für das Rolandslied nicht in Betracht kommen, haben wir inzwischen (diese Zs. XXXIX[1], S. 138, Anm. 21) festgestellt; damit fällt auch der Morienval betreffende Satz in dieser Zs. XXXVII[1], S. 116.

[101]) Prou S. 15 (1060, Senlis); 24 (1060, Étampes); 187 (1075); 34 (1061, Senlis); 63 (1065, Corbie); 66 (1065, Corbie); und vielleicht noch 341 (1095, Mont-Notre-Dame).

[102]) Art de vérifier XII 130.

hatte eine Tochter Hervé's von Montmorenci († um 1094) zur Frau.[103]) Nivelun ist also weitläufig verwandt mit Milo von Monthléri, den das Rolandsepos gleichfalls feiert. —

Allerdings könnte statt der Nevelun's von Pierrefonds eine andere Adelsfamilie in Betracht zu ziehen sein, in der auch der Name *Nevelun* wiederholt vorkommt. Zu den mächtigsten Vasallen der Gräfin Adele gehörte Nivelon II., Herr von Fréteval (zwischen Châteaudun und Vendôme), Meslay (zwischen Chartres und Bonneval) usw., der in Chartres selbst wehrhaften Besitz hatte. Dieser Nivelun, *generis nobilitate exortus*, wie er sich selbst nennt, hat am Kreuzzug teilgenommen und war 1106 noch im Orient. Er lebte noch 1122. Vgl. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres, publ. par Guérard, II, Paris 1850, S. 412 f. 428. 447. 450. 476; Adolphe de Dion: Le château de Fréteval; in: Bulletin monumental, 40 (= 5. série, 2), 1874, S. 209 f.; Mas Latrie 1639.

Ob man diesem Nivelon wegen der besonderen Beziehungen zu Chartres und zu Adele den Vorzug geben soll vor seinem Namensvetter, den man im Gefolge des Königs vermuten darf, das bleibe dahingestellt. Turold selbst hat die Zweideutigkeit wohl gar nicht bedauert.

9. Ivon.

Verschwägert ist derselbe Nivelun noch mit einem andern Baron, dem Turoldus eine ehrenvolle Stelle im Lied gegeben hat, mit Graf Ivo II von Beaumont-sur-Oise. Er hat von 1070 bis 1090 regiert.[104]) Zur Grafschaft gehörten außer Beaumont selbst Méru, Chambly, L'Isle-Adam, Asnières-sur-Oise, also nördliche Umgebung von Paris. Ivo zählte, wie Turoldus selbst, zu den Wohltätern des Klosters Le Bec: 1080 hat er ihm die Kirche Sainte-Honorine in Conflans mit allem Zubehör vermacht,[105]) 1082 folgte eine weitere Schenkung.

Des öfteren finden wir nach den Urkunden den Baron in Philipps I. Nähe.[106]) Wohl möglich, daß der König ihn lieb hatte (2406). In ganz persönlichen Beziehungen würden sie zu einander gestanden haben, wenn Graf Ivo mit dem *cubicularius regis* gleichzusetzen wäre, der zweimal, 1067/68 (Orléans) und 1073 (Étampes) in des Königs Gefolge erscheint[107]) und der seinerseits sicherlich identisch ist mit dem *Yvo, cambellanus de pueris regis* in einer Urkunde von 1067.[108])

---

[103]) Art de vérifier XII 6.

[104]) Zum folgenden vgl. Anselme, Histoire généalogique, 3. éd., VIII, Paris 1733, S. 396 f.; Mas Latrie 1559 f.; Prou S. 307, Anm. 1.

[105]) Urkunde bei Prou, S. 263 f.

[106]) Sein Name begegnet i. J. 1071, Paris (Prou, S. 159); 1072/80 (Prou, S. 253); 1073, Paris (Prou, S. 168); 1075, Saint-Médard de Soissons (S. 199); 1077 (S. 233. 234); 1079, Gerberoy (S. 244); 1067—90 (S. 307). In den meisten dieser Fälle haben wir Ivo in des Königs Gefolge zu suchen.

[107]) Prou S. CLII, 109, 170.

[108]) Prou, S. 99.

Graf Ivo war durch seine Töchter mit B o e m u n d dem Bräutigam (Anonymi Gesta Franc., hrsg. v. Hagenmeyer, XXXIII 2, Anm. 11; Dict. nat. biogr. XXVIII 160) und mit den Montmorenci's, durch seine Mutter mit den Monthléri's (Mas Latrie 1559) verwandtschaftlich verbunden.

Als das Rolandsepos entstand, lebte Ivo II nicht mehr, und so läßt ihn, in Verfolg der oben (S. 73) umschriebenen Praxis, Turoldus auch in der Dichtung den Tod finden (Vers 1895).

Wie entsprechend in andern Fällen, so ehrt der Verfasser in, mit und unter dem Namen *Ivun* zugleich das ganze Grafengeschlecht. Ivo's II. Vater hieß schon Ivo, und so hieß wieder Ivo's II. Enkel, der 1106 schon gelebt haben wird[109].

10. Rabel.

Wenn so die Ile-de-France, das Gefolge der beiden Könige, eine gewiß noch zu vermehrende Reihe von Statisten liefert, so hat der Dichter auch seine normannischen Landsleute nicht vergessen. Auf *Rabel* 3014. 3348. 3352 haben wir schon früher hingewiesen.[110])

---

[109]) Irgend eine Aufmerksamkeit wird in *li nies Dröun al vieill e al canut* (2048) liegen, aber wem sie gegolten hat, ist bei der Häufigkeit des Namens schwer zu entscheiden.

Dieselbe Namenverknüpfung von Walter und Drogo begegnet in der Familie der Grafen von Vexin. Auf Gautier I, II, folgt Drogo († 1035), Gautier III (Mas Latrie 1699). So lesen wir unter einer Urkunde Philipps I (Prou S. 406): „Signum Drogonis comitis. Signum Vualterii Comitis, filii Drogonis", was an die gleiche Namensverbindung in 2047 f. erinnert: Ço est Gualtiers ki cunquist Mäelgut, Li nies Dröun al vieill e al canut.

Von Zeitgenossen des Rolanddichters konnten sich durch die Erwähnung im Lied geehrt fühlen 1) die Herren von Mello, unweit Beaumont. In dem Geschlecht, das mit den oben erwähnten Grafen von Beaumont verschwägert war, erbte sich der Name Drogo fort. Dreux I könnte 1106 noch in hohem Alter gelebt haben, Dreux II starb nach 1136 (Anselme VI 58). 2) Der Kreuzfahrer *Drogo de Monzeii* (Mouchy-le-Châtel, et de Noailles), *vir strenuus et bellicosus* (Suger). Er kommandierte mit andern zwei Treffen in der großen Schlacht gegen Kerbogha (Alb. Aqu. IV 48; Rec. IV 422), hat 1101 mit Montmorenci und Beaumont, seinen Verwandten gegen Ludwig, 1112 für seinen König gegen Thibaut von Chartres gekämpft. Seine Töchter heirateten Nivelon von Pierrefonds und Dreux von Mello. — Ob aber Dreux von Mouchy 1106 schon ein Graukopf war? —

Noch schwerer würde die Wahl, wollte man in 2048 die Ehrung eines Toten sehn. Vermutungen in dieser Richtung sind schon von andern geäußert worden; an den oben zitierten Grafen von Vexin, einen Nachkommen Karls des Großen, sei noch erinnert, und vor allem an den Grafen von Apulien, 1051 in Montaglio ermordet, einem der norm. Eroberer Süditaliens.

[110]) Vorgesch. S. 180, Anm. zu 3014. Dort ist fälschlich der 1106 noch jugendliche Rabel mit einem andern, wohl seinem Vorfahren zusammengeworfen, der unter Robert I, um 1030, eine Flotte gegen die Bretagne führte: Dux autem Robertus quandam partem classis R a b e l l o f o r t i s s i m o m i l i t i tradidit, ac ad affligendam incendiis et praediis Britanniam direxit (Willelmus Gemmeticensis, Historia Northmannorum, Lib. VI 11, in: Migne, Patrologia latina 149, Paris

Die Kämmerer von Tancarville[111]) waren ein hochangesehenes und reichbegütertes Geschlecht, mit dem normannischen Königshaus verschwägert.[112]) Den *Rabellus camerarius*[113])

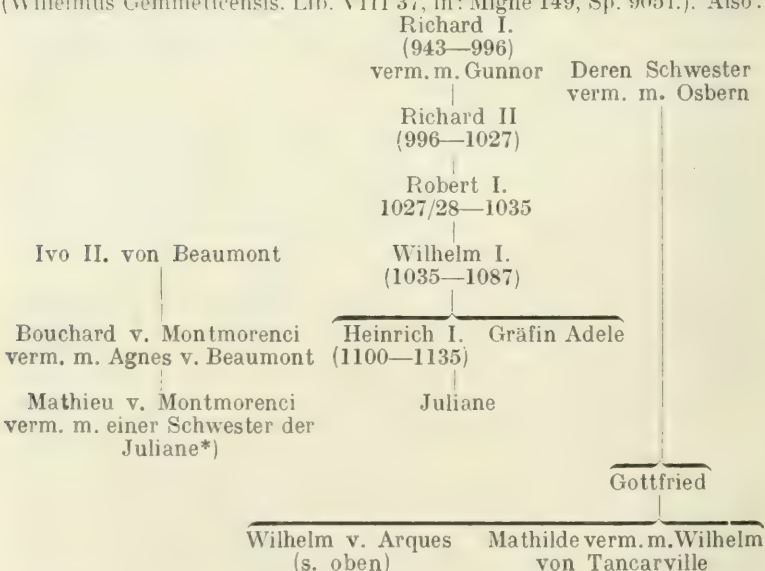
1882, Sp. 845); Benoit, Chronique des ducs de Normandie, publ. par Francisque Michel, II, Paris 1838, S. 553, Vers 31152 ff.:

Dunc a li dux, qui mult fu bel,
Fait apeler à sei Rabel.
Forz home e proz e sage e granz
E de maintes choses sachanz;
Cointe ert e veizé chevalier,
E si esteit bon mariner.

Vgl. A. La Butte: Histoire des ducs de Normandie, I, Paris 1852, S. 177f.

[111]) Bei dem altadligen Geschlecht der Herren von Tancarville war nach Le Prevost der Titel *cambellanus* zu einer Familienbezeichnung geworden; il faut plutôt considérer ici le mot de chambellan comme une désignation héréditaire de famille, que comme un titre positif. C'est ainsi qu'on a continué de dire: les chambellans de Tancarville, ou même les Chambellans, longtemps après que la charge était sortie de leurs mains (zu Ordericus Vitalis, Lib. XII 25; ed. Le Prevost IV, S. 412).

[112]) Durch eine Schwester der schönen Gunnor († 1031), der Gemahlin Richards I (943—996). Tertia autem sororum Gunnoris comitissae nupsit Osberno de Bolebec, ex qua genuit Galterium Giffardum primum et Godefridum patrem Willelmi de Archis. Hic autem Willelmus frater fuit Mathildis, quam Willelmus Camerarius de Tancarvilla habuit uxorem, ex qua genuit filium nomine Rabellum qui ei successit (Willelmus Gemmeticensis. Lib. VIII 37, in: Migne 149, Sp. 905f.). Also:



[113]) Er kann 1106 nicht alt gewesen sein; sein Vater, Wilhelm von Tancarville, lebte noch 1128 (Mémoires de la Soc. d. antiqu. de

*) Vgl. Willelmus Gemmeticensis, Lib. VIII 29; in Migne 149, Sp. 899.

treffen wir 1120 im Gefolge des englischen Königs.[114] 1128 hat Rabel das Priorat Sainte-Barbe en Auge (Dép. de l'Eure bei Louviers) gestiftet.[115] Danach wird er in jener Gegend begütert gewesen sein, östlich von Le Bec und nahe dem Vexin. Andre seiner Besitzungen reichten von der unteren Seine bis ins Bistum Bayeux hinein. Die Familie gehörte zu den Lehnsträgern unseres Turoldus;[116] dazu verbanden Heimatsbeziehungen die Barone. Rabel's Mutter war die Schwester Wilhelms von Arques, das nur wenige Kilometer von Envermeu, des Turoldus Heimat, entfernt liegt.[117]

Auch in unserm Fall wieder ehrt der Dichter mit dem lebenden Vertreter des Geschlechts zugleich die berühmte Familie überhaupt.

11. Oedun.

Eine gewichtige Rolle unter dem Eroberer und seinen Nachfolgern hat der Eudo *dapifer* gespielt, der 1106, zwar schon betagt, noch lebte. Er war *Major domus regiae*; unter ihm also hat Turold Hofdienste versehen (vgl. diese Zs. XXXVII[1], S. 118). Lehnsbeziehungen verbanden auch Eudo mit dem Bistum Bayeux (Mémoires soc. ant. Norm. VIII 428). — Näheres über Eudo bei Rogerus Dodsworth et Gul. Dugdale, Monasticum anglicanum, II, Londini 1661, S. 889 ff.; Edward A. Freeman, The reign of William Rufus, II, 1882, S. 463; Lucien Valin, Le duc de Normandie et sa cour, Thèse, Paris 1909, S. 146. — König Heinrich könnte seinen höchsten Beamten mit der Vertretung in Chartres

Normandie, VII, 1834, S. 93) und noch 1137 führte Rabel Krieg mit König Stephan (Ordericus Vitalis, Lib. XIII 30, ed. Le Prevost V 81): Stephanus rex rebellantem Rabellum bellico robore impetiit et oppida eius Juliam Bonam [Lillebonne bei Le Havre; nach Le Prevost, Anm. 3 läge Verwechselung mit Tancarville vor] Vileriasque [Villers-Chambellan et Mansionem Odonis [Mézidon westlich von Lisieux, nicht allzuweit mehr von Bayeux] obsedit. — Rabel, ,,une des plus fières et des plus graves figures de cette époque", starb 1140 (Revue nobiliaire 2, Paris 1863 64, S. 173 f.).

[114]) Ordericus Vitalis, Lib. XII 25; ed. Le Prevost IV, S. 412.

[115]) Gallia christiana, 2. ed., XI, Paris 1874, Sp. 858; Böhmer, Kirche S. 281, Anm. 4.

[116]) Antiquus cartularius eccles. Baiocensis, publ. par V. Bourrienne, I, Rouen, Paris 1902, S. XL; Mémoires Soc. ant. Normandie VIII, 1834, S. 432.

[117]) Der Name Rabel ist selten in jener Zeit. Er fehlt bei Chevalier und im Index bei Prou. — In einem Obituar der Abtei Pontlevoy unweit der Loire (bei Montrichard) aus der Mitte des 12. Jahrh. mit Nachträgen bis zur Mitte des 13. begegnet ein Rabellus de Cardriis, cujus filius pro anima patris sui quitavit nobis X et VIII denarios et procurationem duorum servientum, que debebat ei prioratus de Pruneriis <XII. saec.> (Recueil des historiens de la France, Obituaires, II, Paris 1906, S. 215 E).

beauftragt haben. Als Seneschall war Odo der gegebene Heerführer, auch über die bretonischen Vasallen seines Königs; und so führt ihn Turold in sein Epos ein (3056). Der alte Herr überträgt seine Kommandogewalt an Jüngere. — Wieweit der Dichter mit dieser Ehrung eines Zeitgenossen von Rang zugleich auf Personen der Vergangenheit anspielt, mag dahingestellt bleiben.

12. Guineman.

Wie der Seneschall Heinrichs I., so hat auch der Stephans von Chartres eine Stelle im Lied gefunden. „Dès 1085, Étienne avait ... un sénéchal, c'est-à-dire, un officier chargé ... le cas échéant de le suppléer pour commander ses armées. Ce sénéchal s'appelait Guiomond" (H. d'Arbois de Jubainville, Histoire des ducs et des comtes de Champagne, I, Paris 1859, S. 399). Er ist vielleicht identisch mit dem *Guinemundus*, der vor 1071 in einer Urkunde für Saint-Père in Chartres Zeuge ist (Cartul. de Saint-Père de Chartres, I, S. 179). Die Ausgänge *mandus (man)* und *mundus* wechseln bei dem Namen miteinander ab; man vergleiche einen „Guinamand, Guinamond" bei Chevalier, Rép., Bio-bibliogr. I. Sp. 1990. Der Form nach steht nichts im Wege, in dem Guineman der Baligantschlacht (3014. 3348. 3360. 3464) eine ehrenvolle Erinnerung an den Seneschall von Chartres zu sehen. Für diese Annahme spricht die Rolle als Vorkämpfer, als Heerführer in erster Linie, die Turold dem Helden zuweist, zusammen mit Rabel. Der normannische Kämmerer und der Seneschall von Chartres finden sich eng verbunden; so waren Normannen und Chartrains vereint zum ersten Kreuzzug aufgebrochen, die beiden Schwäger Robert und Stephan an der Spitze.

In der Dichtung bleibt Rabel am Leben — und der Kämmerer war gewiß statt seines Herrn selbst in Chartres oder wurde mit ihm erwartet; sein Kampfgenoß Guineman findet den Heldentod, wie denn *Guiomundus* 1106 nicht mehr gelebt hat. Der Seneschall mag auch im Sterben mit seinem Grafen vereint geblieben sein.

13. Tierri.

Ziehen wir nun die Kreise weiter, über Ile-de-France und Normandie hinaus, so ergibt sich noch eine handgreifliche Anspielung.

Stengel hat im Glossar seiner Ausgabe zwei Barone des Namens *Tierri* zusammengeworfen, den Helden des *plait de Guenelun* und den *duc d'Argone* 3083. Ob mit Recht ist mehr als fraglich.

Sprechen wir zunächst von dem *duc d'Argone*. Bei Richer[118]) lesen wir von einem *Belgicae dux Teodericus*,[119]) der mit andern Fürsten zusammen ums Jahr 985 Verdun überfiel. Sie setzen die Stadt in Verteidigungszustand. *Lignorum trabes ex Argonna aggregari iusserunt.* Da haben wir dieselben Namen verbunden wie im Rolandsepos. Daß der geschichtskundige und belesene Epiker Richer's Historiae gekannt hat, ist nicht unwahrscheinlich; manches deutet nach derselben Richtung. Dann könnte Turoldus bei Richer die beiden Namen zusammengefunden haben. Und doch halten wir es für ausgeschlossen, daß der Dichter jenen längstverstorbenen und vergessenen Grafen Dietrich gemeint hat. Wer von den Hochzeitsgästen hätte seine Absicht überhaupt nur verstanden! Vielmehr ist ein Lebender gefeiert, allenfalls unter dem Deckmantel jener Gestalt der Vergangenheit — wenn sie überhaupt dem Dichter im Sinne lag.

Auch hier wieder zeigt sich greifbar deutlich die Absicht des Dichters bei manchen seiner Eigennamen. An und in den Argonnen saßen zu Turoldus' Zeiten die Grafen von Montbéliard.[120]) Thierri I aus diesem Haus hatte 1093 die Grafschaft Bar, nahe dem Argonnerwald, geerbt und 1096 Verdun erworben, das unmittelbar am Fuß des Gebirges liegt. 1106 regierte Thierri II, und er ist im Rolandsepos gemeint.[121]) Bezeichnend genug führt Thierri die L o t h r i n g e r und Burgunder in den Kampf (3077. 3083). — Aber auch hier wieder ist mit dem lebenden Sohn der verstorbene Vater gleichen Namens, ist die *gens* geehrt. Vielleicht vermag weitere Untersuchung einmal besondere Beziehungen aufzufinden, die Thierri II mit den in Chartres feiernden Familien oder mit dem Rolandsdichter verbanden; möglicherweise hat er am Kreuzzug teilgenommen. Auch wenn schon beide Annahmen nicht zutreffen sollten, so wäre doch eine Ehrung des angesehenen Grafengeschlechts an und für sich gerechtfertigt. — Von

---

[118]) Richerus, Historiarum libri IV, III 103; recogn. Georgius Waitz, ed. altera, Hannoverae 1877, S. 124.

[119]) Gemeint ist Dietrich II, Graf in Friesland (oder Graf von Holland), † 988. Vgl. über ihn P. L. Müller, in: Allgemeine deutsche Biographie, V, Leipzig 1877, S. 177.

[120]) Zum folgenden vgl. Anselme V 505 f.; Mas Latrie 1640; Ulysse Chevalier, Répertoire des sources historiques du moyen âge, Bio-bibliographie, Nouv. éd., II, Paris 1907, Sp. 4460.

[121]) Die vage Hindeutung, die in dem *duc d'Argone* liegt, gehört zu den ähnlichen *Henri de Galne* usw. (darüber diese Zs. XXXIX[1], S. 150, Anm.); es sind ungefähre Titel, wie sie nicht nur in der Dichtung jener Zeit üblich waren. Vgl. Ordericus Vitalis, Lib. XII 45 (ed. Le Prevost IV 479): Theodericus itaque Auxensis et Lambertus A r d e n - n e n s i s comes Flandriam expetierunt. Lambert kommt bei Ordericus nur an dieser Stelle vor: gemeint ist nach Le Prevost der Graf von Clermont bei Lüttich (Clermont-lez-Aubel). Vgl. ferner „Ide d'Ardenne", Tochter Herzogs Gottfried von Niederlothringen (Anselme VI 248), einen „prince du Mont-Jura" (Mas Latrie 1610) usw.

dem wohlzudeutenden *duc d'Argone* scheint nun der Rolandsdichter jenen anderen Thierri, den Bruder Gottfrieds von Anjou, den Helden des *plait*, zu unterscheiden. Denn dieser wird 3818 wie eine neue Persönlichkeit eingeführt.[122])

Wen mag Turoldus mit diesem zweiten Thierri gemeint haben? Ein Bruder Gottfrieds des Namens Thierri läßt sich nicht nachweisen. Denken könnte man an das lothringische Herrschergeschlecht, in dem sich der Name Thierri forterbte.[123]) Thierri I war 1026 gestorben, Thierri II *le Vaillant* lebte bis 1115. Dieser Tapfere würde also gemeint sein.[124]) Daß er im Epos ein Bruder Gottfrieds von Anjou ist, käme dann lediglich auf Rechnung der epischen Technik, die solche Verwandtschaftsverhältnisse unter den Helden herzustellen liebt.

Immerhin sei erinnert an die oben (Anm. 83) geäußerte Mutmaßung, daß in des Dichters Original ursprünglich garnicht *Tierri*, sondern *Henri* gestanden hat, und daß Turoldus selbst oder wahrscheinlicher irgend ein Kopist die Änderung vorgenommen hat, *temporum ratione habita*. Diese Annahme hat in dem anfänglichen Schwanken der Handschrift O (2883. 3818) einen gewissen Anhalt. Dann wäre also des Dichters Landesherr Heinrich I. oder noch wahrscheinlicher Heinrich-Stephan v. Chartres der Held des *plait*. Nicht so leicht begreift man, wie der Lothringer Thierri zu so viel Ehre kommen sollte.

Die Frage, wen Turold mit dem Thierri des *plait* gemeint hat, mag offen bleiben.

14. Willalme de Blavie.

Im Anschluß an Gottfried Martels Tod im Mai 1106 berichtet Ordericus (Lib. XI 16; ed. Le Prevost IV 217): Quo defuncto, Philippus... Fulconi, privigno suo, Andegavorum comitatum concessit, ipsumque imberbem Guillelmo Pictavensium duci, qui tunc forte ad curiam erat, commisit, ut eum in itinere tutaret, salvumque ad patrem suum perduceret.

Sollte der Dichterfürst nicht zu Boemunds Hochzeit gekommen sein? An König Philipps Hof kann er doch nur äußerst

[122]) Vers 172 bei Stengel ist textkritisch nicht zu halten. Man kann sich leicht denken, daß Spätere das Bedürfnis empfanden, auf die gegen Ende des Epos so wichtig werdende Persönlichkeit des Thierri schon am Anfang hinzuweisen.

[123]) Zum folgenden vgl. Mas Latrie 1627.

[124]) Auch der Sohn Thierri's II hieß wieder Thierri, *d'Alsace* zubenannt. Er war 1106 erst etwa 6 Jahr alt (Chevalier, Bio-bibliographie II 4458), weswegen ihn Turoldus nicht in erster Linie gemeint haben wird. 1127-28 hat dieser Thierri mit Heinrichs I. Hilfe Flandern gewonnen und dort rühmlichst als Graf, tatsächlich als Statthalter Heinrichs I. regiert (Anm. 3 zu Ordericus, ed. Le Prevost IV 478; Rössler 95 ff.).

selten gewesen sein; wir wissen von keiner sonstigen Anwesenheit (vgl. Prou; nie erscheint Wilhelm als Zeuge in Philipp's Urkunden). Der Sohn der Bertrade wird dem Troubadour zur Heimbegleitung anvertraut. Damals 14 jährig,[125]) wird der Stiefsohn des Königs gleichfalls an der Hochzeit teilgenommen haben; da war denn ein Stück des Rückwegs beiden gemeinsam. Zu berücksichtigen ist, daß Wilhelm Kreuzfahrer war und daß sein Interesse, sein Herz ihn dazu getrieben haben muß, bei dem großen Fest voll Kreuzzugserinnerungen und Kreuzzugshoffnungen dabei zu sein und seinen Kriegskameraden mitfeiern zu helfen. Eben hatte er ja Boemund als Gast in seinen Staaten begrüßt; da dürfte eine Einladung zur Hochzeit nicht ausgeblieben sein. — Daß Gottfried wenige Tage nach den Feierlichkeiten in Chartres den Tod fand, worauf dann Fulco heimgeschickt wurde — das spricht weiter dafür, daß eben die Hochzeitfeier den Troubadour an den Königshof geführt hat.

Ist diese unsere Vermutung richtig, dann wird alles das in besondere Beleuchtung gerückt, was wir diese Zs. XXXIX¹, S. 147 ff. über provenzalische Beziehungen des Rolandsepos gesagt haben, die Einführung Wilhelms in unsere Dichtung[126]) mit bedeutungsvoller Anknüpfung an die Stadt der Heldengräber, die schmeichelhafte Erwähnung der Auvergnats, und anderes mehr. Wie schon des Turoldus Rückreise von Spanien, so würde die Anwesenheit Wilhelms in Chartres erst recht das Hereinragen des Südens in unser Epos erklären.[127])

15. Hamun.

Mit *n'Aimes* (c. rég. *Hamun* 3073) ist der andere große Vasall des Südens gemeint, Raimund von Toulouse, der Kreuzfahrer. Das *n'*, der Vokalanklang (+ m) in der ersten Silbe (vgl. *Robert-Ogier*), der Zusatz *de Galice* — Raimund „avoit acquis une très-grande réputation ... en Espagne, en com-

[125]) Mas Latrie 1539.

[126]) Während der Drucklegung dieser Arbeit erschienen die langerwarteten Bände 3 und 4 von Joseph Bédier's Légendes épiques. Aus Bd. 3 (Paris 1912), S. 177 Anm. 1 ersehen wir, daß der Herr von Blaye bis mindestens 1106 Guillaume Frédéland hieß. Da hätten wir also einen *Willalme de Blavie*, der dem von uns vorgeschlagenen Wilhelm von Poitou ernsthafte Konkurrenz machen dürfte. Wir halten es doch für wahrscheinlich, daß Turold nicht den in Chartres und am Königshof gewiß unbekannten Herrn von Blaye, sondern seinen allbekannten Lehnsherrn ehren wollte; gar nicht unerwünscht war ihm vielleicht die Zweideutigkeit des Namens.

[127]) Kürzlich hat Karl von Ettmayer, Zur Charakteristik des Altfranzösischen, in: Zs. f. rom. Phil., 1912, S. 334, ohne noch von unserem Beitrag in Bd. XXXIX dieser Zs. Kenntnis haben zu können, behauptet, „daß speziell zwischen der Normandie und Aquitanien sehr alte sprachliche Beziehungen bestanden, welche ... in der Zeit der Abfassung des Rolandsliedes gewissermaßen in ihren Anfängen lagen.“

battant contre les Maures" (vgl. Histoire gén. de Languedoc, II, 1733, S. 339 und *Henri de Galne*) —, sind deutliche Hinweise. Stellung, Alter, Charakter des Naimes stimmen zu der Persönlichkeit Raimunds, so wie sie sich imponierend den Zeitgenossen einprägte. „Er war an Jahren älter und an Besitz reicher, als jeder der übrigen Fürsten im Kreuzheere" (Röhricht, Gesch. d. 1. Kreuzzugs, 1901, S. 76). — Mit Stephan, Adeles Gemahl, hatte er noch den unglücklichen Kreuzzug von 1101 mitgemacht, mit ihm zusammen zuletzt 1102 — nicht lange vor Stephans Tod — Tortosa erobert (Hist. gén. de Lang. II 336). Nach Lépinois I 77 hätte Raimund in der Schlacht bei Hamasia dem Grafen Stephan sein Leben zu verdanken gehabt; so wird Naimes von Karl gerettet.[128]

16. Rembalt.

Mit seinem Nachbar Raimund zusammen war Graf Raimbaud II. von Orange in den Kreuzzug gegangen (Hist. gén. Langued. II 296). So vereint das Rolandsepos die beiden Kampfgenossen in einem Korps, 3073. In der großen Schlacht gegen Kerbogha hatte Raimbaud, *quo non alter valentior* (Albertus Aqu. II 23, Rec. IV 317), wirklich mit andern ein Treffen kommandiert (ebend. IV 47, S. 422), wie er es in der Dichtung tut. *Vainqueur à Antioche et à Jérusalem* steht auf dem Sockel seines Denkmals in Orange. Ein dauernderes noch hat Turold dem Tapferen errichtet.

17. Atun.

Zwischen *Otun* und *Atun* liegt es näher, umgekehrt auszugleichen, als Baist (Zs. rom. Philol. XVIII 273) vorschlägt. *Otes* ist in Roncevaux gefallen (daß Turold in L. 223 ein einzigesmal *Otun* u n d *Oedun* aufführen sollte, ist das weniger Wahrscheinliche; dagegen kann *Otun* 3058 leicht durch das gleichfalls in Assonanz vorangehende *Oedun* 3056 korrumpiert sein). In 2184 ist also *Otun*, in 3058 *Atun* zu lesen.

---

[128]) Allerdings war der Graf von Toulouse am 28. Februar 1105 gestorben (Fulcherus, Historia Hierosolymitana, hrsg. v. Hagenmeyer, S. 484, n. 1). Danach hätte er eigentlich auch im Epos den Tod finden müssen (vgl. oben S. 73). Aber man könnte annehmen, daß Turold schon einen Entwurf zu seinem Epos mit sich herumtrug, als ihn auf seinen Reisen verspätet die Todesnachricht erreichte. 10 Monate brauchte die Kunde von Kaiser Heinrich V. Tod, um bis Jerusalem zu dringen (Fulcher, hrsg. v. Hagenmeyer, S. 729). Ferner könnte man folgendes auf den Einwand erwidern: der Dichter war in seiner Phantasie an das klassische Urbild Drances-Blancandrin gebunden. Von beider Tod wird nichts berichtet (vgl. diese Zs. XXXVI¹, S. 76). Wie Turold mit ängstlicher Genauigkeit Pendants schafft — um der christlichen Dreieinigkeit willen, müssen, ein allerliebst drastisches Beispiel, auch die Muhammedaner 3 Götter haben —, so hätte er auch Naimes unbewußt vielleicht fortleben lassen, als einen jener Ewigalten, an deren Tod man gar nicht denkt, so ist man sie gewöhnt. Naimes wäre eben für den Dichter zu wichtig geworden, als daß er noch auf ihn jenes Statistenreglement angewandt hätte.

Bernard Aton, vicomte von Béziers (an der Straße von St.-Gilles nach Narbonne!) der mächtigste Vasall Raimunds, hat 1101 das Kreuz genommen (Revue de l'Orient latin X 372) und bis zu Raimunds Tod 1105 für seinen Lehnsherrn und seinen Gott in Syrien gekämpft (Hist. gén. Languedoc II 337. 342).

Aton war einer der reichsten Barone des Südens (ebenda 335 f.), noch „vicomte d'Albi, de Nismes, Agde, Carcassonne et Rasez". Ihm gebührte wohl ehrenvolle Erwähnung im Kreuzzugsepos des Turold.[129])

Die Eigennamen im Rolandsepos bedeuten zum Teil Ehrungen, die Turoldus Fürsten und Adligen seiner Zeit zugedacht hat, mit ganz besonderer Rücksicht auf die hohen Gäste, die man zur Hochzeit in Chartres erwartete.

Daß das System der fürstlichen Statisten im wesentlichen richtig rekonstruiert ist, das erweist eine doppelte Probe.

In genauem Pendant, zu Anfang und zu Ende der Dichtung, führt uns Turoldus den König Karl von seinen Getreuesten umgeben vor. Der L. 12 (nach O):[130])

---

[129]) (Berengier, ein Bruder des vicomte Aimeri I von Narbonne, ist entweder mit Bernard-Aton 1101 zu Raimund in den Orient gezogen oder hat den Grafen von Toulouse schon auf dem 1. Kreuzzug begleitet; jedenfalls war er 1103 unter Raimunds Mitkämpfern in Syrien (Hist. gén. Languedoc II 337). Wir wissen nicht, ob er 1106 gestorben war, und tragen deshalb und wegen der Häufigkeit des Namens Bedenken, ihn mit dem *Berengier* der Dichtung in eins zu setzen. Graf Bérenger-Raymond II von Barcelona ist 1093 im heiligen Land gestorben (Chevalier, Rép., Bio-bibl. I 537). Ein andrer Berengar machte im Gefolge Hugo's von Vermandois den 1. Kreuzzug mit (Röhricht, Geschichte d. 1. Kreuzzugs, S. 64, Anm. 6) und fand seligen Tod (Recueil d. chartes de l'abb. de Cluny, par Aug. Bernard, V, 1894, S. 152 (No 3804). — Auch einen Grafen Berengar von Bayeux hat es nach The Chronicle of Robert of Torigni, ed. by Howlett, 1889, S. 11 gegeben. Die Konkurrenz ist also groß. —

Dagegen dürfen wir in *Jozeran*, der 3023. 3044. 3075 mit Naimes-Raimund zusammen auftritt, den gleichnamigen Herrn der Bresse (in der Gegend von Lyon) erkennen, der, ein Vasall des französischen Königs, um 1108 gestorben ist (Art de vérifier XI 3 f.). Wir hoffen, demnächst Näheres über ihn feststellen zu können.

Nur vorläufig, vorbehaltlich eingehender Erörterung der schwerwiegenden Probleme, die sich an den Namen knüpfen, erwähnen wir *Girart de Russillun*. Die große Straße nach dem Süden führte durch Roussillon, 20 km südlich von Vienne, eine Stunde von der Rhône (Revue du Lyonnais, 3. sér., XVIII, 1874, S. 235. 241). Die dort ansässige mächtige Familie weist (nach Revue histor., archéol. . . . du Vivarais, III, 1895, S. 540 ff.) mehrere Girart's, darunter auch einen Kreuzfahrer auf.

[130]) Stengel's Abänderungen sind keine Verbesserung des O-Textes: sie zerstören die 12-Zahl, die vom Dichter beabsichtigt scheint. Dem Turold schwebte der Apostelkatalog Matth. X 2 ff. vor; vgl. O 178 *Guenes i vint ki la traisun fist* an letzter Stelle mit *et Judas Iscariotes, qui et tradidit eum.*

> Ses baruns mandet pur sun cunseil fenir:
> Le duc Ogier, l'arcevesque Turpin,
> Richard le vieil et sun nevud Henri,
> Et de Gascuigne le prud cunte Acelin,
> Tedbald de Reins et Milun sun cusin ...

entsprechen in L. 289 die Verse 3936 ff.:

> Ensembl' od lui de ses baruns sont quatre,
> Naimes li dus, Ogiers de Denemarche,
> Geifreiz d'Anjou et Willalmes de Blavie.

Wenn unsere Theorie zutreffend ist, so müssen an diesen gewichtigen Stellen auch Persönlichkeiten von höchstem Rang gemeint sein. Und das ist wirklich der Fall.

Überblicken wir die Reihe der in O 170 ff. genannten Helden. Abzusehn ist von Turpin, Gerier und Gerin, Roland, Olivier und Ganelon, die Turold in seiner Quelle vorfand. Nicht zu deuten vermögen wie vorläufig *Acelin de Gascuigne.*[131]) Es bleiben von Lebenden: Robert von der Normandie, König Heinrich, der französische Thronfolger Ludwig-Tedbald, sein Verwandter Vicomte Milo. Den Letztgenannten mag das Assonanzwort *cusin* in die erlauchte Gesellschaft der drei Fürsten gebracht haben, die in des Dichters Gesichtskreis den höchsten Rang einnahmen. An wirklicher Macht stand, wie wir oben S. 76 f. sahen, Milo nicht weit hinter seinem königlichen Vetter zurück; in den *cunseil* des Königs gehörte auch er hinein.

Und nun das Pendant in L. 289. Dort sind eindrucksvoll durch ihre Fürsten repräsentiert: Provence-Gothie (*Naimes*), Normandie (*Ogiers de Denemarche*), Anjou, Poitou-Aquitaine (*Willalmes de Blavie*); das waren damals wirklich die wichtigsten Lehen der Krone Frankreichs.

Die Namen fürstlicher Statisten, die wir herausgegriffen haben und die sich vermehren ließen, zeigen, daß System in ihnen liegt, und sprechen deutlich für die These, daß das Rolandsepos mit der Kreuzfahrerhochzeit in Chartres in Beziehung zu setzen ist.

Denn erstens sind d i e Fürstlichkeiten ehrenvoll erwähnt, die, wenn nicht auf der Hochzeit anwesend, so doch für die Hochzeit erwartet werden mochten. Und nur darauf kommt es an. Denken wir zunächst an die Familie der Hochzeitsgeberin Adele.[132])

[131]) Der Dichter hat wohl nur einen Namen auf *in* gesucht, um den Vers zu füllen. Von den 9 im Carmen genannten Christenhelden war außer *Gerinus* keiner in der *in*-Assonanz zu verwerten.

[132]) Ob nicht auch der Name der schönen Alda mit ein klein wenig Rücksicht auf die hohe und schöne Gastgeberin (lat. *Adala*) gewählt ist? Auch sie hatte einen Kreuzzugshelden, ihren Gatten, vergebens zurückerwartet. — Man beachte Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, I, 2. Aufl., Bonn 1900, Sp. 159: Durch mißbräuchliche vereinzelt vorkommende Umstellung berührt sich ATHAL mit ALDA.

Ihre Brüder, Robert von der Normandie und Heinrich I. von England hat Turold in sein Epos aufgenommen, und gewiß gehörten beide zu den Eingeladenen. Von Heinrich wissen wir so viel, daß er im Frühling 1106 aufs Festland zu kommen vorhatte,[133]) diese Absicht aber nicht ausgeführt hat. Ob Robert bei seinem Bohémienleben und seinem chronischen Geldmangel der Einladung seiner Schwester wirklich gefolgt ist, ist mehr als fraglich. Wie den einen der Brüder politische, so haben den andern wahrscheinlich finanzielle Gründe am Kommen verhindert, was der Dichter natürlich nicht vorauswissen konnte. Im Gefolge der beiden Brüder wird man den Seneschall Odo und Rabel, den Kammerherrn und reichen Baron, dem Turold überdies vielleicht persönlich verbunden, erwartet haben. Und mit großer Wahrscheinlichkeit ist Juliane auf der Hochzeit gewesen, die jungverheiratete, lebenslustige Nichte der Gräfin Adele, nicht weit von Chartres zu Hause.

Dann die Familie der Braut. Der alte König, überdies keine allzupoetische Figur, war nicht gut anzubringen in der Dichtung, da die einzige Königsrolle auf christlicher Seite schon durch die Vorlage, das Carmen, an Karl den Großen vergeben war. Dafür findet der Jungkönig seine Stelle; von ihm wissen wir sicher, daß er auf der Hochzeit war. Eng mit ihm verbunden erscheint sein „Vetter“ und Altersgenosse Milo; wie er so werden die großen Lehnsträger der Ile-de-France, z. B. Nevelun von Pierrefonds, unter den Hochzeitsgästen, mindestens den Geladenen, gewesen sein, schon pflichtschuldigst als Vasallen, wie denn *Ordericus* ausdrücklich berichtet, daß eine *magna multitudo suorum* die beiden Könige umgeben habe. In weiterem Grad kommt dann für den Dichterherzog Wilhelm von Aquitanien die Wahrscheinlichkeit in Betracht, daß er in Chartres an dem Ehrentag Boemunds zugegen war.

In der Dichtung des Turoldus sind die zusammen, die damals in Chartres wirklich zusammen waren oder doch nach der Absicht der Hochzeitgeberin zusammen sein sollten. Dazu kommt ein zweites. Unter den im Epos Gefeierten sind die einstigen Kreuzfahrer verhältnismäßig stark vertreten. Sicher sind Robert von der Normandie, Milo von Bray, Nevelun, Raimund, Wilhelm im heiligen Land gewesen; und von den andern vielleicht auch noch der oder jener — die Kreuzfahrerlisten sind für die Ile-de-France wie für die Normandie sehr lückenhaft —. Die Hochzeit Boemunds war ein Kreuzzugsfest, voll Erinnerung und Hoffnung. Da erklärt es sich, daß vorwiegend Kreuzfahrer geladen und gekommen, und daß der Dichter des Bräutigams einstige Kampfgenossen besonders bedacht hat mit ehrenvoller Erwähnung. —

[133]) Vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 153.

Wir würden das System des Eigennamen nicht aufgestellt haben, wären nur die Eigennamen gegeben. Die sind zum Teil (*Rabel* und andere allerdings gar nicht) ziemlich verbreitet. Aber was die Gewähr gibt, daß man nicht im Dunkel tappt, sind die bedeutsamen Zusätze zu diesen Namen, die der Dichter gemacht hat, *de Denemarche, de Reins, sis cusins* usf. Die leuchten hin zur Gewißheit.

Im einzelnen wird künftige Forschung manches in dem neubelebten Statistenapparat verschieben, manche Gleichsetzung berichtigen. Wo wir selbst noch schwankten, haben wir unsre Zweifel nicht verschwiegen. Im ganzen wird doch, so hoffen wir, das System Bestand haben, und manch neue Beziehungen der rühmend erwähnten Personen zueinander und zum Rolanddichter wird eingehenderes Suchen finden.

D. Örtliches.

Zuletzt mag einiges angeführt werden, was auf Chartres, die Stadt, hinweisen könnte.

1. Das größte Heiligtum in Chartres war das Hemd der heiligen Maria. Es hatte einst die Stadt aus der Normannennot gerettet. Im Rolandsepos hat es seine Stelle gefunden (2348[134]). Allerdings wurden auch im Kloster le Bec[135]) und wohl noch an manchen andern Orten Reste dieses Hemdes gezeigt. Aber für Chartres ist der Besitz jenes Heiligtums bedeutsam, auszeichnend, während sonstige Fragmente nur Reliquien neben andern sind.[136])

2. Nicht nur hat der Rolandsdichter Einhards Vita Karoli gekannt,[137]) er scheint sie vor sich liegen gehabt zu haben, als er die Feder ansetzte zu seinem Lied.[138]) So häufig, wie man denken könnte, waren die Exemplare Einhards damals in Frankreich nicht. M. Manitius[139]) kann Handschriften nachweisen

---

[134]) Vgl. Tavernier, Vorgeschichte 143. Ob allerdings mit dem Antelmes de Maience 3008 auf den damaligen Bischof von Chartres angespielt werden soll — wie wir a. a. O. Anm. 267 annahmen — scheint uns äußerst zweifelhaft.

[135]) Vgl. Tavernier, Terminus 3.

[136]) Der Kreuzfahrerruf *adiuva Deus* lautet im Epos (2303) wie in Anpassung an den *genius loci* von Chartres: *sainte Marïe aïüe!*

[137]) Auf die Wichtigkeit der Vita Caroli für die Entstehung des Rolandsepos hat neuerdings Joseph Bédier, Légendes épiques, III, Paris 1912, S. 375 ff. lebhaft hingewiesen.

[138]) Vgl. diese Zs. XXXIX[1], S. 143, Anm. 32.

[139]) Geschichtliches aus mittelalterlichen Bibliothekskatalogen, in: Neues Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde, XXXII, 1907, S. 669. — Manitius führt noch Chartres (11. Jahrh.) an, und nichts wäre günstiger für unsere Beweisführung. Aber die betr. Notiz muß auf einem Irrtum beruhen; im Katalog von Saint-Père findet sich kein Einhard (vgl. Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France, Départements, XI, Paris 1890, S. XXI ff.).

nur in le Bec (12. Jahrh.), Cluni, Corbie, Marseille, S. Bertin, la Canourgue, Tournai, Saint-Pons-de-Thomières und in einer weiteren, nicht zu bestimmenden Bibliothek (das betr. Mskpt. in Montpellier); für Ile-de-France ist also kein Exemplar und für die Normandie nur das in le Bec festzustellen. Dabei sind wir über den Bestand der normannischen Bibliotheken in jener Zeit nicht allzuschlecht unterrichtet. In St.-Évroult, Fécamp, Lire, Rouen z. B. finden wir keinen Einhard.[140])

3. Der Katalog der Abtei Saint-Père in Chartres aus dem 11. Jahrhundert[141]) weist u. a. einen Vergil auf.[142]) Gewiß hat Turoldus die Äneide längst gekannt, als er nach ihrem Vorbild sein Epos dichtete.[143]) Aber gewisse Berührungen, vor allem in den beiderseitigen Völkerkatalogen (Coras-Corsalis!) sind doch derart, daß wir die Wahrscheinlichkeit betonten, Turoldus habe sein großes Vorbild noch einmal durchgesehn, als er mit seiner Dichtung beschäftigt war.[144]) Dann hätte er also in Chartres selbst ein Exemplar zur Verfügung gehabt, oder doch von Chartres her eines leihen können.[145])

[140]) Vgl. Tavernier, Vorgeschichte S. 201, Anm.

[141]) Lucien Merlet, Catalogue des livres de l'abbaye de Saint-Père de Chartres au XI[e]s., in: Bibliothèque de l'École des chartes, 3. série, Tom. 5, Paris 1854, S. 263—270; abgedruckt von Gustavus Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui, Bonnae 1885, S. 144 f.

[142]) Merlet S. 269, No. 78; Becker S. 145, No. 81; Catalogue gén. Dép. XI, S. XXIII, No. 85.

[143]) Wir haben die Fortsetzung unseres 1. Beitrags (Äneide, Pharsalia und Rolandsepos, in dieser Zs. XXXVII[1], S. 71 ff.) über Wichtigerem zurückstellen müssen, hoffen aber bald darauf zurückkommen zu können. Inzwischen hat unsere damalige These von der formalen Abhängigkeit des Rolandsepos von der Äneide mehrfache Zustimmung gefunden. So nimmt Singer: Mittelalter und Renaissance: Die Wiedergeburt des Epos (= Sprache und Dichtung, H. 2), Tübingen 1910, S. 45 für das Rolandsepos „Anschluß an das Vergilsche Epos" an. „Daß der Rolandsdichter der Antike die Form des Epos entnommen hat, scheint mir bei dem gelehrten Manne ... nicht unwahrscheinlich." — Und Ph. Aug. Becker sagt in seiner Besprechung des Singerschen Werks (diese Zs. XXXVIII[2], 1911, S. 32): Daß Virgil bei der Geburt des Epos Helfer war, steht für mich außer Frage. — Auch nach E. Stengel (Altfranz. Literatur 1909. 10, in: Kritischer Jahresbericht üb. d. Fortschr. d. roman. Philologie, Jg. 12, 1913, S. II 104) wird man die Berechtigung unserer These von der Abhängigkeit des Rolandslieds von Vergil „nicht schlechthin abweisen können". —

[144]) Vgl. diese Zs. XXXVII[1], S. 97.

[145]) Die Äneide fand sich, soweit wir sehen können, damals nicht im Kloster Le Bec (vgl. Catalogue gén., Dép. II, 1888, S. 385 ff.), nicht in Lire (vgl. ebenda S. 380 ff.), nicht in Saint-Évroult (vgl. ebenda S. 468 ff.); bis zum Jahre 833 nicht in Fontenelle (vgl. Catalogue général, Dép. I, 188, S. XVI ff.). Vorhanden war sie außer in Chartres noch in Rouen (ebenda I, S. X f.), wo der Bischof von Bayeux eine *dominica mansura* besaß (Mémoires de la Société des antiquaires de Normandie, VIII, 1834, S. 429), und in Fécamp (Cat. gén., Dép. I, S. XXVI, No. 109).

4. Interessant ist ein Eintrag des Katalogs, nach Merlet's Angabe von späterer Hand hinzugefügt: No 96 (Becker 98, Catalogue 104): *Versus de Karolo Magno.* Damit kann mancherlei gemeint sein.[146] Manitius[147]) vermutet, daß es sich um die Dichtung handelt, von der uns das Bruchstück *Karolus Magnus et Leo papa* erhalten. „Vielleicht befand sich das Gedicht in Chartres... Da das Gedicht den Kodex zu füllen schien, so muß an ein ziemlich umfängliches Werk gedacht werden." — Vielleicht hat es sich doch um eine Sammlung von Dichtungen auf Karl bezüglich gehandelt, und mit mindestens derselben Wahrscheinlichkeit wie den *Karolus Magnus*, von dem wir überhaupt kein vollständiges Exemplar und nur die eine Handschrift in Zürich besitzen, kann man in jenem Band unser Carmen vermuten, das ja mit Versen über Karl den Großen beginnt. Von Chartres führten viele Beziehungen nach England. Adele's Sohn z. B. ging als König nach London. Da wäre denn das Vorhandensein der Abschrift in der Cotton-Bibliothek leicht erklärlich. Turold hätte also in Chartres die lateinische *geste* erhalten können, die er *declinet*,[148]) oder hat sie vielleicht dort niedergelegt, nachdem er sie umgearbeitet hat.

Wenn wir im Vorangehenden den literarischen Vorbedingungen von Turoldus Schaffen nachgespürt haben, so ist durchaus nicht unsere Meinung, daß Turoldus nur in Chartres gedichtet hat. Im gastlichen Bec, vielleicht auf dem Schloß von Freunden oder Verwandten nicht weit von Chartres oder von Le Bec[149]) mag schon die Niederschrift begonnen, gefördert sein. Er selbst,

---

[146]) August Potthast, Bibliotheca historica medii aevi, 2. Aufl., II, Berlin 1896, S. 1234 führt drei so betitelte Werke auf.

[147]) Geschichtliches 668; auch neuerdings in seiner hochwillkommenen ‚Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters' (= Handbuch d. klass. Altertums-Wissenschaft, Bd 9, Abt. 2) I, München 1911, S. 546.

[148]) In unserer Vorgeschichte, S. 192 Anm. 364 haben wir noch übereifrig einigen Autoritäten in bezug auf die Bedeutung von *geste* in Vers 4002 zugestimmt. Dumesnil: Touroude, in: Annales de l'Université de Grenoble XII, 1900, S. 78f. scheint uns überzeugend dargetan zu haben, daß *geste* hier am Ende wie sonst im Gedicht eine lateinische Quelle bedeutet. Dumesnil irrt sich nur darin, daß er nicht an die Existenz einer solchen Vorlage glaubt. Turold meint nichts anders als das Carmen, dem er bis dahin gefolgt ist und das nun tatsächlich zu Ende ist. Um ein verwandtes Forschungsgebiet so viel wie möglich heranzuziehen, sei auf Roethe, Nibelungias 657 verwiesen: „Die Berufung auf ... verläßliche Gewährsleute und fremdsprachliche Bücher ist an sich im Mittelalter vollkommen typisch, und wenn dieser Typus nachweislich zuweilen Fiktionen trägt, so gibt die Zugehörigkeit zum Typus doch von vornherein nicht den entferntesten Grund zum Zweifel her: nur aus dem besonderen Inhalt der einzelnen Angabe selbst darf er geschöpft werden."

[149]) Man könnte z. B. an eins der Schlösser des Eustache von Breteuil, des Gatten der Juliane, zwischen Chartres und Le Bec, denken; vgl. oben S. 67.

der feingebildete Baron, wird manche Bücher besessen haben, wenn allerdings auch der Brand seines Bischofspalastes ihm einen Teil seiner Bibliothek vernichtet haben könnte. Jedenfalls hatte Turoldus persönliche Beziehungen genug, um sich von mehreren Seiten her die Bücher zu beschaffen, die er zu lesen wünschte. Wenn wir überhaupt diese bibliothekarischen Voraussetzungen für behandelnswert halten, so geschieht es nur im Zusammenhang mit den greifbareren Argumenten der vorangehenden Abschnitte und mit Hinblick auf folgende Wahrscheinlichkeit: mit dem Auftrag von Seiten der Adele, die Hochzeit durch ein neues Lied zu Ehren der hohen Gäste verschönen zu helfen, oder mit dem von sich aus gegebenen Versprechen, setzte sich Turold in Beziehung zu Chartres; von dorther am ersten wird er sich mit dem Material versehen haben, welches ihm fehlte.

Das wenige, was sich in bezug auf die damalige Verbreitung der lateinischen Vorbilder des Turold feststellen oder vermuten läßt, reicht gewiß nicht aus, um auf eine Abfassung des Epos für oder in oder bei Chartres schließen zu lassen, aber es stimmt auch nicht schlecht zu dieser Annahme, die sich aus andern Gründen aufgedrängt hat.

Wir haben vor Jahren, am Schluß unserer Vorgeschichte, die Stimmungen zu analysieren versucht, die durch das Rolandsepos hindurch gehen. Stolze Liebe zu Frankreich, Begeisterung für den Kreuzzug, eindringliches Lob der Vasallentreue, das schienen uns die Hauptmotive zu sein. Etwa ebenso hat neuerdings Vossler[150]) die Grundgedanken festgelegt.

Noch heute können wir, mit leisen Verschiebungen, mit Hervorheben der Allianz zwischen erstarkendem Königtum in Frankreich und kreuzzugsinteressiertem Papsttum, das gelten lassen, was wir einst geschrieben. Nur daß vertiefte Kenntnis der Zeitgeschichte uns gelehrt hat, daß die Konstellation jener Motive nicht für einen langen Zeitraum als mögliche Abfassungszeit paßt. Die Situation im Frühling 1106 bietet ein getreues Abbild der Stimmungen, die durch das Rolandslied gehn. Die spezifische Begeisterung jener in der Hochzeit von Chartres gipfelnden Feiertage hat in unserem Epos ein Echo gefunden. Greifbarer noch als durch das Gemeinsame des Stimmungsgehalts wird das Rolandslied mit jener Heldenhochzeit verknüpft durch die beiden am Schluß ausgegebenen Losungsworte: Epirus und Edessa. Und am deutlichsten für jene Zeit spricht endlich das System der Namen: alle führenden Fürsten Frankreichs und Notabeln Franziens haben eine Stelle im Lied gefunden. Besonders mit Ehrungen bedacht aber sind einmal die einstigen

[150]) Zur Entstehungsgeschichte 231.

Kreuzfahrer und unter ihnen wieder besonders die, deren Name mit der letzten Heerfahrt des Grafen von Chartres verknüpft war; dann finden noch die hohen Hofchargen und die engeren Verwandten und nächsten Vasallen der bei der Hochzeit vereinten Fürstenhäuser gebührende Bevorzugung. Beide Kreise aber decken sich vielfach mit den Vornehmsten der zur Hochzeit in Chartres Geladenen.

In ihrem Kern haben obige Festlegungen der Abfassungszeit mit der Frage, wer der Dichter unseres Liedes, nichts zu tun.

Und doch lassen sich auch aus den Beziehungen des Epos zur Frühlingshochzeit in Chartres 1106 einige Argumente dafür entnehmen, daß wirklich der Bischof oder Exbischof von Bayeux der Verfasser ist.[151])

1. Durch Rang und Adel gehörte Turoldus[152]) wie wenig andere selbst hinein in die Kreise, denen er sein Epos dichtete. Daß er persönlich an der Hochzeit teilgenommen, ist mindestens das Wahrscheinlichere.[153])

2. Gerade im Frühjahr 1106 war Turoldus ohne Residenz, vom Amt suspendiert, und hatte Zeit und Herz in besonderem Maße frei für dichterische Betätigung.

3. Turoldus hatte 1106 ein ganz persönliches Interesse daran, in der Nähe des päpstlichen Legaten zu weilen und dessen Kreuzzugspropaganda zu fördern; mußte das doch der Regelung seiner eigenen Angelegenheit zu gut kommen.[154])

4. Mancherlei Gründe sprechen dafür, daß sich Turoldus, solange seine Stellung als Bischof umstritten war, in der Umgebung des heiligen Anselm aufgehalten hat, d. h. vorwiegend im Kloster Le Bec. Da mußten sich viele Fäden spinnen nach Chartres hinüber. Anselm war der vertraute Freund der Gräfin Adele. Andrerseits war das berühmte Kloster die gegebene Vermittelungsstelle zwischen dem englischen und dem französischen Königshof; dort war die Freundschafts- und Versöhnungsstimmung zwischen Normannen und Franzosen zu Hause, die die Hochzeitsfeier in Chartres durchweht haben muß: der Bräutigam

---

[151]) Hier sei schuldiger Dank dem genauesten Kenner der lateinischen Literatur des frühen Mittelalters ausgesprochen, der zuerst unsere Verfasserhypothese mit freudigem Beifall begrüßt hat: dem ehrwürdigen Dom Morin (vgl. dessen: Orderic Vital. Discours prononcé aux fêtes de Saint-Évroult 1912, Maredsous 1912). Wohlwollend haben sich neuerdings auch Bédier, Légendes épiques III 450 und Carl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, 2. Aufl., Halle 1913, S. 102 unseren Forschungen nach dem Verfasser des Epos gegenübergestellt.

[152]) Vgl. diese Zs. XXXVII[1], S. 106 ff.

[153]) Man denke an Sugers Bericht: multis astantibus archiepiscopis, e p i s c o p i s ... (diese Zs. XXXIX[1], S. 157 f.).

[154]) Vgl. oben S. 62.

Normanne, die Braut Franzierin, und wiederum die Hochzeitsgeberin aus dem normannischen, der Brautvater aus dem französischen Königshaus. So gehörte Le Bec politisch zur Normandie, doch vielfache Beziehungen verbanden es mit dem französischen Königtum. Philipp und sein Sohn nennen sich *fratres et domini ecclesie Becci*;[155]) sie sind Ehrenmitglieder des Klosters so gut wie König Heinrich und Graf Robert von der Normandie.

Und überhaupt werden wir in unserm Epos durch Stimmungen und Persönliches hereingeführt in jenen Kreis vornehmer Menschen um Anselm und Adele, der sich leuchtend heraushebt aus dem wirren, starken Geschehen jener Tage. Zum Teil tieffromme, alles aber feingebildete, seltene Persönlichkeiten, einander in zärtlicher Freundschaft zugetan, über dem Haß der Stämme und Dynasten stehend, den Blick auf das große Weltgeschehn, den Sieg von Gottes Sache gerichtet. Hildebert von Tours[156]) und Baldrich von Dol[157]) gehören zu diesem Kreis, und noch manche andre, die uns auf dem bisherigen Gang unserer Untersuchung nicht begegnet sind. Chartres und Le Bec aber sind die Orte, mit denen die erlauchten Geister dieses Freundeskreises am engsten verknüpft sind.

So kennzeichnend sind gewisse Einträge in der Matrikel des Klosters Le Bec aus dem 12. Jahrhundert, daß wir sie noch einmal abdrucken: Nomina fratrum familiarium nostre congregationis... Philippus, rex Franchorum. Ludovicus, rex Franchorum. Robertus, dux Normannorum.... Balduinus comes... Gaufridus, comes Andegavorum. Henricus rex.... O d i l a, comitissa Blesis. Stepanus, comes Blesis...[158]) Da finden sich unter den Ehrenmitgliedern der Kongregation ein gut Teil derselben Fürstlichkeiten zusammen, die in Chartres an der Hochzeitsfeier teilnahmen, derselben, die Turoldus, der spätere Mönch im Bec, ehrenvoll aufgenommen hat in seine Dichtung.

Noch sei daran erinnert, daß Julianes Besitzungen zwischen Le Bec und Chartres lagen und daß da persönliche Beziehungen

---

[155]) Die betreffende Urkunde, zwischen 1092 und 1108 gegeben, ist von Luchaire, Louis VI., S. 36 besprochen und kürzlich von Prou 410 f. abgedruckt. Sie beginnt: Ego Philippus, rex Gallie, et Ludovicus filius meus, accipimus in custodia et tutamento omnes res sancte Marie Becci qui sunt in Francia. Weiter heißt es (S. 411): volumus ut omnes qui istas litteras nostras sigillatas viderint sciant quod sumus fratres et domini ecclesie Becci.

[156]) Über seine Beziehungen zu Turold von Bayeux vgl. diese Zs. XXXVII¹, S. 109 f., Anm. 19; XXXVIII¹, S. 117 f.

[157]) Vgl. oben. Des feinsinnigen Prälaten Werk ist verknüpft nicht nur mit dem Rolandslied, sondern auch mit der Broderie von Bayeux. Über das betr. Gedicht Baudri's an Adele wird noch zu handeln sein; vgl. indessen Delisle, Romania I, 42.

[158]) Léopold Delisle, Notice sur vingt manuscrits du Vatican, in: Bibliothèque de l'École des chartes, XXXVII: 1876, S. 522.

gerade des Turoldus zu Juliane wohl erklärlich sind; auch von andrer Seite her läßt sich Bekanntschaft zwischen dem Bischof von Bayeux und der Prinzessin in ihren Mädchenjahren wohl voraussetzen.[159])

6. Endlich ist auf die entscheidende Rolle hinzuweisen, die Gottfried von Anjou bei der Einnahme von Bayeux 1105 gespielt hat. Von daher mag persönliche Dankbarkeit, persönliches Wohlwollen unsern Bischof mit dem Bezwinger seiner Feinde verbunden haben.

Diese Argumente sollen nicht für sich Turoldus als den Dichter des Rolandsepos erweisen. Aber sie treten ja unterstützend zu anderen Indizien hinzu, die nichts mit der Hochzeit in Chartres zu tun haben. Ortsnamen und sonstiges, was auf eine Italienreise des Dichters hinweist, die Pikardismen im Epos, die bei Turoldus von Envermeu keiner Erklärung bedürfen, und jener Brief Anselm's mit dem leisen Vorwurf wegen der *mundana cogitatio*, die Fülle der Bildung im tiefsten Sinn, der Herzensreichtum, der aus der Dichtung spricht, und der ebenso allen zeitgenössischen Zeugnissen nach dem Turold von Bayeux zu eigen war. Bezeichnend scheint uns auch das Turoldus ohne jeden Zusatz, das auf den Angehörigen der allbekannten Familie hinweist, in der dieser Name üblich war. Ein gewöhnlicher Sterblicher hätte damals mit dem Namen Turoldus bei dessen Häufigkeit sich so gut wie garnicht gekennzeichnet; er hätte irgend einen Zusatz zum Namen gemacht.[160]) — Nicht lange nach Abfassung seines Epos ist Turold Mönch geworden; da hatte er kein Interesse mehr an der Wahrung seines Dichterruhms. Ja, wenn sich Anselms leise Rüge auf unsre Dichtung oder auf dichterische Beschäftigung überhaupt bezieht, so hat er vielleicht absichtlich alles getan, um seine Verfasserschaft vergessen zu lassen. Das

---

[159]) Eine Tante der Juliane zum mindesten hat in Bayeux gewohnt. Erhalten ist nämlich ein Gedicht Baudri's an Cäcilie, eine der Töchter des Eroberers. Darin bittet er, eine andre Tochter des Königs zu grüßen, deren Namen ihm entfallen sei.

> Nomen it elapsum, vidisse tamen reminiscor:
> Baiocensis erat, sed tunc erat Andegavensis.
> Quam, tibi si placeat, nostra de parte saluta ...

(L. Delisle, Notes sur les poésies de Baudri, abbé de Bourgueil, in: Romania I: 1872, S. 42). — Auch wenn die Tante oder die Tanten und der Großonkel Odo nicht in Bayeux gewesen wären, müßte doch als wahrscheinlich angenommen werden, daß die Königstochter Juliane einmal wenigstens durch die damals bedeutende und durch den Bruder des Eroberers reich geschmückte Bischofsstadt gekommen ist. Da ist sie natürlich am Bischofspalast nicht vorbeigegangen. Vgl. oben S. 68.

[160]) Edmond Faral, Les jongleurs en France au moyen âge (= Bibliothèque de l'École d. hautes études, Sc. hist. et phil. 187), Paris 1910, S. 177 zählt 15 uns bekannte Verfassernamen von Chansons de geste auf; alle Dichter mit einer in besonderen Verhältnissen begründeten Ausnahme bezeichnen sich durch einen Beinamen näher.

war bei der doch immerhin beschränkten Zahl von Abschriften recht leicht, kaum nötig bei dem jener Zeit mangelnden Sinn für Autorrecht.

Das bei weitem wichtigste Glied in der Kette der Argumente dafür, daß unsere Gleichsetzung des Turoldus in Vers 4002 mit dem Bischof von Bayeux berechtigt ist, kann erst in einem folgenden Beitrag behandelt werden: es sind die, in dieser Zs. XXXVII[1], S. 121 erst dürftig angedeuteten engen Beziehungen zwischen Rolandsepos und Bayeuxstickerei, welch letztere von uns dem Bischof Turold als geistigem Urheber zugeschrieben worden ist.[161])

Bis wir dieses letzte Stück des Beweises geliefert haben — nicht Mangel an Gründen hindert uns daran, es gleich zu tun — begnügen wir uns mit der Anerkennung, daß ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit für die These spricht, daß der Exbischof von Bayeux der Verfasser des Rolandsepos ist.

Wichtiger noch als die Frage nach dem Verfasser ist die Frage nach der Hauptquelle. Und da wiederholen wir mit aller Bestimmtheit: Das Rolandslied ist auf Grund des Carmen gedichtet worden. Auch dafür bringt die obige Abhandlung mittelbar neue Beweise. Das System der „fürstlichen Statisten“ französischer Nation umgreift nicht die Pairs, die schon im Carmen gegeben waren: *Samson*, *Turpinus*, *Oliverus*, *Gero*, *Gerinus*, *Engelierus*, *Anseus*, *Walterus*. Das ist kein Zufall. Ebensowenig wie der Umstand, daß all das zeitgeschichtlich und persönlich Bedingte, was mit der Entstehung und Bestimmung des Epos, mit der Hochzeit in Chartres 1106, zusammenhängt, auch nicht andeutungsweise in der Quelle vorkommt.

Die Abhängigkeit vom Carmen ist aber der Schlüssel für das literarische Verständnis unseres Epos. Das Carmen bildet das Rückgrat der neuen Dichtung, wennschon Turold allerlei Schönes, was er herumgeformt, der Vulgata, der Äneide, dem Waltharius[162]) entlehnt hat, von Einhard und nebensächlichen Informationsquellen abgesehen. Es steckte ein Wahrheits-

[161]) Vgl. de la Rue, Essais historiques sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands, II, Caen 1834, S. 57: der Dichter des Rolandsliedes Turold „figure lui-même sur la tapisserie de Bayeux“. Das berührt sich mit unserer eigenen Behauptung. So hat der erste Gelehrte, der überhaupt über den Oxforder Roland geschrieben hat, denselben Eindruck gehabt wie wir. — Als wir in diesen Tagen zum erstenmal das ehrwürdige Buch des Ehrendomherrn von Bayeux auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek in die Hände bekamen, waren wir betroffen von der Richtigkeit des Urteils de la Rue's überhaupt: Turold ein Normanne (S. 57), Abfassungszeit: les premières années du XII[e] siècle (S. 62). Es ist tröstlich zu wissen, daß unsere eigenen Forschungen zurücklenken zu den Anfängen. „Alles grüßt sich wieder“.

[162]) In einer demnächst erscheinenden Arbeit werden wir den Nachweis führen, daß schon das Carmen, noch mehr aber das Rolandsepos eine Fülle von Motiven dem Waltharius des Ekkehard verdanken.

gehalt in der bisherigen Kritik, die auf den Unebenheiten und Widersprüchen der Dichtung beruhte. Wenn wir statt des französischen Gedichts RC das lateinische Carmen einsetzen, so bleiben die Ausführungen unserer Vorgeschichte im wesentlichen zu Recht bestehen: e i n e Dichterpersönlichkeit, und doch „kein Werk aus einem Guß" (W. Grimm). Was wir damals mit Bezug auf die Baligantepisode andeuteten,[163]) das gilt für die ganze Dichtung und ist uns als das Entscheidende bestätigt worden durch die geistvolle Parallele, die seitdem Roethe für das Nibelungenlied im Verhältnis zur Nibelungias geboten hat. Er weist auf den „grellen Wertunterschied" zwischen den einzelnen Partien des Nibelungenlieds hin und erklärt ihn durch die vorhandene bzw. fehlende Abhängigkeit von einer Vorlage. „Wie viel glücklicher u n d s e l b s t f r e i e r sich mittelhochdeutsche Dichter bewegen, wenn im Hintergrund ihres Schaffens eine an sich vielleicht schwache, aber doch schon geformte Quelle stand, das läßt sich selbst an Wolframs Beispiel zeigen."[164])

Ganz so augenfällig und groß wie im Nibelungenepos sind nun im Roland die Unterschiede im Können nicht. Aber sie sind da, und sie haben im Verein mit manchen Widersprüchen die Kritik lange auf falschen Wegen die Erklärung suchen lassen. Der Schlüssel zum Verständnis des dichterischen Schaffens liegt darin, daß Turoldus freier, unmittelbarer, stärker, inniger dichtete, wo ihm die Quelle die Mühe der *inventio* abnahm. Da legt er denn in die gegebene, dürftige Form seine ganze tiefe, herrliche Seele hinein, da gibt er sein Bestes, Eigenstes hinzu. Man denke an Rolands Sterben. Anders wo der Dichter selbst erst den Zusammenhang erfinden muß, wie in der sogenannten Baligantepisode. Da klingt die Melodie nicht mehr so wunderbar gewaltig und tief, es fehlen die ergreifenden, innigen Szenen. — Weniger wichtig als diese Wertunterschiede sind die Widersprüche. Soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind und nicht auf bloßem Vergessen beruhen, sind sie darin begründet, daß Turold, vom Streben nach symmetrischen Schaffen geleitet und in Anlehnung an Vergil, von dem gebahnten Weg seiner Vorlage abgewichen ist und daß es nicht ganz glatt abgeht, wie er sich dann wieder zurückfindet.

Ein hochgebildeter und vornehmer normannischer Baron, der Exbischof Turoldus, hat nach lateinischer Vorlage und zumeist lateinischen Vorbildern ein Epos in der Volkssprache gedichtet, um die Hochzeit des größten Normannenhelden seiner Zeit, des Kreuzzugsführers Boemund mit der französischen

[163]) Vorgeschichte 173.
[164]) Nibelungias 651.

Königstochter verschönen zu helfen. Als der Dichter in jenen feierlich bewegten Maientagen, im Jahre des Heils 1106, seine ewigschöne Gelegenheitsdichtung abschloß, war er ein Vierziger,[165]) aber des Lebens Höhen und Tiefen und Weiten hatte er wie wenige kennen gelernt und der Erde Seligkeit und Weh in goldgründiger Seele aufs innigste mitgefühlt. Nachdem dieser echte Poet, nicht aus literarischem Ehrgeiz, sondern aus Gefälligkeit, Herzenshöflichkeit, bewundernder Ergriffenheit heraus der Welt sein einziges Meisterwerk geschenkt hat, zieht er sich in Klosterfrieden zurück, auch da noch die ihm Nahestehenden packend, beseligend durch die Wärme und Innerlichkeit seines Wesens. Vornehm bis zuletzt verzichtet einer der größten Dichter seines Volkes auf jeden Autorruhm, und nur lächeln würde er, mit dem herzlichen Lächeln, das zwischen den Zeilen seines Liedes zuweilen zuckt, wenn er von so vielen Kathedern, leider auch Deutschlands, herab die Weisheit eines großen Kritikers seiner Nation unwidersprochen verkündigen hörte: *L'auteur de la Chanson de Roland s'appelle Légion.*

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

[165]) Wir haben schon diese Zs. XXXVII[1], S. 117 durch die Ansetzung von Turoldus Geburtszeit auf die Jahre 1055—1060 die Worte unserer Vorgeschichte (S. 198, Anm.) „ein bejahrter Mann, von der Art des Naimes etwa" präzisiert und leise korrigiert. Ein fester Anhalt ist für jene Datierung gegeben; wir entnehmen den Beweis von Wilhelm Lühe: Hugo von Die und Lyon, Straßburger Diss., Breslau 1898, S. 3, wo ein ähnlich liegender Fall besprochen wird. Turold muß 1097, als er zum Bischof ernannt wurde, mindestens 30 Jahre alt gewesen sein. Denn hätte er damals das kanonische Alter nicht gehabt, dann wäre das zweifellos in dem uns erhaltenen Absetzungsdekret unter den Anklagepunkten aufgeführt worden.

Zur Entstehung und Geschichte des Fuerre de Gadres.

Wenn man, von den zahlreichen antiken und orientalischen Bearbeitungen des Alexanderromans ausgehend, sich den mittelalterlich-abendländischen Fassungen dieses Stoffes zuwendet, so stößt man im ganzen genommen nicht allzu häufig auf eine Episode, welche stofflich völlig neues bietet, d. h. nicht auf antikem Fundamente beruht. Denn die Hauptmasse der Alexandertradition überlieferten dem abendländischen Mittelalter neben den antiken Historikern, unter denen Quintus Curtius die Hauptrolle spielt, die direkt auf dem griechischen Text des Pseudo-Kallisthenes beruhenden lateinischen Bearbeitungen des Julius Valerius und des Archipresbyters Leo. Als mittelalterliche Neubildung ist etwa die Sage von den Blumenmädchen zu bezeichnen, die wir beim Pfaffen Lamprecht finden, auch die Klage der Natur im Alexanderepos des Walter von Châtillon;[1]) ferner eine Anzahl von Episoden, welche in eine spätere Fassung der sog. *Historia de preliis* eingeschaltet sind. Unter diesen letzteren steht eine, welche, wie man sofort erkennt, aufs engste mit der altfranzösischen Dichtung zusammenhängt, die unter dem Namen *Fuerre de Gadres* bekannt ist.

Dieser *Fuerre de Gadres* ist einmal in den großen Alexanderroman des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay eingeschaltet, (vgl. P. Meyer *Alexandre le grand* II 154 ff.; 237 ff.), dann auch in den *Roman de toute chevalerie* des Thomas von Kent. Dem letzteren Roman ist er, wie Heinrich Schneegans[2])

[1]) Vgl. Pfister, *Neue Jahrbb. für das klass. Altertum* XXVII (1911) 520 ff. — Über die Verbreitung des auf Alexander bezüglichen Erzählungsstoffes sowie über die Hauptquellen des abendländischen Mittelalters s. die kurze Übersicht in der Wochenschr. für klass. Philol. 1911 Sp. 1152 ff., die ein Programm für eine größere Arbeit über Alexander den Großen in der Weltliteratur geben soll.

[2]) In der *Festschr. W. Viëtor* 1910 S. 27 ff.; vgl. auch seine Arbeiten über den Roman des Thomas von Kent in dieser *Ztschr.* XXX (1906) 240 ff.; XXXI (1907) 1 ff.; Festschr. zum 12. allgem. deutschen Neuphilologentage in München 1906 S. 1 ff. Von Schneegans ist auch eine Ausgabe dieses Romans zu erwarten. — Der englische *Kyng Alisaunder*

unzweifelhaft erwiesen hat, von einem Redaktor als Interpolation einverleibt worden, während er dem ursprünglichen Werk des Thomas fremd war. Auch sonst stößt man häufig auf Spuren dieser Episode, nicht nur im Bereich der französischen Alexanderdichtungen. Einmal zur Illustrierung jener von Schneegans am Roman des Thomas von Kent aufgezeigten Interpolatorentätigkeit, dann zur weiteren Aufhellung der älteren Geschichte des *Fuerre de Gadres* möchte ich noch auf einen eben von mir edierten[3]) lateinischen Text hinweisen, da ich bei der Ausgabe dieses Textes auf diese Frage nicht näher eingehen konnte. Es handelt sich um eine der späteren Formen der sog. *Historia de preliis.*

Der zwischen 951 und 969 abgefaßte lateinische Alexanderroman des Archipresbyters Leo von Neapel, ein sachlich dürftiges, sprachlich hölzernes Werk, wurde bald in eine andere Form umgegossen und inhaltlich bedeutend erweitert; diese interpolierte Umarbeitung (J^1) erfuhr nun ihrerseits wieder eine zweifache Bearbeitung (J^2 und J^3). Die interpolierten Fassungen sind uns in zahlreichen Handschriften erhalten, während das ursprüngliche Werk des Leo nur in einer einzigen Handschrift (in Bamberg) vorliegt. Das Verhältnis dieser Texte läßt sich so darstellen[4]):

Leo
(ca. 960)

J_1 (saec. XI) — Cod. Bamb. (ca. 1000)

J_2 (saec. XII) — J_3 (vor 1236)

Uns interessiert hier die Rezension J^3, über deren charakteristische Eigenschaften ich unter Mitteilung der wichtigsten Textstücke im Münchener Museum I 249—301 gehandelt habe. Sie muß vor 1236 entstanden sein, da in diesem Jahr das Alexanderepos des Quilichinus, das auf ihr beruht, abgeschlossen wurde, terminus post quem ist zunächst die Abfassungszeit von J^1, das 11. Jahrhundert. Unter den vielen der Fassung J^3 eigenen Interpolationen findet sich auch ein Stück, das in die Darstellung der Belagerung von Tyrus eingeschaltet ist und den Inhalt des *Fuerre de Gadres*, freilich stark gekürzt, wiedergibt. Es ist a. a. O. S. 255 ff. (danach gleich unten) abgedruckt.

geht auf den noch nicht interpolierten Thomas zurück; vgl. Th. Hildenbrand, *Die altfranzösische Alexanderdichtung «Le roman de toute chevalerie» und die mittelenglische Romanze «Kyng Alisaunder»*, Bonner Diss. 1911.

[3]) Im *Münchener Museum für Philologie des Mittelalters* I Heft 3 (1912) 249 ff.

[4]) Vgl. zur Begründung dieses Verhältnisses die Einleitung meiner bei Winter in Hilkas Samml. mittellatein. Texte H. 6 erschienenen Leo-Ausgabe.

Der dem Redaktor von J[3] vorliegende Text J[1] erzählte ursprünglich folgendes[5]): Nach der Eroberung von Damaskus und Sidon begann Alexander mit der Belagerung von Tyrus. [1.] Zugleich schickte er Boten an den Hohepriester nach Jerusalem mit der Aufforderung, ihm Hilfe und Tribut zu senden. Dies wird von den Juden verweigert. Alexander beschließt, sich an den Juden zu rächen; gibt aber vorerst die Belagerung von Tyrus nicht auf. [2.] In derselben Nacht hat er ein Traumgesicht, dessen Deutung ihn ermuntert, die Belagerung fortzusetzen. [3.] In der Tat gelang ihm auch bald darauf die Eroberung der Stadt.

Mit dieser Erzählung von J[1] verbindet nun der Interpolator die Darstellung des *Fuerre*, und zwar in der Weise, daß er den *Fuerre* in drei Stücke zerreist, die er nacheinander an den oben durch die Zahlen 1—3 bezeichneten Stellen einfügt. Diese drei Stücke berichten folgendes: 1. Die Belagerung von Tyrus zieht sich wegen der starken Befestigung der Stadt lange hin. Alexander errichtet einen ungeheuern Bau im Meer, damit keine Schiffe mehr in den Hafen einlaufen können. Inzwischen leidet sein Heer selbst Mangel. — 2. Alexander schickt den Meleager mit fünfhundert Soldaten ab ins Tal Josaphat, wo die Herden der Stadt Gadir weideten. Samson dient ihnen als Führer. Zunächst machen sie große Beute, werden dann aber von Theoselius, der mit seinen Truppen dem Schutze der Herden dient, hart bedrängt. Die Griechen siegen, Theoselius wird von Saulus getötet. Dann zieht aber Biturius von Gadir mit 30 000 Reitern gegen sie. Ein heißer Kampf entspinnt sich, Samson wird von Biturius getötet. Niemand will die Botschaft an Alexander, er möge zu Hilfe eilen, übernehmen. Schließlich führt Arrideus dies aus. Alexander verläßt Tyrus und schlägt den Biturius. Nach Tyrus zurückgekehrt findet er den von ihm erbauten Damm zerstört. — 3. Alexander erbaut, um Tyrus zu erobern, ein ungeheures Schiffsgebäude, das höher als die Mauern und Türme der Stadt war. Auf diesem läßt er sich an die Stadt heranfahren, springt auf den Turm, auf dem Balaam, der Fürst von Tyrus, steht, und tötet diesen. Zugleich greifen die Mazedonier die Stadt an. Durch den Fall ihres Führers erschreckt, können die Tyrier keinen Widerstand leisten; so wird die Stadt erobert.

Der lateinische Text gibt kaum mehr, als vorstehende Inhaltsangabe sagt. Aus der Fassung J[3] herausgeschält lautet er folgendermaßen (an den beiden mit Punkten bezeichneten Stellen tritt der Text der ursprünglichen Vorlage J[1] ein):

Castra metatus est supra civitatem Tyrum, ubi Alexander cum exercitu longo tempore commoratus multa incommoda est perpessus. In tantum enim erat fortis civitas tam maris circumdatione tam edificiorum constructione

---

[5]) Vgl. den Text von J[1] bei Zingerle, *Germanist. Abhh.* IV (1885) 149 ff.

tam etiam ipsius loci fortitudine naturali, quia nullatenus civitatem poterat per impetum obtinere. Construxit autem Alexander edificium ingens in mare, quod civitatem tam fortiter opprimebat, quia nulla navigia neque classes poterant portum civitatis attingere. Alexander autem attendebat, qualiter posset invadere urbem. Cepit itaque exercitus indigere.... Elegit autem Meleagrum deditque sibi milites quingentos. Precepit autem illis, ut vallem peterent Josaphat, ubi armenta plurima pascebantur extra civitatem Gadir. Samson vero conducebat eos per universa loca illius regionis, quae apertissime cognoscebat. Cum igitur vallem intrassent predamque ducerent infinitam, obviavit eis Theoselius, dux armentorum, multosque ipsorum mortuos prostravit. Meleager vero robustus in fortitudine armorum [facto impetu in eum] universos armentorum custodes expugnavit. Saulus vero ipsius ducis verticem amputavit. Dum igitur hec omnia essent Biturio cognita, exivit de civitate Gadir cum equitibus triginta milibus ad prelium preparatis. Tanta siquidem erat copia pugnatorum, quia ex nimio clamore terra tremere videbatur. Quod videntes Macedones turbati sunt valde. Volebat igitur Meleager mittere ad Alexandrum, ut in eorum perveniret subsidium; nullus autem eorum voluit legationem suscipere Meleagri. Pugnatum est tandem inter eos et ibi Samson a Biturio est extinctus. Macedones vero nimia hostium circumfusione oppressi succumbere videbantur. Quod videns Arrideus abiit ad Alexandrum sibique Grecorum incommoda recitavit. Alexander vero relinquens Tyrum venit in Josaphat, ubi Biturium et totum eius exercitum circumfudit. Reversus autem Tyrum invenit edificium, quod in mari construxerat, funditus dissipatum. Balaam enim cum omnibus habitatoribus Tyri post recessum Alexandri egressus edificium illud viriliter expugnavit. Quod videntes Macedones in tantum turbati sunt et Alexander cum eis, quia quasi de occupatione Tyri omnifarie diffidebant . . . Alexander statim cogitavit, quibus modis posset apprehendere urbem. Construxit itaque in mari ingens edificium classium, quod erat centum anchoris alligatum. Erat siquidem tantae celsitudinis, quia et muris et turribus Tyriorum altius eminebat. Alexander autem solus ipsum edificium ascendens armis undique fulcitus precepit, ut totus exercitus preparetur ad pugnam et mox, ut viderent ipsum ingredi civitatem, omnes impetum facerent versus muros. Decisis itaque anchoris edificium petebat latera civitatis. Alexander autem prosilivit in turrim, ubi stabat Balaam, et facto impetu super illum occidit faciens ipsum cadere in profundum. Videntes hec Macedones et Greci continuo muros ascendere ceperunt alii scalis alii manibus adherentes. In tantum enim erant Tyrii interitu Balaam ducis eorum exterriti, quia nullatenus Grecorum impetui resistebant. Sicque capta est civitas.

Der lateinische Text entspricht also inhaltlich dem französischen *Fuerre*, ist aber bedeutend kürzer, besonders die Einzelkämpfe der Ritter werden im französischen Text ausführlich geschildert unter namentlicher Aufzählung der Helden. Dies alles macht unsere lateinische Interpolation kurz ab; die langen Ausführungen des französischen Textes, eigentlich die Hauptsache dieser Darstellung, werden mit ein paar Worten erledigt oder gänzlich weggelassen. Dazu werden auch bedeutend weniger Namen genannt. Es entsprechen sich folgende[6]: Meleager = Emenidus; Josaphat = Josaphalle; Gadir = Gadres; Theoselius = Otesien; Samson = Sanson; Biturius (Bitirius, Bucius) = Betis; Arrideus = Aristes von Valestre; Balaam = Bales; Saulus = Caunus. Daß der Redaktor von J^3 hier seine Vorlage, die er einschob, stark gekürzt hat, geht schon daraus hervor, daß in dem jetzt vorliegenden Text J^3 manches unklar bleibt. So werden fast alle Personen unvermittelt eingeführt, ohne daß etwas Näheres über sie gesagt wird. Ferner hat der Bearbeiter diese Episode in der Weise mit dem Text von J^1 verwoben, daß er sie, wie oben angegeben, in drei Teile zerriß, zwischen denen jedesmal ein Stück von J^1 zu stehen kam. Dabei passierte es ihm, daß der letzte Satz des ersten Teiles *(cepit itaque exercitus indigere)*, der sinngemäß zum Anfang des zweiten Teiles hätte gemacht werden sollen, an die jetzige falsche Stelle gekommen ist: Denn der Mangel des Heeres ist ja der Grund, daß Meleager zum Fouragieren abgesandt wird. — In ganz ähnlicher, aber vereinfachter Weise, wie diese Episode in die *Historia de preliis* eingeschoben wurde, ist sie auch, wie Schneegans gezeigt hat, in den Roman des Thomas von Kent eingefügt worden.

Wie ist nun der *Fuerre de Gadres* entstanden und welches sind seine Quellen? Bei der Quellenfrage müssen wir zwei Teile unterscheiden, einmal den oben als 1 und 3, Anfang und Schluß, bezeichneten Teil, die Belagerung von Tyrus, dann das Mittelstück, den Fouragierungszug ins Tal Josaphat. Jener erste Teil geht auf antike Tradition zurück, auf die Alexandergeschichte des Quintus Curtius. Dieser berichtet (IV 2 f.) von der Ermordung der Gesandten Alexanders durch die Tyrier, von der uneinnehmbaren Lage der Stadt, von dem Damm, den Alexander erbauen läßt. Dann erzählt er, daß Alexander wegen eines räuberischen Überfalles der Araber Tyrus verläßt, um gegen diese zu ziehen. Inzwischen wird sein Belagerungswerk zerstört. Schließlich glückt ihm die Einnahme der Stadt mit Hilfe der Flotte, indem er immer zwei Schiffe zusammenkoppelt

[6]) Die altfranzösischen Namen entstammen dem großen Roman (ed. Michelant 1846), wo sie in verschiedenen nicht sehr abweichenden Variationen vorkommen; im Roman des Thomas lauten sie ganz ähnlich. Merkwürdig, daß auch im lateinischen Text Gadir statt Gaza steht; dies weist vielleicht auf orientalischen Ursprung; s. u.

und auf diesen das Heer gegen die Stadt fahren läßt. Auf Curtius beruht auch der Name des Kommandanten von Gaza, der im französischen Roman wie bei Curtius Betis, in J³ aber Biturius heißt.

Genau in derselben Weise im Grunde, nur noch mehr im einzelnen ausgeschmückt, ist die Darstellung der Belagerung und Eroberung von Tyrus in jener mittelalterlichen Darstellung. An der Stelle, wo nach Curtius Alexander gegen die Araber zieht, ist dort der Zug ins Tal Josaphat eingefügt. Für ihn läßt sich eine antike Quelle nicht auffinden. Folgende Erwägung wirft vielleicht etwas Licht auf die Entstehung dieser Episode. Als Blütezeit des Alexanderromans im Abendland hat man die Zeit von 1100 bis 1300 anzusehen; dieser Abschnitt fällt genau zusammen mit der Zeit der Kreuzzüge. Durch diese wurde einmal das Interesse am Orient und seinen Wundern wieder geweckt, dann spielte gerade die Gegend, welche der Schauplatz unserer Episode ist, damals eine besondere Rolle; man denke nur an die lange Belagerung von Tyrus durch die Kreuzfahrer zu Beginn des 12. Jahrhunderts. Im *Fuerre* treten die Mannen Alexanders nicht anders auf wie die Ritter der Kreuzzüge; hier ist eine Beeinflussung durch diese zeitgenössischen Ereignisse auf Schritt und Tritt wahrnehmbar. Auf eine solche wird man wohl auch die Entstehung unserer Episode von dem Fouragierungszug ins Tal Josaphat[7]) zurückführen müssen, ja P. Meyer[8]) hat sogar die direkte Entlehnung einer Szene des *Fuerre* aus einer Schilderung der Schlacht von Antiochia (anno 1098) nachgewiesen. Dazu kommt, daß, so häufig auch die Spuren dieser Episode in späterer Zeit sind, wir doch keine finden, die älter als die Zeit der Kreuzzüge wäre. Ist dies richtig, dann ergibt sich zugleich auch als terminus post quem für J³, als welchen ich oben die Abfassungszeit von J¹ (11. Jahrh.) bezeichnete, mindestens der Beginn des 12. Jahrhunderts, als terminus ante quem bleibt 1236 bestehen. In der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts mag denn auch die abendländische Fassung des Fouragierungszuges ins Tal Josaphat mit dem auf Curtius beruhenden Rahmen, der Belagerung von Tyrus, entstanden sein. Dazu stimmt, daß nicht allzu lange vorher, am Ende des 11. Jahrhunderts, die erste französische Fassung des Alexanderromans entstanden war, die des Alberich

---

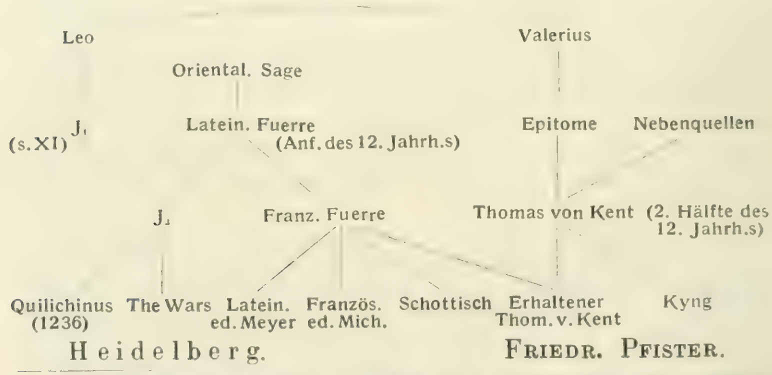
[7]) Dieses Tal wurde in der Tat häufig, schon in älterer Zeit, von den Pilgern aufgesucht, weil man das Grab der Maria dort zeigte; vgl. etwa die Pilgerschriften bei T. Tobler, *Descriptiones Terrae Sanctae* S. 32 f. [8. Jahrh.]; S. 168 f. [12. Jahrh.] u. ö. — Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß der *Fuerre* in letzter Linie auf eine Lokalsage vom Tale Josaphat, welche die Pilger an Ort und Stelle hörten, zurückgeht; dann würde der lateinische Text vielleicht auf einem orientalischen beruhen. Über das Verhältnis Alexanders zu Jerusalem, das natürlich gänzlich dem Reich der Legende angehört, wußte man ja in der jüdisch-christlichen Sage manches zu berichten.

[8]) *Alexandre le Grand* II 155.

von Besançon. In verschiedenen Bearbeitungen drang unsere Episode dann in den Roman des Lambert li Tors, in den Roman des Thomas von Kent und gekürzt in die *Historia de preliis* ein und wurde auch sonst noch häufig bearbeitet. Durch Vermittlung der *Historia de preliis* kam sie auch in das mittelenglische Gedicht *The Wars of Alexander*,[9] das ganz auf der Fassung J³ beruht, während das schottische Alexanderbuch (Erstausgabe 1580, Neudruck für den Bannatyne Club 1831) dieses Stück direkt nach dem Französischen gibt. Auf J³ geht auch die Darstellung des Quilichinus zurück, der freilich gerade diese Episode stark gekürzt hat; vgl. den Text des Quilichinus im Münchn. Mus. I 293 f. Außerdem gibt es noch eine ausführlichere lateinische Fassung, welche unabhängig von J³ oder Quilichinus ist, und offenbar direkt auf den französischen *Fuerre* zurückgeht; sie ist von P. Meyer, Romania XI (1882) 325 ff. ediert worden.

War nun die ursprüngliche Fassung unserer Episode in französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt? Ich möchte mich für letzteres entscheiden, mit Rücksicht auf die Eigennamen. Diese sind in der nachweislich auf den französischen Text zurückgehenden lateinischen Bearbeitung, die P. Meyer bekannt gemacht hat, noch ziemlich französisch geblieben. In der in J³ aber stehenden lateinischen Fassung sind sie durchweg lateinisch. So wäre schwer zu verstehen, wie auf Grund einer französischen Vorlage ein Übersetzer aus Josaphalle, Aristes, Bales die gut klingenden Namen Josaphat, Arrideus, Balaam bilden konnte. Hier scheint mir eher der französische Text auf dem lateinischen zu beruhen wie umgekehrt.

Fassen wir schließlich noch die Geschichte des *Fuerre de Gadres* in eine kurze Übersicht zusammen, so wird sie sich folgendermaßen darstellen:



Heidelberg. FRIEDR. PFISTER.

[9]) S. die Ausg. von Skeat 1886 S. 58 ff. Doch gibt das englische Gedicht diese Episode etwas ausführlicher wie J³ wieder; vgl. J. B. Henneman, *Untersuchungen über das mittelenglische Gedicht «Wars of Alexander»*, Diss. Berlin 1889, dessen Darlegungen jetzt mit Hilfe des edierten Textes von J³ etwas zu berichtigen sind.

Zu Voltaires letztem Besuche bei König Friedrich.

Zu den erläuternden Anmerkungen, die der Ausgabe des Briefwechsels zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire in den Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven Bd. 81, 82, 86 1908 ff. beigegeben sind, habe ich noch eine Anzahl von Nachträgen, teils damals übersehenes, teils noch nicht bekanntes, gefunden; was sich hiervon auf Voltaires letzten Besuch bei König Friedrich bezieht, soll hier mitgeteilt werden, damit das Material wenigstens für diesen Abschnitt vollständig vorliegt.

Die wenigen vollständig datierten Briefe Voltaires aus dieser Zeit und die gelegentlichen Angaben der Zeitungen über dessen Reisen von Berlin nach Potsdam und umgekehrt reichen nicht aus, eine vollständige Übersicht über seinen Aufenthalt in der einen und der anderen Stadt zusammenzustellen; eins ergibt sich jedoch zweifellos, daß Voltaire den größten Teil dieser Zeit in Potsdam zugebracht hat.

Am 10. Juli 1750 war er in Berlin angekommen und gleich denselben Tag noch nach Potsdam weitergereist. Am 11. August begleitete er den König nach Berlin und ging mit ihm am 22. September nach Potsdam zurück; am 15. Dezember folgte er ihm zum Karneval nach Berlin. Vom 11. März 1751 bis Mitte Dezember war er in Potsdam. Am 26. Februar 1752 kehrte er, wie Prinz Ferdinand dem Prinzen von Preußen schreibt, aus Berlin nach Potsdam zurück, das er erst am 8. Dezember, nach der Abreise des Königs und dem Beginne des Karnevals, verließ. 1753 war er zweimal in Potsdam, zuerst am 31. Januar, von wo er schon am 3. Februar wieder in Berlin war (vgl. diese Zeitschrift 35, 245, 248) und am 18. März, um dann von hier am 25. März, ohne Berlin noch einmal zu berühren, nach Leipzig abzureisen. Von Potsdam ist Voltaire mehrfach, in Begleitung des Königs oder allein, nach Berlin gekommen, so am 27. September und am

10. November 1750 zur Aufführung der „Rome sauvée",[1]) im Juli 1751 zum Besuche des erkrankten General von Rothenburg usw.[2])

In Potsdam hatte Voltaire seine regelmäßige Wohnung im Stadtschlosse, unter den Zimmern des Königs an der Ecke nach der Langen Brücke; nur 1751 bezog er sofort das Marquisat, ein dem Marquis D'Argens gehöriges Lusthaus vor dem Brandenburger Tore, dessen Garten bis an die Havel reichte (jetzt Alte Luisenstraße 23, 24), und blieb hier bis kurz vor der Rückkehr des Marquis am 26. August 1751.[3]) Wenn er nach Berlin kam, stieg er im Schlosse ab. Im Februar 1752 wohnte er eine Zeitlang bei Frau Bock „hinter dem Packhofe" (jetzt Schinkelplatz 4)[4]). Im Dezember 1752 nahm er gleich im Hause des Geheimrates Francheville (jetzt Taubenstraße 20) Quartier; seine letzte Wohnung in Berlin war im „Belvedere", dem Hause des Kaufmannes Schweigger vor dem Stralauer Tore (jetzt Holzmarktstraße 58, 59), wohin er nach Colinis Angabe am 5. März übersiedelte.[5])

Der größte Teil der im folgenden mitgeteilten Stellen ist dem Briefwechsel der Mitglieder der königlichen Familie (im königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg) entnommen; um zu

---

[1]) Die Angabe bei Rödenbeck Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben I 208, daß am 15. Oktober 1750 «Rome sauvée» auf dem Schloßtheater in Potsdam aufgeführt sei, beruht auf einem Irrtum.

[2]) Vgl. die Angaben bei Rödenbeck und die Übersicht der Briefe Voltaires bei Moland 37 570 ff. Die chronologische Anordnung der Briefe bei Moland bedarf einer kritischen Revision, vgl. Mangold Voltaires Rechtsstreit mit dem Königl. Schutzjuden Hirschel 136.

[3]) Ob Voltaire jemals längere Zeit im Schlosse von Sanssouci gewohnt hat, ist sehr zweifelhaft. Aus Sanssouci sind datiert drei Briefe: 37 2108 vom „8. oder 9. September" [1750] und 2393, 2394 vom 15. Juli [1752]; zu ersterem muß bemerkt werden, daß die Markgräfin von Bayreuth am 5. September, nach der Abreise des Königs nach Schlesien, nach Sanssouci ging, aber infolge von Erkrankung schon am 8. nach Berlin zurückkehrte und daß Voltaire am 10. September einer Sitzung der Königlichen Akademie auf dem Schlosse in Berlin beiwohnte (Spenersche Zeitung vom 12. September); zu den beiden anderen, daß vollständig datierte Briefe vom 14. und 25. Juli als Ort Potsdam angeben, also im Stadtschlosse geschrieben sind.

[4]) Vgl. 37 2333 (11. Febr.) 2190 (18. Febr.) [mit der falschen Jahreszahl 1751] und 2295. Voltaire erwähnt als seinen Hausgenossen den jungen Achard und dieser, adjungierter Prediger an der Französischen Kirche auf dem Friedrichswerder, wohnte nach dem Adreßkalender der Königlichen Haupt- und Residenzstädte Berlin von 1752 in dem de Regeschen Hause hinter dem Packhofe. Für die Angabe, daß Voltaire im Hause Schützenstraße 17 gewohnt habe, fehlt eine authentische Bestätigung.

[5]) Herr Dr. Lüdecke hatte die große Freundlichkeit die jetzigen Bezeichnungen der Häuser aus den Materialien des Geh. Staatsarchives festzustellen.

zeigen, wie wenig man in fernerstehenden Kreisen in Berlin von Voltaire wußte, ist alles, was die Berichte der Agenten der Clevischen Stände in Berlin an ihre Auftraggeber über Voltaire enthalten (im Königlichen Staatsarchiv in Düsseldorf), hinzugefügt.

Prinz Ferdinand an den Prinzen von Preußen, Potsdam 22. Juli 1750: Voltaire est arrivé hier au soir,[6] on se prépare à faire à midi des assauts d'esprit.

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Potsdam, 24. Juli: M. de Voltaire vient d'augmenter le nombre de nos beaux-esprits et sans flatter, je crois qu'il est le seul, qui mérite ce titre, car il n'y a aucun qui l'égale. Il est fort vieilli depuis son dernier voyage; son humeur est toujours enclin à la joie et qui plus est, il a tout a fait conservé l'art de narrer agréablement à table. Je crois qu'il sera cause que nous ne ferons de si tôt un tour à Berlin.

Derselbe an dieselbe. Potsdam, 2. Oktober M. de Voltaire sort tous les matins pour voir manœuvrer les troupes; pourvu qu'il continue d'être aussi assidu, il pourra un jour devenir bon capitaine de dragons.

Bericht vom 10. Oktober: Dem aus Frankreich ohnlängst anhero gekommenen Herrn von Voltaire haben S. K. M. eine jährliche Pension von 4000 Th. und freie Tafel auf dem Schlosse allergnädigst accordirt [gl. 82, 317].

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Ruppin, 19. Oktober: Je crois M. de Voltaire parti pour Paris et; je soubçonne sur ce que sa nièce a refusé de venir, qu'il pourrait faire fort bien autant en s'excusant sur les fatigues, qu'il aurait à essuyer faisant ce grand voyage, sur ses infirmités, sur son âge etc.; quiconque n'a pas envie de revenir, trouve toujours des raisons pour s'excuser [82, 325 Anm. 3].

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. Berlin, 30. Oktober: Le maréchal Keith, Voltaire et la comtesse Camas sont venus passer hier le soir avec moi. Nous avons rabattu les anecdotes de France, d'Espagne et de Russie, le refrain était: l'Abbé de Potsdam. Voltaire retourne aujourd'hui[7] dans cette heureuse abbaie, car il la nomme ainsi. Que ne suis-je pas dans sa maigre peau! [82, 319].

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Potsdam, 9. November: J'ai été étonné de voir M. de Voltaire. J'avais cru qu'il serait parti le vingt-six du mois passé; il m'a fort assuré qu'il restera jusqu'au quinze décembre. [82, 325 Anm. 3].

---

[6]) Voltaire war am 16. Juli im Gefolge des Königs nach Berlin gegangen (Gazette de Utrecht 24. Juli).

[7]) Voltaire war am 27. aus Potsdam gekommen.

Derselbe an dieselbe. Potsdam, 14. November: M. de Voltaire est revenu ces jours passés,[8]) ayant encore mal à la poitrine, causé par les efforts que son rôle de Cicéron lui a obligé de faire. Je crois qu'en peu de jours il ne s'en ressentira plus et qu'il sera prêt de faire une seconde représentation de Rome sauvée, dès que ma très chère Mère le jugera à propos [8, 320, Anm. 3].

Derselbe an dieselbe. Potsdam, 21. November: M. de Voltaire apprend l'allemand,[9]) afin d'être à portée de comprendre le discours que le Prince[10]) continue de tenir. Je ne doute pas qu'il n'en sera fort édifié et qu'il fera son possible pour le faire recevoir Académicien.

Derselbe an den Prinzen von Preußen. Potsdam, 22. November: Il est bien sûr que D'Arnaud vient de recevoir l'ordre de partir dans l'espace de vingt-quatre heures et qu'en n'obéissant pas à cet ordre, il s'attirerait encore davantage l'indignation de S. M. Voltaire a fait hier le malade et c'est lui, qui a, pour ainsi dire, extorqué cet ordre [82, 320, Anm. 5].

Bericht vom 28. November: Arnaud hat wegen verschiedener sehr impertinenter Expressiones ein schleuniges consilium abeundi erhalten und ist nach Frankreich gegangen.

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Potsdam, 7. Dezember: Il n'est plus question du départ de M. de Voltaire pour Paris. Il dit à la vérité à qui veut l'entendre, que le seize de ce mois il part pour Paris. Pour moi, je n'en crois rien et je voudrais quasi assurer qu'il passera le temps du carneval à Berlin.

Derselbe an dieselbe. 8. Dezember: Je crois devoir demander pardon... de lui avoir écrit que M. de Voltaire part pour Paris. Depuis hier il a changé de résolution et il compte passer le carneval à Berlin. Je commence à croire qu'il n'ira en France que vers le mois de mai de l'année prochaine.

Pöllnitz an die Markgräfin von Bayreuth in Berlin, 22. Januar 1751: Unsere Schöngeister haben einen Vertrag unter sich gemacht und sind gegen den Juden Hirsch zu Felde gezogen, mit dem der König der Poeten

---

[8]) Aus Berlin, wo am 10. November im Schlosse „im Saal vor den Zimmern der Prinzessin Amalie" Rome sauvée aufgeführt war (Spenersche Zeitung vom 12. Nov.). Die Königin-Mutter antwortete am 15.: Voltaire ressent (die herrschende Kälte) à sa poitrine, ce qui ne me surprend pas.

[9]) Als Probe von Voltaires Deutsch mag eine eigenhändige Quittung angeführt werden aus den Chatullrechnungen im Königl. Hausarchiv: Empfange einen Paquet worauf geschrieben: A M. de Voltaire zum Vorschuß von Mr. Darget 119 Th. 20 G. Potsdam 24. April 1752. Voltaire.

[10]) Prinz Moritz von Anhalt, geb. 1712. Er war mit einem sehr mangelhaften Unterricht aufgewachsen; Graf Lehndorff bezeichnet ihn als einen Tölpel, wie es kaum je einen zweiten gegeben hätte.

seit einem Jahre in Prozeß liegt. Es handelt sich um Diamanten, die zur Verzierung des Ordens Pour le mérite gekauft waren, und um Wechsel, die in Zahlung gegeben und dann vom Aussteller selbst protestiert worden. Man spricht von falschen Unterschriften, falschen Schwüren und ähnlichen Bagatellen. Ich weiß nicht, wer Recht und wer nicht Recht hat, und will nicht entscheiden. Gewiß ist, daß diese Geschichte Anlaß zu tausend üblen Gerüchten gibt und daß man den Ruf hört: Kreuzige den Poeten und gib uns den Juden Hirsch heraus. Das Komische an der Sache ist, daß diejenigen, welche im Streit sind, sich gegenseitig den Eid verweigern, der Jude, weil er behauptet, daß seine Gegenpartei nicht an Gott glaubt, und diese wieder, weil der Jude nicht an Jesus Christus glaubt. Amusant wäre es, wenn beide Parteien auch noch den Großkanzler [von Cocceji] ablehnten, der den Prozeß entscheiden soll, unter dem Vorwande, weil er, der Chef der Justiz, nicht an den Heiligen Geist glaube. Indeß ist der arme Poet ein Gespött von jedermann und vor wenigen Tagen sagte er zum Großkanzler, daß, wenn er den Prozeß nicht gewönne, er den Orden und den Kammerherrnschlüssel zu den Füßen des Königs niederlegen und dafür Verse machen würde. Nun gut, antwortete dieser, reimen Sie französisch, so reime ich deutsch. Der Poet leidet an Skorbut und hat eben zwei Zähne verloren, was seinen Anblick keineswegs verschönt. [Nach der deutschen Übersetzung im „Bär". 1881, S. 38] [82, 323].

B e r i c h t v o m 30. J a n u a r : H. von Voltaire hat mit einem Juden wegen Geld und anderen Sachen ein starkes Negotium gehabt, bis er endlich wegen eines von ihm ausgestellten Wechsels mit dem Juden ganz zerfallen. H. von Voltaire glaubt sich dadurch am besten zu helfen, wenn er seine Hand an dem ausgestellten Wechsel diffitieren würde. Die Sache aber wurde durch des H. Großkanzlers Exc. untersucht und befunden, daß der Jude Recht gehabt. Dieser Streich hat ihm überall viel Verdruß verursacht, indessen hört man noch nicht, daß er in disgrâce verfallen.

D i e M a r k g r ä f i n v o n B a y r e u t h a n d e n K ö n i g. B a y r e u t h, 6. F e b r u a r : J'ai trouvé une lettre de Voltaire. Il m'écrit en stile comique sa désastreuse aventure avec l'Israélite. Je ne jurerais pas qu'il ne se fasse chrétien de rage et de dépit.

B e r i c h t v o m 6. F e b r u a r : Voltaire ist in Berlin geblieben und man glaubt, daß er ehestens dem Marquis D'Argens und Monsieur D'Arnaud nach Frankreich folgen wird. Seine Sache bekommt von Zeit zu Zeit ein übleres Gesicht, indem er nicht allein convinciret worden, daß der von ihm an den Juden ausgestellte Wechsel, den er für falsch ausgegeben, seine völlige Richtigkeit habe, sondern man hat auch überdem erfahren, daß

er den Juden committiret, nach Sachsen zu reisen und daselbst Steuerscheine a 30% zu negociiren, welche er sodann für die seinigen ausgeben und derselben völlige Zahlung allhier urgieren wollte. Niemand kann sich darin finden, wie doch dieser so große Philosoph und ein so reicher Mann von der Goldbegierde sich so sehr verblenden lassen könne. Er hat von seinen eigenen Mitteln 4000 Th. jährlich Revenuen und seine sehr große Besoldung die er allhier bekömmt, beläuft sich auf 5000 Th., womit er sich sehr wohl begnügen könnte.

Prinz Ferdinand an den Prinzen von Preußen. Ruppin, 8. März: Il faut que vous ayez tout à fait captivé le cœur de Voltaire, pour qu'il ait voulu vous lire sa Pucelle. Du temps qu'il était en faveur, quelqu'un, qui méritait bien quelque considération, la lui demanda, voulant lire cette pièce en sa présence; il la refusa, disant qu'il l'avait laissée à Paris parmi ses papiers.

Derselbe an die Königin-Mutter. Ruppin, 12. März: Selon ce que je viens d'entendre, M. de Voltaire n'est pas intentionné de partir, parce qu'il a acheté le Marquisat. Je m'étonne de ce qu'il est homme à changer si subitement d'avis; je l'avais cru si grand philosophe que d'avoir assez de fermeté pour soutenir le parti qu'il a adopté. mais je ne vois que trop bien que les grands hommes peuvent avoir les mêmes faiblesses que les autres humains [82, 333].

Pöllnitz an die Markgräfin von Bayreuth. Potsdam, 13. März [vielmehr Februar]: Das Haupt der Bande ist vom Hofe des Augustus noch immer verbannt, aber in seiner Ungnade immer noch besser behandelt als Ovid, als dieser noch in Gunst war. Er wohnt noch im Berliner Schlosse, hat Tafel, Wagen, alles frei, dazu 5000 Th. Pension und Freiheit, gegen Israel zu klagen und Stoff zu vielem Spotte zu geben. Es gibt keinen schlechten Poeten, der nicht sein Mütchen an ihm kühlte. Er selbst macht täglich irgend einen dummen Streich. Neulich kam er zum Kanzler [Cocceji] und sagte, er komme, um ihm einige Bemerkungen zu übergeben, welche er über das von Sr. Exc. eben veröffentlichte Gesetzbuch[11]) gemacht habe, in dem große Verstöße namentlich in bezug auf das Wechselrecht seien. Der Kanzler war ihm für die Bemerkungen sehr dankbar, versprach, für die Zukunft Nutzen daraus zu ziehen, mußte aber zu seinem Bedauern bemerken, daß diese Dinge, bis sein Prozeß entschieden wäre, noch auf dem alten Fuße bleiben müßten. Der Poet hatte nicht erwartet, auf diese Weise abgefertigt zu werden,[12]) ging in heftigem Zorn von dannen,

[11]) Der zweite Teil des „Projectes des Corpus juris Fridericiani", der das Sachen- und Erbrecht enthielt.

[12]) Vgl. auch Voltaires Briefe an Cocceji bei Mangold Voltaires Rechtsstreit 128 ff.

schüttelte den Staub von seinen Schuhen und rief den Schatten des Ninus an, daß er mit dem Kanzler, dessen Weibe und Kindern zur Grube fahren möchte. So sehr der Poet ausgelacht und verspottet wird, so fängt man doch bereits an einzusehen, daß der Jude Unrecht hat. Nächsten Mittwoch oder Donnerstag wird alles entschieden werden,[13]) H. von Voltaire aus dieser Affaire gekrönt von den Händen der Themis hervorgehen. [Nach der deutschen Uebersetzung im „Bär" 1881 S. 95.]

Die Königin-Mutter an den König. 17. März: Voltaire sera des plus contents de se trouver au Marquisat et écrire à sa commodité n'ayant plus rien qui lui embarrasse l'esprit.

Pöllnitz an die Markgräfin. Potsdam, 30. März: M. de Voltaire est seul ici, abattu de corps et d'esprit au point qu'il n'est pas connaissable. Gestern war er zwei Stunden bei mir, unsere Unterhaltung war sehr stumm.... und in einer der Zwischenpausen unserer Unterhaltung sagte er mir, daß er im Begriffe stände, nach Italien zu reisen und fragte mich, ob er einen großen Umweg mache, wenn er über Bayreuth ginge. Einen Augenblick darauf bat er mich, ihm das Haus, welches ich gegenwärtig bewohne, mit allen Möbeln zu überlassen, mit dem Beifügen, er sähe wohl, daß er nicht sich entschließen könne, sich aus den hiesigen Verhältnissen zurückzuziehen, indem er den König zu sehr verehre, um sich von ihm zu trennen. Eine Viertelstunde später fragte er mich, ob ich nichts in Paris zu besorgen habe, er hoffe am 15. oder 16. Mai dort einzutreffen; seine Angelegenheiten erheischten dies, seine Nichte wünsche es und seine Freunde drängen auf seine Rückkehr. Au reste, Madame, cette victoire qu'il fait tant valoir, est comme celle d'Arlequin, qui après avoir été battu paya et fut content. Voici en quoi elle consiste: il avait été condamné à faire serment que les diamants que le Juif lui avait fournis, n'avaient point été échangés. Comme il y avait des preuves du contraire, qui eussent pu le confondre, sa conscience ne lui a pas permis de prêter ce serment et pour sortir d'affaire, il a payé 1500 écus à son adversaire. Hätte er das von Anfang an getan, so hätte er sich vielen Kummer erspart, namentlich viel Spott, mit dem man ihn in Paris überhäuft hat, wo man sehr aufgebracht gegen ihn ist. Hier hat sich Frau von Bentinck... zu seiner Beschützerin aufgeworfen. [Nach der deutschen Ubersetzung im „Bär" 1881 S. 97, das französische nach dem Abdruck eines Teiles des Originales in Börners Auktionskatalog von Autographen No. CVI vom Dezember 1911 S. 93.]

Derselbe an dieselbe. Potsdam, 17. April: H. von Voltaire durchstreift häufig die Gegend und Wald und

[13]) Der Vergleich kam Freitag, 26. Februar zu Stande.

Auen widerhallen von dem Namen Ihrer K. Hoheit. Er sprach mir gestern eine Stunde von Ihnen. [Nach der deutschen Übersetzung im „Bär" 1881 S. 106.]

Prinz Ferdinand an den Prinzen von Preußen. Potsdam, 29. Juli: Voltaire chante vos louanges, il dit que vous avez l'esprit le mieux tourné, le plus orné, enfin que vous êtes parfait. Lorsqu'il s'est épuisé sur votre sujet, il montra la boite d'or, dont vous l'avez honoré. J'aurais garde d'attribuer à la boite les belles choses qu'il dit de vous.

Pöllnitz an die Markgräfin von Bayreuth. Potsdam, 16. November: Unsere Schöngeister leben in einem scheinbar herzlichen Einvernehmen, nur H. von Maupertuis, der keinen in der Gunst des Königs dulden kann, lebt seit drei Monaten in Berlin. Die andern stehen miteinander auf einem Fuße wie: Teuerer Isaac [D'Argens], Teuerer Marquis, Teuerer Graf [Algarotti], aber trotz aller dieser Beteuerungen glaube ich, daß sie einander um sehr billigen Preis los sein möchten. Sie essen jeden Abend bei dem Könige, sie haben die petits entrées. [Nach der deutschen Übersetzung im „Bär" 1881 S. 118.]

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. 22. Januar 1752: Je suis persuadée que Voltaire mourra un jour en poltron et qu'il ne soutiendra pas son systeme jusqu'au bout. [Antwort auf des Königs Brief vom 14. Januar, in welchem er vom Tode des Generals von Rothenburg gesprochen hatte. Œuvres 27 a 235.]

Aus einem Briefe an Gottsched, Gotha, 30. März: On imprime ici quelques pièces de Voltaire qui paraîtront la foire prochaine et qui seront guère connues en Allemagne. Il y a entre autre son Micromegas qui a été confisqué à Paris parce qu'il contenait une satire un peu forte de l'Académie des Sciences et surtout du vieux Fontenelle et des académiciens qui ont été envoyés vers le Pol.[14] [Aus Gottscheds Briefwechsel in der Leipziger Universitätsbibliothek.] [82, 374 Anm. 1.]

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Ruppin, 20. März: M. de Voltaire ne commence à faire débiter son Louis XIV que depuis qu'aucun libraire voulut se charger de le débiter.[15] Comme il taxera tous ceux, auxquels il fera présent d'un exemplaire, je me doute d'être de ce nombre; c'est pourquoi je tarde d'en faire emplette d'autant plus qu'il

---

[14]) Maupertuis und Clairaut 1736.

[15]) Anfang Februar verschickte Voltaire die Exemplare der Berliner Ausgabe des Siècle de Louis Quatorze. Das Dedicationsexemplar an den König mit einigen Korrekturen von Voltaires Hand aus des Königs Bibliothek im Stadtschlosse in Potsdam ist jetzt in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

m'en a prêté un exemplaire à Potsdam l'année passée. Je m'étonne que M. de Voltaire ait osé avancer un fait pareil[16], qui aurait sujet plus que d'autres de garder des ménagements sur des matières si délicates. On prétend que c'est à cet article qu'il faut attribuer la cause que cet ouvrage n'a pu passer la censure à Paris. [82, 367 Anm. 1.]

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. 2. Juni: J'ai reçu une lettre de Voltaire après un silence d'un an. Il renonce, dit-il, à la France et au reste du monde pour l'Abbé de Potsdam; toute la lettre n'est remplie que de vous. ... Il semble que vous avez fait un miracle en le rendant philosophe, car il moralise beaucoup et ne se soucie plus des vanités du monde.

Der Prinz von Preußen an Darget. Herbst: Vous savez toute la mortification que Voltaire s'est attirée; c'est bien dommage qu'un si bel esprit renferme une aussi méchante âme.... J'ai parlé à l'abbé de Prades.[17] Je n'aime pas à décider d'un homme mais je serais punissable, si je jugeais de l'esprit par la première conversation, mais autant qu'il me paraît, l'abbé est fort doux, d'un esprit complaisant et point dur dans la société. J'en juge, puisqu'il ne fait pas le difficile, vivant avec tout le monde. Si D'Arnaud avait fait de même, peutêtre serait-il encore ici, car par là il s'est attiré une foule d'ennemis. [82, 377, Anm. 2.]

Die Königin-Mutter an Prinz Ferdinand. 17. November: Voltaire m'a régalé d'une tragédie[18]) qu'il a faite; faites-moi le plaisir de lui dire que j'attends qu'il vienne ici pour lui marquer ma reconnaissance.

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Potsdam, 21. November: Hier au soir je me suis acquitté envers M. de Voltaire des ordres de ma très chère Mère. Il prie de lui assurer qu'il est très sensible du bon acceuil, qu'elle a fait à sa tragédie, qu'il espère, si sa santé veut le permettre,

---

[16]) Die Behauptung, Ludwig sei ungerecht, trotzdem aber siegreich in seinen Kriegen gewesen.

[17]) Prinz Ferdinand schreibt an den Prinzen von Preußen aus Potsdam 18. Dezember 1753: L'abbé se rend plus méprisable de jour en jour. Deux aventures qu'il a eues ensuite, ne lui font pas le moindre honneur, toutes deux à cause du jeu (eine mit des Königs Koch Champion (vgl. Œuvres 19 136), die andere mit dem Ingenieurhauptmann Bonneville, der ihn mit dem Billardqueu hat verprügeln wollen), Je vous laisse à juger, si c'est honnête à un homme qui approche journellement le Roi, de se mettre dans le cas d'essuyer des traitements pareils. Tôt ou tard cela s'apprendra, car il s'est brouillé avec ceux, dont il devrait tâcher de gagner la protection. Vgl. Paroles du Feldmaréchal de Kalkreuth Paris 1841 36 ff. und Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte 24 577 ff.

[18]) Amélie ou Duc de Fois.

de venir à Berlin, pour lui faire de bouche ses très humbles remerciments. [82, 386, Anm. 1.]

Derselbe an den Prinzen von Preußen. Potsdam, 5. Dezember: Il est vrai que Voltaire a fait sa paix, mais je ne l'ai pu apprendre jusqu'à présent, comme cette scène s'est passée. Ce que je'en sais, c'est qu'elle aurait apprêté à rire à ceux qui s'y seraient trouvés, et qu'au premier début les deux ont été fort décontenancés. Voltaire continue toujours de faire le malade et depuis trois semaines je ne l'ai pas vu. [82, 389.]

Derselbe in einer Sammlung „Bonmots": Voltaire dans ses deux entretiens a joué un rôle tragique. Il a commencé par pleurer, demander pardon et fini à répéter à plusieurs reprises, qu'il ne cessait d'aimer le Roi, qu'il l'aimerait jusqu'a la fin de ses jours. Frédéric l'a entendu et l'a traité en fou, c'est à dire, l'a ri au nez, il n'a pas voulu le traiter sur un pied sérieux, parce qu'il suffit, dit-il, de lui avoir dit une fois qu'il était un faquin. Und ebenda an einer anderen Stelle: Der König sage, von hunderttausend Frauen, die er habe kennen lernen, seien nur zwei vernünftig, deren Namen er nicht nenne] peutêtre que la connaissance de ces personnes lui ferait aussi peu d'honneur que les mensonges, qu'il débite, quand il parle du dernier entretien avec le poète.[19]) [82, 393 und 400.]

Bericht vom 6. Januar 1753: Wegen des H. von Voltaire weiß man noch nichts entscheidendes, einige sagen, er habe den Orden pour le Mérite und den Kammerherrenschlüssel dem Könige wieder zurückgeschickt und stände um abzureisen, einige behaupten dagegen, er wäre wiederum mit dem Könige ausgesöhnt. Unterdessen ist gewiß, daß der König ihm diese Demütigung aus wohlbedachtem Rat habe antun wollen, indem derselbe sich durch seinen Micromegas zu einem gar zu großen Macromegas machen wollen, der mit seinem Verkleinern sehr wohl alle anderen nur als kleine Ameisen in Ansehung seiner betrachtet.

Die Markgräfin von Bayreuth an den Prinzen von Preußen. 9. Januar: Ce que vous me mandez de Voltaire, m'a fait une peine infinie. Tout pauvre que je suis, je donnerais mille ducats pour qu'on ne s'en fût point venu à de pareilles extrémités. Vous ne sauriez croire le bruit[20])

[19]) Auch das Gedicht auf des Königs «*Lettres au public*» hat Prinz Ferdinand abgeschrieben: Nouveau Julien / Ennemi du ciel, du monde / Vous écrivez trop souvent au public / Mais craignez qu'il ne vous réponde.

[20]) Die Verbrennung des Akakia durch Henkershand hatte um so größeren Eindruck gemacht, als es die erste derartige Exekution unter König Friedrich war. Einige satirische Gedichte auf die Verbrennung des Akakia in der 82 407 angeführten Ausgabe des Akakia in der von Ponickauschen Sammlung.

et le mauvais effet, qu'occasionner a ce procédé. Je ne puis m'expliquer plus au long sur cette matière. On doit être toujours en garde contre les premiers mouvements de sa colère, surtout quand on se trouve dans un poste et dans une réputation, qui attirent les yeux du public. Dieselbe an denselben, undatiert: L'affaire de Voltaire fait un bruit terrible et de tort; je suis au désespoir qu'on ait poussé les choses si loin.

Aus einem Briefe an Gottsched aus Berlin. 10. Januar: Ces jours passés M. de Prémontval[21]) vient chez M. de Voltaire et de ce ton, dont Don Quichotte de glorieuse mémoire faisait des défis aux autres cavaliers, il lui disait: Avouez, Monsieur, que Maupertuis est un grand homme dans son genre, et après une minute de pause il y ajouta: Et vous êtes aussi un grand homme dans le vôtre. M. de Voltaire, tout étonné de ce compliment, se lève de sa chaise et d'un air de surprise lui dit: Monsieur, comment serais-je un grand homme? M. de Maupertuis est un grand homme, lui qui applâtit la terre et mange avec le Roi. [Aus Gottscheds Briefwechsel in der Leipziger Universitätsbibliothek.]

Bericht vom 16. Januar: Die Sache mit dem H. von Voltaire ist wiederum beigeleget und soll ihm der König noch dazu ein Präsent mit einer goldenen Tabatière gemacht haben mit dem Beifügen: Je vous ai châtié en roi, mais je vous pardonne en ami.

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. 17. Januar: Il me semble que le destin vous persécute en vous privant de vos amis et en semant discorde dans votre petite société. L'aventure de Voltaire a fait de bruit dans les gazettes. Faut-il que l'esprit, un des dons les plus désirables qu'on puisse obtenir du ciel, se tourne en mal chez la plupart des hommes et ne serve qu'à les rendre tracassiers et remuants. Les gens de lettres qui épluchent les beaux sentiments et s'appliquent à l'étude de la philosophie, devraient être à l'abri de pareils défauts. Quelques personnes [folgt 82, 394].

Der Prinz von Preußen an Darget. 20. Januar: Les bonnes réflexions sont le meilleur remède pour l'âme. M. Aurèle, lu avec attention, est la meilleure médecine. La philosophie de Voltaire n'est pas de cette façon; il a voulu remettre sa clef et l'Ordre pour le mérite au Roi et partir d'abord après avoir obtenu sa démission, lorsqu'on lui annonça l'ordre donné pour brûler la Diatribe. Aujourd'hui la Gazette avertit le public d'un dédit en forme, où M. de Voltaire désavoue la Diatribe et toutes les brochures qui ont paru pour accuser M. de Maupertuis d'erreur sur la dispute de la moindre action. C'est de toutes les actions qu'il a faites, de sa vie, une de plus à reprocher. Il

---

[21]) Seit Juni 1752 Mitglied der Academie.

me semble qu'un homme doit bien penser aux actions qu'il veut entreprendre mais lorsqu'il les a une fois faites, il doit les soutenir et tel qui se donne un démenti, est le plus faible des hommes. Ayant tant d'esprit est-il possible d'avoir si peu de conduite?

Der Prinz von Preußen an Prinz Ferdinand[22]: Si vous ou Henri n'avez pas encore le Conte des tonneaux, que Voltaire fait, marquez-le moi; je vous l'enverrai.

Derselbe an Darget. Anfang Februar: Pour ce qui regarde Voltaire, je crois que cette affaire-ci sera terminée, mais je crains qu'il puisse rester tranquille, et il est à prévoir qu'il arrivera encore plus de désagréments au Roi pour le futur que pour le présent.

Die Königin-Mutter an Prinz Ferdinand. 5. Februar: Je n'entends pas parler de Voltaire.

Die Markgräfin von Bayreuth an den Prinzen von Preußen. 8. Februar: Je crois pour le coup que l'esprit du pauvre Voltaire est allé faire un tour à la lune; il lui faudrait un Astolphe pour chercher la phiole, qui le contient. César[23] m'a racconté des anecdotes qui font pitié. Je m'étonne de la patience du Roi. C'est un méchant fou qui lui fera beaucoup de tort, s'il le quitte.

Prinz Ferdinand an die Königin-Mutter. Potsdam, 8. Februar: M. de Voltaire a, dit-on, pris la fièvre ce qui l'empêche de se rendre ici.

Graf Lehndorff in seinem Tagebuche. 16. März: Das Gezänk um die Schriften für und wider zwischen Maupertuis und Voltaire wird fortgesetzt; alle diese großen Geister sind schlechte Charaktere, wie auch de Prades, dem man nachsaget, daß er falsch sei und ein Zuträger.

Die Königin-Mutter an den König. 23. März: Je doute que les eaux de Plombières rendront la santé à Voltaire; il ferait mieux de rester à Potsdam pendant le vilain temps qu'il fait.

Bericht vom 31. März: Übrigens hat sich auch H. von Voltaire, wie es heißt, auf sechs Monate Urlaub ausgebeten, um nach Plombières zu gehen. Man glaubt, daß er schwerlich wiederkommen möchte. Den Orden pour le Mérite und den Schlüssel hat er, wie ihn jemand danach gefraget, eingepackt gehabt.

---

[22]) Die Zeit ergibt sich aus der Antwort des Prinzen Ferdinand, der am 12. Februar 1753 schreibt, er habe den *Conte des tonneaux* noch nicht. Da das Gedicht im Februar 1753 im Druck erschien, hat der Prinz von Preußen eine Abschrift davon gehabt und das Gedicht ist im Herbst 1752, nicht im Jahre 1751 entstanden, vgl. 82, 351 Anm. 1.

[23]) César, der Privatsekretär des Prinzen Heinrich, war nach dem Brande des Bayreuther Schlosses am 26. Januar von den Prinzen nach Bayreuth geschickt, um sich nach dem Befinden der Markgräfin zu erkundigen.

Derselbe an den Prinzen von Preußen. 4. April: Vous avez deviné juste: on [der König] traite Voltaire de j...f...; on dit que son entretien particulier l'a fort amusé, qu'il a fait la comédie, tantôt pleuré, tantôt ri, qu'on lui a bravement lavé la tête et qu'il sera maintenant maître de revenir à condition d'être sage dorénavant et qu'on lui a permis d'aller à Plombières, afin d'y prendre de l'origan contre la brûlure: On ne croit pas cependant qu'il s'y rendra, on est dans l'idée qu'il passera en Hollande ou en Angleterre. Je ne finirais pas si je devais vous étaler tout le bavardage que j'ai entendu sur ce sujet; ce qui est sûr, est que cela fait l'effet qu'on a désiré, car la plupart prennent son parti et blâment beaucoup Voltaire et croient qu'il ne peut être heureux qu'en revenant prendre sa place et son appartement à Potsdam [82, 400].

Die Königin-Mutter an Prinz Ferdinand. 8. April: Maupertuis veut partir pour la France, pourvu qu'il ne lui arrive que de rester en chemin comme ça fait Voltaire, qui s'est enclos à Leipzig[24]) [86, 1].

Prinz Ferdinand an den Prinzen von Preußen. Potsdam, 30. Juni: L'on a trouvé dans le portefeuille de Voltaire les Lettres du Philosophe etc.[25]) et il s'imprime actuellement à Paris le Portrait du Roi de Prusse....[26]) Comme on est parvenu à temps à l'apprendre, il est à présumer que cette pièce ne verra pas le jour. On a envoyé à Frankfort faire relâcher le poète [86, 11].

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. 14. Juli: Je suis bien fâchée que la mauvaise conduite de Voltaire vous ait enfin poussé à bout. Les mauvaises finesses et les détours se découvrent tôt ou tard et retombent sur ceux qui les font. Je suis d'avis qu'il n'y a point de déshonneur à avouer ses fautes, lorsqu'on en a commises; l'amour-propre se trouve humilié, mais la victoire qu'on remporte en ces occasions sur soi-même, effacera quelque sort le mal qu'on a fait. Si Voltaire avait pensé comme moi, il se serait attiré votre clémence en avouant ses torts et en se soumettant à vos volontés.

Prinz Ferdinand an den Prinzen von Preußen. Potsdam, 24. Dezember: On dit Voltaire à Bayreuth; on assure que ma sœur veut le repatrier avec le Roi; on prétend même qu'elle réussira d'autant plus qu'on a paru ne pas être faché de le savoir chez ma sœur. [86, 127.]

Die Markgräfin von Bayreuth an den König. 2. Februar 1754: L'Épitaphe de Voltaire est

---

[24]) Seit dem 27. März.

[25]) Vielmehr die Œuvres du philosophe de Sanssouci von 1752.

[26]) Die Idée de la cour de Pruße gl. 86, 9.

charmant. On m'a conté ce qui a donné lieu au bruit qui a couru sur sa mort. Un gentilhomme Lorrain, grand bigot de son métier, s'était fiché dans sa cervelle de ramener Voltaire au giron de l'Eglise; pour cet effet il était allé à Colmar, lieu de la résidence du poète moribond; après l'avoir inutilement dogmatisé, il crut que des lettres seraient plus efficaces, il lui en écrit plusieurs, auxquelles Voltaire a répondu, mais enfin lassé de cette correspondence il lui fait écrire qu'il était trépassé. Cet homme ajoute foi à cette nouvelle et la débite. [86. 13.]

Hans Droysen.

Zur Wolfenbütteler Handschrift der „Pucelle d'Orléans" von Voltaire.
(1003. 1 Nov. 4⁰.)

Der große textkritische Wert, den Herr Dr. Constantin Bauer dieser Handschrift beimißt, mag es rechtfertigen, daß seiner Beschreibung, in Band 39, S. 264 ff. dieser Zeitschr., noch einige Bemerkungen über ihren Befund hinzugefügt werden.

Die äußere Größe des Bändchens wird richtig mit 19 × 14 cm (genauer 192 × 144 mm) angegeben. Die Größe des Papiers beträgt 188 × 140 mm.

Der Band enthält: je ein Vorsatzblatt vorn und hinten, zwei nicht bezifferte Blätter, wovon das erste leer ist, das zweite den Titel trägt «La Pucelle | D'Orléans | ou | Jeanne D'arc | Poeme heroï-comique | en Chants | Par M. D. V.», sodann 264 vom Schreiber bezifferte (nicht wie Bauer angibt „unnumerierte") Seiten und ein leeres Blatt.

Die Schrift ist recht schön, vom Anfang bis zum Ende gleichmäßig, von einer flotten französischen Hand, ungefähr aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Namentlich der Titel und die Ueberschriften lassen auf einen berufsmäßigen Schreiber schließen. Auch die Tinte ist gut, ihre Farbe überall dieselbe und keineswegs, wie Bauer bemerkt, an einigen Stellen verblaßt. Die Zahl der Zeilen auf je einer Seite ist zwischen 18—25 wechselnd, anfangs größer als später, durchschnittlich 21. Die Korrekturen, ebenfalls vom Schreiber und bis etwa S. 44 häufiger als nachher, sind wohl alle durch Verlesungen und Flüchtigkeiten entstanden, z. B. S. 97 «*vejette*» durchstrichen und übergeschrieben «*végéte*»; S. 63 «*flatteur*» verbessert in «flagellatteur»; häufig sind einzelne Worte verschrieben (S. 7. 8. 9. 31. 43) oder nachgetragen (S. 42. 43. 52. 60), einige Male auch ganze Verse (S. 16. 125. 259). Diese Korrekturen tun indessen dem eleganten Aussehen der Handschrift wenig Eintrag.

Den schlichten, ziemlich gleichzeitigen Pappband hat ein französischer Buchbinder gemacht.

Daß der Text der Handschrift am Ende unvollständig ist, hat schon jemand mit Bleistift auf dem Titel vermerkt: „XIV

chants, dont le dernier non terminé". Diese Bemerkung ist ganz neuen Datums und, wie die Schriftzüge sicher erkennen lassen, von einem Deutschen. Der Text der Handschrift bricht nämlich auf S. 264 unten mit Vers 262 des vierzehnten Gesanges ab: „quand on est deux, est-il quelque supplice?", so daß die letzten zwanzig Verse dieses Gesanges fehlen. Es sind offenbar ein oder mehrere Blätter abhanden gekommen. Bauer schließt nun, „Die Vermutung, daß die Handschrift 15 Gesänge wie die ersten Drucke gehabt habe, werde dadurch hinfällig, daß in dem eng gehefteten Bande wohl 2—3 Blätter, die den Schluß des 14. Gesanges enthielten, fehlen könnten, für so viel Blätter aber, als für den 15. Gesang nötig wären, kein Raum sei. Wir hätten es also mit einer Handschrift zu tun, die tatsächlich nur 14 Gesänge enthält". Dadurch werde die Feststellung der Abfassungszeit (d. h. der vorliegenden Abschrift) einigermaßen erleichtert.

Diese Beweisführung ist doch nicht stichhaltig. Aus mehreren Gründen:

Erstens. Wie schon bemerkt, fehlen am 14. Gesang nur die letzten zwanzig Verse. Diese 20 Verse hätten auf nur einer Seite des letzten leeren Blattes der Handschrift bequem untergebracht werden können; da das nicht geschehen ist, muß der Abschreiber doch wohl noch eine größere Anzahl von Blättern für den Rest seiner Vorlage nötig gehabt haben.

Der 15. Gesang besteht aus 155 Versen, mit der Ueberschrift, diese zu sieben Zeilen[1]) gerechnet, aus 162 Zeilen. Diese 162 Zeilen hätten, für jede Seite der Handschrift 19 bis 20 Zeilen angenommen, neun Seiten oder fünf Blätter erfordert, und so viele Blätter hat der Band sehr wohl noch aufnehmen und enthalten haben können. Die Annahme Bauers, daß für den 15. Gesang in dem Bande wegen seiner „engen" Heftung kein Raum gewesen wäre und d a r u m die Handschrift ursprünglich nicht mehr als 14 Gesänge enthalten haben könne, ist im Ernst nicht zu diskutieren.

Zweitens. Die Handschrift besteht aus 22 Lagen, jede zu drei Doppelblättern (= 12 Seiten)[2]) und einer letzten (dreiundzwanzigsten) von bloß zwei Blättern, einem beschriebenen (S. 263. 264) und einem leeren; die Vermutung, daß auch diese dreiundzwanzigste Lage ursprünglich mindestens drei, wahrscheinlich aber vier Doppelblätter (= 16 Seiten) gehabt hat, ist auch aus

[1]) Das ist dem Raume, den die ziemlich gleich langen Überschriften des 13. und 14. Gesanges in der Handschrift einnehmen, entsprechend.

[2]) Ausgenommen die fünfte Lage, die nur fünf Blätter umfaßt; das sechste Blatt dieser Lage ist bis auf einen schmalen Rest ausgeschnitten und dieser mit dem entsprechenden Vorderblatt (Seite 49. 50) zusammenhängende Streif ist an das fünfte Blatt (Seite 57. 58) angeklebt. Da im Text nichts fehlt, muß dieser Ausschnitt vom Schreiber selbst gemacht worden sein, dem jedenfalls auf dem sechsten Blatt ein größeres Versehen oder sonst ein Unglück zugestoßen war.

diesem Grunde gerechtfertigt. Die dreiundzwanzigste Lage hätte dann enthalten: auf Seite 265 die 20 Schlußverse des 14. Gesanges, auf Seite 266[3]) bis 275 den 15. Gesang und außerdem noch zwei leere Blätter, wovon das letzte noch vorhanden ist.

Dieser Befund der Handschrift (= W) ergibt, daß sie keineswegs bloß 14 Gesänge enthalten haben m u ß und daß, den Terminus ante quem lediglich auf diese Voraussetzung zu begründen, mindestens sehr unsicher ist. —

Herr Dr. Bauer führt dann weiter aus, daß nach Colini „der 14. Gesang 1752 in Potsdam vollendet und der 15. im Februar 1753 begonnen" worden ist und schließt: „danach stammte also die Wolfenbütteler Handschrift f r ü h e s t e n s aus dem Jahre 1752 und wäre vor Voltaires Abreise [1753] in Berlin hergestellt"[4]).

Diese Schlußfolgerungen sind doch etwas schnell und kühn. Freilich, da Bauer es für feststehend ansieht, daß W nur vierzehn Gesänge enthielt, weil der 15. überhaupt noch nicht existierte, und der 14. erst 1752 in Potsdam vollendet ist, schien ihm nur die Annahme übrig zu bleiben, daß W 1752 in Berlin geschrieben und zwar eine „heimliche Abschrift" des Originals wäre, durch (unmittelbare oder mittelbare) Beihilfe von Voltaires Privatsekretär Tinois, der ja schon 1750 (ohne Vorwissen und gegen den Wunsch seines Herrn) eine solche Abschrift für den Prinzen Heinrich gemacht hatte. Wenn die Angaben richtig wären, würde W allerdings „für die Textgeschichte der Pucelle die äußerste Wichtigkeit" haben, die Bauer ihm zuteilt. Daß sie nicht richtig sind, läßt sich indessen unschwer beweisen.

Bauer hat einige Punkte unbeachtet gelassen, die für den nichtberlinischen und sogar nichtdeutschen Ursprung von W sehr schwer in die Wagschale fallen. Zuerst die Schrift, die, wie schon bemerkt, eine unzweifelhaft französische Hand verrät. Dann das französische Wasserzeichen des Papiers: eine Glocke

---

[3]) Der Schreiber beginnt jeden Gesang auf einer neuen Seite, auch wenn die vorhergehende teilweise leer geblieben war. Nur den zweiten und vierten Gesang hat er dem Ende des ersten und dritten auf derselben Seite unmittelbar angeschlossen. Am Ende des achten Gesanges hat er sogar 27 Zeilen auf Seite 154 zusammengedrängt, um den neunten auf Seite 255 beginnen zu können. — Diese Besonderheit geht möglicherweise auf die Urschrift Voltaires zurück, worin jeder Gesang vielleicht einen Faszikel für sich bildete und oft ein Blatt ganz oder teilweise leer geblieben war. Die gleiche Eigentümlichkeit begegnet auch in dem ersten Pariser Druck vom Jahre 1755 und muß hier ganz besonders auffallen. Es wird davon noch die Rede sein.

[4]) Ganz unverständlich und überflüssig ist Bauers Hinweis auf die Vorlesung Dargets „im Mai 1755 aus einem Manuskript von 15 Gesängen", um damit den Terminus ante quem zu gewinnen; die Zeitpunkte, innerhalb deren nach seiner Ansicht W geschrieben sein muß, hat er im Absatz vorher schon bestimmt: „1752, vor Voltaires Abreise, in Berlin".

mit der Jahreszahl 1749 und die Worte "L. ECHALIE. BOVRGOGNIE", das in jedem Bogen vorkommt. Endlich die buchbinderische Technik des Einbandes, woran man alle charakteristischen Merkmale französischer Buchbinderkunst sieht. Die Handschrift ist demnach sicherlich nicht in Berlin oder in Deutschland, sondern in Frankreich hergestellt worden.

Sehr wahrscheinlich auch nicht „1752" „vor Voltaires Abreise" aus Preußens Hauptstadt. Darüber müssen die Lesarten befragt werden. Hiervon auch nur die wichtigsten anzuführen, darf bei dem vorliegenden Zweck unterbleiben. Ueberdies gibt schon eine einzige im ersten Verse des ersten Gesangs die Entscheidung.

Der Eingang der Pucelle lautet in den frühesten Drucken Paris 1755 (186 Seiten[5]), Louvain 1755 (161 S.[6]), Londres. Per Sempre (240 S.[7]) und noch in der ersten echten, von Voltaire anerkannten Ausgabe O. O. 1762 (358 S.)[8]):

> V o u s m'o r d o n n e z de célébrer des saints.
> Ma voix est foible, & même un peu profane.
> Il faut pourtant vous chanter cette Jeanne...

Dagegen in W:

> J e n e s u i s n é pour celebrer les Saints,
> ma lyre est foible, et tant soi peu profane,
> je veux pourtant vous chanter cette Jeanne...

Und in der Kehler Ausgabe 1784, t. XI, S. 21:

> J e n e s u i s n é pour célébrer les saints:
> Ma voix est faible usw. wie die Ausgaben von 1755.

Die Verschiedenheit der Anfangsworte „Vous m'ordonnez" und „Je ne suis né" ist hier besonders bedeutsam, nicht bloß insofern, weil sie zeigen, wie sorgfältig Voltaire die ersten Worte des Gedichtes gewogen, sondern weil die frühere Fassung „Vous m'ordonnez" unmittelbar auf den Anlaß hindeutet, der die Entstehungsursache der Pucelle geworden ist[9]). David Friedrich

---

[5]) Diese Ausgabe ist Bengesco, Voltaire Bibliographie de ses œuvres I (1882), S. 123 ff., nicht bekannt. Er führt unter No. 477 nur eine Pariser Ausgabe vom Jahre 1755 zu 216 Seiten an. Ein Exemplar der Pariser Ausgabe zu 186 Seiten ist in meinem Besitz.

[6]) Von der Löwener Ausgabe gibt es Drucke zu 161 Seiten (diese wieder in mehreren Auflagen, die sonst noch nicht alle bekannt sind, in 12⁰ und in 8⁰), und solche zu 162 Seiten. Vgl. Bengesco No. 478.

[7]) Diese Fassung enthält schon achtzehn Gesänge. Sie wurde zuerst gedruckt 1756, und in der folgenden Zeit, noch sehr häufig, bis 1780. Vgl. Bengesco I, S. 128 f.

[8]) Vgl. Bengesco No. 488.

[9]) Dieser Anlaß ist den Herausgebern der Kehler Ausgabe offenbar nicht bekannt oder nicht gegenwärtig gewesen; sie rechtfertigen sich in den «Notes et variantes» S. 34 mit folgenden Erwägungen: «Plusieurs éditions portent:

Vous m'ordonnez de célébrer des saints.

Cette leçon est correcte; mais nous avons adopté l'autre, comme plus récréative. De plus elle montre la grande modestie de l'auteur. Il avoue, qu'il n'est pas digne de chanter une pucelle».

Strauß erzählt diesen Anlaß in seinem Voltaire (Leipzig 1870) S. 98 und es sei erlaubt, ihn danach hier mitzuteilen.

„Longchamp, der zwar erst später in Voltaires Dienste trat, aber es aus seinen Erzählungen wissen konnte, berichtet, ums Jahr 1730 oder 31 sei einmal bei dem Herzog von Richelieu über Tafel von den Taten des Mädchens und von dem epischen Gedicht die Rede gewesen, worin ein Poet des vergangenen Jahrhunderts, Chapelain, sie besungen hatte. Man habe sich über dieses Gedicht insbesondere auch darum lustig gemacht, weil es das kriegerische Mädchen als eine Heilige fasse, und der Herzog habe geäußert, wenn Voltaire den Stoff behandelt hätte, würde er sicherlich seinen Vorteil besser verstanden haben. Voltaire habe erwiedert, er würde wohl überhaupt kein ernsthaftes Gedicht daraus gemacht haben; es liege in der Geschichte dieses Mädchens auf der einen Seite zu viel Triviales, auf der andern zu viel Entsetzliches; er glaube, daß der Stoff sich eher für die komische als für die heroische Gattung eignen würde. Von allen Seiten habe man ihm nun zugesprochen, eine solche Bearbeitung zu liefern; nach einigem Sträuben habe er sich daran gemacht und nach kurzer Zeit derselben Gesellschaft die vier ersten Gesänge der Pucelle vorgelesen." Diese Tischgesellschaft also war es, die Voltaire auf den Gedanken, seine Pucelle zu verfassen, erst gebracht hat und die ihm die Abfassung des Gedichts durch ihr dringendes Zureden gewissermaßen befahl. Nun wird auch sofort deutlich, daß mit dem „Vous m'ordonnez" die Herren dieser Tischgesellschaft und ihr Auftrag gemeint sind, denen er die ersten vier Gesänge alsbald nach ihrer Niederschrift vorlas. Und deutlich wird auch sofort, daß die Lesung „Je ne suis né" eine spätere Änderung ist. Da diese Änderung erst n a c h 1762 auftritt, kann auch W erst n a c h 1762 geschrieben sein. Die Bemühung Bauers, die Herstellung von W im Jahre 1752, jedenfalls v o r 1755 zu erweisen, wird schon durch diese eine auffallende, gleich am Anfang des Gedichts förmlich in die Augen springende Lesart unhaltbar.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß W wertlos oder bloße Abschrift der Fassung von 1762 wäre. Das ist keineswegs der Fall, was man schon aus einigen Lesarten des ersten Gesanges ersieht: Vers 2 *lyre* W, *voix* PL1762 *tant soi* W, *même un* PL1762 3 *veux* W, *faut* PL1762 15 *bien le verrés* W, *vous le verrez* PL1762 16 *frémirés* W, *tremblerez* PL1762 17 *mais le plus* W, *et le plus* PL1762 22 *si Rauquement a raclé* W, *d'un ton si dur a raclé* PL1762 26 *fehlt* W, Quand l'Iliade est par lui travestie PL1762 *où pour quelqu'un de nôtre academie* W, *ou pour quelqu'un de son académie* P, *fehlt* L1762. W hat also eine besondere, von dem Text der Pariser, Löwener und der Ausgabe von 1762 mannigfach abweichende Vorlage gehabt; bei der höchst verwickelten Textüberlieferung ist es aber nicht

möglich ohne die genaueste Untersuchung darüber etwas bestimmtes zu sagen[10]).

Bauer sagt, zur Textvergleichung [d. h. zu seiner Konstituierung] kämen nur in Betracht: W, M (die Münchener Handschriften), L (der Löwener Druck von 1755) und Moland. Da hätte er wohl ihr Verhältnis zueinander etwas genauer feststellen können. Das hat er sich doch gar zu leicht gemacht; die Feststellung bloß der Zahl und der Reihenfolge der Gesänge ist dazu keineswegs ausreichend. Daß W älter wäre als M und L, schließt Bauer allein daraus, daß der 15. Gesang in W fehle; es ist aber oben gezeigt worden, daß die den 15. Gesang enthaltenden Blätter in W wahrscheinlich nur verloren gegangen sind.

Das Verhältnis von W zu L, versucht Bauer durch einige Varianten näher zu bestimmen. Allein auch dabei geht er in die Irre. Er zieht dazu zwei Stellen heran. Erstens I, 130 ff.:

L Trois mois entiers nos deux jeunes amants
Furent livrés à des ravissements
Du lit d'amour, ils vont droit à la table.

Die ersten beiden dieser drei Verse fehlen in W. Also, schließt Bauer, müßten sie in ML später eingeschoben und W älter als ML sein. Daß diese beiden Verse in W durch ein Versehen des Abschreibers ausgelassen sein können und wirklich ausgelassen sind, zieht Bauer nicht in Erwägung.

Zweitens I, 26 ff.:

Je n'en veux point, c'est pour lamotte houdart
où pour quelqu'vn de nôtre academie.

L u. Mol. je n'en veux point, c'est pour la Motte Houdart
quand l'Iliade est par lui travestie.

MP je n'en veux point, c'est pour la Motte-Houdart
quand l'Iliade est par lui travestie,
ou pour (par M) quelqu'un de son académie.

---

[10]) Sehr bemerkenswert für die Vielgestaltigkeit der Textüberlieferung ist das durchschossene Exemplar der Ausgabe Louvain 1755 auf der Königlichen öff. Bibliothek in Dresden (Lit. Gall. A. 1732). Hier wird der gedruckte Text von Seite zu Seite mit oft sehr umfangreichen handschriftlichen Varianten und über mehrere Blätter sich erstreckenden Zusätzen begleitet. Bauer gibt an, daß diese handschriftlichen Varianten „mit denen in der Kehler Ausgabe von 1784 gegebenen Varianten übereinstimmten und demnach nichts neues böten". Das ist nicht richtig; schon zum Anfang des ersten Gesanges sind eigentümliche Lesarten bemerkt:

Je ne svis né pour celebrer les Saints
ma *lyre, ou vielle* est tant soit peu profane.
Je veux ...

Diese Verschiedenheiten hätte Bauer auch bei einer nur flüchtigen Musterung nicht verkennen dürfen. Die Dresdener Varianten vertreten eine mir sonst nicht bekannte Rezension, haben also den Wert einer eigenen Handschrift.

Hierzu macht Bauer nur die Bemerkung: „M wäre überhaupt vollständiger und stimme mitunter mit der Ausgabe von 1756 überein". Damit scheint er selbst zu erkennen, daß der Vers „quand l'Iliade" etc. in W nur infolge eines Schreiberversehens fehlt, wie in L der Vers „où pour quelqu'un" etc. So ist es in der Tat (wie man auch aus P, der Pariser Ausgabe von 1755, ersieht); und solcher Beispiele ließen sich noch mehrere aus W beibringen. —

Die Pariser[11]) Ausgabe von 1755 (Bengesco No. 477) hat Bauer ganz übersehen, obgleich sie L mindestens gleich steht, ja sogar, da sie nur vierzehn Gesänge enthält, noch älter als L ist. Er erwähnt sie nirgend. Sie ist aber besonders wichtig, wie schon die zuletzt angeführte Stelle beweist, um so mehr, als der Verleger im Vorwort betont, daß er zur Herstellung dieser Ausgabe acht Handschriften gekauft habe; in allen Handschriften fehlten Verse, in seiner Ausgabe nicht ein einziger. (Die meisten Handschriften hätten außerdem nur zwölf Gesänge.) Und darin scheint er recht zu haben, denn auch in L, daß P hinsichtlich des Textes sehr nah steht, fehlen einzelne Verse. P ist zur Konstituierung des Textes ganz unentbehrlich. —

P ist aber auch sonst von großem Interesse. Da der 15te Gesang in dieser Ausgabe noch fehlt, scheint er erst kurz vorher vollendet oder bekannt geworden zu sein. Auch die zweite Pariser Ausgabe (P 2), die ebenfalls 1755 erschien, hat ihn anfangs noch nicht, denn auch sie wurde mit nur vierzehn Gesängen ausgegeben. Der fünfzehnte Gesang muß aber dem Verleger wohl schon bald nachher zu Händen gekommen sein, so daß er ihn den noch auf seinem Lager befindlichen Exemplaren anfügen konnte. Das ist aus den vollständigen Exemplaren mit Sicherheit zu ersehen. Ich lasse die Beschreibung folgen:

LA PUCELLE | D'ORLÉANS. | POEME HEROI-COMIQUE. Desinit in piscem mulier formosa ſuperne. | Horat. | PREMIERE EDITION. *Vignette.* | A PARIS. | M. DCC. LV. 8⁰. 2 Bll. (Titel und Vorwort: A M. LE POETE. mit demselben Wortlaut wie dem von Bengesco zu No. 477, der *ersten* Pariser Ausgabe, mitgeteilten) und 186 bezifferte Seiten. 15 Gesänge wie L. Am Schlusse drei punktierte Zeilen und die Worte: CÆTERA DESUNT. Das Buch besteht aus elf Bogen, nämlich:

acht Bogen (A—K) jeder zu acht Blättern = S. 1—160 ⎫ Ge-
einem Bogen (L) zu sechs Blättern = S. 161—172 ⎬ sang
einem Bogen (M) zu vier Blättern = S. 173—180 ⎭ 1—14
einem Bogen (N) zu drei Blättern = S. 181—186 = Gesang 15.

Diese Bogeneinteilung ist ungewöhnlich. Sie erklärt sich nur in folgender Weise. Bogen L und M machten ursprünglich den

---

[11]) Ich nenne sie so, weil Paris auf dem Titel als Erscheinungsort genannt wird. Bengesco freilich nimmt an, daß sie außerhalb Frankreichs gedruckt wäre; vielleicht also in Holland; jedenfalls nicht in Deutschland.

Schluß des Buches und anstatt nun die zehn Blätter dieser zwei Bogen derart zu teilen, daß Bogen L 8 Blätter, Bogen M 2 Blätter erhielt, teilte der Drucker dem Bogen L 6 Blätter, dem Bogen M 4 Blätter zu. Aus praktischen Gründen: weil sich ein Bogen von nur zwei Blättern, namentlich am Ende des Bandes, nicht so gut einheften und einbinden ließ, wie ein Bogen von vier Blättern. Schon diese Teilung der Bogen L und M in sechs und vier Blätter beweist, daß der Band ursprünglich nur 180 Seiten zählte. Dazu kommt, daß am Ende der Gesänge 1—13 jedesmal ein Kustos (réclame) auf den folgenden Gesang hinweist, daß dieser Kustos (CHANT) jedoch am Ende von Gesang 14 fehlt. Drittens steht am Ende von Gesang 14 derselbe Epilog von sechzehn Zeilen (C'est par ces vers, enfans de mon loisir.), der nach Bengesco die erste Pariser Ausgabe beschließt[12]. Und viertens steht nach diesem Epilog das Wort «FIN.», um den Leser zu vergewissern, daß hier das ganze Buch, nicht bloß der 14. Gesang, zu Ende ist; denn keiner der Gesänge 1—13 wird durch das Wort «FIN.» beschlossen. Es ist demnach nicht zu bezweifeln, daß P 2 ursprünglich (wie P 1) nur vierzehn Gesänge enthielt und der 15te nachträglich erst hinzugefügt worden ist. Es gibt demgemäß tatsächlich Exemplare dieser Ausgabe P 2 von nur vierzehn (180 Seiten) und solche von fünfzehn Gesängen (186 Seiten).

Woher dem Verleger von P 2 der fünfzehnte Gesang zugekommen ist, läßt sich natürlich nur erraten. Ich wage die Vermutung auszusprechen, daß er den Text des inzwischen herausgekommenen L einfach nachgedruckt hat. Hierfür spricht, daß die punktierten drei Zeilen am Schlusse, ebenso wie in L, aus Gruppen von je fünf Punkten bestehen, und daß die Anwendung von Kapitälchen in diesem 15ten Gesang von P 2 nicht vorkommt, während in den Gesängen 1—14 die Namen der handelnden Personen stets mit Kapitälchen gesetzt sind. In L werden Kapitälchen nirgend verwandt. Es würde auch daraus hervorgehen, daß weder P ein Nachdruck von L, noch L von P ist, sondern jedes seine eigne Vorlage gehabt hat. Bei der Rekonstruktion des Textes der Pucelle bis zum Jahre 1755 müssen daher nicht, wie Bauer meint, nur W, M, L und Moland berücksichtigt werden, sondern auch P und die handschriftlichen Varianten des Dresdener Exemplars von L. Ob dann W die große Bedeutung bewähren wird, die ihm Bauer zuerkennt, darf nach den vorstehenden Ausführungen bezweifelt werden. Jedenfalls haben darüber die Untersuchungen Bauers noch in keiner Weise entschieden.

Wolfenbüttel. MILCHSACK.

[12]) Dieser Epilog fehlt in allen Drucken von L.

Weiteres zur Mabinogionfrage.

I.: Die Gegenargumente Beckers. Laudine-Jokaste.

Im *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.* 1913, Sp. 19—26 hat Ph. A. Becker-Wien meine Schrift: *Zur Mabinogionfrage, eine Antikritik*, Halle 1912, zum Gegenstand einer ausführlichen, acht Spalten langen Rezension gemacht, in der er entschieden für die von mir bekämpfte Anschauung Wendelin Foersters, wonach die kymrischen Prosamärchen von *Geraint*, *Owein*, *Peredur* einfach „Übersetzungen" von Chrétiens Versromanen *Erec*, *Ivain*, *Perceval* wären, Partei ergreift; er stellt es so hin, als ob an der Richtigkeit dieser Auffassung gar kein Zweifel mehr möglich sei, und bemüht sich, die von R. Edens und mir vorgebrachten Gegenargumente, die er z. T. in undeutlicher und mißverständlicher Form mitteilt, als völlig haltlos zu kennzeichnen. Auf diesen Angriff Beckers habe ich schon im *Literaturblatt* 1913, Sp. 180—182 kurz geantwortet, aber bei der Beschränktheit des mir zur Verfügung stehenden Raumes mußte ich mich auf einige wenige Punkte beschränken, deren Klarstellung mir vor allem wichtig schien. Im Folgenden werde ich mich mit der Becker'schen Kritik ausführlicher befassen und werde, indem ich seinen Darlegungen Schritt für Schritt folge, zeigen:

1. daß seine Angaben zum Teil ungenau sind und er, wie schon bemerkt, von der gegnerischen Beweisführung ein ganz unvollständiges Bild gibt;

2. daß seine Gegenargumente samt und sonders der Nachprüfung nicht Stich halten und sein Versuch, die Foerster'sche Theorie zu verteidigen, ebensowenig als geglückt gelten kann, wie der Foersters selbst in dieser *Zeitschr.* 38[1] (1911), 149 ff. *(Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlass einer neuen Veröffentlichung)*, die Edens'sche Dissertation zu widerlegen. Ich werde bei dieser Gelegenheit auch das bereits a. a. O. im *Literaturblatt* Vorgebrachte, wenn schon z. Teil in etwas anderer Form, wiederholen, da erfahrungsgemäß solche Entgegnungen in rein kritischen Zeitschriften, wenn sie ihren unmittelbaren Zweck erfüllt haben, später so gut wie begraben sind: das Inhalts-

verzeichnis des *Literaturblattes* führt sie gar nicht auf. Zugleich mit den Einwänden Beckers werde ich auch neuere einschlägige Äußerungen Foersters und anderer Gelehrter, die zu der Frage Stellung genommen haben, berücksichtigen.

Bekanntlich handelt es sich um das für die mittelalterliche Literaturgeschichte überaus wichtige Problem, wie die drei altkymrischen Prosamärchen von *Geraint, Owein, Peredur* sich zu den ihnen entsprechenden Chrétien'schen Versromanen von *Erec und Enide, Ivain (Chevalier au lion)* und *Perceval (Contes del graal)* verhalten: ob sie nur Bearbeitungen der letzteren sind, wie Foerster und seine Anhänger wollen, oder ob die kymrischen Märchen und die französischen Romane vielmehr in letzter Linie auf die gleichen Quellen zurückgehen, in welchem Falle alles, was beiden gemein ist, offenbar schon in Chrétiens unmittelbarer Vorlage enthalten gewesen sein müßte und ihm in seinen bretonischen Romanen stofflich nur eine verhältnismäßig geringe Originalität zugestanden werden könnte. Nimmt man für die kymrischen Erzählungen und die Chrétien'schen Dichtungen eine gemeinsame Quelle an, so ist die Frage weiter die, ob diese Quelle eine kontinentale oder eine insulare war, und im letzteren Falle gilt es wieder zu entscheiden, ob sie schon eine französische oder eine kymrische oder etwa auch eine anderssprachliche gewesen ist. Beide Probleme lassen aber eine getrennte Behandlung zu: es können zwingende Gründe g e g e n die Ableitung der Mabinogion aus den Chrétien'schen Romanen und f ü r die Herkunft beider aus der gleichen Quelle geltend gemacht werden, und das Problem, in welcher S p r a c h e diese gemeinsame Quelle abgefaßt war, kann doch völlig *in suspenso* gelassen werden. Andererseits würde natürlich der Nachweis, daß die Vorlage der Mabinogion oder die Vorlage eines derselben n i c h t in der Sprache oder nicht in dem Dialekte Chrétiens geschrieben war, einen entscheidenden Grund gegen deren Ableitung aus letzterem darstellen.

Becker beginnt seine Besprechung mit der Behauptung, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß die in Rede stehenden kymrischen Erzählungen französische Entlehnungen seien: „So gibt es denn heute keinen Forscher mehr, der die französische Abstammung dieser drei Erzählungen leugnete."

Gleich diese erste Behauptung ist unzutreffend. Ernst W i n d i s c h in seinem eben erschienenen umfassenden Werke: *Das keltische Brittannien bis zu Kaiser Arthur, Abhandl. der königl. sächs. Gesellsch. der Wissensch., phil.-histor. Klasse* XXIX, no. VI, Leipzig 1912, S. 277 f. bestreitet die Notwendigkeit der Zurückführung der drei in Betracht kommenden kymrischen Märchen auf französische Vorlagen: „Nichts zwingt uns, und es ist *petitio principii*, ohne weiteres anzunehmen, daß der Cymre französische Erzählungen übernommen, in ihnen alles spezifisch

Französisch-bretonische geflissentlich beseitigt und sie keltisiert habe. Mindestens ebenso gut ist möglich, daß die kymrischen Erzählungen eine Vorstufe vor der weitergehenden Romanisierung repräsentieren."

Becker führt dann unter 7 Nummern die „gewichtigen Tatsachen" auf, welche dafür sprechen sollen, „daß unsere drei kymrischen Erzählungen aus Chrétien geflossen sind", — es sind im wesentlichen die wohl bekannten, schon bis zum Überdruß wiederholten Argumente Fœrsters, die Edens in seiner Dissertation und ich eben in der in Rede stehenden Schrift in ausführlicher Weise zu widerlegen bemüht gewesen sind.

Ich bemerke zu diesen 7 Nummern Folgendes:

Ad 1. Daß wir keine andere französische Version der drei Sagen von *Ivain, Perceval* und *Erec* als die von Chrétien de Troyes kennen, ist natürlich kein Grund, zu bezweifeln, daß solche andere Versionen existiert haben. Wir haben auch über *Lancelot* nur die Dichtung Chrétiens — von den Prosaromanen sehe ich ab — und doch steht fest, daß ein anderer verlorener französischer Lancelot-Roman existiert hat, da Ulrich von Zazikhoven ausdrücklich erklärt, er folge in seinem *Lanzelet* — der ja von dem Chrétien'schen Roman sehr stark abweicht — einer französischen Vorlage, die ihm Hugo von Morville gegeben hatte. Was den *Erec* betrifft, so genügen die viel zitierten Verse 19 ff.:

> D'Erec, le fil Lac, est li contes
> Que devant rois et devant contes
> Depecier et corronpre suelent
> Cil qui de conter vivre vuelent

vollkommen, um eine ältere französische Erec-Dichtung sicher zu stellen, s. Edens S. 36 ff., *Zur Mabfr.* S. 41, sowie meine Abhandlung: *Nochmals Erec-Geraint*, in dieser *Zeitschrift* 41 (1913), 1, S. 209. Daß Chrétien hier, wie Becker meint, ebensogut seine keltischen Gewährsmänner als seine angeblichen französischen Vorläufer im Auge haben könne, ist zu bestreiten, da die Könige und Grafen an den Höfen der Champagne, wo Chrétien dichtete, und an denen der angrenzenden Landschaften doch des Keltischen nicht mächtig waren und es ganz unwahrscheinlich ist, daß Chr., der vermutlich aus Troyes stammte, selbst keltisch verstanden haben sollte; denn das müßte er doch, wenn er behaupten würde, daß keltische Spielleute die Erzählung von Erec „zerstückelten und verdürben." Gesetzt aber, man wollte annehmen, Chrétien habe wirklich keltisch verstanden, so würde das natürlich gerade Wasser auf die Mühle derjenigen Anschauung sein, welche Becker bekämpft, denn dann würde ja gar nichts im Wege stehen, Chr. selbst direkt aus keltischen Quellen schöpfen zu lassen. Indem B. hier anmerkungsweise zur Stütze seiner Vermutung eine Bemerkung von

E. Windisch über die keltischen Bardengedichte zitiert, beweist er, daß er diese von Skene herausgegebenen Dichtungen selbst nicht kennt, denn sonst müßte er wissen, daß sie gar nichts enthalten, was mit den französischen und kymrischen Abenteuererzählungen auch nur die entfernteste Verwandtschaft aufwiese und als ein *depecier et corronpre* einer solchen Geschichte aufgefaßt werden könnte. Daß Chrétien jene Verse vielleicht „als späteren Zusatz gegen seine unbefugten Ausbeuter gemünzt" habe, ist ein unmöglicher Gedanke B.'s, denn für die Annahme, daß Chr.'s *Erec* in der uns vorliegenden Fassung eine vom Dichter selbst veranstaltete zweite Redaktion seiner Dichtung mit Zusätzen sei, läßt sich gar kein Grund anführen, und es ist ein solcher Gedanke auch noch von niemandem ausgesprochen worden.

Ad 2. Für die Ableitung der drei kymrischen Erzählungen aus Chrétien soll auch die Tatsache sprechen, daß alle Versuche gescheitert seien, die nicht französischen Bearbeitungen, Hartmann, Wolfram, die nordischen *Sagas* und die mittelenglischen Dichtungen, auf eine von Chrétien unabhängige Quelle zurückzuführen, sowie die weitere Tatsache, daß „nirgends die drei wälschen Erzählungen mit den anderen fremden Fassungen denselben abweichenden Weg gehen."

Natürlich hat diese no. 2 hier nichts zu suchen. Denn sind die beiden Tatsachen richtig, so kommt damit gewiß ein Argument gegen die Ableitung der kymrischen Erzählungen aus Chrétien in Wegfall, aber es wird dadurch doch kein positives Argument für diese Ableitung geliefert, wie B. will. Aber die erste jener beiden angeblichen Tatsachen trifft in dem behaupteten Umfange gar nicht zu. Für Wolfram gesteht B. selbst ein, daß die Ansetzung einer von Chrétien verschiedenen Quelle verteidigt werden kann — in Wirklichkeit halten bekanntlich viele Gelehrte, besonders unter den Romanisten, an der Realität Guiots (Kyots), auf den Wolfram sich beruft, fest —, und was die mittelenglische Romanze von *Sir Percyvelle* betrifft, so sind neuerdings Carsten Strucks, *Der junge Parzival in Wolframs v. Eschenbach „Parzival", Crestiens v. Troyes „conte del graal", im englischen „Syr Percyvelle" und italienischen „Carduino"*, Dissert. von Münster, Borna-Leipzig 1910, und Reginald Harvey Griffith, *Sir Perceval of Galles, a study of the sources of the legend*, Chicago Illinois 1911, gänzlich unabhängig voneinander zu dem Ergebnis gelangt, daß der *Sir Percyvelle* nicht, wie behauptet worden ist, aus Chrétiens *Perceval* geschöpft sein kann. Dies war bekanntlich schon die Ansicht von Gaston Paris, und später hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen Wilhelm Hertz. Das Ergebnis von Strucks und Griffith ist allerdings von W. Golther im *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie*

1912, Sp. 393 ff. bestritten worden, aber Golther hat die beigebrachten Argumente nicht im einzelnen widerlegt, was doch erst geschehen müßte, bevor ein *non liquet* ausgesprochen werden kann. Strucks zeigt, daß die englische Romanze in einer Reihe von Fällen ziemlich spezielle Züge, die bei Chrétien fehlen, mit Wolfram gemein hat; da nun weder der viel ältere Wolfram die englische Romanze, noch umgekehrt diese jenen benutzt haben kann, so lassen sich jene Übereinstimmungen nur erklären durch Ableitung aus einer gemeinsamen Quelle, welche nicht Chrétien war. Strucks zeigt ferner, daß einigemale der Sir *Percyvelle* gegenüber Chrétien eine offenbar ursprünglichere Version bewahrt hat, eine Tatsache, die sich gleichfalls mit der Annahme, die Romanze schöpfe aus Chrétien, nicht vereinigen läßt. Von Wichtigkeit ist hier besonders die Episode von der Verbrennung des roten Ritters durch Perceval, die Chrétien folgendermaßen erzählt:

Nachdem Perceval den roten Ritter getötet hat, bemüht er sich vergebens, ihm Helm und Schwert abzunehmen... Yonet sieht ihm lachend zu und fragt ihn schließlich, was er denn eigentlich mache. Perceval antwortet: „Ich weiß es selbst nicht. Ich glaubte, Euer König [d. i. Arthur] habe mir diese Waffen geschenkt, aber ich werde den Toten erst ganz in Bratenstücke *(carbonées)* auseinanderschneiden müssen, bevor ich ein Stück von seinen Waffen davontragen kann; denn sie haften so fest am Körper, daß das Innere und das Äußere eins ist, denn so halten sie zusammen." (Potvin V. 2325—34).

Dieser Gedanke, den Leichnam „in Bratenstücken" aus der Rüstung herauszuschneiden, ist gewiß sehr sonderbar und auffällig. Dagegen ist die Darstellung des *Sir Percyvelle* hier vollkommen verständlich: die Mutter hat Percyvelle geraten, wenn der Schaft seines Speeres abgebrochen sei, so solle er das Holz aus dem Eisen herausbrennen. So will Percyvelle nun auch den Körper des roten Ritters aus der Rüstung herausbrennen und entzündet zu diesem Zwecke ein großes Feuer. Aber Gawayne hindert ihn daran, er zieht dem Toten die Rüstung aus und legt sie Percyvelle an. Trotzdem wirft letzterer den Leichnam noch ins Feuer und freut sich, ihn rösten zu sehen. — In dieser Fassung ist die Episode offenbar ganz im Geiste der Percevaldichtung gehalten: sie soll in humoristischer Weise die kindische Einfalt des jungen Perceval vor Augen führen; der groteske Gedanke, einen Toten, wie einen Lanzenschaft aus dem Eisen, aus seiner Rüstung herauszubrennen, vergleicht sich dem nicht minder seltsamen Einfall Percevals bei Chrétien, Potvin V. 1385 ff.: Gott möge ihm die Hirsche und Rehe des Waldes vor solchen Harnischen bewahren, wie sie die Ritter tragen, denen er begegnet ist, denn dann würde er keines von den Tieren mehr erlegen können: Hirsche und Rehe im Eisenpanzer — echt

keltische Phantasie! „Die ganze Stelle erweckt den Anschein, als ob Crestien das in seiner Vorlage Vorgefundene nicht verstanden oder aus irgend einem andern Grunde nicht übernommen hat. Auf keinen Fall hat die englische Dichtung hier den *conte del gral* zur Quelle. Wenn wir die Erfindungskunst des Dichters der englischen Romanze noch so hoch einschätzen, so können wir dennoch nicht annehmen, daß er vermöge seiner Phantasie der dunkeln, nur andeutenden Stelle Crestiens die Gestalt gegeben hat, in der uns das Abenteuer im Syr Percyvelle entgegentritt" (Strucks S. 52). Gewiß nicht! Ich denke mir, die Sache verhält sich so: Der erwähnte Rat der Mutter war bei Chrétien oder schon in seiner Vorlage ausgefallen, vielleicht vergessen; unter diesen Umständen mußte die Absicht des „Herausbrennens" des Körpers aus der Rüstung unverständlich und ungeheuerlich erscheinen, und so wurde er ersetzt durch das beabsichtigte Zerschneiden in *carbonnées.*

Diese Episode spricht also entschieden gegen die Zurückführung des *Sir Percyvelle* auf Chrétiens Dichtung. Golther a. a. O. Sp. 395 wendet gegen die Beweiskraft der von Strucks u. a. aufgezeigten Übereinstimmungen ausländischer Bearbeitungen der Graldichtung in speziellen Zügen, die bei Chrétien fehlen, ein, aus ihnen könnten nur „einige von den bisher bekannten französischen Handschriften abweichende Lesarten oder Mehrverse, keine besonderen älteren Vorlagen" gefolgert werden. „Dazu gehört auch der von Strucks S. 34 erwähnte Bastzügel, mit dem der junge Perceval sein Pferd zäunt, der bei Chrétien fehlt, aber bei Wolfram, im Peredur und Sir Perceval vorkommt." Es ist richtig, daß dieser Bastzügel in einem in allen erhaltenen Handschriften ausgefallenen Verspaar einer verlorenen Chrétien-Handschrift erwähnt gewesen sein könnte. Aber einmal erscheint im Hinblick auf die große Zahl von Hdss., die uns die Dichtung Chrétiens überliefern, die Annahme, sie gingen alle auf ein schon lückenhaftes Original zurück, während die ausländischen Bearbeitungen so glücklich waren, noch aus der vollständigeren Vorlage dieses Originals aller erhaltenen Percevalhandschriften zu schöpfen, doch sehr gewagt. Sodann ist festzustellen, daß durch die Ansetzung einer solchen verlorenen, älteren, besseren Perceval-Hds. wohl die von Golther erwähnte Abweichung der ausländischen Bearbeitungen zur Not erklärt werden kann, und ebenso diese oder jene geringfügige sonstige Differenz, daß aber die in Rede stehende Erklärung in andern Fällen, wo es sich nicht um ein Plus oder Minus von einzelnen Zügen, sondern um eine wirkliche Verschiedenheit der Darstellung bei Chrétien einerseits und in den ausländischen Bearbeitungen der Percevalsage andererseits handelt, vollkommen versagt; denn, wie ich *Zur Mabinogionfrage* S. 35—37 gezeigt habe, begegnen in den fünf anderen Chrétien'schen Romanen, im *Erec*,

Cliges, *Lancelot*, *Ivain*, *Guillaume d'Angleterre* inhaltliche, den Gang der Erzählung betreffende Differenzen in den Handschriften nirgends, es ist deshalb ganz unwahrscheinlich, daß eine verlorene Chrétien-Hds. solche Differenzen sollte aufgewiesen haben. So läßt sich die Übereinstimmung von Wolfram, *Sir Percyvelle* und Mabinogi gegenüber Chrétiens *Perceval* bezüglich der Vorgeschichte des Waldlebens der Mutter nicht durch Zurückführung der ersteren Darstellung auf eine ältere Perceval-Hds. erklären:

Chrétiens *Perceval*:	Wolfram, *Sir Percyvelle*, Mabinogi von *Peredur*:
Percevals Vater ist verwundet worden; nach Verlust seiner Länder zieht er sich mit Gattin und Söhnen in die *forest gaste* zurück. Er stirbt aus Kummer über den Tod zweier Söhne.	Der Vater des Helden fällt im Kampfe. Um ihren einen (Mab.: noch lebenden) Sohn vor gleichem Schicksal zu bewahren, flüchtet die Mutter mit ihm in die Waldeinsamkeit.

Golther will denn diese Übereinstimmungen auch anders erklären: er meint a. a. O. Sp. 395, hier hätten die ausländischen Bearbeiter die bei Chrétien gegebenen Andeutungen frei und selbständig ausgeführt und umgebildet, d. h. er nimmt an, die obige Übereinstimmung von Wolfram, *Sir Percyvelle* und *Peredur* sei eine Folge zufälligen Zusammentreffens der drei Bearbeiter, die alle Chrétien vor sich hatten und alle seine Erzählung genau in der gleichen Weise abänderten. Alle drei also sollen gänzlich unabhängig voneinander in die ihnen vorliegende, oben wiedergegebene Darstellung Chrétiens die folgenden Züge neu eingeführt haben:

1. Der Vater des Helden stirbt nicht vor der Flucht der Mutter in der Einsamkeit, wie bei Chrétien, sondern er begleitet die Gattin und stirbt erst später.

2. Der Vater stirbt nicht wie bei Chrétien aus Kummer über den Tod zweier Söhne, der Brüder Percevals, sondern er fällt im Kampfe.

3. Der Grund, daß die Mutter die Einsamkeit aufsucht, ist nicht, wie bei Chrétien, die Verarmung des Vaters, sondern ihr Wunsch, den Sohn vom Waffenhandwerk fern zu halten.

4. Die Mutter flüchtet in den Wald nicht, wie bei Chr., gemeinsam mit dem Vater und drei Söhnen, sondern mit Parzival (Percyvelle, Peredur) allein.

Mich dünkt indessen, ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Bearbeiter der gleichen Vorlage in vier so speziellen, von einander ganz unabhängigen Motiven würde an Hexerei grenzen und ich muß es für höchst unwahrscheinlich, ja direkt für ausgeschlossen halten. Vielmehr spricht, da die in den genannten ausländischen Versionen gegebene Motivierung für die Waldflucht gegenüber der Chrétien'sche offenbar die

einfachere und bessere ist, alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß umgekehrt ihre Darstellung das Ursprüngliche erhalten hat und die Chrétien'sche aus dieser, d. h. aus der ihnen gemeinsamen Quelle, welche diese Darstellung bot, abgeleitet ist.

Auch Griffith kommt, wie gesagt, zu dem Resultate, daß der *Sir Percyvelle* von Chrétien unabhängig sei, aber leider hat er als Material für seine Untersuchung eine Reihe moderner, aus keltischem Volksmunde aufgezeichneter Märchen mit verwandt und ist damit in den gleichen methodischen Fehler verfallen, den Zimmer mit Recht an der Graluntersuchung Nutts tadelte: Griffith behandelt diese Märchen als den alten Fassungen der Perceval-Sage gleichwertige Zeugen für eine ältere Gestalt der Sage, während doch offenbar überall mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß diese Geschichten schon den Einfluß der uns erhaltenen Fassungen der Percevalsage erfahren haben. Ich kann deshalb den Argumenten Griffiths nur soweit beweisende Kraft zugestehen, als die von den Märchen gebotenen Versionen in ihnen keine Rolle spielen, vor allem insoweit sie sich gründen, wie zum großen Teil die Beweisführung von Strucks, auf die gemeinsamen Abweichungen der anderen Bearbeitungen von Chrétien.

So viel zur Richtigstellung von Beckers Behauptung, daß alle Versuche, die nicht französischen Bearbeitungen auf eine von Chrétien verschiedene Quelle zurückzuführen, mißlungen seien. Sie sind nicht mißlungen, und gerade die neuesten Forschungen sprechen für die Existenz einer verlorenen älteren Percevaldichtung.

Ich komme nun zu den weiteren, von Becker registrierten Gründen, die mit überzeugender Kraft für die Foerster'sche Auffassung sprechen sollen:

Ad 3. Das „Zusammentreffen, daß der Kymre sowohl als auch Chrétien aus dem Erzählungsschatz der Vorperiode eben dieselben drei Stücke, und der Kymre nur diese drei aussuchte“, erscheint gar nicht „sonderbar“, wenn wir bedenken, daß Chrétiens *Cliges* und *Lancelot* im Kymrischen keine Entsprechung haben, daß die Zahl der eigentlichen Artusgeschichten, von denen wir wissen, doch eine ziemlich beschränkte ist und vielleicht in der vor-Chrétien'schen Zeit noch kleiner war, und daß sich offenbar gerade die drei in Rede stehenden Geschichten einer besonderen Beliebtheit erfreuten. Hätte, wie B. vermutet, ein Kymre sich vorgenommen gehabt, die Chrétien'schen Artusromane zu bearbeiten, so wäre nicht einzusehen, warum er den Cliges und den Lancelot bei Seite gelassen haben sollte.

Ad 4. Die von Becker behauptete „durchgehende Übereinstimmung der drei kymrischen Erzählungen und der entsprechenden Chrétien'schen Romane hinsichtlich der Erzählungsfabel und des Erzählungsverlaufes“ besteht für *Peredur-Perceval*

gar nicht, wie Becker dann im Petit-Druck selbst zugibt; für den *Ivain* und den *Erec* ist sie von mir nicht bestritten worden, im Episodischen und in den Einzelheiten aber bestehen auch hier die stärksten Abweichungen und sogar die Anordnung der Episoden ist teilweise verschieden. Diese Übereinstimmungen sollen nach Becker einen „bezwingenden Eindruck“ machen: in Wirklichkeit erklären sie sich natürlich ebensogut aus der Benutzung der gleichen Quelle durch Chrétien und den Kymren. Mit der gleichen Logik, mit der Becker hier arbeitet, könnte man beweisen, daß die altnordische Tristansage aus Gottfried von Straßburg geschöpft haben müsse, während die genaue Übereinstimmung beider sich bekanntlich aus der Benutzung der gleichen Vorlage, der Tristandichtung des Anglonormannen Thomas, erklärt. Ein ebenso weitgehender Parallelismus des Inhalts wie zwischen Chrétiens *Ivain* und dem Mabinogi von *Owen* besteht bekanntlich zwischen Corneilles *Cid* und dem spanischen *Cid*-Drama des Guillem de Castro, und doch ist es eine anerkannte Tatsache, daß das französische Drama auf dem spanischen beruht. Wenn ein Dichter des 17. Jhs. sich nicht scheute, den ganzen Inhalt seiner Quelle in den Hauptzügen zu übernehmen, warum soll dann das Gleiche nicht auch einem Dichter des Mittelalters zugetraut werden? Becker hätte sich also die ausführliche Aufzählung der dem *Ivain* und dem kymrischen Mabinogi gemeinsamen Züge sparen können: „Dieser großartige Parallelismus“ beweist gar nichts für seine These. Daß der beiden Dichtungen gemeinsame Inhalt „in der Anlage des Grundgewebes, in der Motivenverbindung, in der kapriziösen Schlingung der Fäden“ die Eigenart Chrétien’scher Erzählungskunst zeige, ist eine grobe *petitio principii*, denn da wir die Quellen Chrétiens nicht besitzen, so wissen wir nicht, in wie weit er bei der Anlage seiner Geschichten selbständig zu Werke gegangen ist, und außerdem müßte Becker uns erst darüber aufklären, in wie fern denn im *Ivain* und im Mabinogi die Anlage des Grundgewebes usw. spezifisch Chrétien’sches Gepräge trägt.

Ad 5. Daß auch aus ziemlich genauen Übereinstimmungen zweier Dichtungen in Einzelheiten — um eigentlich wörtliche Übereinstimmungen handelt es sich meistens gar nicht —, wie sie Othmer für *Erec-Geraint* und Golther für *Perceval-Peredur* nachgewiesen haben, nicht ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis dieser Werke gefolgert werden kann, solche Übereinstimmungen sich vielmehr auch aus stellenweisem engem Anschluß zweier Bearbeiter an eine gemeinsame Vorlage erklären, ist nun allmählich zur Genüge festgestellt worden, s. Edens S. 33, *Zur Mabfr.* S. 29, und Becker sollte dies unbrauchbare Argument endlich ruhen lassen. Seine Bemerkung, sogar G. Paris habe eingestanden, daß man an der Benützung Chrétiens durch den wälschen Erzähler nicht mehr zweifeln könne,

ist in dieser allgemeinen Formulierung für den nicht sehr genau orientierten Leser irreführend: es mußte hinzugefügt werden, daß G. Paris Benutzung Chrétiens nur für das Mabinogi von *Geraint*, nicht aber für *Owen* und *Peredur* glaubte zugeben zu müssen, und daß er auch für *Geraint* an einer zweiten, ursprünglichere Züge enthaltenden Quelle neben Chrétien stets festgehalten hat. Nach Piquet, *Revue germanique* 9 (1913), 105 scheint aber G. Paris sogar für den *Geraint* in seiner Meinung von dessen teilweiser Abhängigkeit vom *Erec* wieder schwankend geworden zu sein. S. im übrigen bezüglich dieses Punktes *Zur Mabinogionfr.* S. 28 ff.

Ad 6. „Für diejenigen, die feineren Beobachtungen zugänglich sind, werden auch die verschiedentlich aufgedeckten Entlehnungen Chrestiens bei Zeitgenossen einen Beweiswert haben, z. B. die Vermählung Ivains mit der eben verwitweten Dame von der Quelle als Nachbildung der Wiedervermählung Jokastens im „*Roman de Thèbes*". Vgl. W. Foerster, *Kristian von Troyes Yvain*, Textausg., 4. Aufl. XXXIII s. Denn hier kommt wegen des zeitlichen Abstandes nur Chrestien, kein Vorgänger in Betracht."

Dieses Argument, das auch Foerster sich zu eigen gemacht hat, muß etwas genauer ins Auge gefaßt werden. Daß die Vermählung Laudinens mit Ivain, der ihren Gatten Esclados *li ros* getötet hat, der im *Roman de Thèbes* erzählten Vermählung Jokastes mit Oedipus, der Laius erschlug, nachgeahmt sei, hat van Hamel, *Mélanges Chabaneau*, Erlangen 1907 (= *Rom. Forsch.* B. 23), S. 911—918 zu zeigen gesucht, der damit ein letztes entscheidendes Argument beibringen wollte gegen die vor ihm freilich schon von A. C. L. Brown, *Iwain*, Boston 1903, S. 1—19 definitiv widerlegte Anschauung von W. Foerster, wonach der „Kern" des *Ivain* die Geschichte von der „Matrone von Ephesus" wäre.[1]) Foerster, *kl. Ivain*[4], Halle 1912, S. XXXII—XXXIV, und dann *Zeitschr. f. rom. Philol.* 36 (1912), S. 734 Anm. 1 hat daraufhin seine so lange mit Hartnäckigkeit verfochtene Matrone-von-Ephesus-These aufgegeben und van Hamels Ergebnis rückhaltlos zugestimmt: „Wir können ... mit Sicherheit ... Kristian die ganze Episode seiner «Witwe» aus Theben sich unmittelbar holen lassen." Triumphierend glaubt Foerster in dieser Tatsache einen sicheren Beweis für seine Ansicht ge-

---

[1]) Wie Brown zeigt, haben die in Rede stehende Geschichte und der *Ivain* nichts weiter gemein, als daß eine Witwe bald nach dem Tode ihres ersten Gatten eine neue Verbindung eingeht und daß sie eine Zofe hat, die sich ihr hilfreich erweist. Dieser Fall hat sich natürlich in der Weltgeschichte öfter ereignet, und es liegt nicht der mindeste Grund vor, zwischen zwei Geschichten, die in einem so allgemeinen Motiv übereinstimmen, irgend einen Zusammenhang anzunehmen.

funden zu haben, daß das Mabinogi von *Owen* auf Chrétiens *Ivain* zurückgeht: „Durch diese Tatsache, daß Kristian seine «Witwe» sich aus dem Thebenkrieg geholt, ist der Ivain zugleich sofort als unmittelbare Quelle eines der drei sogen. Mabinogi endgültig nachgewiesen, worauf schon früher der Nachweis der Herkunft der Quelle aus Wace, des Zauberrings und der Wunderquelle aus Troja, des Löwen aus Golfier de las Tors, um nur das Wichtigste zu nennen, geführt hat und wobei das von mir entdeckte und bis jetzt stets von den Leugnern ignorierte Märchenmotiv (kl. Iv.[3] XXXV ff.), das aber auch schon im Erec steht, und die Seidenfabrik gleichfalls für den Kontinent sprechen" (der Satz stellt in seinem zweiten Teile offenbar ein böses Anakoluth dar!).

In Wahrheit kann aus den Darlegungen van Hamels bestenfalls weiter nichts gefolgert werden, als daß die Witwenepisode bei Chrétien Reminiszenzen aus dem *Roman de Thèbes* enthält; daß die ganze Episode aus diesem Roman stammt, hat van Hamel nicht bewiesen, wie sofort gezeigt werden wird, und da sich nun die fraglichen Reminiszenzen nur im *Ivain*, nicht aber im Mabinogi finden, so sind sie als Argument für die Abhängigkeit des letztern von dem Chrétien'schen Romane gänzlich unbrauchbar.

Im *Roman de Thèbes*, p. p. L. Constans I, Paris 1890 *(Société des anc. textes franç.)* wird V. 175 ff.—450 nachstehendes erzählt:

Edipus hat sich auf den Weg nach Theben gemacht, um seinen Vater zu sehen. Er wird bei der Stadt Phoche Zeuge eines religiösen Festes, an dem auch Laius teilnimmt; man veranstaltet Spiele, bei denen sich ein Streit erhebt: die *seignor* mischen sich hinein, man greift zu den Waffen, und Edipus erschlägt den Laius, ohne ihn zu kennen. Er setzt dann seinen Weg fort, löst das Rätsel des *deable* „Spins" und haut ihm mit seinem Schwerte den Kopf ab. Als man von dieser Tat in Theben vernimmt, meinen die Leute, derjenige, der sie vollbracht hat, verdiene wohl König zu werden. Man geleitet Edipus in die Stadt, einstimmig dringen alle in die Königin, den jungen Mann bei sich zu behalten:

V. 345 A une voix tuit li escrient
Si li préent et si li dient
Que li loent en dreite fei
Que le danzel retienge o sei.

Die Königin fragt Edipus, ob er wisse, wer den Laius tötete; Edipus läßt sich von ihr schwören, daß sie den Schuldigen nicht hassen wolle, und bezeichnet sich dann selbst als den Täter. Die Königin und Edipus „werden einig":

V. 397 Ore a cil tant son plait mené,
Que andui se sont acordé:
Car femne est tost menée a tant
Que on en fait tot son talant.

Alle Barone und Bürger erklären der Königin, daß sie Edipus zum König wollen, und richten an sie die inständige Bitte, ihn zum Gemahl zu nehmen: sie willfahrt ihrem Wunsche, und die Hochzeit wird unverzüglich gefeiert.

Dem entspricht in Chrétiens *Ivain* folgendes:

Ivain bringt an der Zauberquelle im Walde Breceliande dem Gemahl Laudinens, Esclados *li ros*, eine schwere Wunde bei. Esclados flüchtet in seine Burg und stirbt hier. Ivain, der ihm auf dem Fuße gefolgt ist, wird durch das Fallgitter in der Burg eingeschlossen, er erblickt beim Begräbnis des Esclados Laudine und wird sofort von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Die Zofe Lunete macht ihrer sich untröstlich gebärdenden Herrin klar, daß ihre Quelle eines Verteidigers bedürfe und sie sich deshalb von neuem verheiraten müsse, denn ihre eigenen Ritter seien alle zu feig, um jene Aufgabe zu übernehmen. Laudine, die erst widerstrebt, läßt sich überzeugen, und als Lunete nun ihr Ivain als Gemahl vorschlägt, ist sie einverstanden. Lunete rät Laudinen, sich der Zustimmung ihrer Barone zu versichern, deren sie übrigens schon im voraus gewiß sein könne. Laudine versammelt ihre Ritterschaft, der Seneschall führt in wohlgesetzter Rede aus, dem Lande drohe Krieg von König Arthur, die Anwesenden möchten deshalb in ihre Herrin dringen, daß sie einen neuen Gatten wähle. Die Barone tun, wie ihnen geheißen, worauf Laudine erklärt, der anwesende Ivain habe sich um ihre Hand beworben, er sei es, den sie zum Gatten wünsche; die Barone bitten sie, seine Werbung anzunehmen:

V. 2137 Tant li prïent, que lor otroie
Ce, qu'ele feïst tote voie.

Die Hochzeit wird alsbald gefeiert.

Die Darstellung ist also im *Roman de Thèbes* und bei Chrétien sehr verschieden. Daß letzterer trotzdem die ganze Episode aus jenem entlehnt hat, soll sich aus folgenden Übereinstimmungen ergeben:

1. Eine Witwe heiratet, weil ihr Land eines Verteidigers bedarf, denjenigen, der kurz vorher ihren ersten Gatten im Kampfe getötet hat.

2. Diese letztere Tatsache ist der Witwe bekannt.

3. „sie entschließt sich [a] nicht nur selbst, um ihr Reich (Eigentum) zu schützen, sofort zu dieser Heirat, sondern wird [b] dazu obendrein auch von den Großen und Bürgern des Reichs

(den Baronen Laudinens) aufgefordert und veranlaßt" (Foerster, kl. Ivain[4], XXXIII).

4. Zu den angeführten, den Inhalt der Erzählung betreffenden Übereinstimmungen gesellt sich eine, dem Thebenroman und dem *Ivain* gemeinsame, zwar nicht identische, aber doch sehr ähnliche Reflexion über den Charakter der Frauen:

Roman d. Thèbes V. 399 f.	*Ivain* V. 1436 ff.
Die Frau ist leicht zu allem zu bereden:	Die Frau ist von Natur wetterwendisch:
Car femme est tost menée a tant Que on en fait tot son talant.	Que fame a plus de mil corages. Celui corage, qu'ele a ore Espoir changera ele ancore — Ainz le changera sanz ‚espoir', Si sui mout fos, qui m'an despoir.

Es bestehen ferner zwei wörtliche Übereinstimmungen:

V. 3977	V. 3036 f.
Jocaste und Edipus werden handelseinig:	Ebenso Laudine und Ivain:
Ore a cil tant son plait mené Que andui se sont acordé.	,,Sachiez donc, bien acordé somes. Einsi sont acordé briemant.

V. 447 ff.	V. 2164 ff.
Li dueus del rei est obliez; Cil qui mort l'a est corones Et la reïne a moillier prent.	Mes or est mes sire Ivains sire, Et li morz est toz oblïez: Cil qui l'ocist est marïez An sa fame et ansanble gisent.

Was ist von diesen Konkordanzen zu halten? Berechtigen sie wirklich zu dem Schlusse, den van Hamel, und, letzterem folgend, Foerster aus ihnen ziehen, daß die ganze Episode von der Wiedervermählung Laudinens bei Chrétien auf der Jocaste-Episode beruhe, durch sie inspiriert sei, und zu dem hierauf begründeten weiteren Schlusse Foersters, daß das Mabinogi aus Chrétien schöpfe? Keineswegs! Der erstere Schluß schießt unzweifelhaft über das Ziel hinaus, und der zweite wäre nur dann zulässig, wenn die nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen *Roman de Thèbes* und *Ivain*, soweit sie wirklich signifikant sind und nicht auf bloßem Zufall beruhen können, sich auch im Mabinogi fänden; das ist aber nicht der Fall! Das Mabinogi hat mit dem Thebenroman gemein nur 1, 2 und 3a, — 3b und die vor allem wichtigen speziellen Übereinstimmungen unter 4 fehlen der kymrischen Erzählung.

Von einer an die Schloßherrin ergangenen Aufforderung der Barone, Owein zu heiraten — 3b — ist im Mabinogi mit keiner Silbe die Rede; es heißt bei Loth, *Les Mabinogion* II, 24 einfach: *Elle fit convoquer tous ses vassaux pour le lendemain et leur signifia que le comté était vacant, en faisant remarquer qu'on ne pouvait le maintenir que par chevalerie, armes et vaillance. „Je vous donne à choisir: ou l'un de vous me prendra, ou vous me permettrez de*

choisir un mari d'ailleurs qui puisse défendre l'Etat." Ils décidèrent de lui permettre de choisir un mari en dehors du pays. Alors elle appela les évêques et les archevêques à la cour pour célébrer son mariage avec Owein. Die Vasallen werden von ihrer Herrin also einfach vor eine Alternative gestellt: entweder es heiratet mich einer von Euch, oder Ihr gebt zu, daß ich mir einen andern Gatten nehme. Da von den Rittern keiner Lust hat, die Verteidigung der Quelle zu übernehmen, fügen sie sich der kategorischen Erklärung der Dame, einen anderen heiraten zu wollen.

Die alleinige Übereinstimmung zwischen dem Mabinogi und dem *Roman de Thèbes* besteht somit darin, daß hier wie dort eine Frau von hohem Stande denjenigen heiratet, von dem sie weiß, daß er ihren Gatten erschlagen hat, daß sie sich zu dem Schritt entschließt, um ihr Land verteidigen zu können, und daß sie die Zustimmung ihrer Großen einholt. Nun ist aber schon oft festgestellt worden, daß es methodisch falsch ist, aus Übereinstimmung in irgend einem einzelnen Motiv, besonders wenn es sich um ein Motiv handelt, das in der Wirklichkeit öfter begegnet, und aus gewissen speziellen Zügen, die aus jenem Motiv sich mit Notwendigkeit ergeben oder doch sehr natürlich aus ihm abgeleitet werden konnten, gegenseitige Abhängigkeit zweier Erzählungsstoffe folgern zu wollen. Nur eine Reihe von Zügen, und zwar von solchen Zügen, von denen es unwahrscheinlich ist, daß sie sich durch Zufall mehrmals zusammengefunden haben sollten, besitzen wirklich beweisende Kraft. Diesen methodischen Fehler hat Foerster begangen, wenn er die „Witwenepisode" des *Ivain* auf die Geschichte von der Matrone von Ephesus zurückführen wollte, s. oben S. 140 Anm. 1, und des gleichen Fehlers macht er sich nun abermals schuldig, wenn er behauptet, aus den durch van Hamel aufgedeckten Übereinstimmungen zwischen *Roman de Thèbes* und *Ivain* folge Abhängigkeit des Mabinogi von Chrétien. Daß eine Frau wissentlich den Mann heiratete, der ihren Gatten getötet hatte — mochte er ihn nun im ehrlichen Kampfe getötet haben, wie im *Roman de Thèbes*, im *Ivain* und im Mabinogi, oder geradezu der Mörder des Gatten sein —, das ist ohne Frage in den wilden, barbarischen Zeiten des Altertums und des Mittelalters öfter passiert — es würde wohl nicht eben schwer sein, sogar in der beglaubigten Geschichte solcher Fälle nachzuweisen —, das Motiv kann also von verschiedenen Dichtern, die von einander gänzlich unabhängig waren, zu verschiedenen Zeiten aus der Wirklichkeit entnommen worden sein, es kann aber ebensogut auch von verschiedenen Dichtern selbständig erfunden worden sein. Die Motivierung der Wiederverheiratung der Witwe mit der Notwendigkeit der Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde war, wo es sich um die Heirat einer vornehmen Frau

mit Landbesitz handelt, in den unruhigen, kriegerischen Zeiten des Mittelalters sehr nahe gelegt, ja fast selbstverständlich: A. Luchaire, *La société française au temps de Philippe Auguste*[2], Paris 1909, S. 386 bemerkt von dieser Zeit: *Dans l'histoire comme dans les épopées ... on ne laisse pas aux veuves le temps de pleurer leur mari, parce qu'il faut que le fief soit desservi par un homme*, und derselbe Gelehrte in seiner *Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens*[2], Paris 1891, S. 154 fügt, nachdem er die Tatsache der Wiedervermählung der Witwe Heinrichs I. (1031—60) nach zweijähriger Witwenschaft registriert hat, hinzu: *Peut-être faut-il voir là une conséquence de la situation de la reine douairière, désireuse de ne point rester isolée au milieu des crises qu'amenait régulièrement tout changement de règne, et intéressée, comme une héritière fèodale, à choisir le plus tôt possible un mari capable de défendre sa dot*, und er stellt dann fest, daß sich die Verheiratung der Witwe Ludwigs des Dicken mit einem einfachen Barone in gleicher Weise erkläre. Wenn sodann im Mabinogi wie im *Roman de Thèbes* die Dame die Zustimmung ihrer Barone einholt, so entspricht das einfach mittelalterlichem Rechtsbrauch, welcher für die Krönung des Königs die Zustimmung der Großen fordert, s. das zuletzt angezogene Werk von Luchaire S. 85: *le consentement des comtes et des évêques était requis soit pour la désignation, soit pour le couronnement.*

Da somit die beiden in Rede stehenden Züge, 3a und der, daß die Dame ihre Barone befragt, sich für den Dichter des 12. Jhs., der die Zustände und Sitten seiner Zeit vor Augen hat, ganz natürlich aus 1: Wiederverheiratung einer Frau von hohem Stande, ergeben, da 1 und 2 in Wahrheit nur ein Motiv darstellen — eine Frau heiratet wissentlich den, der ihren Gatten getötet hat, — und zwar ein Motiv, dessen Auftreten in zwei verschiedenen Dichtungen nicht nötigt, zwischen letztern einen Zusammenhang zu statuieren —, und da nicht der mindeste Grund vorliegt zu der Annahme, die anderen zwischen dem *Rom. de Thèbes* und dem *Ivain* nachgewiesenen speziellen Übereinstimmungen, 3b und 4, seien in der Quelle des Mabinogi vorhanden gewesen, so besteht auch keinerlei Anlaß, eine Beeinflussung der Quelle des Mabinogi durch den *Rom. de Thèbes* anzunehmen. Die bei Chrétien sich findenden, dem Mabinogi fehlenden Übereinstimmungen mit jener älteren Dichtung aber erklären sich sehr einfach in folgender Weise:

In der gemeinsamen Quelle Chrétiens und des Mabinogi stand die Episode im wesentlichen in der Fassung, in der das Mabinogi sie bietet. Chrétien nun, der den Thebenroman gelesen hatte, und dem besonders die dort gleich am Anfange stehende Geschichte von Edipus im Gedächtnis geblieben war, wurde durch die Erzählung

von der Schloßherrin, die Ivain heiratet, welcher ihren Gatten getötet hat, an die Jocaste-Episode erinnert; die bei ihm vorhandenen Übereinstimmungen 3b und 4, die allerdings kaum auf Zufall beruhen können, mit der letzteren sind bewußte oder unbewußte Reminiszenzen aus dem Thebenroman, wie sie sich oft in Dichtungen nachweisen lassen, ohne daß letztere deshalb von der Quelle, aus der solche Reminiszenzen stammen, in weitergehender stofflicher Abhängigkeit sich zu befinden brauchen. Es handelt sich dann also um Beeinflussung Chrétiens, nicht aber der ihm und dem Mabinogi gemeinsamen Quelle, durch den Thebenroman, und es kann aus den Übereinstimmungen zwischen letzterem und dem *Ivain* gar nichts für die Herkunft der kymrischen Erzählung aus dem Chrétien'schen Roman erschlossen werden.

Es bestehen aber auch noch zwei andere Möglichkeiten, jene Übereinstimmungen zu erklären.

Wenn wir nämlich für *Ivain* und Mabinogi eine ältere französische — sei es anglonormannische oder kontinentalfranzösische — Quelle ansetzen, so könnte schon diese den Einfluß des Thebenromanes erfahren haben, und es würde dann sogar nichts im Wege stehen, auch das Motiv der Vermählung der Witwe mit dem, der ihren Gatten erschlagen hat, aus jenem Roman entlehnt sein zu lassen. Das Mabinogi hätte dann die ihm fehlenden Übereinstimmungen getilgt, Chrétien sie beibehalten, und es müßte angenommen werden, daß die oben unter 4 aufgeführten Stellen in annähernd gleicher Fassung schon in der gemeinsamen französischen Quelle gestanden hätten, eine Annahme, welche unbedenklich erscheint, da diese Übereinstimmungen ja gerade markante Punkte der Darstellung betreffen und sich, wenn wir mündliche Überlieferung voraussetzen, leicht dem Gedächtnis einprägen mußten: eine allgemeine Reflexion über den Charakter der Frauen, Übereinkunft zwischen der Witwe und dem Neuangekommenen, Fazit der ganzen Episode.

Becker allerdings meint, es komme „wegen des zeitlichen Abstandes“ als Benutzer des Thebenromanes nur Chrétien, kein Vorgänger in Betracht. Aber diese Behauptung läßt sich nicht aufrecht erhalten, wie denn Becker sich auch wohl hütet, die beiden in Betracht kommenden Daten anzuführen. Der *Roman de Thèbes* entstand nach Constans II. CXVIII um 1150 und zwar eher früher als später; den *Ivain* setzt G. Paris, *Litt. franç. au moyen âge*[4], Paris 1912, *Tabl. chron.* um 1172 an, — stimmt man Kölbings Berechnung zu, so würde er ins Jahr 1169 fallen. Somit liegen zwischen beiden Dichtungen ca. 20 Jahre, vielleicht noch mehr, und in diesem Zeitraum ist natürlich für eine Zwischenstufe zwischen Thebenroman und *Ivain* sehr wohl Raum. In ca. 10 Jahren kann jene Dichtung schon weite Verbreitung gefunden haben, und es ist nicht einzusehen, warum in weiteren

10 Jahren die französische Zwischenstufe nicht zu Chrétiens Kenntnis gelangt sein könnte.

Und noch eine dritte Möglichkeit darf nicht außer Acht gelassen werden, nämlich die, daß es sich gerade umgekehrt verhält, wie van Hamel und Foerster glauben: daß nicht der Thebenroman den *Ivain*, sondern umgekehrt eine ältere Fassung des letzteren jenen beeinflußt hat! Es verdient nämlich doch sehr beachtet zu werden, daß von allem, was der Thebenroman über das Zustandekommen der Vermählung des Edipus und der Jocaste erzählt, die antike Sage nichts weiß. Diese berichtet nur ganz kurz, Oedipus habe, nachdem er das Rätsel der Sphinx gelöst, in Theben die Jokaste geheiratet, s. den Artikel *Oidipus* bei W. H. Roscher, *Ausf. Lexikon der griech. u. röm. Mythologie* III, 1. Leipzig 1897—1902, S. 700 ff.; Schneidewin, *Die Sage vom Oedipus, Abhandl. der Gesellsch. d. Wissensch. z. Goettingen, hist.-phil. Cl.* 5 (1853), S. 159 ff. Daß auch der Zug im Thebenromane, daß Jocaste in Edipus wissentlich demjenigen die Hand reicht, der Laius erschlug, der alten Sage fremd ist, hat schon G. Otto, *Der Einfluß des Roman de Thèbes auf die altfr. Literatur*, Diss. von Goettingen 1909, S. 20 angemerkt. Aus welcher Quelle der französische Dichter seine Darstellung der Oedipussage schöpft, ist dunkel; Constans, *Roman de Thèbes* II, S. CXX, Anm. 1 stellt nur fest, daß nicht Sophokles seine Quelle ist, wie Joly annahm. Existierte vielleicht eine selbständige Version der Oedipussage, die im Munde der Spielleute willkürlich umgestaltet worden war? Auf diese Möglichkeit weist auch W. Keller, *Das Sirventes „Fadet Joglar" des Guiraut v. Calanson*, Diss. von Zürich, Erlangen 1905, S. 122 f. hin. Der Zug, daß Laius im *Rom. de Thèbes* V. 175 ff. im Widerspruch zu der ganzen antiken Überlieferung von Edipus gelegentlich des Festes eines Gottes „bei Phoche" in einer Schlägerei getötet wird, ist doch sicher nicht von dem Dichter des Romanes selbst erfunden. In Anbetracht der erwähnten Tatsache nun, daß die Schilderung, welche der Roman von dem Zustandekommen der Vermählung des Edipus und der Jocaste gibt, nicht aus der klassischen Sage geschöpft ist, kann man, meine ich, wohl die Frage aufwerfen, ob hier nicht dem Dichter vielleicht eine ältere, kürzere, französische Fassung der Ivainerzählung als Quelle gedient hat, die, wie die Oedipussage, von einer Witwe erzählte, die denjenigen heiratete, der ihren Gatten getötet hatte: nach ihrem Vorbild gestaltete der Dichter des Thebenromanes die Vermählungsgeschichte, für die ihm die antike Sage kein Material bot, weiter aus, ihr entnahm er den Zug, daß die Witwe von der Tötung des Gatten durch den Helden Kenntnis hat, sowie den, daß die Barone die Witwe zu der neuen Ehe drängen, ihr auch jene Stellen, welche im Thebenroman und im Ivain

so nahe übereinstimmen. Es wäre dann anzunehmen, daß eben die gleichen Stellen jener älteren Fassung des Ivainstoffes auch Chrétien in seiner ausführlichen Dichtung ziemlich wörtlich beibehalten hätte. Wenn man überhaupt eine vor-Chrétien'sche Fassung der Ivaindichtung gelten läßt, ist nicht einzusehen, warum sie nicht schon vor 1150 existiert haben könnte.

Welche von den hier dargelegten drei Möglichkeiten, die Übereinstimmungen des *Roman de Thèbes* und des *Ivain* zu erklären, die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, möchte ich dahingestellt sein lassen. Hält man sich zunächst an das, was wir sicher wissen, so wird man immerhin wohl geneigt sein, der gleich zuerst erwähnten den Vorzug zu geben, denn literarisch ist uns der Thebenroman älter überliefert als die Ivainerzählung, und daß Chrétien den Roman gekannt hat, steht ja auch fest.

In jedem Falle aber dürfte aus den vorstehenden Erörterungen sich soviel ergeben, daß keinerlei Anlaß da ist, die „Witwenepisode" im *Ivain* als eine Nachbildung der Erzählung von der Vermählung des Edipus und der Jocaste im Thebenroman zu betrachten, — sie ist besten Falles von ihr beeinflußt —, und daß aus den speziellen, dem Mabinogi fehlenden Übereinstimmungen zwischen diesem Roman und der Chrétien'schen Dichtung ein Argument für die Abhängigkeit des Mabinogi von der letzteren nicht zu gewinnen ist.

Ad 7. Diese Nummer ist ebenso wie oben 2 aus der Reihe der Argumente, welche die Abhängigkeit der drei kymrischen Erzählungen von Chrétien dartun sollen, zu streichen, denn Becker erklärt hier gleich zu Anfang, durch Nummer 1—6 sei Chrétien als unmittelbare Vorlage des Kymren bereits gesichert, und von der „Gegenprobe", die er ankündigt, ist keine Rede, denn diese könnte doch nur bestehen in dem Nachweis, daß sich aus der gegnerischen Annahme, der zufolge Chrétien und Mabinogi vielmehr aus der gleichen Quelle schöpfen, unmögliche Konsequenzen, unlösbare Widersprüche ergeben würden. Dieser Nachweis wird aber nicht erbracht, vielmehr wird, wie gesagt, mit der Abhängigkeit der Mabinogion von Chrétien als mit einer nunmehr feststehenden Tatsache operiert und erörtert, wie der Kymre mit seinen französischen Vorlagen verfuhr: er hat sie „teils naiv, teils absichtlich rekymrisiert", „am auffälligsten in den Namensformen: was ohne weiteres begreiflich ist. Er hat sich auch nicht wörtlich an seine Vorlage gehalten und nicht bloß solche Änderungen vorgenommen, die bei der Umschreibung einer Verserzählung in Prosa und bei der Uebertragung in eine andere Sprache unumgänglich sind, sondern er hat die Geschichte, die er wiedergab, frei umschrieben und stark reduziert, wobei er teilweise

nachlässig änderte und teilweise systematisch umgestaltete." Daß der kymrische Erzähler des Mabinogi von Geraint in dieser Weise zu Werke ging, hat allerdings Othmer in seiner bekannten Dissertation zu zeigen gesucht, aber Edens, *Erec-Geraint*, S. 9—54 hat die Beweisführung Othmers Punkt für Punkt aufs genaueste nachgeprüft und in unwiderleglicher Weise dargetan, daß O. den Beweis für seine These nicht erbracht hat: es ergibt sich, „daß seine Argumente zum Teil auf willkürlichen, subjektiven, häufig die Unvoreingenommenheit des Verfassers stark in Frage stellenden Annahme, z. T. auf Irrtümern beruhen, und einer objektiven Kritik nicht standzuhalten vermögen" (S. 52). Othmer argumentiert in der Weise, als ob es darauf ankäme, zu zeigen, daß das Mabinogi auf Chrétien beruhen kann, während es seine Aufgabe gewesen wäre, nachzuweisen, daß es auf Chrétien beruhen muß. Und nun wiederholt Becker mit der größten Unbefangenheit die unbewiesenen Behauptungen Othmers, als ob die ganze 46 Seiten lange, sogar von Smirnov, *Rev. celt.* 33, 130 ff. gebilligte[2]) Kritik Edens' nicht vorhanden wäre!

„Dieses freie Schalten mit dem überkommenen Gute", meint Becker, könne nicht befremden, „wenn wir andere Erzeugnisse der wälschen Nacherzählungsliteratur zum Vergleich heranziehen", und wenn wir bedenken, daß „ihre Übertragung... (hochgegriffen) im ersten Drittel des 13. Jhs. erfolgt sein dürfte. Vgl. J. Loth, *Contribution à l'étude des romans de la table ronde*, Paris 1912, p. 39."

Was den ersten Punkt betrifft, so bitte ich Becker, uns doch die „Erzeugnisse der wälschen Nacherzählungsliteratur" namhaft machen zu wollen, welche eine uns erhaltene französische oder anderssprachliche Quelle in der Weise bearbeiten, wie der Verfasser der Mabinogion die Chrétien'schen Romane bearbeitet hätte, wenn sie seine Vorlagen bildeten — mir sind solche Erzeugnisse der wälschen Literatur nicht bekannt; und was den zweiten Punkt, die Datierung der Mabinogion, betrifft, für die sich Becker auf Loth beruft, so entstellt er die von dem französischen Gelehrten gegebene Zeitbestimmung in gröblicher Weise. Loth sagt a. a. O.: *On peut donc conclure avec certitude que dans l'ensemble, la réduction des mabinogion et romans gallois, contenus dans le ms. Peniarth 4 et 6, dans le Livre Rouge, ne peut être postérieure au premier tiers du XIIIe siècle.* Also Loth stellt fest, daß die kymrischen Erzählungen in der Fassung, in der sie uns überliefert sind, nicht später entstanden sein können als im ersten Drittel des 13. Jhs., — er schließt also die Möglichkeit keineswegs aus, daß sie wesentlich älter seien —, Becker macht aus dem „nicht später" ein „nicht früher": „hochgegriffen"! Inwiefern sodann die Datierung

[2]) *„M. Edens soumet, dans un long chapitre, à une juste critique l'étude de M. Othmer."*

der Mabinogion ins erste Drittel des genannten Jhs. — wenn diese Datierung wirklich zutreffen sollte, aber Loths Fixierung läßt ja auch die Annahme einer früheren Entstehungszeit zu — das „freie Schalten" des kymrischen Erzählers mit den Chrétienschen Dichtungen erklären soll, ist unverständlich. Es könnte doch nur gesagt werden, daß das chronologische Verhältnis der Mabinogion zu den Chrétien'schen Romanen von vornherein für ihre Abhängigkeit von der letzteren spreche, aber das Argument ist ohne jede beweisende Kraft, denn es ist hinreichend bekannt und wird von niemandem bestritten, daß Texte, welche jünger überliefert sind als andere, die den gleichen Stoff behandeln, trotzdem häufig ältere, ursprünglichere Versionen bieten, indem sie aus älteren Quellen geschöpft sind.

Nach Becker „hat der Kymre die feinen Intentionen Chrestiens vielfach mißverstanden und die Motivierung vergröbert und materialisiert; der Anflug von höherem Humor und die Märchenphantastik fielen seinem prosaischen Rationalismus zum Opfer."

Diese Behauptungen sind aufs entschiedenste zu bestreiten. Edens und ich haben in detaillierter Weise gezeigt, daß es sich gerade umgekehrt verhält und daß das Mißverstehen und die Verderbnis in weitaus den meisten Fällen auf Seiten Chrétiens sind. Mit der bloßen Negierung dieser Anschauung ist nichts getan, Becker müßte für seine Auffassung in jedem einzelnen Falle den Beweis erbringen, den er sich aber ersparen zu können glaubt. Er exemplifiziert:

1. auf die Ankündigung des weißen Hirsches durch den Jagdhüter,

2. die Ersetzung von Arturs salbenkundiger Schwester durch den Hofarzt Morgan Tut,

3. die unnötige Einführung der Eifersucht neben dem Grundmotiv des Vorliegens,

4. das sinnwidrige absolute Schweiggebot an Enide,

5. auf „die chronologische Verzerrung, die Erecs Verliegen von den Honigwochen in sein späteres Leben verlegt, wo ihn das Alter und die Regentenpflichten doch schon über den Abenteuerwahn erheben sollten,"

6. auf „das Zersplittern nie ersetzter Lanzen usw., usw.", aber ohne auch nur in einem einzigen von diesen sechs Fällen unsere Auffassung zu widerlegen und die seinige näher zu begründen, ja ohne auch nur ein Wort der Erklärung hinzuzufügen.

Ich verweise:

wegen 1 auf Edens S. 65 ff., meine Abhandlung *Zur Mabiogionfrage* S. 67 ff., sowie diese *Zeitschrift* 40[1] (1913), S. 200 ff.;

wegen 2 auf Edens S. 40 ff., *Zur Mabfr.* S. 97 ff., diese *Zeitschr.* a. a. O. S. 207; auch nach Frl. Paton und Loth ist das Mißverständnis hier ausschließlich auf Chrétiens Seite;

wegen 3 auf Edens S. 89 ff., *Zur Mabfr.* S. 71 ff., diese *Zeitschr.* a. a. O. S. 202 ff.;

was 4 betrifft, so stimmen Chrétien und das Mabinogi hier vielmehr genau überein:

Chrétien V. 2769 ff.:	Loth, *Mab.* II, 143:
Et gardez, ne soiiez tant ose, Se vos veez nes une chose, Que vos m'an diiez ce ne quoi. Gardez, ja n'an parlez a moi, Se je ne vos aresne avant.	„Quoi que tu voies ou entendes", ajouta-t-il, „ne reviens pas sur tes pas, et, à moins que je ne te parle, ne me dis pas un seul mot."

Denn es ist offenbar durchaus nicht nötig, aus Geraints Worten im Mabinogi ein absolutes Schweigegebot herauszulesen: „Sage mir nicht ein einziges Wort", nämlich von dem, was du gesehen oder gehört hast, — also eben das gleiche Verbot, wie bei Chrétien. Überdies stimmen drei von den Chrétien-Handschriften hier sogar genau zu dem Texte des Mabinogi; statt *Gardez ja n' a n parlez a moi*, wie *A E H V* lesen, hat *B*: *Gardez n e parlez ia a moi*, *P*: *Gardez que n e parlez a moi*, und *C*: *Tenez vos de parler a moi.* Selbst wenn aber der Verfasser des Mab. hier Geraint ein solches absolutes Schweigegebot aussprechen lassen wollte und wenn darin wirklich ein Mißverständnis des ursprünglich nur auf drohende Gefahren bezüglichen Verbotes zu erblicken sein sollte — was doch auch erst noch bewiesen werden müßte, denn warum soll Erec-Geraint der Enide in seinem Zorne nicht gleich ein absolutes Schweigen auferlegt haben? in wie fern wäre das „sinnwidrig"? —, so würde hier kein Argument für die Abhängigkeit des Mabinogi von Chrétien vorliegen, da das Mißverständnis ja gerade so gut auf der gemeinsamen Quelle beruhen könnte, die das Richtige enthielt. Becker begeht hier den gleichen methodischen Fehler, den, wie schon *Zur Mabfr.* S. 100 f. und diese *Zeitschr.* 40[1], S. 186 f. hervorgehoben, Foerster sich zu Schulden kommen läßt: er argumentiert, als ob Edens' These die Umkehrung der Foerster'schen wäre, was bekanntlich nicht der Fall ist: Entstellung eines im Mab. in seiner offenbar ursprünglichen Form vorhandenen Motives bei Chrétien spricht gegen die Ableitung der kymrischen Erzählung aus dem *Erec*, Entstellung eines bei Chrétien in ursprünglicher Gestalt erhaltenen Motives im Mabinogi ist kein Indizium gegen die Herleitung beider Dichtungen aus der gleichen Quelle, die eben dann in diesem Falle von Chrétien, nicht aber vom Mabinogi korrekt wiedergegeben wird. Ich denke, das wäre nun allmählig zur Genüge erörtert worden.

Ich verweise weiter:

Wegen no. 5 der Becker'schen Exempel auf Edens S. 89. Bei Chrétien verliegt sich Erec in den Flitterwochen, im Mab. Geraint erst drei volle Jahre nach der Hochzeit,

als er das ganze Königreich mit seinem Ruhme erfüllt hat und niemand mehr da ist, mit dem er sich im Turniere messen kann: *il n'y avait plus personne à lui résister un moment* (Loth II, S. 141). Becker erklärt die Version des Mabinogi für eine „chronologische Verzerrung", weil Erec zu dieser Zeit „das Alter und die Regentenpflichten doch schon über den Abenteuerwahn erheben sollten"! Im Alter von 28 Jahren? Denn 25 Jahre ist er bei Chrétien zu Beginn der Erzählung, s. V. 90. Dann müßte Erec ja der reine junge Greis gewesen sein! In Wirklichkeit läßt sich die eine Version so gut rechtfertigen wie die andere, und es kann aus der verschiedenen Motivierung, die für Erec-Geraints „Verliegen" bei Chrétien und im Mabinogi gegeben wird, für das Verhältnis beider Dichtungen zu einander gar nichts erschlossen werden.

Was Becker endlich mit no. 6 meint: „Das Versplittern nie ersetzter Lanzen", weiß ich nicht, da er gar keine näheren Angaben macht — so weit meine Kenntnis reicht, ist dieser Punkt noch von niemandem erwähnt worden.

Das ist also die „geschlossene Kette von Wahrscheinlichkeitsgründen", die nach B. „mit überzeugender Kraft" dafür sprechen soll, „daß die drei Erzählungen des roten Buchs von Hergest aus Chrestien de Troyes und seinem «*Ivain*», «*Perceval*» und «*Erec*» geschöpft sind." Ich denke, es ist nach den vorausgehenden Darlegungen auch nicht e i n Glied von ihr übrig geblieben.

Becker geht dann unter II, Sp. 22, dazu über, die Gründe Revue passieren zu lassen, durch welche Edens und ich und früher z. T. schon andere darzutun suchten, „daß die wälsche Erzählung von *Gereint ab Erbin* von Chrestiens «*Erec et Enide*» unabhängig ist." Seine Einwendungen sind auch hier ohne jede überzeugende Kraft. Er ordnet wie unter I die verschiedenen Punkte unter Nummern, denen ich folge:

Ad 1. Ich muß entschieden Einspruch dagegen erheben, daß Becker es so hinstellt, als beziehe sich das Lob, welches L. J o r d a n in der *Germ.-rom. Monatsschrift* 1912, S. 560 der von Edens betätigten strengen Methode erteilt, auf den von letzterem S. 9 ausgesprochenen Grundsatz: „Die negative Behauptung hat so lange zu gelten, bis die positive bewiesen ist", — eine Ansicht, die ich selbst nicht gutheißen möchte, gegen die sich leicht polemisieren läßt, und die auf die ganze nachfolgende Beweisführung Edens' ohne den geringsten Einfluß ist; denn hätte Edens seine Beweisführung wirklich auf jenen Grundsatz basiert, so hätte er sich darauf beschränken müssen, die für die Abhängigkeit des Mabinogi von Chrétien's *Erec* durch Othmer beigebrachten Gründe zu widerlegen, während er doch

im zweiten Teile seiner Dissertation eine Fülle positiver Argumente für die Unabhängigkeit des Mabinogi von Chrétien entwickelt hat. Jordan bezieht sich vielmehr, wie Becker auch sehr wohl weiß, auf das Kapitel III der Dissertation, wo Edens auf zehn Seiten, S. 55—64, die methodischen Grundsätze, mit denen er im Folgenden operiert, ausführlich dargelegt hat. Die Richtigkeit dieser Grundsätze muß unbedingt anerkannt werden; will B. Eden's Abhandlung vom methodischen Gesichtspunkt aus anfechten, so muß er die hier gegebenen Aufstellungen widerlegen, was er nicht getan hat.

Was B. unter dieser Nummer sonst beibringt, ist ohne jedes Gewicht. Er bestreitet dem Literarhistoriker das Recht der Postulierung eines verlorenen Dichtwerkes, von dem „in den Beständen unserer Bibliotheken jede Spur fehlt", dessen Verfasser „die Annalen der Geschichte nicht verzeichnen", es sei denn, daß bestimmte Zeugnisse auf den Verlust des Werkes hinweisen oder daß der Nachweis einer in der dokumentar belegten Entwicklungsreihe klaffenden Lücke erbracht werde, und stellt es so hin, als ob diesen Bedingungen bei der Postulierung einer gemeinsamen Quelle für *Erec* und Mabinogi nicht genügt werde. Aber wir haben ja doch Chrétiens eigenes ausdrückliches Zeugnis für die Existenz älterer Erecdichtungen, und die ganze Edens'sche Dissertation ist doch in ihrem zweiten Teile eben dem Nachweis gewidmet, daß eine solche Lücke, wie sie B. aufgezeigt zu sehen verlangt, hier vorliegt, weil das Mabinogi nicht auf dem erhaltenen Roman Chrétiens berufen kann und somit ein Werk existiert haben muß, aus dessen Benutzung sich die nahen Übereinstimmungen beider Erzählungen erklären! Und was soll es heißen, daß für den Dichter dieses Werkes „bisher in der Literatur kein Raum vorhanden ist"? In wiefern kann in der Literatur einer Zeit für ein verlorenes Werk, für dessen einstmaliges Vorhandensein ein bestimmtes Zeugnis und bestimmte Erwägungen sprechen, „kein Raum vorhanden sein"?

Ich gehe weiter:

Ad 2. Diese Nummer ist aus der Reihe der angeblich von Edens und mir geltend gemachten Argumente — wie unter I n. 2 und 7 — abermals zu streichen, denn anglonormannische Quellen für die Chrétien'schen Romane sind von uns gar nicht angenommen worden, — ohne daß ich mich deshalb gegen die Existenz solcher anglonormannischer Quellen ausgesprochen haben möchte: die Frage, in welcher Sprache die gemeinsamen Quellen Chrétiens und der Mabinogion abgefaßt waren, ist einfach *in suspenso* gelassen worden. Daß wir nur einen anglonormannischen Artusdichter, Thomas, mit Namen kennen, ist natürlich kein Grund, an dem Dasein anderer zu zweifeln, besonders, wenn wir bedenken, daß uns auch von der Dichtung des

Thomas, trotz ihrer weiten Verbreitung, nur Fragmente erhalten sind. — Selbst wenn Hs. B. des *Meraugis* nicht anglonormannischer Herkunft sein sollte, — das ist aber zum mindesten noch zweifelhaft —, genügt die Tatsache, daß die Hs. des *Yder* es ist, vollkommen, um Foersters Behauptung, es gebe keine einzige anglonormannische Hs. eines Artusromanes, zu widerlegen, und darauf allein kam es mir an. Und wenn e i n e solche Hs. vorhanden ist, werden wohl ehedem auch noch andere existiert haben.

Ad 3. Die Nummer ist, soweit *Erec-Geraint* in Betracht kommen — und nur auf diese sich beziehende Argumente sollen ja nach Sp. 22, II registriert werden — gleichfalls zu streichen, denn, wie schon oben bemerkt, hat Edens den Beweis für die Unabhängigkeit des Mab. vom *Erec* gar nicht auf „die anderen fremdsprachigen Bearbeitungen“ gegründet, sondern diese ganz bei Seite gesetzt. Dem braven, verarmten Ritter mit seinem *escuz fres et noviaus*, auf den B. hier zu sprechen kommt, möchte ich endlich Ruhe gönnen, ich habe mich *Zur Mabfr.* S. 37—40, glaube ich, eingehend genug mit ihm befaßt. B. erklärt, seines Erachtens seien hier „Hartmann und der Kymre nicht auf eine Stufe gegen Chrestien zu stellen“; das habe ich ja auch gar nicht getan, ich sage ja S. 40 ausdrücklich: „Zwischen dem Mabinogi und Hartmann braucht hier kein Zusammenhang zu bestehen, denn im wesentlichen stimmt letzterer doch... zu Chrétien“! — Wegen der dem Mabinogi von *Peredur* und Wolframs *Parzival* gemeinsamen Übereinstimmungen gegen Chrétien — *Zur Mabfr.* S. 4, Anm. 1—, deren B. dann gedenkt, s. jetzt oben S. 137. B. behauptet, die Übereinstimmung zwischen *Peredur* und Wolfram bezüglich der Vorgeschichte des Waldlebens sei nur scheinbar; das ist, wie aus dem a. a. O. Bemerkten, hervorgeht, nicht richtig: die Übereinstimmung ist sehr real und kann nicht auf Zufall beruhen. Gewisse daneben bestehende A b w e i c h u n g e n beeinträchtigen den Wert der signifikanten Ü b e r e i n s t i m - m u n g e n in keiner Weise.

Ad 4. Die Abweichungen des Mabinogi von Geraint gegenüber Chrétien sollen nach Becker nicht erst von Edens nachgewiesen, sondern von jeher bekannt gewesen sein. Diese Behauptung ist wieder teilweise unzutreffend; wie B. wissen muß, wenn er die Dissertation gelesen und nicht nur durchgeflogen hat, ist nur ein kleiner Teil der Differenzen, welche für eine von Chrétien verschiedene Quelle sprechen, schon von andern Forschern hervorgehoben worden, die Mehrzahl wurde zuerst von Edens aufgezeigt. Daß der methodische Grundsatz, wonach die logische Version gegenüber der unlogischen, ja sinnlosen für die ursprüngliche zu halten ist, eine unsichere Basis abgebe, bestreite ich auch, sobald es sich nicht um einen einzelnen Fall,

sondern um eine ganze Reihe von Fällen handelt, wo logischer, widerspruchsfreier Darstellung in dem einen Texte unlogische, unverständliche in dem andern gegenübersteht, s. diese *Zeitschrift* 40[1], S. 192. Es scheint Becker nicht bekannt zu sein, daß Bédiers ganze Rekonstruktion des Urtristan zu einem wesentlichen Teile auf diesem Prinzip aufgebaut ist; aber Bédier verwendet neben dem Kriterium der Logik das des Geschmackes, des Gefühles — *goût, sentiment* —, um die ursprünglichen Versionen festzustellen, und hier ist allerdings dem subjektivem Ermessen Tür und Tor geöffnet. Von diesem unzuverlässigen Kriterium haben indes weder Edens noch ich jemals Gebrauch gemacht.

Es ist auch nicht richtig, wenn Becker behauptet, daß das Kriterium der Logik der Darstellung die einzige Basis für die Untersuchung abgebe; B. läßt hier, wie auch später, das Kriterium, das aus den Eigennamen und den geographischen Angaben bei Chrétien und im Mab. entnommen wurde, gänzlich außer Acht, und doch sind gerade die hier gewonnenen Ergebnisse von größter Wichtigkeit für die Entscheidung des vorliegenden Problems.

Die dann Sp. 24, a—d von B. besprochenen, von mir und Edens geltend gemachten Argumente sind nicht „die Beweisgründe, die den Nachweis der vollkommenen psychologischen Motivierung auf Seiten des Kymren und der rein unverständlichen Darstellung auf Seiten Chrétiens liefern sollen", sondern einige von diesen Argumenten, die B. aus einer größeren Zahl herausgreift. Die Art und Weise ferner, wie über mehrere der beigebrachten Argumente referiert wird, macht es dem Leser ganz unmöglich, sie zu verstehen. Ich verwahre mich sehr entschieden gegen die auch hier wieder von Becker beliebte Methode, durch eine unklare, unvollständige, wesentliche Momente verschleiernde und unterdrückende Berichterstattung die Beweisführung des Gegners zu verstümmeln, für den Nichteingeweihten unverständlich zu machen, und dann womöglich dieses selbstkonstruierte Wahnbild ins Lächerliche zu ziehen.

Ich kann die von B. Sp. 24 f. besprochenen Punkte nun nicht hier noch einmal alle in voller Ausführlichkeit erörtern, ich begnüge mich teilweise, auf die Stellen, wo ich und Edens uns mit ihnen eingehend befaßt haben, hinzuweisen, und bitte diejenigen, die ein Urteil gewinnen wollen, die Becker'schen Angaben mit unserer Darstellung vergleichen zu wollen:

Wegen a (Hirschjagd) s. Edens S. 65—72, *Zur Mabfr.* S. 67—69, diese *Zeitschr.* 40[1], 200—202.

Wegen b (Kußmotiv) s. Edens S. 76—78, *Zur Mabfr.* S. 69 f., diese *Zeitschr.* h. a. O. S. 198—200. Das eine der beiden, an den erstgenannten Stellen behandelte Argument für die Ursprünglichkeit des Mab. habe ich an dem zuletzt genannten

Orte zurückgenommen, da es sich auf ein Versehen gründete, das Loth in seiner Übersetzung des Mabinogi untergelaufen ist, das andere aber bleibt bestehen. Es erübrigt sich also hier, auf Beckers Einwände einzugehen. Doch sei festgestellt, daß seine Erklärung in keiner Weise fördert. Er meint, Guenievre schlage die Verschiebung der Kußzeremonie bis zu Erecs Rückkehr deshalb vor, weil sie den Streit, der zwischen den Rittern entbrennen wird, fürchtet, und „weil ihr Fraueninstinkt sie antreibt, Zeit zu gewinnen. Das unerwartete Ergebnis gibt ihr dann recht." Aber inwiefern wird denn durch das Zeitgewinnen die Gefahr des Streites verringert? Was bezweckt die Königin mit der Verschiebung der Zeremonie? Sagt ihr „Fraueninstinkt" ihr voraus, daß Erec mit einer Dame zurückkehren wird, welche alle anderen an Schönheit so sehr überstrahlt, daß die Ritter ihre Superiorität willig anerkennen werden? Aber B. erklärt ja ausdrücklich, der Vorschlag der Königin erfolge „nicht weil sie ahnt, daß Erec die unvergleichliche Enide mitbringen wird"! Aber was ahnt die Königin dann, was sagt ihr „Instinkt" ihr? Daß irgend etwas passieren wird, was den Ausbruch des Streites verhindert? Aber dieses etwas ist ja eben das Erscheinen Enidens! Also ahnt sie doch voraus, daß Erec Enide mitbringt? Und wie kann „Fraueninstinkt", der doch rein psychologisch ist, in dieser Weise ins Blaue hinein ahnen? Das heißt doch mit diesem Begriffe einen schlimmen Mißbrauch treiben! Will aber B. sagen, die Königin mache den Vorschlag deshalb, weil bei Verschiebung der Zeremonie die Möglichkeit gegeben ist, daß noch irgend etwas eintrete, das den Ausbruch des Streites verhindert, so wäre doch diese Möglichkeit eine so vage und unwahrscheinliche, daß es, ohne jeden bestimmten Anhaltspunkt, sehr töricht gewesen wäre, mit ihr zu rechnen, auch könnte dann nicht von „Instinkt" gesprochen werden. Nein, ich meine, es ist ganz klar, daß die Sache sich so verhält, wie in dieser *Zeitschr.* 40[1], 199 unten ausgeführt wurde: es liegt in der Erzählung ein Fehler vor: „der Dichter läßt die Königin einen Wunsch äußern, der nur begreiflich ist vom Standpunkt des Dichters aus, der Erec-Geraint mit Enide an den Hof zurückkehren und ihr die Ehrung zuteil werden lassen will."

Unter c behandelt Becker das zentrale Motiv der Dichtung, Erecs Verliegen:

„Mit Enide vermählt, geht Erec bei Chrestien ganz in der Wonne seiner jungen Liebe auf und vernachlässigt Turnier und Waffenspiel; die Leute halten sich darüber auf, und eines Tages läßt Enide ein unvorsichtig Wort fallen, das Erec damit beantwortet, daß er sie zwingt, mit ihm auszureiten und Abenteuer zu bestehen, damit sie sehe, welche Anforderungen das Ritterhandwerk an seine Getreuen stellt. Das Ergebnis ist, daß Erec

erkennt und bekennt, daß die Bemerkung seiner Frau lediglich ihrer reinen Liebe für ihn entsprang und nicht etwa dem Übermut ..... — Das alles hat nach Z. keinen Sinn: ihm ist Erecs Ausfahrt nur begreiflich, wenn in Erec ein Verdacht an Enidens Treue aufgestiegen ist, wenn er sie dafür bestrafen, wenn er sie demütigen will!"

Ich bemerke zunächst, daß das in Rede stehende Argument — was Becker augenscheinlich nicht weiß — weder von Edens noch von mir, sondern von keinem geringeren als Gaston Paris herrührt, der *Romania* 20 (1891), 164 erklärt: *Sans ce doute d'Erec* [an der Treue seiner Frau], *sa conduite est impossible à comprendre : il ne peut, sous peine d'être absurde, en vouloir à sa femme, s'il ne doute pas de son amour, d'avoir eu le courage de lui conseiller de vivre moins pour elle et plus pour sa gloire.*

Sodann verstümmelt B. meine Beweisführung, um sie als haltlos hinstellen zu können! Ich bitte, die ausführlichen Auseinandersetzungen bei Edens S. 90—99, *Zur Mabfr.* S. 71—78, und diese *Zeitschr.* 40[1], 202—204 zu vergleichen. B. eliminiert ein wichtiges Motiv in der Erzählung, auf das es gerade ankommt und ohne welches die gegebene Argumentation vollkommen unverständlich bleiben muß: Bekanntlich läßt Erec seiner jungen Gattin, nachdem sie ihn von dem Gerede des Volkes in Kenntnis gesetzt hat, die erniedrigendste Behandlung zuteil werden; er befiehlt ihr, ein Stück vor ihm herzureiten, und verbietet ihr zu reden, wenn sie irgend etwas sehe oder höre (oder, nach anderer Lesart: verbietet ihr überhaupt zu reden), es sei denn, daß er selbst sie anrede. Enide empfindet diese Behandlung aufs schwerste, sie glaubt, ihr Gemahl hasse sie:

V. 2789 ... de ce sui morte et traïe,
Que mes sire m'a anhaïe.
Anhäïe m'a, bien le voi,
Quant il ne viaut parler a moi;
Ne je tant hardie ne sui
Que je os regarder vers lui.

Aus V. 4920 ff. ergibt sich mit Bestimmtheit, daß Erec an ihrer Liebe gezweifelt hat; er sagt zu ihr:

Ma douce suer!
Bien vos ai del tot essaiiee!
Ne soiiez de rien esmaiee,
Qu'or vos aim plus, qu'ains mes ne fis,
Et je resui certains et fis,
Que vos m'amez parfitement...

Diese Behandlung, die Erec Eniden angedeihen läßt, und die am Schluß der ihr auferlegten Prüfung sich findende Angabe, daß er an ihrer Liebe irre geworden war, ist bei Chrétien rein unverständlich, denn hier fällt es Erec in der zentralen Szene gar nicht ein, seiner Gattin wegen jener Mitteilung, die sie ihm

gemacht hat, zu zürnen, vielmehr ist er ihr dafür dankbar: „denn, recht habt ihr daran getan [nämlich: daß ihr mich von dem Gerede der Leute in Kenntnis gesetzt habt], und auch die, welche mich tadeln, haben recht" (V. 2576 ff.). Er gesteht also als *chevalier sans reproche* offen ein, daß es von ihm unrecht war, sich durch die Liebe zu seiner Frau zur Untätigkeit verleiten zu lassen. Dagegen ist das barsche Benehmen Geraints im Mabinogi wohl motiviert: Hier zürnt G. der Enide wegen ihrer Worte, die er als einen von ihr selbst ausgehenden Tadel versteht, denn hier macht Enide ihm nicht Mitteilung von dem, was andere über ihn urteilen, sondern er vernimmt im Moment des Erwachens die von ihr im Selbstgespräch geäußerte Klage: „*Malheur à moi, si c'est à cause de moi que ces bras et cette poitrine perdent toute la gloire et la réputation qu'ils avaient conquise*" (Loth II, 142). Er glaubt, sie wolle ihn, indem sie ihn zu ritterlicher Tat anspornt, nur aus dem Hause schaffen, und er wird sofort von Eifersucht erfaßt, er zweifelt an ihrer Liebe: „*Une autre pensée le mit en émoi: c'est que ce n'était pas par sollicitude pour lui qu'elle avoit ainsi parlé, mais par amour pour un autre qu'elle lui préférait, et parce qu'elle désirait se séparer de lui.*" Um sie zu strafen und zugleich, um ihre Liebe auf die härteste Probe zu stellen, läßt er ihr jene dehmütigende Behandlung angedeihen, die hier noch dadurch verschärft erscheint, daß er ihr befiehlt, ihr schlechtestes Gewand anzulegen — ein Zug, der bei Chr. fehlt. Diese Motivierung muß auch in Chrétiens Quelle vorhanden gewesen sein, sie ist von ihm getilgt worden, offenbar deshalb, weil ihm „bei dem rein idealen Licht, in dem er Erecs Verhältnis zu Enide schildert, ein solcher Verdacht Erecs unwürdig schien" (Edens S. 100); dadurch wird aber bei Chrétien die ganze folgende Erzählung unverständlich. Die späteren, oben zitierten Verse 4920 ff. stellen ein Rudiment jener im Mab. vorliegenden Auffassung dar, die auch Chrétien in seiner Quelle fand. Das Eifersuchtsmotiv, Erecs Zweifel an Enidens Liebe, bildet den Schlüssel zum Verständnis der ganzen Dichtung.

Ich bedaure, durch Beckers Versuch, den Tatbestand zu verdunkeln, genötigt gewesen zu sein, diese *Zur Mabfr.* S. 71 ff. schon ausführlich dargelegten Dinge nochmals zu wiederholen.

d. Das Mitnehmen von Schild und Lanze bei einem Spazierritt durch Keu ist ein sekundäres Argument, auf das ich keinerlei besonderes Gewicht legen möchte. Aber ich stelle fest, daß Beckers Einwand nicht zutrifft, denn Keu reitet nicht auf die Jagd, sondern einfach spazieren; Siegfried, auf den Becker verweist, begiebt sich, als er mit Schild und Speer ausgerüstet in den

Wald zieht, auf die Eberjagd, zu der er selbstverständlich der Waffen bedarf, s. *Nibelungenlied, ed.* Zarncke, Av. 16.

Das auf Erecs Weigerung, vor Artus zu erscheinen, bezügliche Argument ist von mir inzwischen bereits diese *Zeitschr.* 40[1], 196 f. zurückgenommen worden, freilich aus einem anderen Grunde als dem unzureichenden, den B. hier gegen meine frühere Auffassung geltend macht:

„Z. tadelt es ferner, daß Gauvain Erec nicht erkennt, obwohl die alte Form des Helmes ein Erkennen aus nächster Nähe nicht habe hindern können; aber Chrestien, der nach dem Leben und der täglichen Erfahrung schildert, ist eben hierin anderer Meinung".

Diese Darstellung ist wieder unrichtig. Ich tadele keineswegs, daß Gauvain den Erec nicht erkennt, sondern ich stelle die Tatsache einfach fest; vielmehr tadelt Foerster es, daß im Mabinogi Gwalchmei (= Gauvain) den Geraint (= Erec) erkennt, da Geraints Antlitz doch durch das Visier bedeckt gewesen sei; demgegenüber habe ich festgestellt, daß ein solches Erkennen vielmehr vollständig begreiflich ist, da der damalige Helm häufig, vielleicht in der Regel, noch visierlos war, Geraints Antlitz also unbedeckt zu denken ist; die Darstellung des Mabinogi, die Foerster unwahrscheinlich findet, ist also vielmehr durchaus korrekt!

Becker wiederholt dann die von mir schon *Zur Mabfr.* S. 81 ff. zurückgewiesene Behauptung Foersters, Gauvain erkläre den fremden Ritter — es ist Erec — deshalb für den besten Ritter, weil er Keu aus dem Sattel geworfen hat. Ich habe dem entgegengehalten, daß der Prahlhans Keu in den Artussagen stets aus dem Sattel gehoben wird, diese Tat also für den fremden Ritter in Gauvains Augen unmöglich ein besonderer Ruhmestitel sein konnte. Becker wendet ein, dem Keu werde dieses Schicksal sonst keineswegs von dem ersten besten bereitet: „nur einem Perceval, einem Ivain oder einem Erec gelingt es." Auch diese Behauptung ist unzutreffend. In gleicher Weise wie von Perceval, Ivain, Erec wird Keu besiegt von Lancelot im *Chevalier à la charrette* V. 259 ff., von Giglain im *Biaus Desconneus* V. 5574 ff., von Escanor *de la montagne* im *Atres perillos* V. 282 f., von Fergus im gleichnamigen Roman V. 6433 f. von einem ungenannten Ritter in der *Vengeance Raguidel* V. 466 ff., von *Laris* im *Claris u. Laris* V. 13201 ff. und ebendaselbst von einem ungenannten Ritter V. 23405 ff., usw., d. h. so ziemlich immer und überall, wenn er sich in einen Zweikampf einläßt, — es bleibt also dabei, daß es Gauvain als keine besondere Heldentat erscheinen kann, wenn der fremde Ritter dies auch fertig bringt, und daß er unmöglich daraus den Schluß ziehen kann, den besten Ritter vor sich zu haben. Aber im Mabinogi ist diese Bezeichnung des Fremden verständlich, denn Gwalchmei hat in ihm

Geraint erkannt, der hier in der Tat als der beste Ritter von Artus' Tafelrunde geschildert wird. Ebenso wenig konnte natürlich der Umstand, daß der Fremde dem besiegten Keu „das Pferd zurückstellte, als er hörte, daß es das Gauvains sei", wie B., Foerster folgend, will, — das ist doch einfach ein Akt der Courtoisie! — oder der andere Umstand, „daß er sich weigerte, zum König zu kommen und sich pflegen zu lassen, wo er doch so schwer verletzt war", Gauvain veranlassen, in ihm den besten aller Ritter zu erblicken; Beckers Gedanke, es sei dies eine „geschickte Formel" Gauvains, um den König zu veranlassen, sich den Fremden anzusehen, d. h. also doch eine Art kleiner Notlüge, ist natürlich vollends abzulehnen; solche Mätzchen vertragen sich mit dem naiven Wesen der Artusritter des 12. Jhs. nicht.

Dies sind die Argumente, die Becker aus der langen Reihe der von Edens und mir zu Gunsten der Unabhängigkeit des Mabinogi von Chrétien geltend gemachten herausgreift und die er durch seine Kritik abgetan zu haben glaubt. Er stellt es so hin, als ob es die Gründe, nicht einige von diesen Gründen wären, und wirft mir Unfähigkeit vor, mich „in die feine Erzählungskunst eines Chrétien einzufühlen und die durchsichtige Motivierung seiner Märchenphantasien zu begreifen." Die schwerwiegenden, von Edens S. 158—143 und vor mir *Zur Mabfr.* S. 86—96 ausführlich behandelten Beweisgründe, welche aus den Eigennamen und den geographischen Angaben im *Erec* und im Mabinogi zu entnehmen sind, werden von ihm einfach ignoriert. Ich stelle deshalb hier nochmals fest:

Der ganze Schauplatz der Handlung ist in Chrétiens *Erec* wie im Mabinogi insular, sie spielt sich ab in Wales, Cornwall, England. Nantes ist der einzige festländische Ort, der bei Chrétien erwähnt wird — im Mabinogi begegnet überhaupt keiner. Damit steht im Einklang, daß Geraint, der Held der Erzählung im Mabinogi, eine historische Persönlichkeit der britischen Geschichte war, es stimmt dazu ferner die Tatsache, daß der Name der Heldin identisch ist mit kymr. *enid*, „Waldlerche", welches Wort sich allein im Kymrischen findet und allen andern keltischen Dialekten, spez. dem Keltischen des Festlandes, fehlt. Dagegen paßt es zu dem insularen Schauplatz der Geschichte schlecht, daß Erec, den Chrétien an Stelle Geraints hat, anerkanntermaßen identisch ist mit einem historischen Grafen Guerec von Nantes. Chrétien selbst allerdings scheint sich des Widerspruches nicht bewußt gewesen zu sein, denn er läßt V. 6559 ff. Artus und sein Gefolge von Tintagel — in Cornwall — nach Nantes gelangen, ohne daß einer Seereise Erwähnung geschieht, und er erzählt, V. 6581 ff.

ausdrücklich, Enidens Eltern seien von ihrer Heimat in der Nähe von Caradigan — in Südwales — nach Nantes g e r i t t e n, er scheint also, da ihm die Lage von Nantes auf dem Festlande doch nicht unbekannt gewesen sein kann, gar nicht gewußt zu haben, daß alle im *Erec* sonst genannten Örtlichkeiten nicht auf dem Festlande, sondern in Großbritannien liegen. Somit spricht im Hinblick auf die Geographie der Dichtung alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Geraint, nicht Erec ihr ursprünglicher Held war, und daß somit die kymrische Erzählung nicht aus Chrétien schöpft, sondern, da das umgekehrte Verhältnis ausgeschlossen ist, beide Dichtungen, die kymrische und die französische, in letzter Linie aus der gleichen Quelle stammen, deren Held Geraint war. Auf dem Kontinent, und zwar schon in Chrétiens Vorlage, wurde Geraint dann durch den kontinentalen Grafen Guerec-Erec ersetzt.

Wenn Becker Sp. 25 meint, die kymrischen Namensformen könnten in den drei Mabinogion nicht ursprünglich sein, weil nicht anzunehmen sei, „daß Chrestiens hypothetischer Vorgänger, der doch sicher ein französischer Dichter sein mußte, seine Helden etwa Peredur, Gwalchmei, usw. benannt habe", und weil nach seiner Ansicht der Name Geraint (für Erec) nicht von Peredur oder Owein zu trennen sei, so ist zu erwidern, daß, wie schon oben bemerkt, die Herkunft der Mabinogion aus französischer Quelle keineswegs gesichert ist, sondern neuerdings von einer so gewichtigen Autorität wie Ernst W i n d i s c h bestritten wird, und daß, gesetzt den Fall, sie gingen d o c h zunächst auf französische, ev. anglonormannische Vorlagen zurück, im Hinblick auf den anerkannt kymrischen Namen *Enid*, den dann der französische *conteur* beibehalten hat, nicht einzusehen ist, warum nicht auch die keltischen Namen *Peredur*, *Geraint* ursprünglich in französischen Gedichten figuriert haben könnten, bevor sie durch *Perceval*, *Erec* ersetzt wurden; was aber die Namen *Owein*, *Gwalchmei* betrifft, so waren sie dann — eine französische Quelle der Mabinogion vorausgesetzt — eben durch die französischen Äquivalente *Ivain*, *Gauvain* ersetzt worden und wurden bei Rückwanderung des Stoffes naturgemäß wieder mit den ursprünglichen Namensformen vertauscht, wie doch auch ein deutscher Autor, der etwa aus dem Französischen übersetzt, ohne weiteres *Guillaume*, *Henri* durch *Wilhelm*, *Heinrich* wiedergeben wird, für welche Namen dann bei Rückführung der Geschichte ebenso natürlich die ursprünglichen Formen *Guillaume*, *Henri* eintreten würden. Daß den Sagenerzählern, von denen wir doch viele als mehrsprachig zu denken haben, auch die Namen geläufig waren, welche bekannte Gestalten der Sage bei a n d e r n Nationen führten, ergibt sich ja z. B. aus der im Mab. von *Geraint*, L o t h II, 156 sich findenden Bemerkung des Kymren, der *Gwiffret Petit* der Franzosen und

Angelsachsen heiße bei den Kymren „der kleine König.“ Beckers Meinung, die kymrischen Namen in den Mabinogion könnten nicht ursprünglich sein, erscheint also nicht haltbar.

Und auf Grund dieser, einer genauen Nachprüfung nirgends stichhaltenden Beweisführung gelangt dann Becker zu dem „triumphierenden Ergebnis“:

„Es ist Foersters große Tat und bleibendes Verdienst, für die ihm die Literaturgeschichte ewig verbunden sein wird, daß er mit unerbittlicher Strenge jene wesenlosen Hypostasen, jene hypothetischen Vordichtungen, die man aus den fremdländischen Bearbeitungen der Chrestienschen Arturromane erschließen wollte, in ihre wesenlose Nichtigkeit zurückgestoßen und damit für die richtige Würdigung von Chrestiens großartiger Erfindungsgabe und feinsinnigem Darstellungstalent erst Raum geschaffen hat.“ Der Blick von G. Paris und anderen Forschern ist „durch das Phantom jener erschlossenen älteren Vorlagen getrübt, und ihre Wertschätzung des genialen Sohnes der Champagne steht in schneidendem Widerspruch zum einstimmigen Chor der zeitgenössischen Lobpreisungen.“

Was zunächst diese letztere Behauptung betrifft, so ignoriert Becker wieder den von mir *Zur Mabfr.* S. 12—14 unter Anführung der sämtlichen in Betracht kommenden Textstellen erbrachten Nachweis, daß die Zeitgenossen Chrétien einfach rühmen als gewandten Erzähler und trefflichen Stilisten, — ein Ruhm, der ihm ja auch von keinem modernen Kritiker streitig gemacht wird. Ein Autor nennt Chrétien *pari passu* mit Raoul von Houdenc und zwar an zweiter Stelle, ein anderer führt ihn erst an dritter Stelle an nach Gautier von Arras und Guiot. Von irgend welchen überschwänglichen Lobpreisungen ist nicht die Rede, eine Vorzugsstellung wird Chrétien nicht eingeräumt. Aus der Anerkennung, die die Zeitgenossen seiner Erzählungskunst zollen, läßt sich aber natürlich für seine stoffliche Originalität gar nichts folgern. Die Beurteilung Chrétiens durch G. Paris und andere französische Kritiker steht mit den Aussagen der Zeitgenossen nicht in schneidendem Widerspruch, sondern vielmehr im vollsten Einklange.

Die volltönende Tirade aber, mit der Becker W. Foerster das Verdienst vindiziert, der Annahme älterer literarischer Vorstufen der Chrétien'schen Romandichtungen endgültig den Garaus gemacht zu haben, wird eigenartig illustriert durch die folgenden Tatsachen:

a. die gleiche Ansicht, welche Edens für *Erec-Geraint* vertritt: daß die Chrétien'sche Dichtung und das altkymrische Märchen auf die gleiche Quelle zurückgehen, verteidigt für *Perceval-Peredur* Frl. M. Rh. Williams in der Pariser

Doktorthese: *Essai sur la composition du roman gallois de Peredur*. Paris 1909. Ihr hat, soweit Chrétien in Betracht kommt, zugestimmt Loth, *Ann. de Bretagne* 26 (1910—11) 253—58. Daß die Einwände Thurneysens, *Zeitschr. f. celt. Philol.* 1910, 186—89, keine Beweiskraft besitzen, wurde *Zur Mabfr.* S. 4, A. 1 gezeigt; s. noch oben S. 137.

b. Die Notwendigkeit der Postulierung einer vor oder neben Chrétiens *Conte du graal* existierenden Fassung der Percevalsage, die mit Chrétiens Dichtung aus der gleichen Quelle geflossen war, suchen gänzlich unabhängig voneinander darzutun Carsten Strucks in einer Dissertation vom J. 1910 und der amerikanische Gelehrte R. H. Griffith in einer Untersuchung vom J. 1911, s. oben S. 134.

c. Dieselbe Anschauung begründet für *Ivain-Owein* Prof. Arthur C. L. Brown in der Abhandlung: *On the independent character of the welsh Owain*, *Rom. Review* III (1912), S. 143 ff; mit Brown hat sich soeben in der Hauptsache einverstanden erklärt van Hamel, *Romania* 42 (1913, Aprilheft), 279 f.

d. Dem gleichen Nachweis wird gewidmet sein eine in Vorbereitung begriffene Leipziger Dissertation über *Ivain* von cand. phil. Walter Greiner, einem Schüler Birch-Hirschfelds.[3])

e. Für alle drei Mabinogion behauptet Unabhängigkeit von Chrétien der bekannte Keltist Loth, *Rev. celt.* 32 (1911), 439.

f. Meinen Darlegungen hat soeben rückhaltlos zugestimmt einer der besten Kenner Chrétiens und seiner ausländischen Bearbeitungen, F. Piquet, in der *Revue germanique* IX (1913), 104 f.

g. Der Keltist E. Windisch hat in seinem eben erschienenen, oben S. 132 zitierten umfassenden Werke über *Das keltische Brittannien bis zu Kaiser Arthur* S. 154 ff. das ganze Problem vom Standpunkt des Keltisten aus gründlich erörtert und entschieden gegen Foerster Stellung genommen: „Eine Vielheit von Erzählern erzählen die Geschichten, abgesehen von den erlaubten Ausschmückungen, in derselben Weise. So erklärt sich die weitgehende sonstige Übereinstimmung der französischen und kymrischen Texte" (S. 264). „Dankbar dürfen wir ... den Kymren sein, die uns in den drei kymrischen Erzählungen eine von den französischen Dichtungen im Grunde unabhängige einheimische Form der Sage erhalten haben" (S. 267).

Dies sind also alles Arbeiten jüngsten Datums! Die Anschauung, zu der ich mich in meiner von Becker kritisierten

[3]) Auf die briefliche Mitteilung Herrn Greiners hin, daß seine Arbeit schon vor dem Abschluß stehe, habe ich meine eigene, bei Edens S. 54, Anm. 1 angekündigte Untersuchung über *Ivain-Owen*, für die ich bereits das ganze Material gesammelt und mit deren Niederschrift ich begonnen hatte, vorläufig abgebrochen.

Schrift bekenne, ist danach von ihrer Auflösung in ein „wesenloses Nichts“ weiter entfernt denn je, und ich kann der zitierten Periode, in der Becker sein Ergebnis formuliert, nur einen rein rhetorischen Wert zuerkennen; mit den Tatsachen steht sie in schroffem Widerspruch.

Zum Schluß befaßt sich B. mit meinem Hinweis auf Lafontaine; ich habe aber außer diesem auch Corneille, Molière, Shakespeare namhaft gemacht, welche sich gleichfalls mehrfach sehr eng an ältere literarische Vorlagen angeschlossen haben, wie es Chrétien getan haben muß, wenn er aus Vorlagen schöpfte, welche mit den Mabinogion nahe übereinstimmten. Becker will, indem er bei meinem Hinweis auf den französischen, stofflich überall von älteren Vorlagen abhängigen Fabeldichter stehen bleibt, durch einen Vergleich zeigen, was die von mir vertretene Theorie eigentlich bedeute:

„Es ist nämlich, als ob man in irgend einer Bibliothek eine Handschrift aus dem 18. Jh. in englischer Prosa fände mit Fabeln in Büchern geordnet wie die Lafontaine'schen und diesen auch ganz ähnlich im Gang der Erzählung, sogar mit einigen wiedererkennbaren Versen, aber sonst durchwegs kürzer gefaßt und roher stilisiert und besonders in den Namen (Jean Lapin u. dgl.) anglisiert. Und nun träte jemand auf und behauptete auf Grund dieser Handschrift, es müsse in Frankreich im 17. Jh. vor Lafontaine eine Generation von Fabeldichtern gegeben haben, welche die äsopischen Tierfabeln genau wie dieser in einzelnen Büchern behandelt hätten und zwar viel geschickter; Lafontaines Verdienst sei nur das eines gewandten, aber zuweilen recht verständnislosen Überarbeiters. Würde da nicht ein homerisches Gelächter den Olymp erschüttern?“

Sic! Nun, man sagt wohl: *Omne simile claudicat.* Das vorstehende, dünkt mich, hinkt rechts und links. Daß die Dinge auf beiden Seiten *toto genere* verschieden liegen, habe ich schon im *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.* 1913, Sp. 181 im einzelnen gezeigt und ich glaube auf das dort gesagte verweisen zu können:

im 17. Jh. war die Buchdruckerkunst erfunden, — im 12. noch nicht, die Literatur wurde noch z. T. mündlich fortgepflanzt und zahllose Handschriften sind verloren gegangen;

Lafontaine's Quellen kennen wir genau, — von denen Chrétiens hat sich nichts erhalten;

ebenso sind wir aufs genaueste über die vor-Lafontaine'sche Literatur unterrichtet, — über die Literatur vor Chrétien sehr mangelhaft, usw. usw.

Es ist wirklich schwer zu verstehen, wie Becker solch einen unmöglichen Vergleich völlig heterogener Dinge aufstellen und

allen Ernstes glauben kann, durch ihn die gegnerische Ansicht *ad absurdum* geführt zu haben.

Becker schließt seine Besprechung mit dem energischen Satze: „,... für das 12. Jh. darf man sich solche Geschichtsverzerrung erlauben, weil wir eben aus der Romantik der Sagenvergleichung noch nicht heraus sind."

Ich stelle nochmals fest — s. *Literaturblatt* a. a. O. —, daß die Ansicht, wonach Chrétien seine Artusromane aus verlorenen, roheren, literarischen Quellen schöpfte, — für den *Perceval* beruft er sich ja selbst auf ein vom Grafen von Flandern erhaltenes Buch — mit „Romantik" nichts, gar nichts zu tun hat. Wer aber die Geschichte „verzerrt", diejenigen, welche der von Becker bekämpften Ansicht huldigen, oder Foerster und seine Anhänger, das wird, denke ich, die fortschreitende wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Artusepik — die ja eben jetzt wieder sehr kräftig einzusetzen scheint —, wohl noch einmal ans Licht bringen. Becker möchte die gegnerische Anschauung als so widersinnig hinstellen, daß sie eigentlich nur ein „homerisches Gelächter" verdiente. Nun, es heißt: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Und so wollen wir denn abwarten!

Rostock. RUDOLF ZENKER.

Eine Sotte chanson der Oxforder Liederhandschrift.

Die *Sottes chansons* sind bisher wohl kaum Gegenstand ausführlicherer Betrachtung gewesen. Man könnte sagen mit Recht. Denn es ist zum mindesten sehr zweifelhaft, ob die Mühe, die eine sprachliche und inhaltliche Interpretation dieser oft recht unflätigen Machwerke bereiten würde, im Verhältnis stehen würde zu den etwaigen Ergebnissen. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die *Sottes chansons* der Oxforder Hds. manche sprachlich und kulturell interessante Einzelheit, manche nicht zu unterschätzende realistische Schilderung enthalten. Wenn man außerdem in Erwägung zieht, daß bei Dichtern der mittelfranzösischen Zeit z. B. Villon und Eust. Deschamps die *S. ch.* sozusagen als literarische Gattung erscheint, so wird man um all dieser Tatsachen willen diesen kuriosen Erzeugnissen des *esprit gaulois* ein gewisses nachsichtiges Interesse nicht versagen. Immerhin wäre ich jedoch wohl kaum auf den Gedanken gekommen Besserungs- und Interpretationsversuche an einer *S. ch.* vorzunehmen, wenn ich nicht Grund zu der Annahme gehabt hätte, daß es sich in dem nachstehend abgedruckten Gedichte um teilweise Nachäffung des Kauderwelsches französisch radebrechender Engländer handelte, wie sie in *Jehan et Blonde*, im *Renart*, im Fablel von den beiden Engländern und in einigen „*Mimes*" des XIII. Jhrh. sowie in Stücken späterer Zeit begegnet. Näheres s. Matzke, *Modern Philology*, June 1905; E. Faral, *Mimes français du XIIIe siècle* (1910); Cohen, *Romania*, 1912 p. 355 ff. Unser Gedicht wäre das einzige lyrische Stück dieser Art. Der Verfasser spielt im Geleit auf eine Aufforderung an, die der englische König an den französischen schickt. Die Formen *francis* und *inglis*, die von dem Metzer Schreiber der Hds. nicht stammen können, erinnern an das *Francis* des Herzogs von Gloucester bei Philippe von Beaumanoir (ed. Suchier v. 2704). Das durch Reim und Versmaß gesicherte *porcel* (= *pucelle*; ebenso Jeh. Bl. 2837 u. ö.), *mamel*, *boucier* (offenbar = *épouser*, was einen

guten Sinn gibt; ebenso Jeh. Bl. 2839 u. ö.; Renart I b 2972). Vertauschungen wie *rivage* = *sauvage*, vielleicht *morvel* = *morel* und andere Erscheinungen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Verfasser des Gedichtes (stellenweise wenigstens) in schon traditionell gewordener Weise das Französisch des Engländers parodieren wollte. Vielleicht enthält sogar das Geleit eine ganz bestimmte Anspielung auf jene beiden burlesken Chartes, die Faral *a. a. O.* p. 48 abgedruckt hat. In den beiden Stücken steht im Mittelpunkt die Aufforderung des englischen Königs an den französischen, seinem Sohne ein Paar goldener Sporen (entstellt zu *porons sorés* = „getrockneter Porree") zu überreichen, wenn er nach Frankreich kommen werde. An dem sonst etwas zusammenhanglosen *fait por son sele trauer* des *envoi* ließe sich mit leichter Mühe eine entsprechende Besserung vornehmen. Daß der Dichter sich so bestimmt auf ein offenbar recht verbreitetes Jongleurstück bezöge, wäre nicht weiter auffällig und würde sehr gut zu dem Umstande stimmen, daß andere *Sottes chansons* der Oxf. Hds. mehrfach auf den berüchtigten *Audigier* Bezug nehmen und ihn zitieren (s. meine Anmerkungen *Rom. Forsch.* XXII, 1907, p. 592). Wäre meine Hypothese, die ich allerdings mit dem nötigen Vorbehalt gebe, richtig, so würden wir als terminus a quo für unser Gedicht 1264 resp. 1299 erhalten (s. Faral *a. a. O.* p. 32), die jenseitige Grenze ergäbe sich aus der Entstehungszeit der Hds., nach P. Meyer, *Arch. des miss. scient.* IIe sér. tome 5 p. 157, ca. 2. Viertel des 14. Jhrh. Weitere Schlüsse aus Reimuntersuchungen u. ä. zu ziehen, muß ich mir angesichts der schwierigen Verhältnisse und des dürftigen Materials versagen. *vo, moi, meschance, vaselaige*: *servirai je* beweisen nicht viel. Was ich im folgenden biete, möchte ich in keiner Weise als kritischen Text angesehen wissen. Die bei Matzke und Faral *a. a. O.* gegebenen Zusammenstellungen der Eigentümlichkeiten des französisch-englischen Jargons bieten an vielen Stellen eine wertvolle Handhabe zur Herstellung des ursprünglichen Sinnes und zur Beurteilung einzelner Fehler. Doch konnte ich sehr häufig nicht entscheiden, ob Fehler des Abschreibers oder absichtliche Entstellungen von Seiten des Dichters vorlagen, besonders da der Sinn an einigen Stellen mir trotz aller Bemühungen dunkel blieb. Es war auch sonst Vorsicht geboten, da es schien, als ob der Verfasser des Gedichts im ganzen die parodistischen Elemente sparsam verwendete. Mit Sicherheit ließen sich eben nur einige traditionelle Verballhornisierungen feststellen. Freilich ist ja auch damit zu rechnen, daß der Schreiber einiges gebessert hat. Ich gebe den Text nach Steffens Abdruck, *Arch.* 104, p. 339 und lasse ihn mit wenigen Ausnahmen unangetastet. In den Anmerkungen lege ich jedesmal meine Auffassung dar. Vielleicht helfen an den mir unverständlichen Stellen andere weiter.

Rayn. 1851.

1. Se je chant com gentil home,
Il fut bien raison de coi.
Car il fut bien, en la some,
Plus de .II. mil ou tornoi
5. Qui fut vous, de mes linaige.
Por cel je chant de coraige.
Ne lairai l'amer,
Se je ving de l'autremer
Un porcel a grant marnel.
10. Di je bien, sire Danel?

Lai .I. bel porcel de nomme,
Bien l'amé tres ans par foi.
N'ai de li ke vaille .I. poume;
Cant s'amor li pri, dist: Oi!
15. Bouf! bel freire, il fut (l) outraige,
Se je don me pucelaige.
Se vous voil jueir
Et mes con(s) faire baeir
Come goule de porcel,
20. Si me bouse de lamel.

Mais, par Saint Piere de Rome,
Vos devez pas boussier moy!
J'ai .I. freire c'ait non Tome,
Ke fut escuer au roi,
25. Qui porteir l'oisel plumage
Por prendre mailart rivaige.
Nos ne doit penser
En si gentil leu monteir.
Vos, boin dan, a vuil travel
30. Mal(e) meschance vos musel.

Amors ains qu'i me asoume
Va noier d'ome l'otroi
De servir mon dam, qui tome
De païs ou .II. ou .III.
35. Chascun jor par vaselaige.
Car sans boussei servirai ge.
De quer sans fauser
Voil m'a vostre amor doner,
Toi, boin dam, car je fu bel
40. Et s'ai boin cheval morvel.

Se je [mon] boin dam te nome,
J'ai boin droit, par Saint Aloi,
Car vous fus, par Saint Gerome
Toi can tien mais cai a toi,
45. Porcel, qui de vous fiz saige
Vos traue tout me quilage.
Cant vos me garder,
Por vous me quel sopirer,
Car nul singe crouperel
50. Ne fut mais si bel porcel.

A roi inglis, qui fut saige
Qui francis mander
Fait por son sele trauer
Por bouter bourilunel,
55. Envoi mon chant par revel.

Anmerkungen.

v. 2. *fut* (auch *fout*) ist im engl.-frz. Jargon das beliebteste Hilfszeitwort und steht für die verschiedensten Personen und Zeiten. S. Matzke *a. a. O.* p. 11. Beachtenswert ist, daß in unserm Gedicht niemals eine Präsensform von *estre* steht, auch dort nicht, wo sie dem Sinne nach erwartet werden könnte.

v. 5. *vous* = *vuiz?* Letzteres term. techn. für das reiterlose Pferd. Beispiele s. Gdfr. Verwechselung von *ou* und *u* wäre typisch. Sing. *fut* ließe sich zur Not erklären nach *assez fu qui establa* Veng. Raguidel v. 17 Anm. Verschreibungen wie *mes linaige* begegnen auch an anderen Stellen der Oxf. Hds. Doch siehe v. 18 u. vielleicht 16 u. 46.

v. 7. Hds. *et uairai.*

v. 8. *ving* vielleicht absichtlich statt einer Form von *veoir*? s. Faral *a. a. O.*

v. 9. Fall des Endungs-*e* charakteristisch. So vielleicht auch v. 30 *mal*.

v. 11. Hds. *demoinne*. Das von mir eingesetzte *nom* + End-*e* wäre typischer Fehler. Zum Ausdruck vgl. *chevalier de nom.*

v. 13. Das Zahlzeichen wäre durch *un* aufzulösen. Sonst ist meines Wissens nur *pun* männlich. Also wohl beabsichtigt. vgl. v. 16, 46, 39, 41.

v. 15. *fut = fust* oder *fout.*

v. 16. *me* ist schwer zu beurteilen. Entweder pik.-wallon. Femininum oder statt lothr. *mai* (wie *bes = bais*, *bas* s. *Arch.* 104, p. 341) oder doch Schreibfehler statt *men?*

v. 17. *jueir = se livrer au plaisir*; dann *voil* = 2. pers. pl. oder zu lesen *s'o* und *jueir = gesir*, was wiederum eine charakteristische Bildung wäre.

v. 20. Ich verstehe: *si m'epousez de l'anel* mit Wortspiel zu *bouser* „stechen" und *lame*. Gleichzeitig obszöner Nebensinn. *lamel* von Gdfr. belegt = *petite lame.*

v. 26. *rivaige* wohl = *sauvage*. Oder sollte adjektivischer Gebrauch wie bei anderen *naticus*-Bildungen vorliegen? vgl. *boscage* Gdfr.

v. 25. *porteir* beabsichtigt?

v. 27. Hds. *nos ne despenser. Nos* könnte beabsichtigt sein statt *nus* (mittelengl. *no, nôn?*) s. v. 5.

v. 28. *penser en.* Gebrauch ἀπὸ κοινοῦ der Präposition s. Tobler *V. B.*² 221.

v. 29. 30. Der Sinn muß etwa sein: „Unglück über Euer Gesicht!" v. 30 wäre in Ordnung, wenn *mal* als falsches Femininum angenommen wird. v. 29 ist mir nicht ganz klar. Vielleicht *a(u) vif* und falsche Konjunktivbildung von *travillier* „bearbeiten". — Man kann zweifelhaft sein, ob *mon dam = ma dame* wie im folgenden oder das Ganze noch Rede des *porcel* ist.

v. 31. Beabsichtigter Hiat?

v. 32. *noier = negare*. Auch an *voier = veoir* wäre zu denken.

v. 34. *païs* mit *pas* „Schritt" verwechselt?

v. 36. *boussei* hier wohl = „täuschen".

v. 37. Hds. *qui.* Näher läge es, *qul* zu setzen, das zu wohlfeilen Scherzen verwendet wird s. Faral *a. a. O.* p. 44 u. 47. vgl. auch v. 46.

v. 39. *je fu bel* offenbar = *bel me fu.* vgl. *ne fout mie bel.* Charte (Faral p. 45).

v. 40. Wortspiel zwischen *morvel* und *morel?*

v. 44 ff. Der Sinn ist mir nicht ganz klar. Folgendes wäre möglich: *(Tot) can[que] tien, mais c'ai de toi?.....* „Euer ist alles was ich besitze; aber was habe ich von Euch?... die Ihr mit Eurem Antlitz mein ganzes Herz fesselt? *fizsaige = visaige* wäre typisch, ebenso *trave = entravez, quilage = corage. culage* ist von Gdf. einmal belegt für *cul.* Weitere Zweideutigkeiten ergeben sich eventuell aus *trauer*: *trou.*

v. 47. *garder* durch Reim einigermaßen gesichert (doch vgl. *Rom. Forsch.* XXXII p. 526 ff.) s. auch v. 25. — *garder* wie sonst in der höfischen Sprache = einen Minnenden in seiner Gunst behalten?

v. 48. *quel = quier + vueil* (engl. will)? *me* könnte statt *je* stehen wie auch sonst s. Matzke *a. a. O.* p. 11.

v. 49. Zu *croperel* s. Gdfr. s. v.

v. 53. *trauer* hier = *trover* wie *navel = novelle* Faral p. 12.

v. 54. Der Sinn ist mir nicht klar.

Königsberg i. Pr. Fr. Lubinski.

Les Saintes-Maries-de-la-Mer und der Codex Monacensis Gall. 54.

Im Frühjahr 1912 weilte ich im Rhonetal, um die Einzelheiten dieses Wunderlandes, die ich bei früherem Aufenthalte nur flüchtig gesehen hatte, genauer kennen zu lernen. Von meiner Lieblingsstätte Arles aus durchstreifte ich die Umgegend vom *Pont du Gard* bis *les Baux*, ein toller Mistral war mein Begleiter, als ich über die *Alpilles* fuhr, so daß ich in Maiano, beim Dichter der *Mirèio*, des *Pouèmo dóu Rose*, mich entschuldigen mußte: Sein Namensvetter sei es gewesen, der mich so zugerichtet habe.

Tags drauf fuhr ich von der *Gare de la Camargue* nach den Saintes-Maries, Mirèio im Kopfe, aber auch Daudets *Arlésienne* gedenkend; ein paar Stunden ging es durch Weideland. Hier und da ein *mas*, ein paar Orte. Im Coupé waren Reisende und Bürger aus Arles, die in ihren Villen in den *Saintes* nach dem Rechten sehen wollten. Endlich erschienen am Horizont die charakteristischen Türme der altertümlichen, befestigten Kirche, zugleich links (nord-östlich) davon die Stangen und Netze der Station für drahtlose Telegraphie, einer der wichtigsten von Frankreich, zum Verkehr mit den nordafrikanischen Kolonien bestimmt.

Unendlich flach ist alles hier, die Übergänge zwischen Land und Wasser kaum wahrnehmbar, die Häuschen niedrig, als ob sie Schutz suchten, nur die Kirche reckt trotzig ihren Festungsturm und ihren Zinnenkranz in die Höhe. Einst schützte sie gegen die Einfälle der Heiden, jetzt wird sie einmal vielleicht gegen andringendes Wasser Schutz bieten müssen; denn das Land, das nun kaum zwei Jahrtausende dem Wasser abgewonnen wurde, als Alluvium der beiden Rhonemündungen, die es immer weiter auseinandertrieb, dies Land bröckelt stückweise ab, und die älteren Eingeborenen wissen zu erzählen, daß der Strand in ihrer Jugend fünfzig Meter tiefer ins Meer vorsprang. Ein wenige Meter hoher Damm schützt den schmalen Streifen Landes, der zwischen Meer und Ort noch bleibt.

Ort und Kirche stehen unter dem Patronat mächtiger Heiliger, der Legende nach sind hier die Bekehrerinnen der Provence: Maria Magdalena, Maria Jacobaea, Maria Salome mit ihrer Magd Sara und anderen Christen, auf steuerlosem Schiffe treibend, gelandet; Maria Jacobaea und Maria Salome sind mit ihrer schwarzen Magd Sara, der Schutzpatronin der Zigeuner, hier beigesetzt und ihre Reste sind die kostbaren Reliquien des Ortes, zu denen jährlich, um Pfingsten, tausende wallfahrten. Die beiden Marien sind in einer kapellenartigen Doppeltruhe, auf der Szenen aus der stürmischen Seefahrt wiedergegeben sind, beigesetzt. Oben an der Truhe sind ein paar Ösen befestigt, groß genug, um feste Stricke hindurch zu ziehen. Über dem Altar ist eine Winde angebracht und zur Zeit der Prozession wird die Truhe langsam und feierlich an Seilen heruntergelassen und den Gläubigen auf diese Weise gezeigt. Eine Prozession führt bei dieser Gelegenheit rings um den Ort, und an das Meer; der alte ehrwürdige Geistliche, der mir Dokumente und Schriften vorwies, schreitet voran und segnet dann von einem Fischerboote aus die Fluten. Dichte Mengen folgen ihm, stehen um ihn herum.

Unvergleichlich schön ist ein Spaziergang am Meer entlang, noch schöner der Blick von den Zinnen oder dem Turme der Kirche. Und so zeigt sich auch hier, daß der schöne und Gefahren ausgesetzte Ort zur beliebten Wallfahrt wird; wo der Kampf mit den Naturmächten am stärksten ist, glaubt man sich der Gottheit am nächsten. Und wie im Bergland exponierte Berggipfel ein Kreuz oder eine Kapelle erhalten, so dies dem Meere ausgesetzte Fleckchen eine Wallfahrtskirche.

Die Rolle der *Saintes* ist überaus wichtig in der Provence, ähnlich der mancher Bergkirchlein im Oberbayerischen. Überall trifft man Erinnerungen an die *Santo* oder die *Tremaié*: Nicht nur Mistral hat selber oft die Wallfahrt gemacht, Ort und Legende in seinem Jugendepos beschrieben, in Bauernhäusern hängen Erinnerungen und die Bilder der *Santo*, wie beispielsweise in *Numa Roumestan*, Kap. 5 geschildert wird: *Deux ou trois images de piété, les sainte Marie, Marthe et la Tarasque* (= Tarascons Wahrzeichen, der Drache) in der *ferme de Valmajour*. An einer der Säulen des *Cloître de Saint Trophime* in Arles werden drei weibliche Figuren als die *Tremaié* interpretiert, was ich für irrig halte. Sogar im *Musée de Longchamp* in Marseille ist ein Gemälde von Gervais: die Landung der drei Heiligen darstellend, allerdings recht heidnisch in der Auffassung der unbekleideten heiligen Frauen.

Ebenso umfangreich ist die meist hagiographische Literatur über die drei Marien, ihre Mission in der Provence; die vom Orte selber als offiziell ausgegebenen Beschreibungen sind das Werk des Chanoine Lamoureux: *Les Saintes Maries*, Marseille 1908, und Ribou, des jetzigen Pfarrers, *Histoire des Saintes*

Maries Arles 1911, Arbeiten, deren Betrachtung aus naheliegenden Gründen hier fortbleiben kann. Einen Überblick über die ältere, weniger subjektiv gefärbte Literatur bietet Paul Mariéton in *La Terre provençale* Paris 1890 im vierten Kapitel des III. Teils, ein Kapitel, das wohl die Grundanschauung der *Félibres* über ihre Lokalsage wiederspiegelt, an der sie natürlich hängen und deren Wahrheit sie verteidigen, weil ihre Schönheit unbestreitbar ist.

Nach den offiziellen Angaben katholischer Lehrbücher werden Legenden und Neues Testament etwa folgendermaßen in Einklang gebracht: Neben der Jungfrau Maria kennen die Schriften des *neuen Testaments* noch drei andere Marien, die Jesus nahe standen. Sie waren bei der Kreuzigung des Herrn zugegen, sorgten für seinen Leib und für dessen Bestattung. So heißt es *Marcus* Kap. 16, 1: „Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria, des Jakobus Mutter, und Salome Spezerei, und salbeten ihn.“ Maria Magdalena aber war es, der der Auferstandene zuerst erschien.

Der Name Salome wurde frühzeitig aufgefaßt, als sei er das Kognomen zu einem ausgelassenen Maria: Maria Magdalena, d. i. wohl Maria aus Magdala, — Maria Jakobaea, d. i. die Mutter des hl. Jakob, auch nach ihrem Gatten: Maria Kleophas genannt (Μαρία ἡ του Κλωπᾶ), oder zum Unterschied von ihrer berühmten Namensschwester, „die andere Maria“ (ἡ ἄλλη Μαρία), — Maria Salome schließlich, das sind die drei Marien unserer Legende. Man trifft also hier die Trinität wieder, welche für alle Kulte, so auch für den christlichen, eine so außerordentliche Bedeutung hat.

Zwei dieser Marien gelten der Legende nicht nur als Namensschwestern der Jungfrau Maria, sondern als ihre leiblichen Schwestern. Der Ausgangspunkt zu dieser Auffassung ist *Joh.* 19, 25 zu suchen: „Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, des Kleophas Weib, und Maria Magdalena.“ Die katholische Auffassung hat die leibliche Schwesternschaft nicht akzeptiert: „Wie hier der Begriff Schwester zu fassen ist, bleibt zweifelhaft.... Man kann sich begnügen, dieselbe als eine Schwester im weiteren Sinne, d. h. als eine Verwandte der allerseligsten Jungfrau zu betrachten.“ So Wetzer und Welte im *Kirchenlexikon*, VIII (1893).

Die Legende ihrerseits hat auch Maria Salome zur Schwester der beiden anderen gemacht, die Schwesternschaft der Magdalena aber z. T. abgelehnt, woraus sich eine neue Trinität ergab, Maria, die Jungfrau, Maria Jakobaea, Maria Salome.

Von diesen Gruppen nun, in einer der beiden Kombinationen, weiß die Legende zu berichten, daß sie Galiläa verließ, auf gallischem Boden in der Provence eine neue Heimat fand und

dort die christliche Kirche begründete. Wir müssen hier von vornherein zwei Legenden unterscheiden: Eine, die sich nur an Maria Magdalena und ihre Geschwister knüpft und die ältere zu sein scheint, eine andere die ihrerseits die drei Marien betrifft und die erst später auftaucht.

Über die Legende der Maria Magdalena lesen wir in Wetzer und Weltes *Kirchenlexikon* (VIII. 1893. S. 738): „Sie wanderte mit ihrer Schwester Martha und ihrem Bruder Lazarus während Unruhen und Verfolgungen aus, und wurde zur Bekehrerin der Provence. Den Rest ihres Lebens verbrachte sie dann „als beschauliche Einsiedlerin in einer Grotte bei Ste. Baume", wo sie verstarb und beerdigt wurde. Während der den Kreuzzügen vorausgehenden Sarazeneneinfälle, die für Südfrankreich eine wahre Umwälzung bedeuteten, kam die Stätte ihres Kults in Vergessenheit und wurde erst 1279 wiederum entdeckt. Damals kam ihr Leib in die Abtei St. Maximin zu Aix (heute heißt die Kirche Ste. Madeleine), wo er noch heute verehrt wird. Auch die Grotte bei Ste. Baume dient immer noch den Gläubigen als Wallfahrtsort."

Während die offizielle Auffassung ihr nur ihre beiden Geschwister Martha und Lazarus beigibt, bleibt die Legende bei größerer Gefolgschaft. Z. B.: *Goldene Legende*, neu bearbeitet von Pater Wilhelm Auer, Kapuzinerordenspriester, Köln. o. J. (die Vorrede ist von 1904): (S. 574) „Längere Zeit darauf entstand eine grausame Verfolgung der Christen. Die Juden konnten und wollten den Lazarus, den Bruder der heiligen Martha und Magdalena, als einen lebendigen Zeugen der Gottheit Jesu Christi, nicht mehr in der Stadt dulden. Daher brachten sie ihn samt seinen zwei Schwestern Magdalena und Martha, Maria Jakobi, Salome mit ihrer Dienstmagd Marcella (Sara?!) und Maximinus, einem aus den zweiundsiebzig Jüngern Christi, in ein Schiff, ohne Ruder, Segel und Steuer, stießen dasselbe vom Gestade ins hohe Meer, in der sicheren Meinung es würden alle samt dem Schiffe bald von den Meerswellen verschlungen werden. Allein Gott der Herr führte sie glücklich bis nach Frankreich, wo sie zu Marseille in Gegenwart vieler dort wohnenden Heiden an das Land stiegen."

Ähnlich stellt auch Mistral im elften Gesange von *Mirèio* die Szene dar, als ob eine ganze Gesellschaft von Heiligen in der Camargue gelandet wäre. Die beiden Marien erzählen es der Heldin, ihr erscheinend, selber: „Der Sturmwind treibt das Schiff vor sich her; Martial und Saturnin sind am Bug in die Knie gesunken, nachdenklich hüllt sich Trophime in seinen Mantel, neben ihm sitzt der Bischof Maximin. Neben diesem steht Lazarus.... und hinten kauern Magdalena und Martha und weinen vor Schmerz." Und ähnlich schließlich ist auch die Darstellung des Tafelgemäldes in der Kirche der *Saintes*: Vorn knieen

zwei bärtige Männer, wohl Trophime und Maximin, hinter ihnen drei Frauen, von denen eine in dunklem Gewande kniet, wohl Magdalena darstellt, zwei weißgekleidet Hand in Hand stehen, *li Santo*, hinter ihnen eine vierte kauernd, die Dienerin Sara, um sie drei Engel, die das Schiff leiten.

Man sieht, einheitlich ist die Darstellung nirgends, die Zahl und die Namen der Personen schwanken, die übliche „Wucherung“ hat stattgefunden, den wohl in der Legende ursprünglichen drei Geschwistern Magdalena, Martha und Lazarus haben sich zahlreiche andere Lokalheilige angeschlossen, St. Trophime von Arles, St. Maximin von dem nach ihm benannten Orte, u. a. m.

Es ist nicht schwierig gegen die Authentizität dieser Tradition Argumente namhaft zu machen. Die Geologen halten wohl gemeinhin die Lokalität für ein junges Alluvium des Rhône, das im ersten nachchristlichen Jahrhundert noch gar nicht bestanden hätte. Aber selbst, wenn die Geologen irren, ist es doch bedenklich, daß keiner der hagiographischen Schriftsteller Galliens, G r e g o r v o n T o u r s an der Spitze, der Missionsreise der drei Marien, oder auch nur der Maria Magdalena Erwähnung tut. Gregor hätte gewiss eine solche Tatsache erwähnt, wäre sie ihm bekannt gewesen.

Die Zeugnisse, die also alle reichlich spät sind, hat M a r i é t o n in dem genannten Buche zusammengestellt und ich will sie hier kurz summieren, soweit sie annehmbar scheinen: Ende des XII. Jahrhunderts spricht der Gouverneur von Arles, Gervais de Tilbury in den *Otia Imperii* zum ersten Male von dem Grabe der zwei Marien in *Notre-Dame-de-la-Mar.* — Im XIII. Jahrhundert nennt der Bischof von Mende als päpstlicher Legat beim Konzil von Lyon einen irdenen Altar, den „an gleicher Stätte Maria Magdalena, Maria Jakobaea und Maria Salome errichteten.“ Er wird noch heute in der Kirche gezeigt. — Im XIV. Jahrhundert beschreibt ein Karmelitermönch, *Jean de Venette*, die wunderbare Heilung des Bischofs von *Saint-Pol-de-Léon* durch die drei Marien bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach den *Saintes.* — Im Jahre 1448 findet König René die Gebeine der beiden Heiligen unter dem Hochaltar der Saintes, von dieser Auffindung werden die Dokumente an Ort und Stelle vorgewiesen.

Das ist alles: Denn wenn der hl. Caesarius von Arles in seinem Testamente eine Kirche *Sancta Maria de rasis* nennt, so ist da schwer die Beziehung zu unsern drei Marien zu finden.

Diese späten und seltenen Zeugnisse führen natürlich zu keinem positiven Resultat, eine Reihe von Schriften für und wider bringen auch nicht vorwärts, der Féliberfreund Mariéton aber erklärt, in solchen Fällen solle man nur nicht zu gering einschätzen: Die T r a d i t i o n. „*L'exclusivisme documentaire*

allemand a fait trop bon marché de cette source des sources.... C'est la tradition qui donne le recul à l'histoire etc...."

Man wird dies dem Freunde Mistrals, dem begeisterten Verehrer neuprovenzalischer Muse nicht verargen. Die neuprovenzalische Renaissance kann ohne Tradition nicht bestehen, und wo keine bestand mußte sie eine solche schaffen, wie beispielsweise für die zierlichen Häubchen der Arlésiennes, die Mistral und sein Kreis erdacht, wie er mir selber erzählte. Die Tradition ist für sie das Rückgrat. Wie aber, wenn diese Tradition früher ganz anders gelautet hätte?

Die persönliche Mission der Marien in der Provence steht und fällt wohl mit derjenigen der Maria Magdalena, der einzigen, so weit ich sehe, die in den offiziellen Lehrbüchern der Kirche die Sanction erhält. Auch diese taucht, wie wir gesehen haben, spät auf in den Dokumenten, und man müßte sich auch hier an die Tradition halten. Dieser hat aber Mgr. Duchesne, *La légende de Madeleine* in *Annales du Midi* t. V. 1893 den Boden weggenommen. Eine kurze, kritische Wiedergabe des wahren Sachverhalts gibt J. Bédier im II. Bande seiner *Légendes Épiques* (1908), S. 69 ff. Vom Jahre 1050 ab behauptet das strebsame Kloster *Vézelay* in Burgund im Besitze der Gebeine der Maria von Magdala zu sein und wird, nachdem Päpste die Authentizität der Reliquien bestätigt, von denen bis Dato niemand etwas gewußt, einer der Hauptwallfahrtsorte Südfrankreichs. Hier predigt Bernhard von Clairvaux zu Ostern 1147 den Kreuzzug vor Ludwig VII. von Frankreich. Hier treffen sich Richard Löwenherz und Philipp August, um über Meer zu gehen.

Noch ging man nicht so weit, einen persönlichen Aufenthalt der Magdalena in der Provence zu behaupten. Man schrieb die Reliquienfindung dem Gründer von Vézelay, Girart von Rossillon und seiner Gattin Bertha zu. Sie hätten den Leib aus Judaea mitgebracht. Diese Sachlage wurde nun plötzlich geändert, durch Auffindung eines jetzt noch existierenden gallo-römischen Sarkophags in der Kirche von St. Maximin in der Provence. Auf diesem Sarkophag ist die Handwaschung des Pilatus dargestellt. Der mittelalterliche Entdecker hielt Pilatus für Christus, die Magd für Maria Magdalena und erklärte das ganze für das Grabmal der heiligen Frau. Da es leer war, so ergab sich, daß der Leib von hierher nach Vézelay geschafft worden war. Da der Sarkophag in der Provence stand ergab sich weiter, daß sie persönlich in der Provence geweilt hatte, und nun folgte eine Fabel auf die andere: Ihre Schwester Martha, ihr Bruder Lazarus, der hl. Maximin, dem Ort und Kirche geweiht sind, andere Jünger des Herren hatten die Reise aus Judaea mitgemacht, deren Zweck Bekehrung von Südfrankreich

gewesen war. Nun suchten auch andere Orte, neben Vézelay und St. Maximin von der neu aufgekommenen Tradition zu profitieren, die Grotte bei *Ste. Baume* bekam Bedeutung, St. Maximin siegte über Vézelay und ist heute im Besitze des Leibes usw.

Wir dürfen wohl fragen, wird die Tradition, die die beiden anderen Marien nach der Camargue führte und dort ihre Kultstätte finden ließ, sich besser bewähren? Sie kann es nicht, denn unter den paar Dokumenten des Mittelalters, die Mariéton auf Grund seiner Gewährsleute nennt, ist eins, das sie nicht stützt, sondern entkräftet. Es ist dies die Dichtung des Jehan Fillon oder Jean de Venette, wie ihn Mariéton nennt, seine *Vie ou Histoire des Trois Maries*, die er 1357 abschloß.

Mit Mühe findet man über dieses Zeugnis mönchischen Fleißes ein paar Notizen in Gröbers altfranzösischer Literaturgeschichte. (Gröbers Grdr. II, 1.) Weder Jehan, noch Fillon, noch Venette figurieren im Index. S. 761 und 934 wird der Dichter fälschlich Jehan de Fillon genannt. Nennt er sich doch selber:

Frere Jehan dit de Venette.
Nommé Fillons.

Hiernach entstammt seine Dichtung dem Lateinischen, wie er es selber angibt. Die Quelle ist unbekannt. Zwei Handschriften sind erhalten: Paris B. N. 24 311 nnd 24 434. Schon Lacurne de Sainte-Palaye hat in *Mémoires de l'Académie des Inscr.* XIII (1740) S. 520 darüber berichtet. Auch Bonnard in *Traductions de la Bible* S. 196. Ich kann zu den beiden bekannten Handschriften eine dritte unbekannte stellen, den *Codex Monacensis Gall. 45*, der ebenfalls auf 218 Blättern zu zwei Spalten à 43 Zeilen in ca. 35 000 Achtsilblern die ganze Dichtung enthält. Diese Handschrift ist es gewesen, die mich Ort und Kirche der *Saintes Maries* mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein nehmen ließ. Sie lege ich der folgenden Studie zu Grunde:

Die *Vie ou Histoire des trois Maries* ist mittelfranzösisch mit pikardischen Anklängen geschrieben und besteht wie die Kunstdichtung ihrer Zeit aus parweis gereimten Achtsilblern, die dem Verfasser flott, wenn auch ohne Kunst, aus der Feder flossen. Der Verfasser ist ein Mönch des pariser Carmeliter-Klosters namens Jehan Fillon, gebürtig aus dem Orte Venette bei Compiègne, der heute noch denselben Namen trägt. Ich brauche nicht zu sagen, daß durch diese selten genaue Heimatsbestimmung,[1]) der sich die Datierung anschließt,

[1]) Interessant und ebenfalls regional gefärbt seine Belesenheit: f⁰ 2, r. a. oben: Seine Dichtung handelt nicht von leichten Sachen. *ne de Trubert* ne *d'Audigier.* f⁰ 159 r. a. *Dame Hersent.*

auch der sprachliche Wert des Denkmals erhöht wird. Wir kennen den Verfasser dadurch, daß er sich zu Anfang und zu Ende des Buches nennt, auch einmal in der Mitte (f⁰ 63, r.) und wir erfahren dabei den Anlaß, der ihn das Werk unternehmen ließ: Ein Freund, dessen Namen er anfangs nur andeutet, hat ihn dazu veranlaßt. Die Geschichte sei zwar auf Latein niedergeschrieben, aber mancher stehe früh auf, der darum doch kein Latein verstünde. Um solcher willen und um das Heil der eigenen Seele hat er dann das freie Übersetzungs-Werk begonnen. Hierzu war er als Mönch des pariser Carmeliterklosters berufen. Denn ein frommer Bischof, Peter von St.-Pol-de-Léon in der Bretagne, sein Zeitgenosse, hat während eines schweren gichtigen Leidens, das ihn unbeweglich ans Bett fesselte, eine Wallfahrt zu den heiligen Marien gelobt, wenn er wieder gesundete. Nach seiner Heilung hat er dann nicht nur die Wallfahrt ins Werk gesetzt, sondern auch noch den Carmelitern in Paris einen Altar gestiftet, an welchem auch sie, die Schwestern verehren könnten. Den Stifter hat Fillon persönlich gut gekannt, hat an seinem Krankenlager in *lonc Jumel droit a Chailly* (fo. 215, v. 1. = *Longjumeau*) gesessen und oft genug von seinem Brot gekostet. Auch nach seiner Genesung hat der Bischof ihm gegenüber Gastfreundschaft und Freigebigkeit in Paris weitergeübt. Der Bischof Peter von St.-Pol-de-Léon hat nach der *Hierarchia Catholica Medii Aevi* (1898) sein Amt im Jahre 1328 angetreten, über die Dauer seines Episkopats scheint Unklarheit zu herrschen (vgl. op. cit. I, S. 315²). Vielleicht, daß die Erwähnung in unserer Handschrift dazu dient, die Daten an dieser Stelle zu sichern. Ein lateinisches Gebet, das er in seiner Krankheit verfaßte, hat Fillon in französische Verse übersetzt (f⁰ 216, r.), ich halte es für wahrscheinlich, daß er der Freund gewesen ist, der den Mönch zu seiner Arbeit angeregt hat: Vorher wußte Fillon nämlich von dem Kulte der Schwestern in der Provence nichts. Ist er doch seinerzeit als Pilger im Süden gewesen, keine zwei einhalb Meilen von ihrem Wallfahrtsort entfernt (wohl in *St. Gilles*) aber seine Unwissenheit war daran schuld, daß er den Besuch versäumte. Was er weiß, weiß er von Pilgern, (f⁰ 204, v. 1.) deren aus seinem Kloster nach Stiftung des Altars wohl viele hinwanderten. So scheint der Bischof von St.-Pol-de-Léon der geistige Urheber dieses Kultus und zum mindesten indirekt auch von Fillons Werk zu sein.[2]) Wann dieser sich

[2]) Es könnte für kunstgeschichtliche Erhebungen von Wert sein zu wissen, welche Stiftungen der Bischof machte: Einen Altar aus Alabaster für Sankt Peter in Nantes, dazu „drei oder vier Bilder". Einen ebensolchen in *loncjumel* bei Paris, *au val des escoliers (Longjumeau)*, einen dritten im *Revestiaire* der Carmeliter in Paris und über demselben ein schönes Tafelgemälde. Später wurde dieser Altar in den Chor hinter den Hochaltar verlegt. (f⁰ 216 v. 2) f⁰ 106, v. ist von diesen Bildern bereits gesprochen und ein Meister

daran setzte, wird nicht zu bestimmen sein, daß er aber eine Reihe von Jahren zu seinen 35 000 Versen brauchte, ist selbstverständlich. Im Mai des Jahres 1357, kurz vor dem Abendläuten, schloß er ab, und bittet den Leser, daß er für seine Seele, diejenige eines armen Carmelitermönches bete. Verspricht allen denen, die sein Werk abschreiben oder lesen himmlischen Segen.

* *
*

Der Inhalt dieser 35 000 Verse ist, wie der Titel angibt, zum größten Teil den drei Marien gewidmet. Die Geschichte ihres Lebens, ihrer Eltern, ihrer Ahnen, ihrer Nachkommen, füllt zwei Bücher. Moralische Exkurse schließen sich an, so eine Erörterung darüber, ob König Salomo als selig zu betrachten sei oder nicht. Ein Exkurs über eine apokryphe Persönlichkeit, die den Leib des Herrn einbalsamiert habe, und deren Namen Gautier (!) ihm sein Freund, der Prior des Karmeliterklosters zu *La Rochelle* genannt habe, (Fo 70 v. f.). Berichte über Reliquien, Varianten der Legende u. dergl. m.

Die Trinität, die er bespricht, umfaßt diejenige der drei Schwestern: Jungfrau Maria, *Marie Cleophée* oder *Jacobée*, *Marie Salomée*. Die andere Trinität kennt der Verfasser nicht, nennt Maria Magdalena nur an den Stellen, wo auch die Bibel sie nennt. Infolgedessen heißt ihm der Wallfahrtsort auch nur: *Aus deus Maries de la mer*, oder *de la mar*. Interesse für uns erhält seine Darstellung erst mit dem Augenblick, wo er die Schwestern nach dem Tode der Jungfrau Maria auswandern läßt, wo also die Wiedergabe der Tradition beginnt, deren Studium und Kontrolle wir uns zur Aufgabe stellten. Wir wollen versuchen, das von ihm Gegebene nachzuerzählen. (f⁰ 161, r. 1.) Nach Mariae Himmelfahrt waren die beiden Schwestern in der Heimat Nazareth geblieben, bis sie erfuhren, daß Johannes der Evangelist, der Maria Salome Sohn, in Rom gefangen sei. Dorthin brechen nun auch sie mit einer Zofe *Sarrete* (Sarah) auf, um dem geliebten Sohn und Neffen in der Not zu helfen. Sie besänftigen durch ihr Gebet unterwegs einen Sturm, taufen die Schiffer, nachdem ein Jude, der Jesum gelästert,

Dietrich als der Maler genannt worden. *N'y a celle ne gecte ung ris* — heißt es da, „eine jede Figur lächelt freundlich", wie gothische Heiligenbilder ja gemeinhin zu tun pflegen. Die *Maison du Carme* stand damals an der *Place Maubert*; Kirche und Altäre bestehen nicht mehr. Kunstgeschichtlich wäre die Erhaltung, wo wir den Namen des Malers, Bedeutung und Zeit wissen, sicherlich von Bedeutung. Auch für die Geschichte des Carmeliterordens ist allerlei aus dem Ms. zu holen. Nach f⁰ 105 v. ff wurden die ersten Carmelitermönche von Ludwig IX. beim *Pont de Charenton* unweit *les barres* angesiedelt. Philipp der Lange siedelte sie dann an der *Croix Hemont* (beiden heutigen *Place Maubert*) unweit *Ste. Generiève du Mont* an.

vom Blitz erschlagen worden, gelangen nach Rom, wo sie von Papst Clemens empfangen werden, den sie zufällig treffen, als er gerade von seiner Predigt in sein Heim zurückkehrt. Theodora, die Gattin des Sozimus nimmt sie gastfreundlich auf, sie erfahren, daß Johannes von Kaiser Domitian verbannt wurde. Nun steht aber nach ihrer Ankunft Senat und Volk gegen den Kaiser auf, ermorden ihn und rufen Johannes und die Christen zurück. (f⁰ 171 r. ff.).

Johannes kehrt nun wieder nach Ephesus zurück (f⁰ 176, r), erweckt die gestorbene Drusiane zum Leben, später ist er dann auf wunderbare Weise ins Jenseits übergegangen.

Wie nun die beiden Marien hörten, daß Johannes wieder in Ephesus sei, beschlossen sie heimzureisen, und einen Abstecher nach dieser Stadt zu machen, kamen aber nur bis zu einem Orte der Campagne Namens *Verulaine*. Unterwegs führten sie keine lästerlichen Reden, wie die Leute zu tun pflegen (184 v. 2), sondern fromme Gespräche würzten den Marsch, bis sie in die üppige *Champaigne* kamen, nicht die, in welcher Troyes, Reims oder Châlons liegen, sondern es war die italienische *Campagna* zwischen *Romenie* und Apulien. (185, r. 1, 2.) Hier in der ansehnlichen Stadt *Verulane* oder *Verulaine* quartierten sie sich bei einer frommen Christin namens *Eva de la Ruelle* samt ihrer Magd Sarah ein. Andere Geschichten (berichtet der Verfasser) erzählen diese Dinge nur von Maria Salome. Er aber versichert aus besten Quellen zu wissen, daß Maria Jakobaea mit dabei war (f⁰ 180, v. 186, r.). Daß diese sogar in Verulane infolge der Anstrengung des Marsches schwer erkrankte und alsbald verstarb. Salome wollte ihr Grab nicht verlassen, erkrankte ebenfalls binnen Jahresfrist, und starb im Oktober desselben Jahres *(octembre)*, wie ihre Schwester (f⁰ 192, r. — 196), nachdem sie sich zur Kasteiung des Leibes ein Bett aus Asche und grober Leinewand hatte machen lassen (196, r. 2). Bei der Beerdigung aber geschah ein Wunder: Als man Maria Jakobaeas Sarg öffnete, lag sie so, daß für die Schwester kein Platz war. Vor aller Augen legte sie sich aber auf die Seite, gleich als ob sie die Schwester auffordern wollte, zu ihr zu kommen. So wurden sie eng verbunden miteinander bestattet, und auch Sarah, ihre Zofe folgte ihnen bald und wurde zu den Häuptern ihrer Herrinnen niedergelegt.

Als aber das Christentum sich ausgebreitet hatte über die Völker, da wäre wohl dies heilige Grab gänzlich unbekannt geblieben, wenn nicht der hl. Jakob einem Bischof von Verulaine dasselbe gewiesen hätte. Dieser Bischof, dessen Name nicht überliefert ist, findet die Leiber der beiden Marien, und in großer Prozession werden sie in die Kirche geschafft und unter dem

Hochaltar beigesetzt. Wunderbarer Glanz und ein himmlischer Wohlgeruch gehen von den Leibern aus; alle Kranken der Stadt, die ihnen nahen, werden geheilt. Heute sind diese kostbaren Reliquien aber nicht mehr in *Verulaine*, sondern in der Provence, keine drei Meilen von *St. Gilles* (f⁰ 204, r. 2) in einer kleinen Kapelle, behütet von einem Prior und einer Anzahl Mönche. Die Kapelle steht auf einem Felsen (?) und heißt: *Aux deux Maries de la mer.* — *de la mar* sagen die Einheimischen. (*Mar* ist in der Tat die provenzalische Form.) Wie sie aber dorthin gelangten, das will ich euch nun erzählen:

(f⁰ 204, v. 2.) In der Provence lebte ein tapferer und frommer Rittersmann, der war einer der ersten des Landes. Kein Würfel- oder Ballspieler, aber ein kluger, verständiger Herr, der der Kirche und den Armen von dem Seinigen reichlich mit zu geben pflegte. Der machte nun eine Wallfahrt nach dem hl. Grabe, die er auch glücklich zu Ende führte, blieb dann auf der Rückreise eine Zeitlang in Rom, sah Sankt Peter und Sankt Paul, empfing den Segen des Papstes, und erkundigte sich bei seinem Wirte nach den Wallfahrtsstätten, die in der Umgegend von Rom noch zu besuchen seien. Worauf ihn dieser nach Verulaine zu dem Grabmal der beiden Marien wies.

Das ließ sich der Ritter nicht zweimal sagen und brach stracks auf, um den heiligen Frauen seinen Besuch abzustatten. Er findet ihr Grab in Verulaine ziemlich vernachlässigt, die Stätte halb vergessen. Das kam wohl daher, weil die Stadt von Sarazenen angegriffen und schwer bedrängt wurde. Deshalb läßt der Ritter sich von dem Herrn der Stadt, der Renier heißt, gegen die Heiden anwerben, in dem Gedanken, die teuern Reliquien für sich gewinnen zu können. Im folgenden Kampfe finden wir den Pilger natürlich in vorderster Reihe, die Heiden werden geschlagen, die Schlacht wird umständlich, im Stile späterer *Chansons de Geste* beschrieben; der Provenzale erschlägt den feindlichen „Admiral", (sein germanischer Name ist Gaffier[3]), sein Schwert dringt ihm durch den Helm durch bis zwischen die Augen. Nun wenden sich die Heiden zu wilder Fulcht, werden wie Lämmer von den Städtern hingemetzelt, — die Stadt ist wieder frei.

Nach dem Einzug ist der Provenzale der Held des Tages, alle kommen überein, er müsse fürstlich entlohnt werden, ja sie beschließen, ihm zu gewähren, was er auch immer wünsche. Als der Ritter den Heiligtümern die schuldige Reverenz gemacht und man den Heimweg antreten will, da nennt er seinen Wunsch: Nichts geringeres als die Leiber der heiligen Frauen will er zum

[3]) Der Name ist typisch und stammt wohl aus dem Karlsepos, wo Gaiffier eine oft vorkommende Rebellenfigur ist. Man sieht in ihm *Waiofar*, Herzog von Aquitanien, den Gegner Karls des Großen.

Geschenk. Renier und seine Räte sind sprachlos, das hatten sie am wenigsten erwartet. Da sie nun aber einmal versprochen haben, alles zu gewähren, sagen sie zu, unter der Bedingung, daß die Leiber heimlich fortgeschafft würden, damit das Volk nichts merke.

In der Tat werden ihm dann auch die Reliquien heimlich ausgeliefert (212, r.), so daß das Ereignis nicht ruchbar wird, und unser Ritter zieht mit ihnen ab. Zu Hause ließ er die Priesterschaft der ihm gehörenden am Meere gelegenen Stadt entgegenkommen, in Prozession wurde der Sarg in die Kirche getragen, die heutige Kirche der *Saintes-Maries-de-la-Mer*; wunderbarer Geruch verbreitete sich, als der Sarg geöffnet wurde, zahllose Heilungen erfolgten. Der Sarg aber wurde in der Krypta beigesetzt, denn man fürchtete die Angriffe von Feinden, die die Reliquien hätten zerstören oder mitnehmen können.

Hier sind sie nun seit dieser Zeit und manch Wunder zeugt von ihrer Heiligkeit. So hat König Robert von Sicilien und Provence die Leiber trennen wollen, um den einen nach Marseille zu schaffen. Vergebens, die Leichname hielten sich so fest, daß sie untrennbar waren, die aber, die Hand an sie gelegt, erblindeten, bis beide wieder zusammen in der Krypta lagen. (f° 214, 0.)

Es folgt die Beschreibung der wunderbaren Heilung des Bischofs Peter von Saint-Pol-de-Léon in der Bretagne, und die Stiftung eines Altars in der Karmeliterkirche zu Paris. Bald darauf wurde diese Kirche von der Königin Witwe Jehanne d'Evreux (Gattin Karls IV. † 1328, der sie 1324 als seine dritte Frau geheiratet) vergrößert, dabei der Altar der beiden Marien und das Tafelgemälde, das sie nebst ihren Gatten und Kindern darstellte, hinter den Hochaltar verlegt. Ein Geschichtsunterricht folgt, den wir überschlagen können, der aber besonders an den Stellen packend ist, wo der Dichter auf die Not der Zeit zu sprechen kommt, den Krieg mit England, seine Gründe, seine Schrecken: „In Kümmernis ist das Bretonische Land, in Kümmernis Guyenne und Champagne, und die Picardie, und Poitou, und die Normandie, — über allen aber trauert *France la doulce*, sie ergreift es am tiefsten im Herzen; wenn doch Gott uns wieder erheben und unsern König Johann zurückgeben wollte!“ In der Tat schmachtete Johann, als diese Zeilen geschrieben wurden, in englischer Gefangenschaft, in der er 1364 gestorben ist. Ein Schlußwort in dem der Carmelitermönch noch einmal die Motive aufzählt, die ihn das Werk haben abfassen lassen, beschließt den „Roman“.

Das Gedicht ist in vielen Beziehungen hochinteressant, nicht ohne literarische Bedeutung, wäre sein Umfang nicht,

so würde es wohl einmal gedruckt werden.[4]) So wird ihm wohl eine Vervielfältigung versagt bleiben. Viel Zeitgenössisches wird besprochen: Auf geschichtliche Exkurse, Nennung von Persönlichkeiten machten wir aufmerksam. Kultstätten der Heimat werden beiläufig erwähnt, so (f⁰ 87, r. u. v. 7) die heilige Träne, die Christus am Kreuz weinte und die sich in Vendosme befindet. Fillon hat sie selber gesehen, in der Abtei der Schwarzen Mönche. Da kann man auch ihre ganze Geschichte lesen: Ein Engel hat die Träne in einem kostbaren Gefäß aufgefangen und sie dann der Marie Magdalena übergeben. Ein Graf von Vendôme hat sie dann erstanden, der sie in seine Hauptstadt brachte.

Interessante Partien sind der Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Justiz und der Härte der Regierung gewidmet, deren Steuerlast damals ins unermeßliche ging. Auch auf den päpstlichen Aufenthalt in Avignon, der bald darauf (1367) endigte, wird angespielt. Kurzum, viele Fäden verbinden den Klosterbruder mit seiner Zeit, die er gut kennt und ohne Pedanterie als Patriot beurteilt. Selbst für die Tanzlust der Mädchen hat er Verständnis und spricht von ihr bei Besprechung der Feste, die nach der Befreiung von Verulaine stattfanden (f⁰ 210 r.).

Am wichtigsten aber ist das Manuskript zweifellos für unsere Legende, denn hier verrät es uns eine ältere, nun aufgegebene Tradition über die beiden Marien: Die Tradition des Jahres 1357 weiß noch nichts von einer gemeinsamen Aussetzung der Maria Magdalena, ihrer Geschwister und der beiden Marien, von einer wunderbaren Landung in oder bei Marseille. Folglich beruht diese Tradition der heutigen Legende auf Kombinationen, die erst nach 1357 gemacht worden sind. Die Legende des XIV. Jahrhunderts weiß weiterhin noch nichts von einem persönlichen Auftreten der beiden Marien (Maria Jacobaea und Maria Salome) in Südfrankreich. Folglich entstand diese Tradition erst nach 1357, als die Verehrung der Reliquien in den *Stes.-Maries-de-la-Mar* weitere Kreise zog, man aber vergessen hatte, daß dieselben erst von auswärts in die Provence überführt worden waren. Derselbe Gang also, der bei der Magdalenenlegende aufgedeckt wurde.

Wie aber haben wir uns zu dieser älteren Tradition zu verhalten? Verdient sie Glaubwürdigkeit, bietet sie einen Ersatz für die aufzugebende jüngere, oder nimmt sie der Legende von der

---

[4]) Bruchstücke werden demnächst in den „Münchener Texten" erscheinen unter dem Titel: „*Prolog, Inhalt und Schlußlegende aus Jehan Fillons Gedicht von den drei Marien nach der münchener Handschrift mit den Varianten der Pariser Handschriften nebst Einleitung und kleinem Glossar*".

Pilgerfahrt der beiden Marien allen Boden? Wir wollen ihre Elemente prüfen: Ein provenzalischer Rittersmann, Lehnsherr oder Besitzer des heutigen Ortes, der die Reliquien birgt, unternimmt eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe und bringt aus Italien die angeblichen Überreste der beiden Marien mit. Das ist plausibel. An dieser Angabe, die damals in *Stes.-Maries-de la-Mar* den Pilgern gemacht wurde, die sie ihrerseits unserem J e h a n F i l l o n erzählten, ist nicht zu rütteln, denn was hätte es für einen Zweck gehabt, sie zu erfinden?

Anders freilich verhält es sich mit den näheren Umständen, unter denen die Reliquien gewonnen wurden: Der ritterliche Pilgersmann bringt auf der Rückreise einige Zeit in R o m zu, empfängt den Segen des Papstes, sieht die Hauptsehenswürdigkeiten, erfährt von der Kultstätte der beiden Marien in *Verulaine*, als der hervorragendsten in der Umgebung der ewigen Stadt. D a s w i d e r s p r i c h t d e n s p ä t e r e n A n g a b e n F i l l o n s, nach welchem der K u l t d e r R e l i q u i e n i n *V e r u l a i n e* i n V e r g e s s e n h e i t g e r a t e n w ä r e. Man wird aber auf diesen Widerspruch kein Gewicht legen dürfen. Fillon kann letzteren Umstand erfunden haben, um glaubhafter zu machen, daß Stadtrat und Bischof einem fremden Ritter die Reliquien überhaupt mitgaben.

Der Ritter zieht also nun nach *Verulaine*, das „jenseits Rom“ (f⁰ 204, v. 2.) „in der Campagna nach der Romagna zu (f⁰ 205, v. 1) liegt.“ Jedenfalls haben wir diesen Ort, auch wenn er auf der Marschstraße der hl. Frauen nach Ephesus zu liegen soll, im Süden oder Westen Roms zu suchen. Und tatsächlich liegt südwestlich die Stadt V e r o l i, wenige Meilen von der Grenze der Campagna, in der Tat ein B i s t u m, heute mit 3420 Einwohnern. Sie ist die einzige Stadt, die nach Lage, Namen und Art mit dem *Verulaine* der Legende zu identifizieren ist. Vielleicht vermischte sich bei Fillon, oder bereits bei seiner Quellen, dieser Name mit V e r u l a m, das halbgelehrt mit französischem Akzent *Verulain* ergeben mußte, oder aber mit irgend einem französischen Orts- oder Flurnamen, der in den wohlbekannten Familiennamen V e r l a i n e erhalten ist. Möglich ist auch, daß ihm die latein. Benennung *urbs Verulana* zugrunde lag, die Fillon falsch übertrug.

Auch daran, daß die Reliquien aus V e r o l i stammen, ist nicht zu zweifeln, zu welchem Zwecke sollten dies Fillons Gewährsleute erfunden haben? Zudem beweist ein Ortsname der Umgegend, daß der Kult der Marien der Umgegend in der Tat nicht unbekannt ist, ich meine die Ortschaft *Sante Marie*, westlich von Rom, über das Sabinergebirge hinüber, gut zehn Meilen von Veroli entfernt. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen: Nach G a m s *Series Episcoporum* (Regensburg 1873) ist **n o c h h e u t e S. S a l o m e d i e S c h u t z p a t r o n i n**

von Veroli und der Diözese. Und nun wird uns auch klar, warum Fillon sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß Salome die Romreise allein gemacht hätte. Das eben war die Tradition, die in Veroli zu Hause war, und die sich bei Übersiedelung nach Frankreich „spaltete".

Das alles stimmt also wohl aufs beste, die Tradition von der Herkunft der Reliquien steht bis hierher auf festen Füßen. Die Angaben von Fillon haben sich im wesentlichen bewahrheitet. Nun aber die Art der Gewinnung: Veroli von Sarazenen angegriffen, während sich Rom im tiefsten Frieden befindet, nachdem der provenzalische Ritter unbehelligt seine Wallfahrt zum hl. Grabe hat durchführen können? In welcher Zeit befinden wir uns überhaupt? Vor den Kreuzzügen wohl nicht, denn Kirche und Krypta in *Les-Saintes-Maries-de-la-Mer* bestanden bereits, als die Reliquien hingebracht wurden. Da aber ist ein Sarazeneneinfall höchst unglaubwürdig. Ebenso unglaubwürdig ist die unbehelligte Reise ins heilige Land vor den Kreuzzügen, während Sarazenenscharen Italien durchstreifen und Veroli belagern.

Und dann weiter die Art, wie der Ritter der Reliquien habhaft wird; das ist der reine Roman! Für die Bewohner von Veroli bleiben sie, wo sie sind, denn Renier und der Bischof haben sie ja heimlich ausliefern lassen. Man könnte fragen, haben sie denn dem provenzalischen Ritter auch die echten Reliquien mitgegeben, — wenn nicht die ganze Darstellung von A bis Z nach Erfindung aussähe. Erfindungen, die dem späteren Epos entstammten, dessen vorbildliche Wirkung der germanische Name Gafier noch deutlich bezeugt. Erfindungen, die auch durch die Veroli unbekannte offenbar aus freier Hand hinzugefügte Maria Jacobaea charakterisiert werden.

Kurz, wir wissen über die Beschaffung der Reliquien, daß ein provenzalischer Rittersmann sie aus dem italienischen Orte Veroli bei Rom in nicht genauer zu bestimmender Zeit, doch bereits nach Bestehen der Kirche und der Krypta mitbrachte, und daß er über die Gewinnung eine fabelhafte Geschichte erzählte, vielleicht auch, daß diese später, wie so viele andere, erfunden wurde. Denn die Reliquien und Kultstätten mit Sarazenenkämpfen in Verbindung zu setzen, war im XIII. Jahrh. geradezu eine Mode. St. Gilles, Arles, Brioude und wie sie alle heißen, wurden zum Karl- und Wilhelms-Epos in nächste Beziehungen gesetzt. Jongleurs zogen auf den Pilgerstraßen einher und trugen den Pilgern die zu den jeweilig bereisten Gegenden gehörenden Lieder vor. Ja, diese Sitte ist uns so vielfach bezeugt, daß heute die Ansicht

von vielen geteilt wird, daß der Epos nur in dieser Weise und zu diesem Zwecke entstanden ist.[5]) Jedenfalls ist es dieser sonderbare Brauch, der es uns erhalten hat. Er hat konservierend gewirkt, wie die Lava für Pompei.

So wäre also an der Entstehung der Legende von den beiden Marien, wie sie 1357 erzählt wurde, nichts mehr rätselhaft. Sie ist eine Weiterbildung und freie Anpassung der Legende, wie sie schon vorher in Veroli bestand. Hier wurde nur Salome (Maria Salome) verehrt, Fillon hatte also allen Grund sich gegen diese Tradition auszusprechen. Ob an der Überführung der Reliquien nach der Provence ein wahres Wort ist, wer könnte das sagen? Die Hinzudichtung der Maria Jacobaea, die bewußt scheint (vgl. Fillons Protest), berechtigt jedenfalls zu starkem Zweifel. Sicher ist nur eins; Die ältere Tradition ist die von Veroli, denn die provenzalische benutzt sie als Quelle.

Als ich dem wackeren Pfarrer von den Saintes Maries von meinem Manuskripte erzählte, wollte er nicht darauf eingehen. Warum? Das Zeugnis des Jahres 1357 wird die heutige Tradition nicht ändern. Pilger und Neugierige werden nach wie vor nach den Saintes-Maries strömen, um die Poesie des Orts und der Legende auf sich wirken zu lassen. Auch ich hoffe Kirche und Strand einmal wieder zu sehen. Und der Eindruck wird durch den geführten Nachweis nicht geringer sein. Die Wege der Wahrheitsforscher und der Schönheitssucher kreuzen sich gar nicht. Ein Stückchen Schönheit und ein Körnchen Wahrheit haben beide ihren Wert. So soll man sie beide nebeneinander bestehen lassen, ohne Fehde.

München. LEO JORDAN.

[5]) Joseph Bédier *Les Légendes Epiques* 1908, I, 111.

Marots Leben.

Ceci doit nous avertir, nous autres qui écrivons la vie des particuliers, qu'il importe de faire attention aux plus petites circonstances.
P. Bayle.

I. Die Jugendzeit.
1496—1526.

Von Marots Geschlecht und Herkunft wissen wir wenig. Sein Vater stammte aus Caën in der Basse-Normandie, gründete aber seinen eigenen Herd in Cahors en Quercy und trat in reifen Mannesjahren als Dichter in den französischen Hofdienst, ohne daß wir uns diese Wanderzüge hinreichend erklären könnten. Der Stammsitz der Familie scheint Mathieu, nördlich von Caën gewesen zu sein; hier sind mehrere ihrer Vertreter in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Kleingrundbesitzer und Pächter nachgewiesen, andere lebten als Eigentümer und Beamten in der Stadt. Schon 1471 findet sich aber in den Rechnungsbüchern der Konsuln von Cahors ein Ausländer Namens Jean Marot, der mit einer Einheimischen verheiratet ist, und 1480 wird von ihrem Nachlaß die Steuer erhoben. Dieser Jean Marot kann schwerlich der Vater des Dichters sein, er dürfte ihm aber den Weg gewiesen haben. Wenn in diesem Dunkel eine Vermutung zulässig ist, so könnte man sich fragen, ob nicht der Herrendienst die Übersiedelung nach dem Süden veranlaßt hat, etwa als Klienten der Familie von Orléans.

Jean Marot, Clements Vater, wurde um 1467 geboren. Nach einer boshaften Anspielung Sagons wäre er ursprünglich Kappenmacher in Caën gewesen und aus der Zunft ausgestoßen worden. Sicher ist, daß er von seiner nördlichen Heimat nach Cahors übersiedelte, hier heiratete und Vater wurde und 1506, im Vertrauen auf seine außerordentliche Reimgabe, an den französischen Hof kam, wo er durch sein Gedicht '*La vrai disant avocate des Dames*' die Aufmerksamkeit der vertrauten Ehrendame der Königin, Michelle de Saubonne, auf sich zog und durch sie ihrer Gebieterin empfohlen wurde.

Tu fuz premiere source
De bon recueil à mon pere vivant.
Quant à la court du Roy fut arrivant,
Où tu estois adoncq la mieulx aymee
D'Anne, partout Royne tant renommee.

A Mme de Soubise. Epistre 35 (éd. Jannet I).

Clément Marot war noch nicht zehn Jahre alt, als ihn sein Vater bei dieser Gelegenheit mit nach Frankreich nahm. Er wird demnach 1496 geboren worden sein, vielleicht am Klemenstag, dem 23. November, und zwar, wie er selber erzählt, in Cahors.

Entendz après (quant au point de mon estre)
Que vers midy les haultz Dieux m'ont faict naistre,
Où le soleil non trop excessif est:
Par quoy la terre avec honneur s'y vest
De mille fruictz, de mainte fleur et plante;
Bacchus aussi sa bonne vigne y plante,
Par art subtil, sur montaignes pierreuses,
Rendant liqueurs fortes et savoureuses.
Mainte fontaine y murmure et undoye,
Et en tous temps le laurier y verdoye
Près de la vigne... Ou lieu que je declaire
Le fleuve Lot coule son eau peu claire,
Qui maintz rochers traverse et environne,
Pour s'aller joindre au droict fil de Garonne.
A brief parler, c'est Cahors en Quercy
Que je laissay, pour venir querre icy
Mille malheurs, auxquelz ma destinee
M'avoit submis. Car une matinee,
N'ayant dix ans, en France fuz mené:
Là où depuis me suis tant pourmené
Que j'oubliay ma langue maternelle,
Et grossement apprins la paternelle
Langue françoyse.

L'Enfer.

Marots Mutter war, nach diesen Worten zu schließen, eine Einheimische aus Cahors, und seine Kindessprache war die dortige Mundart. Während nun sein Vater in den Dienst der Königin Anna trat und als offiziöser Hofdichter seinen neuen Verpflichtungen nachging, indem er für die Königin die Unternehmungen gegen Genua (1507) und Venedig (1509) besang, wuchs der Knabe an den Loireufern auf[1]) und genoß wohl auch

1. «*Loyre qui dès enfance Fut mon sejour*», sagt der Dichter in der ‚*Epistre au Roy, luy estant à Venise*' (*Bulletin du Bibliophile* 1898. S. 234). Paris war nicht dermaßen Residenzstadt, daß der neue Hofbeamte seine Familie unbedingt dahin bringen mußte; im Gegenteil weilte der Hof Ludwigs XII. mit Vorliebe in Blois; hier starb auch Anna von Bretagne. Man beachte auch die Jugendgedichte wie

hier den ersten Schulunterricht. Eine bestimmte Anstalt, die er besucht hätte, wird nicht genannt; auch scheint er keinen akademischen Grad, nicht einmal den niedersten eines Magister artium erworben zu haben. Seinen Lehrern hat Marot später kein Lob nachgesungen:

En effect, c'estoient de grandz bestes,
Que les regens du temps jadis.
Jamais je n'entre en paradis,
S'ilz ne m'ont perdu ma jeunesse.

Deuxiesme epistre du coq à l'asne. Ep. 44.

Diese Worte, die geschrieben wurden, als ihm die Berührung mit den humanistischen Kreisen Italiens die Unzulänglichkeit seiner Vorbildung recht fühlbar gemacht hatte, dürfen uns nicht zur Übertreibung verleiten. Durch den Unterricht, den er genoß, war es Marot gegeben, sich die Elemente der Bildung anzueignen, die seinem Vater eingestandenermaßen fehlten. Ein großer Humanist wurde er zwar nicht, aber er gewann direkte Fühlung mit den lateinischen Autoren und erwarb eine hinlängliche Bildungsgrundlage, um den geistigen Strömungen seiner Zeit mit offenem Sinn folgen zu können. Man hat sich auf verschiedene Zeugnisse berufen, um zu behaupten, daß Marot unfähig war, Vergil oder Ovid im Urtext zu lesen, und daß er für seine Versübertragungen auf die wohlwollende Beihilfe lateinkundiger Freunde angewiesen war. Unter andern schreibt Jean de Boissoné an einen Freund, der Marot in einem lateinischen Dialog als Wortführer auftreten ließ: *In primis non placet quod Clementem Marotum introducis tractantem forensia et de latinis sermonibus disserentem, quando Marotus latine nescivit, etsi, quantum ad rhythmos gallicos attinet, nemo fuerit illi felicior, nec forum attigit unquam, quod ipse quodam loco testatur, dicens se id cum rege commune habere quod neuter litigandi formulas teneret.* (An Jacques de Lect, Chambéry, den 1. März 1547.) Aber Boissoné mißt Marot hier am Maßstab eines Vollhumanisten und erinnert sich wohl, daß in seiner Gegenwart Tischgespräche französisch und nicht lateinisch geführt wurden. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß er einen lateinischen Autor nur mit fremder Unterstützung verstehen konnte. Wir besitzen eine authentische Äußerung von Marot selber über seine Kenntnisse im zweiten Brief, den er aus Ferrara an den König schrieb:

Tu trouveras ceste langue italique
Passablement dessus la mienne entee,
Et la latine en moy plus augmentee.[2])

Über die Dauer und Regelmäßigkeit des vorbereitenden Schulgangs sind wir nicht unterrichtet; aber die Tatsache selbst

Epitaphe 1. 3. *Rondeau* 56, die auf Orléans hinweisen, wo Marot eventuell die Lateinschule besuchte.

[2]) *Bulletin du bibliophile* 1898 p. 164.

steht außer Frage. Wahrscheinlich sah sich aber der Vater bei Zeiten nach einem praktischen Dienst für den jungen Mann um; denn ein guter Posten hat für die Zukunft vielleicht noch mehr Wert als vieles Buchwissen. Tatsache ist, daß Clément Marot als Page in den Dienst des Herrn von Villeroy, Nicolas de Neufville trat. Dies geschah vor 1514; denn, wie es in der Widmung des '*Temple de Cupido*' in der Ausgabe von 1538 heißt, schrieb Marot dieses Gedicht «*estant encores page, et à toy... mon premier maistre, et celluy seul (hors mis les Princes) que jamais je servy.*» Gerade in diesem Jahre hatte Jean Marot durch den Tod der Königin Anna (9. Januar) seine Stellung verloren und sah sich von einer langwierigen Krankheit heimgesucht; erst gegen Ende des Jahres wurde er vom Thronfolger als Kammerdiener aufgenommen, kurz bevor dieser als Franz I. die Regierung übernahm.[3])

Marots Dienststellung bei Villeroy faßt man gemeinhin als die eines Ehrenpagen auf, obwohl dies weder seiner Geburt noch seiner späteren Laufbahn entspricht: aus Edelpagen werden sonst Ritter, nicht Kammerdiener.[4]) Wenn wir bedenken, daß Neufville damals königlicher Sekretär und Referendar der Staatskanzlei war und bald Schatzmeister und Staatssekretär der Finanzen wurde, so kommt uns die Frage, ob Marots Stellung bei ihm nicht etwa der ähnlich war oder werden sollte, die ein Jahrzehnt früher Jean Lemaire als «clerc de finances» bei Jean Robertet und dem Herzog von Bourbon innehatte. Seine Karriere ließ sich ungefähr so an, wie die seines Freundes Lion Jamet.

In diesen jungen Jahren erfuhr Marot auch schon die ersten Lockungen der Muse. Er selber hat in späteren Jahren in der '*Eglogue au Roy sous les noms de Pan et de Robin*' ein idyllisch verklärtes Bild seiner Werdezeit entworfen:

> Sur le printemps de ma jeunesse folle
> Je ressemblois l'arondelle qui volle
> Puis ça, puis là: l'aage me conduisoit,
> Sans paour ne soing, où le cueur me disoit.

Man darf hier nicht einzelne Worte (wie *folle*) willkürlich herausheben, sondern muß die liebliche Schilderung in ihrem Zusammenhang auf sich wirken lassen und nicht vergessen, daß sie eine Umdichtung von Paris' Kindheit nach Jean Lemaires '*Illustrations des Gaules*' (I, 21 f.) ist: dann bekommt man wohl den Eindruck einer heiter sorglosen Gemütsart, aber auch den eines früh entwickelten und nie mehr aus den Augen gelassenen Berufs zur Poesie als bewußtem Lebensziel. Über dem unbekümmerten Lebensgenuß darf man bei Marot auch in den Anfängen ein ernstes Vorwärtsstreben und höher gerichtete Triebe nicht übersehen.

---

[3]) Vgl. die Belege bei Guiffrey II, 289a.

[4]) Auch Sagon hat einen Pagen, der gewiß nicht ritterliche Pagendienste zu verrichten hatte.

Desjà pourtant je faisois quelques nottes
De chant rustique, et dessoubz les ormeaux,
Quasy enfant, sonnois les chalumeaux.
Si ne sçauroys bien dire ne penser
Qui m'enseigna si tost d'y commencer,
Ou la nature aux Muses inclinee,
Ou ma fortune, en cela destinee
A te servir: si ce ne fut l'un d'eulx,
Je suis certain que ce furent tous deux.

Daß sein Vater die verheißungsvolle Anlage mit innigem Stolz wahrnahm und daß er ihn bei den ersten Schritten auf der Bahn ermunterte und durch Belehrung und gute Ratschläge anzuleiten suchte, kann man sich leicht denken:

Ce que voyant, le bon Janot, mon pere,
Voulut gaiger à Jacquet, son compere,[5])
Contre un veau gras deux aignelletz bessons,
Que quelque jour je ferois des chansons
A ta louange (o Pan, Dieu tres sacré),
Voire chansons qui te viendroient en gré.
Et me souvient que bien souvent aux festes,
En regardant de loing paistre nos bestes,
Il me souloit une leçon donner
Pour doulcement ma musette entonner,
Ou à dicter quelque chanson rurale
Pour la chanter en mode pastourale.
Aussi le soir, que les troupeaux espars
Estoient serrez et remis en leurs parcs,
Le bon vieillard après moy travailloit
Et à la lampe assez tard me veilloit.
Bien est il vray que ce luy estoit peine:
Mais de plaisir elle estoit si fort pleine,
Qu'en ce faisant, sembloit au bon berger
Qu'il arrousoit, en son petit verger,
Quelque jeune ente, ou que teter faisoit
L'aigneau qui plus en son parc luy plaisoit.
Et le labeur qu'après moy il mit tant,
Certes c'estoit affin qu'en l'imitant,
A l'advenir je chantasse le los
De toy (o Pan), qui augmentas son clos,
Qui conservas de ses prez la verdure,
Et qui gardas son trouppeau de froidure.

Eglogue au Roy sous les noms de Pan et de Robin.

Zu den ältesten Proben von Marots dichterischem Können, die in die Öffentlichkeit drangen, gehört die e r s t e E k l o g e

[5]) Gemeint wäre nach der alten Randglosse Jacques Colin, Abt von Saint-Ambroise de Bourges.

Vergils *«translatee (certes) en grande jeunesse, comme pourrez en plusieurs sortes congnoistre, mesmement par les couppes feminines, que je n'observois encor alors, dont Jean Lemaire de Belges (en les m'aprenant) me reprint.»* (*Préface de l'Adolescence clementine*, 1532.) Lemaire kam im November 1511 zum erstenmal an den französischen Hof und trat im Frühjahr darauf in den Dienst der Königin Anna; schon am 12. Mai 1512 kündigt er dann seine Reise nach der Bretagne an, die er tatsächlich antrat; im Dezember ist er in Nantes, im Mai 1513 an der Charente und erst im August wieder in Tours; da er nun bald nach dem Heimgang der Königin (9. Januar 1514) gestorben zu sein scheint, so dürfte ihm Marot seine Erstlingsverse entweder zwischen Winter und Frühjahr 1511/12 oder wahrscheinlicher zwischen Herbst und Winter 1513/14 zur Begutachtung vorgezeigt haben. Er vollendete also sein siebzehntes Lebensjahr, als er die Vergilsche Ekloge übertrug (1513). — In das folgende Jahr fiele dann das 'Jugement de Minos sur la preference d'Alexandre le Grand, Annibal de Carthage et Scipion le Romain, dict l'Africain', ein Totengespräch, frei nach Lukians Prosa, das Marot noch vor dem 'Temple de Cupido' dem jungen König, oder besser dem Thronfolger darbrachte (1514).

Als erstes Werk eigener Erfindung schrieb Marot wohl im gleichen Jahr den 'Temple de Cupido', den er kurz nach dem Regierungswechsel (1. Januar 1515) mit einer Widmung an den König in Druck erscheinen ließ.[6]) Sinn und Zweck dieser Dichtung ergibt sich klar aus ihrem Inhalt: Vom Liebespfeil verletzt, macht sich der junge Dichter auf den Weg, um den Sitz der unwandelbaren Liebe auszuforschen; nach langen Irrfahrten gelangt er in den Tempel Cupidos und entdeckt hier was er sucht ohne Mühe im Chor des Heiligtums:

> Car en ce lieu un grand prince je veis,
> Et une dame excellente de vis,
> Lesquelz, portans escuz de fleurs royalles,
> Qu'on nomme lys, et d'hermines ducalles,
> Vivoient en paix dessoubz celle ramee,
> Et au milieu Ferme-Amour, d'eux aymee.

Schon Guiffrey (II, 100) hat darauf hingewiesen, daß mit diesen Fürstlichkeiten nicht Ludwig XII. und Anna von Bretagne gemeint sind: denn als Verherrlichung dieses Königspaares könnte der '*Temple de Cupido*' doch nur eine Totenklage auf Königin Anna sein; die Allegorie verbände also einen Lebenden und eine Verstorbene, denn nach der Wiedervermählung des königlichen Wittibs mit Maria von England hätte sie überhaupt keinen Sinn mehr. Sucht man aber Abgeschiedene im Tempel

[6]) Außer dem gothischen Druck s. a. existiert die Widmungshandschrift Paris BN fr. 2369.

Cupidos? und was soll die Widmung an Franz? was soll ihm gegenüber das Anpreisen seiner Vorgänger als Muster ehelicher Treue? — Nicht Ludwig und Anna, sondern Franz und Klaudia sind gemeint, auch sie führen ja Lilien und Hermelin in ihren Wappen, und das Gedicht ist keine Totenklage, sondern eine Hochzeitswidmung. Franzens Verlobung mit Klaudia war im Mai 1506 auf dem Reichstag von Tours beschlossen worden; ihre Vermählung fand 1514 statt: am 8. Mai führte der neunzehnjährige Thronfolger seine vierzehnjährige Braut zum Traualtar. Gab es je einen schöneren Anlaß, Ferme-Amour anzurufen?

Wohl sehen wir meist in Franz I. den sinnlichen, flatterhaften Liebhaber; Marot sieht ihn aber in seinem jungen Eheglück und ruft ihm ein in Allegorien verschleiertes 'daß es ewig so bliebe' zu. In diesem Sinne muß auch die Widmung verstanden werden. Am 1. Januar 1515 hat Franz den Thron bestiegen, an seiner Seite strahlt im Glanze der Jugend die fürstliche Gemahlin, und in aller Stille sammelt sich sein Heer am Fuß der Alpen, um in der lombardischen Ebene die Lorbeeren von Marignan zu pflücken. Liebesglück und Waffenruhm lächeln dem jungen Herrscher verheißungsvoll entgegen, und Marot jubelt ihm zu:

En sa jeunesse, un prince de valeur
Le noble estat des armes doit comprendre
Et le beau train d'amourettes aprendre,
Sans trop aimer venerique chaleur ...
Armes le font hardy, preux et vainqueur,
Amours aussi font d'un prince le cueur
Plus liberal que ne fut Alexandre.

Wie die Waffen *«tant proufitables que decentes à jeune Prince»* ziemt ihm auch die Liebe: *«Veulx tu maintenir, amourettes estre indecentes à jeune Prince?»* Das ist keine Aufforderung zum Leichtsinn; im Gegenteil, es gibt drei Arten von Liebe: *l'une ferme, l'autre legiere, la tierce venerienne.* Marot preist Franz und Klaudia als die Vertreter der unwandelbaren Liebe, zu deren Banner auch er sich scharen will. In diesem Sinne soll der junge Fürst das edle Treiben *(le beau train)* der Liebe kennen lernen, ohne sich der sinnlichen Lust hinzugeben *(sans trop aimer venerique chaleur).*

Das ist es, was der Dichter mit der *Queste de Ferme-Amour* meint, und darum nehmen wir mit Recht an, daß der '*Temple de Cupido*' aus Anlaß der Vermählung Franz I. mit Klaudia erdacht und in Angriff genommen wurde. Infolge der unvermeidlichen Verzögerung, die mit der Ausführung und Drucklegung eines so umfangreichen Werkes immer verbunden ist, erschien das Gedicht erst nach dem Regierungswechsel, jedoch noch vor dem italienischen Feldzug, vor August 1515, da sonst Marot, wie bereits Lenglet du Fresnoy bemerkte, irgendwie auf dieses Ereignis angespielt hätte.

Zu den Jugenderzeugnissen gehört augenscheinlich auch die *Epistre de Maguelonne à son amy Pierre de Provence'*, von der gleichfalls ein alter Einzeldruck vorliegt mit einem Rondeau, das des Dichters Namen in den Anfangsbuchstaben angibt, und dem die später nicht mehr gebrauchte Devise '*De bouche et cueur*' folgt.

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt für Clément Marot mit seinem Eintritt in die Schreibstube des Pariser Prokurators Jean Grisson, unter dessen Leitung er in die juridische Konzeptspraxis eingeführt werden sollte. Von den Umständen wissen wir eigentlich nur, was Marot selber in der vierten Ballade '*du temps qu'il apprenoit à escripre au Palais à Paris*' andeutet, als er vom Justizpalast wieder Abschied nimmt:

> Or je vois veoir si la guerre est perdue
> Ou s'elle picque ainsi qu'un herisson.
> Adieu vous dy, mon maistre Jean Grisson,
> Adieu Palais, et la porte Barbette
> Où j'ai chanté mainte belle chanson
> Pour le plaisir d'une jeune fillette.

Um eine neue Berufswahl unter Aufgabe früherer Ziele handelt es sich dabei wohl nicht. Nach der Lateinschule in Blois oder Orléans und nach Ablauf des Pagendienstes bei Herrn von Villeroy waren die juridischen Praktikantenjahre die normale Fortsetzung der Vorbereitungsstadien. Es ist auch nicht gesagt, daß Marot zu diesem Behuf sein Dienstverhältnis zu Villeroy gelöst hätte: bei dem patriarchalen Charakter der Zeit wäre es wohl denkbar, daß er diesen praktischen Kurs als Pensionär seines früheren Herrn durchmachte unter Vorbehalt weiterer Verwendung.[7]) Neu und bedeutsam ist aber für Marots Entwicklung das Eintauchen in das Pariser Milieu, die dem Alter gemäße Emanzipation unter gleichgestimmten Altersgenossen, der ganze Übergang von der Kindheit zum gährenden Jünglingsalter.

Von Marots Tun und Lassen in diesen Jahren finden wir die Spuren in seinen Dichtungen nur dürftig und chronologisch recht unbestimmt. Am deutlichsten treten seine Beziehungen zur Basoche hervor. Denn mit der Aufnahme in den Juristenverband war der junge Praktikant zugleich auch Mitglied der Kanzlisteninnung der Basoche geworden, und wahrscheinlich nahm er an ihrem lustigen Treiben und gelegentlich auch an ihren theatralischen Veranstaltungen tätigen Anteil. Die Basoche bildete drei selbständige Gesellschaften, die der *clercs du Palais*, die der *clercs du Châtelet* und die der *clercs la Chambre des comptes*; außerdem hatte sich die Narrengesellschaft der *Enfants sans souci* gebildet. Dreimal jährlich trat der Verband

[7]) In diesen Jahren findet Neufville vielfach Verwendung zu diplomatischen Missionen, 1516 in Spanien, 1518 in England, usw.

öffentlich hervor, mit einem Festessen zum Dreikönigstag, mit der Pflanzung eines Maienbaums im Mai und mit einem großen Umzug im Juli. Wenn Marot, wie sich vermuten läßt, der Gruppe der *clercs du Palais* angehörte, so hinderte ihn das nicht, seine Feder dem zu leihen, der sie eben brauchte. So schrieb er die '*Ballade des enfans sans soucy*' (*Ball.* 1), in der er der übermütigen Laune dieser fröhlichen Verbindung Ausdruck verleiht *(Car noble cueur ne cherche que soulas)*; für die dramatischen Aufführungen der einen Gruppe verfaßte er den öffentlichen Aufruf '*Cry du jeu de l'empire d'Orleans*' (*Ball.* 2),[8]) und für die Maifeier schwang er sich zu einem '*Chant royal chrestien mis au may de la Sainte-Chapelle*' (*Ch. div.* 7) auf.

An die Zeit seiner Kanzlistentätigkeit erinnert noch die '*Ballade de Marot du temps qu'il apprenoit à escripre au Palais à Paris*' (*Ball.* 4), eigentlich seine Abschiedsballade (1518?). Im übrigen erfahren wir von seinem Treiben nicht besonders viel. Seine Balladen, Rondeaux und Chansons bezeugen zwar, daß er schon früh den Reiz holder Weiblichkeit empfand und sich emsig um die Gunst der Schönen mühte. Aber wir kennen von keiner, die ihm etwa gefiel, weder den Namen noch sonst einen näheren Umstand. Wir wissen nichts von seiner ersten Liebe bei der porte Barbette, von der er ärgerlich singt:

> C'est trop chanté, sifflé et attendu
> Devant sa porte, en passant par la rue; (*Ball.* 4).

noch von der huldvolleren Schönen, von der er preist.

> Je suis aymé de la plus belle
> Qui soit vivant dessoubz les cieulx; (*Chans.* 10.)

noch von der Falschen, die ihn verriet:

> Ma dame ne m'a pas vendu,
> Elle m'a seulement changé; (*Chans.* 15.)

noch von allen denen, an die er in seiner '*Epistre aux dames de Paris*' dachte:

> N'ay je passé ma jeunesse abusee
> Autour de vous, laquelle j'eusse usee
> En meilleur lieu (peut estre en pire aussi)?
> Rien ne diray, n'ayez aucun soucy,
> Et si en sçay, bien je l'ose assurer
> Pour faire rire et pour faire pleurer. (*Ep.* 12.)

Von den Zeitereignissen spricht Marot in diesen Jahren so gut wie gar nicht. Von geringem Belang ist Rondeau 14 auf den

---

[8]) Die *clercs de la Chambre des comptes* waren für theatralische Unterhaltungen zu einer eigenen Gesellschaft, *le royaume de Galilée*, organisiert. Es ist nun schwer zu entscheiden, ob das nur einmal erwähnte *Empire d'Orléans*, mit jenem gleichzusetzen ist, oder ob es sich nicht um eine temporäre Organisation zu bestimmtem Zweck handelt, wenn der Name nicht gar nach Orléans weist.

Tod des jungen Chissay, der im Januar 1517 zu Blois im Duell fiel. Marignan, die erste Waffentat des Königs, über die sein Vater einen unvollendeten Bericht hinterlassen hat, erwähnt er nirgends. Man kann sagen, daß er den Zeitereignissen ferner steht und daß er vielleicht auch aus kindlicher Bescheidenheit vermeidet, seinem Vater ins Gehege zu kommen. Vergleichen wir aber die vielseitige Produktion der Jahre 1513 und 1514 mit der anscheinenden Sterilität dieser Pariser Jahre, so gewinnen wir den Eindruck wie von einer Art Krisis, die Marot durchmacht. Die Zeit der vielverheißenden, talentvollen, im Grunde aber nur angelernten Jugendarbeiten ist vorüber. Die Übersetzungen, die allegorischen Zeitdichtungen ruhen, weil sich die inneren Beziehungen des jungen Dichters zu dieser Art von Aufgaben gelockert haben. Aus dem frühreifen Knaben ist ein Jüngling geworden, und dieser besinnt sich auf sich selber; er läßt das Leben mit der Fülle seiner Lockungen an sich vorbeiziehen und läßt das, was werden soll, innerlich ausreifen. Mit sangeslustigen Freunden vertrödelt er seine Zeit. Fröhliche Weisen trällernd, schweift er vor den Fenstern umher, hinter denen sich lose Mädchenköpfchen verbergen. Scheinbar ist es ein Nachlassen, ein Rückschritt; aus dem Liedersänger soll aber der wahre Marot hervorgehen; und dies veranlaßt mich eben, diese Jahre als den Beginn eines neuen Lebensabschnittes zu bezeichnen.[9])

Eine wichtige Änderung seiner Lebensstellung brachte dem Dichter das Jahr 1518. Auf Empfehlung des Königs nahm ihn dessen Schwester Margareta, Herzogin von Alençon, in ihren Hausstand auf.

Rien n'ay acquis des valeurs de ce monde,

konnte er nach Jahren rühmen,

Qu'une maistresse en qui gist et abunde
Plus de sçavoir, parlant et escrivant,
Qu'en autre femme en ce monde vivant.
C'est du franc lys l'yssue Marguerite,
Grande sur terre, envers le ciel petite;
C'est la princesse à l'esprit inspiré,
Au cueur esleu, qui de Dieu est tiré
Mieux (et m'en crois) que le festu de l'ambre,

[9]) Mit großem Aufwand an Phantasie und mit gewaltsam herbeigezogenen Belegen aus Rabelais, Fr. Gentillet und Artus Desiré zeichnet Guiffrey ein Bild von Marots übermütigem Pagen- und Juristenleben unter dem Stichwort '*Tout aux tavernes et tout aux filles*'; schließlich läßt er ihn an den Folgen der Ausschweifungen venerisch erkranken, indem er ihn mit dem Capitaine Raisin der 9. Epistel gleichsetzt. Stände es so um Marots Jugend, welchen Sinn haben dann noch seine Worte: *laquelle j'eusse usee en meilleur lieu (peut estre en pire aussi)?* An welchen schlimmern Orten konnte er sie vergeuden als in Schenken und Freudenhäusern?

Et d'elle suis l'humble valet de chambre;
C'est mon estat.
Le roy des Francs, dont elle est soeur unique,
M'a faict ce bien, et quelque jour viendra
Que la soeur mesme au frere me rendra.
L'Enfer.

Das Datum von Marots Diensteintritt bei der Prinzessin ergibt sich einerseits aus der Epistel '*Le Despourveu à Mme la duchesse d'Alençon et de Berry, soeur unique du Roy*' (*Ep.* 2), da Margareta die Apanage von Berry am 11. Oktober 1517 erhielt und das Patent dazu am 4. Februar 1518 eingetragen wurde, und andererseits aus der Angabe der '*Epistre au Roy, du temps de son exil à Ferrare*' (Sommer 1535), daß Marot vor sechzehn Jahren der Prinzessin übergeben worden sei:

A qui je fuz, des ans a quatre et douze,
De ta main noble heureusement donné. (*Ep.* 42.)

Kombinieren wir die beiden Angaben, so läßt sich als das Wahrscheinlichste festhalten, daß Marot 1518 an Margareta gewiesen wurde und ihre vorläufige Zusage erhielt, die dann im folgenden Frühjahr bei Aufstellung der neuen Besoldungslisten ihre Wirkung erlangte. Hatte sich Marot der Herzogin mit einer Epistel vorgestellt, so suchte er die Aufnahme in die Haushaltungsliste durch eine Ballade '*A Mme d'Alençon, pour estre couché en son estat*' (*Ball.* 5) zu erreichen. Auch in der Epistel betont Marot, daß er seine Bitte nicht im Vertrauen auf sich selbst, sondern im Vertrauen auf den König vorbringe:

Ainsi je suis poursuy, et poursuyvant
D'estre le moindre et plus petit servant
De vostre hostel (magnanime Princesse)..
non pour aucune chose
Qui soit en moy pour vous servir enclose;..
Mais pour l'amour de vostre Frere unique,
Roy des François, qui à l'heure presente
Vers vous m'envoye, et à vous me presente
De par Pothon, gentilhomme honorable. (*Ep.* 2.)

Wie hat aber Marot die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen? Die Antwort ist vielleicht nicht schwer zu finden. Am 28. Februar 1518 wurde dem König der erste Sohn, der Dauphin Franz, in Amboise geboren, und Clément Marot, der früher den Ehebund der Eltern im '*Temple de Cupido*' gefeiert hatte, besang das glückliche Ereignis mit einer schwungvollen Ballade '*De la naissance de Mgr. le Daulphin Françoys*' (*Ball.* 7):

Quand Neptunus, puissant dieu de la mer,
Cessa d'armer carraques et galees...

Wie die Ballade dem König vorgelegt wurde, durch den jungen Dichter oder durch dessen Vater, der im Dienst des Königs

stand, oder durch einen Gönner wie Pothon,[10]) das tut wohl nichts zur Sache; das wesentliche ist, daß der König sich für den jungen Mann interessierte, der ihm vielleicht bei dieser Gelegenheit auch seine Epistel mit den doppeldeutigen Reimen vorlegte: '*Au Roy*' (*Ep.* 7):

> En m'esbatant je fais rondeaulx en rithme
> Et en rithmant bien souvent je m'enrime...

Kurzum, vom König empfohlen und durch Pothon an Margareta geschickt, trat Marot mit einem Gehalt von 85 Livres und vorläufig ohne besondere Verwendung, als «*pensionnaire*» in den Dienst der ersten Prinzessin vom Geblüt, der hoch- und feinsinnigen Margareta von Alençon.[11])

Marots neue Stellung rückte ihn als Zuschauer den Weltereignissen wieder näher. Wenn er schon 1518 seinen Dienst antrat, so folgte er wohl Ende Mai dem Hof über Chinon, Angers nach Nantes, blieb mit den Damen in Le Plessis-du-Ver und Ancenis, während der König die weiteren Städte der Bretagne aufsuchte, und kehrte im Herbst über Baugé, Vendôme, Chartres nach Paris zurück.[12]) Den Winter 1518/19 verbrachte der Hof in Paris; hier fand im Dezember der großartige Empfang der englischen Gesandten statt[13]) und im Februar das Totenamt für Kaiser Maximilian. Mitte März begibt sich der Hof nach Saint-Germain-en-Laye, wo am 31. März Heinrich, der spätere König, geboren wird, und Ende Juli über Paris und Corbeil nach Blois und Amboise. Das Jahr hatte große Erwartungen und Enttäuschungen gebracht, es war das Jahr der Kaiserwahl, bei der Karl V. den Sieg über Franz I. davontrug. Im Winter 1519/20 besuchte der König seine engere Heimat, Châtellerault, Poitiers, Lusignan, La Rochelle, Saint-Jean-d'Angély, Cognac, Angoulême. Im April war er wieder in Blois, im Mai kam er durch Paris auf dem Weg nach Ardres, wo im Juni die Zusammenkunft mit König Heinrich VIII. von England stattfand. Marot sah als Augenzeuge das Schaugepränge des *Camp du drap d'or* und widmete ihm ein Rondeau und eine Ballade: '*De la veue des*

---

[10]) Auf diese Angelegenheit bezieht sich wohl Rondeau 13 '*A M. de Pothon, pour le prier de parler au Roy*'. Ob Antoine Raffin, genannt Pothon, Herr von Puycalvary und Seneschall von Agenais, gemeint ist, oder Jean Raffin, dit Pothon, écuyer d'écurie du roi, capitaine de Marmande et de la Salvotat, läßt sich schwerlich ausmachen.

[11]) In der Besoldungsliste von 1524, die sich erhalten hat, wird Marot als «*pensionnaire*» mit 85 Livres angeführt. Vgl. *Comptes de Louise de Savoie et de Marguerite d'Angoulême* publ. p. A Lefranc et J. Boulenger (Paris 1905) p. 44 u. 65.

[12]) Für die Teilnahme Margaretas an der Reise habe ich keinen Beleg. Im September starb in Amboise Louise, die älteste Tochter des Königs.

[13]) *Journal d'un bourgeois de Paris* ed. Bourrilly p. 66. Alençon gab eine der Gastereien.

roys de France et d'Angleterre entre Ardres et Guignes' (R. 33) und *'Du triumphe d'Ardres et de Guignes'* (B. 8). Von Juli bis Mitte September hielt sich der Hof in Saint-Germain-en-Laye auf, wo am 10. August Madeleine, die spätere Königin von Schottland, geboren wurde. Der König selber war häufig in Paris, Ende September und Anfang Oktober dauernd, dann bis zum Ende des Jahres in Blois und Amboise.

Das Jahr 1521 begann der Hof in Romorantin; hier wurde Franz am Dreikönigstag bei einem Schneeballsturm am Kopfe verletzt und lag zwei Monate krank. Dann ging es nach Burgund. Die Königin und die Regentin (Luise von Savoyen, die Mutter des Königs) kamen am 23. April von Paris nach Troyes, wo ihnen der König entgegenkam und sie nach Dijon führte; Margareta war dabei, aber Marot begleitete diesmal den Herzog von Alençon, der als Generalleutnant des Königs das Kommando über die große Armee übernahm, die in Attigny an der Aisne versammelt wurde. Am 15. Juni traf Alençon im Feldlager ein. Sickingen und Nassau begannen die Feindseligkeiten, Mouson mußte sich ergeben, aber Mézières hielt unter Bayard tapfer Stand. Am 19. September traf der König in Reims mit Alençon zusammen, Mézières wurde glücklich verproviantiert, und als Nassau die Belagerung aufgab und abzog, rückte die französische Armee bis zur Schelde vor. Am 23. Oktober stand Franz in der Nähe von Valenciennes dem Kaiser gegenüber, versäumte aber die günstige Gelegenheit zu einem überlegenen Angriff und ließ sich auf Vermittlung der Engländer in Verhandlungen ein. Ende November kehrte der König nach Compiègne zurück, wo er seine Mutter traf, und am 9. Dezember war er in Paris. Marot hatte ein kleines Stück Weltgeschichte miterlebt und mit seinen Dichtungen begleitet: *'Ballade de l'arrivee de Mgr. d'Alençon en Haynault'* (B. 9), *'Ballade de paix et de victoire'* (B. 10), in der er den patriotischen Wünschen der Franzosen Ausdruck verleiht, *'De ceulx qui alloient sur mules au camp d'Attigny'* (R. 34), *'Au Roy, pour avoir argent au desloger de Reims'* (R. 35); vor allem aber richtete er zwei Berichte an seine Gebieterin, den einen in Versen über das bunte Lagerleben (*Ep.* 3), den andern in Prosa anläßlich der Begegnung der beiden Heere mit einer Schilderung des Rückzugs der Kaiserlichen und der unbarmherzigen Verwüstung des Landes (*Ep.* 4).[14])

[14]) An sonstigen Gedichten fallen wohl in diese Zeit: *Epistre* 8 *'Pour le capitaine Bourgeon à M. de la Rocque'* mit der Bitte um ein Reittier für den bevorstehenden Feldzug. Jean-François de la Roque, sieur de Roberval, war Leutnant des Marschalls Robert von der Marck, einer der Proskribierten von 1535, später Vizekönig von Canada. — *'Chant royal de la conception que maistre Guillaume Cretin voulut avoir de l'auteur'* (*Ch. div.* 1) mit dem als *Envoi* dienenden *Huitain* (*Epgr.* 1). Am 15. Dezember 1521 erhielt Jean Marot in Rouen den

Die ersten zwei Monate des Jahres 1522 verbrachte der Hof in Saint-Germain-en-Laye um die Königin, die abermals ihrer Entbindung entgegensah. Am 22. Januar wurde Charles, der dritte Sohn des Königs geboren, und Margareta, seine Tante, hob ihn aus der Taufe, wie sie es für Henri und Madeleine getan hatte. Im März brach der König auf, um sich nach Lyon zu begeben; denn die italienischen Angelegenheiten erheischten jetzt die Hauptaufmerksamkeit. Die im Vorjahre eröffneten Feindseligkeiten waren der Anfang des welthistorischen Ringens zwischen Frankreich und der mit ihrer Umklammerung drohenden habsburgischen Hausmacht. Die freudige Zuversicht, mit der sie begonnen wurden, hielt aber nicht lange an; die im ersten Ansturm errungenen Erfolge zeigten wenig Bestand. In Navarra war ein jäher Umschlag des Waffenglückes erfolgt; in Italien ging durch die Niederlage bei Bicocca (April 1522) das ganze Mailändische und der glorreiche Gewinn des ersten italienischen Feldzugs wieder verloren. England, das Frankreich durch Vermittlungsverhandlungen hingehalten hatte, schloß jetzt ein Offensivbündnis mit dem Kaiser und erklärte Franz den Krieg. Durch das Eingreifen dieses neuen Gegners sah sich dieser gezwungen, den Plan des persönlichen Erscheinens in der lombardischen Ebene zu verschieben und zunächst an die Verteidigung der Nordgrenze zu denken. Im August kehrte er über Blois nach Paris zurück und nahm für den Herbst seine Residenz in Saint-Germain-en-Laye. Der schlecht vorbereitete Einfall der Engländer in die Picardie verlief ergebnislos, die Septemberregen zwangen zum Abbruch. So hatte das Jahr große Spannungen und Enttäuschungen gebracht, aber der König und seine Umgebung waren ferne Zuschauer geblieben, und dementsprechend findet sich auch kein Nachklang der öffentlichen Ereignisse dieses Jahres in Marots Dichtungen.[15])

Der Anfang des Jahres 1523 verlief ziemlich ruhig. Der Hof, der den Dezember und Januar in Paris verbrachte, verblieb von Februar bis Juli in Saint-Germain-en-Laye, teils durch Krankheiten, teils durch die Entbindung der Königin, die am 5. Juli ihr letztes Töchterchen, Margareta, zur Welt brachte, aufgehalten. Der König war mit den umfassenden Vorbereitungen für den geplanten italienischen Feldzug beschäftigt und verließ die Damen nur auf kurze Zeit, im Juni zu einem Ausflug nach Blois und ein anderesmal, um einer militärischen Operation bei Guise beizuwohnen. Ende März war Alençon mit der

---

zweiten Preis, die Lilie. Es ist möglich, das Clément nicht als Mitbewerber neben seinem Vater auftrat, sondern sein Chant royal nur für die von Cretin geplante Sammlung schrieb.

[15]) Beachtung verdient die Grabschrift auf den Humanisten Christophe Longueil, der am 11. September 1522 in Padua starb (*Cimetière* 2).

Niederdrückung der Abenteurerbanden wohl im Norden beauftragt.[16])

Um so aufregender gestaltete sich die zweite Hälfte des Jahres. Am 23. Juli verließ der König Saint-Germain-en-Laye zu einer Wallfahrt nach Saint-Denis, um sich dann nach Lyon zu begeben. Die Königin und Luise von Savoyen begleiteten ihn bei der Wallfahrt und dann bis Gien. Hier erneuerte er am 12. August das Regentschaftspatent für seine Mutter, und diese nahm mit der Königin und mit Margareta von Alençon, ihrer Tochter, ihre Residenz in Blois. Die große Sorge des Augenblicks war der Abfall des Konnetabels von Bourbon. Während Franz einer europäischen Koalition gegenüberstand, sah er sich durch dessen Komplott mit dem Kaiser auf einmal auch im Landesinnern bedroht. Zwar stellte Bourbon noch jede Schuld in Abrede, als Franz ihn in Moulins aufsuchte und offen die Verdachtsmomente darlegte. Aber am 8. September hielt er es doch für geraten, das Feld zu räumen und verkleidet über die Grenze zu gehen. Durch seinen Übertritt zum Feinde war die Ausführung des Alpenübergangs noch einmal verschoben. Ende November kehrte der König erkrankt zu den Seinen nach Blois zurück ?[17])

Auf die Ereignisse dieses Jahres bezieht sich vielleicht ein Rondeau Marots '*D'un qui se plaint de mort et d'envie*' (R. 25), das hier wörtlich angeführt werden soll, weil die Anspielung, die es enthält, bisher noch nicht erkannt worden ist, und weil die Auslegung von einer gewissen prinzipiellen Bedeutung erscheint.

Depuis quatre ans faulx Rapport vicieulx
Et de la Mort le dard pernicieux
Ont faict sur moy tomber maint grant orage.
Mais l'un des deux m'a navré en courage
Trop plus que l'autre, et en bien plus de lieux.
Touchant Rapport, en despit de ses jeux
Je vy tousjours riche, sain et joyeux,
Combien qu'à tort il m'ayt faict grant dommage
Depuis quatre ans.
Mais quand de Mort le remors furieux
S'en vient parfois passer devant mes yeulx,
Lors suis contrainct de blasmer son oultrage;
Car luy tout seul m'a plus donné de rage,
Que n'a envie, et tous les envieux,
Depuis quatre ans.

[16]) Die Einzelheiten ergeben sich aus dem Briefwechsel Margaretas. Vgl. *Lettres* éd. Génin I, 6 und 7 (beide von 1523, der erstere zu Beginn der Fastenzeit, der zweite vom 31. März) und I, 11. Margareta war wahrscheinlich im September 1522 durch eine Frühgeburt ihrer Hoffnung auf Mutterschaft beraubt worden, Lettres I, 9 u. 10.

[17]) An dem Kronrat, der nach Bourbons Flucht in Lyon abgehalten wurde, nahm auch Alençon teil. *Journal d'un bourgeois de Paris* ed. Bourrilly p. 128.

Daß Marot hier nicht von sich spricht, ist klar. Der Vers *Je vy tousjours riche, sain et joyeux* hätte keinen Sinn in seinem Munde. Es ist augenscheinlich von einer hochstehenden Persönlichkeit die Rede, die seit vier Jahren durch böswillige Verdächtigung arg geschädigt wird, aber doch noch schlimmeres durch den Tod von Angehörigen und Freunden leiden mußte. Wenn wir erwägen, daß der Konnetabel seit 1519 mit den Feinden des Reichs in geheimer Verbindung stand und daß der schwerste Schicksalsschlag, der ihn traf, der Tod seiner Frau, Suzanne von Bourbon, war, durch den die ganze Erbschaftsfrage aufgerollt wurde, so scheint die Situation auffällig auf ihn zu passen, etwa zur Zeit der Begegnung in Moulins. Auch begriffe man leicht, warum der Dichter, nachdem er sich durch den Schein hatte täuschen lassen, nachträglich den Namen unterdrückte.[18]) Ob nun diese Auslegung stimmt oder ob eine andere gesucht werden muß, für uns ist dieses Gedicht ein Fingerzeig, daß wir nicht einfach nach dem Titel schauen dürfen, sondern aus den Dichtungen selbst ihren Sinn und ihre Absicht herauszulesen und herauszudeuten haben, wobei es uns auffallen wird, wie häufig Marot nicht von sich selber, sondern von fremden Erlebnissen spricht.

Das Jahr 1524 ließ sich bedenklich an. Bonnivet, der im Herbst über die Alpen gegangen war und ziemlich glücklich operiert hatte, geriet im Frühjahr in Bedrängnis und mußte sich eilig zurückziehen, wobei er tüchtige Waffengefährten wie Bayard und La Palice verlor. Bourbon hatte die Führung der verstärkten kaiserlichen Truppen übernommen und wartete nur auf die nötigen Geldmittel, um seinerseits in Frankreich einzufallen. Der französische Hof war inzwischen in Blois geblieben; den König beschäftigte in erster Linie der Prozeß gegen die Mitverschworenen des Konnetabels; im März kam er auch in dieser Angelegenheit nach Paris und wohnte am 11. einer feierlichen Prozession bei, an der auch Alençon teilnahm. Im April machte er einen Abstecher nach der Picardie. Während der Zeit hielt sich der königliche Rat ununterbrochen in Blois auf; da aber Luise von Savoyen abermals schwer erkrankt war (11. März bis Anfang Mai), mußte Margareta eine Zeitlang die Geschäfte führen. Ende Mai begab sich dann der Hof nach Amboise und Tours, wohl des Luftwechsels halber, wie immer nach den Gichtanfällen, an denen die Regentin litt?[19])

Am 1. Juli überschritten die Kaiserlichen unter Bourbon die französische Grenze, und am 9. verließ Franz Blois, wo seit

---

[18]) Vielleicht ist Rondeau 26 '*D'un qui se complaint de Fortune*' eine Ergänzung zu dem vorigen.

[19]) Über die Einzelheiten unterrichtet uns z. T. Margaretas Briefwechsel mit Briçonnet Bischof von Meaux, der die Jahre 1521—24 umfaßt. Vgl. *Bulletin de la société de l'hist. du protestantisme français* 1901.

dem Frühjahr Königin Klaudia schwer leidend an ihr Lager gefesselt war; die Regentin und Margareta begleiteten ihn bis Bourges. Franz begab sich nach Lyon und Avignon, um die vordringende kaiserliche Armee aus der Nähe zu beobachten. Diese rückte am 8. August in Aix ein, am 19. erschien sie vor Marseille; hier brach sich aber ihre Stoßkraft. Am 29. September begann der Rückzug, der sich zwar in Ordnung vollzog; aber Franz folgte dem abrückenden Feinde auf der Spur, überschritt den Paß von Susa, und am 20. Oktober rückte er in Mailand ein; acht Tage später begann die Belagerung von Pavia. Während der Zeit hatte Margareta schwere Tage erlebt. Als sie mit ihrer Mutter den König in Bourges verließ, ahnte sie nicht, daß der Tod die Königin Klaudia von ihrem Siechtum befreit hatte.[20]) Kurz darauf erkrankte Charlotte, die älteste der königlichen Prinzessinnen, an Masern und starb trotz der hingebendsten Pflege am 8. September. Diese Trauerfälle erlaubten der Regentin erst im Oktober nach Lyon zu gehen, wo sie bis auf weiteres blieb.

Das ist der Rahmen, in dem Marots Leben in den geschilderten Jahren verlief. Über sein Tun und Verbleiben sind wir im speziellen wenig unterrichtet. Mit Bestimmtheit wissen wir nur, daß er 1520 der Monarchenbegegnung in Ardres anwohnte und daß er 1521 den Herzog von Alençon beim Feldzug in den Ardennen und im Hennegau begleitete. In den folgenden Jahren kann man im Zweifel sein, ob er bei seiner Herrin in Blois war oder ob er 1523 den Herzog bei der Jagd auf die Abenteurer begleitete und dem König nach Lyon folgte, und ob er 1524 im März in Paris und von Juli an beim königlichen Hauptquartier war. Dabei sind immer noch spezielle Missionen, Krankheiten und andere Zufälligkeiten denkbar, von denen wir keine Kunde haben. Besonders mißlich muß es aber jeder ernste Biograph empfinden, daß uns von Marots bürgerlichem Leben jede Einzelheit fehlt. Wir hören erst 1529 durch den Zufall einer Polemik, daß Marot verheiratet ist. Ziehen wir in Betracht, daß sein Sohn 1534 schon alt genug war, um von Margarete als Page aufgenommen zu werden, so gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß unser Dichter, sobald er im Dienste der Herzogin von Alençon eine gesicherte Lebensstellung erlangt hatte, auch gleich daran ging, seinen eigenen Herd zu gründen, und daß er in jungen Jahren, wie es damals Sitte war, Vorstand eines Haushalts wurde und die ersten Vaterfreuden erlebte. Davon spricht aber keine Zeile seiner Werke, und so fehlen uns denn wesentliche Züge zu einem vollständigen und wahrheitsgetreuen Lebensbild unseres Dichters. Das dürfen wir nicht übersehen.[21])

---

[20]) Marot hat der Königin ein Epitaphium gewidmet (*Cimetière* 5).

[21]) Von den Gedichten, die sich auf Zeitereignisse beziehen, fallen in diese Zeit die Grabschriften für Me Pierre de Villiers, secrétaire du

König Franz war zum zweiten Mal über die Alpen gezogen, Mailand hatte ihm seine Tore geöffnet, und nun lag er mit seiner Armee vor Pavia. Hier lieferte er am 24. Februar 1525 jene verhängnisvolle Schlacht, die mit der Niederlage der Franzosen und der Gefangennahme des Königs endete.

Die große Frage ist nun für uns, ob sich Marot bei diesen Vorgängen im Gefolge des Herzogs von Alençon und beim königlichen Heere oder in der Nähe seiner Gebieterin befand. Seit der anonymen '*Vie de Clément Marot*' im *Recueil des plus excellentes pièces des poètes françois* (Paris 1692) beruft man sich auf Marots erste Elegie zum Beweiß, daß er tatsächlich in der Schlacht bei Pavia mitkämpfte und durch eine Gewehrkugel am linken Arm verwundet wurde und in diesem traurigen Zustand mit dem König in Gefangenschaft geriet:

Là fut percé tout oultre rudement
Le bras de cil qui t'ayme loyaulment;
Non pas le bras dont il a de coutume
De manier ou la lance ou la plume:
Amour encor le te garde et reserve,
Et par escritz veult que de loin te serve.
  Finalement, avec le Roy mon maistre[22])
Delà les monts prisonnier se veit estre
Mon triste corps, navré en grand souffrance.
Quant est du cueur, long temps y a qu'en France
Ton prisonnier il est sans mesprison.
Or est le corps sorty hors de prison;
Mais quant au cueur, puis que tu es la garde
De sa prison, de sortir il n'a garde.
  Amour a faict de mon cueur une butte,
Et guerre m'a navré de haquebutte:
Le coup du bras le monstre à veue d'oeil,
Le coup du cueur se monstre par son dueil.
Ce nonobstant, celluy du bras s'amende;
Celluy du cueur, je le te recommande.

Der Wortlaut ist unzweideutig und klar, und so haben denn die Biographen Marots sich ohne Bedenken über die Schwierigkeiten hinweggesetzt, daß er als Kammerdiener in den Reihen der Streiter an der Schlacht teilgenommen und schließlich das Schicksal anderer Mitkämpfer geteilt habe. Für seine Befreiung hat man ja eine sehr einfache Erklärung zur Hand: ein Dichter

---

roi †1524, (*Epitaphe* 8), André le Voust, médecin du duc d'Alençon (*Cimet.* 3), François d'Allegre. sgr. de Precy, chambellan du roi, grand-maître des eaux et forêts, † 1525 (*Cimet.* 7), Guillaume Cretin, † 1525 (*Cimet.* 5), und wohl auch die beiden Totenklagen auf den Baron de Malleville, der in Beyruth starb, und auf Jeanne Bonté (*Compl.* 1. 2).

[22]) Marot stand nicht in direktem Dienste des Königs, als er dieses schrieb.

besitzt wenig und kann nicht viel bieten, darum wurde er ohne Lösegeld laufen gelassen. Hier muß nun aber die Frage aufgeworfen werden, ob Marot diese Elegie wirklich im eigenen Namen schreibt, oder ob er nicht etwa einem anderen seine Feder geliehen hat. Diese Frage wird noch öfter auftauchen und soll noch im allgemeinen erörtert werden; denn sie ist für das Verständnis Marots und seiner Dichtung von prinzipieller Bedeutung. In unserem besonderen Fall gibt der Brief freilich über die Person des Schreibenden nur wenig Aufschluß. Bemerkenswert ist aber die Stelle, wo er voll Mißmut darauf verzichtet, eine Schilderung der unglücklichen Schlacht zu geben und von den französischen Verlusten zu sprechen und dann fortfährt:

> Les dire, helas! il vault trop mieulx les taire;
> Il vault trop mieulx en un lieu solitaire,
> En champs ou boys plains d'arbres et de fleurs
> Aller dicter les plaisirs ou les pleurs
> Que l'on reçoit de sa dame cherie;
> Puis, pour oster hors du cueur fascherie,
> Voller en plaine ou chasser en forests,
> Descoupler chiens, tendre toilles et rhetz;
> Aucunes foys après de longues courses
> Se venir seoir près des ruysseaux ou sources,
> Et s'endormir au son de l'eau qui bruyt...

Wer mag wohl so sprechen? Marot, der Kammerdiener, oder nicht vielmehr ein vornehmer Grundherr, der eigene Jagden und eine eigene Meute besitzt und sich dem Weidmannssport ergeben kann, bis ihn die Standespflicht wieder unter die Waffen ruft?

> Mais s'il advient que la guerre s'esbranle,
> Lors conviendra danser d'un autre branle:
> Laisser fauldra boys, sources et ruysseaux,
> Laisser fauldra chasse, chiens et oiseaux,
> Laisser fauldra d'Amours les petitz dons,
> Pour suyvre aux champs estandars et guydons,
> Et lors chacun ses forces reprendra,
> Et pour l'amour de s'amye tendra
> A recouvrer gloire, honneurs et butins,
> Faisant congnoistre aux Espaignols mutins
> Que longuement Fortune variable.
> En un lieu seul ne peult estre amyable.

Wenn ich mich für eine von der bisher anerkannten abweichende Auslegung entscheide, so gehe ich von der Überzeugung aus, die das jahrelange Studium dieser Periode der französischen Literatur immer mehr bei mir befestigt hat, daß ein Dichter wie Clement Marot bei einer Schilderung wie der obigen sich nicht in allgemeinen Redensarten ergeht und nur literarische Gemeinplätze breit tritt, sondern daß er Wirklichkeit wiederzugeben

bestrebt ist. Jene Aufzählung der verschiedenen Jagdarten. Vogelbeize, Pürschgang, Hetzjagd, Netzfang, weist unzweideutig auf ein Mitglied der höheren Stände hin, die sich dergleichen Erholungen gönnen, auf einen jener grundbesitzenden Feudalherrn, die den Kern des französischen Ritterheeres bilden. Daß ein solcher gelegentlich Marots Hilfe in Anspruch nimmt, um in die Heimat zu schreiben, erklärt sich leicht aus der Schwierigkeit, die dem Briefwechsel mit der von ihm geliebten Dame entgegenstehen mochte. Offen durfte er sich nicht an sie wenden, wie aus dem Gedicht hervorgeht. Von den Briefen, die er ihr «à fiance» geschrieben hat, weiß er nicht, ob sie bis zu ihr gelangten noch wie sie von ihr aufgenommen wurden; denn geantwortet hat sie ihm nicht:

> Car bien souvent lettres et messagers
> Les dames font tomber en gros dangers.

Unter solchen Umständen ist ein Gedicht aus fremder Feder die allersicherste und unverdächtigste Botschaft man kann es ihr in die Hände spielen, ohne sie zu kompromittieren. Es wird dann aber auch verständlich, warum Marot dieses Gedicht, das ein fremdes Geheimnis barg, nicht in die 'Adolescence clementine' aufnahm, weshalb es erst später, und ohne sein Zutun erschien.

Wenn unsere Erklärung stimmt, so fehlt jeder positive Grund, um Marots persönliche Anwesenheit bei Pavia vorauszusetzen. Wir können ebenso gut annehmen, daß er in der Nähe seiner Herrin in Lyon verblieb. Damit wäre auch begreiflich, warum Marot in seiner Elegie keinen Versuch macht, den Verlauf der Schlacht zu schildern, weil ihm eben die Anschauung fehlte. Auf alle Fälle, ob im eigenen oder in fremdem Namen geschrieben, scheint das Gedicht nordseits der Alpen verfaßt worden zu sein.

Die Niederlage von Pavia hatte nicht nur die Gefangennahme des Königs zur Folge, sie ging auch dem Herzog von Alençon, dem ein Teil der Schuld zugeschrieben wurde, so zu Herzen, daß er infolge der überstandenen Aufregungen und Anstrengungen am 11. April 1525 in seinem 36. Lebensjahr in Lyon verschied. Die Sorge um das bedrohte Reich ruhte in diesen schweren Tagen auf der Regentin, die das ganze Jahr Lyon nicht verließ und von hier aus die Vorkehrungen für die Verteidigung des Landes und für die Befreiung des Königs traf. Margarete stand ihr dabei mit voller Hingebung zur Seite. Im Juni wurde Franz I. nach Spanien gebracht, und am 17. August kam er nach Madrid. Schon waren die französischen Unterhändler in Toledo eingetroffen. Mitte August machte sich auch Margareta auf den Weg zu ihrem Bruder. Von ihrer Mutter bis Pont-Saint-Esprit begleitet, machte sie die Überfahrt von Aigues-Mortes nach Barcelona und erreichte Madrid am 20. September, einen Tag, nachdem der Kaiser zum ersten Male seinen Gefangenen besucht

hatte. Im Oktober verhandelte sie mit Karl V. in Toledo. Mitte November trat sie den Rückweg an, Weihnachten feierte sie in Narbonne, in der zweiten Januarwoche traf sie mit ihrer Mutter in Roussillon zusammen. Kaiser Karl hatte nicht nachgegeben. Am 14. Januar 1526 mußte Franz, um die Freiheit zu erlangen, den Frieden von Madrid unterzeichnen, in dem er nicht nur auf Italien, sondern auch auf Burgund verzichtete. Natürlich sollten die Abmachungen nicht eingehalten werden. Sobald die Regentin in Lyon die Vertragsbedingungen erfuhr, brach sie in den ersten Februartagen mit Margareta auf, um den Dauphin und seinen Bruder, die als Geiseln für ihren Vater bestimmt waren, abzuholen. Am 17. März fand der Austausch auf der Bidassoa statt. Am 18. war der König in Bayonne, wo ihn die Regentin und Margareta mit dem Hofe erwarteten. Ostern feierten die Wiedervereinigten in Mont-de-Marsan. Die nächsten Monate verblieb Franz im Südwesten, mit weitgreifenden diplomatischen Verhandlungen beschäftigt, um eine Liga gegen den Kaiser zu stande zu bringen; im April war er in Bordeaux, im Mai in Cognac, im Juni in Angoulême; erst Ende Juli kam er nach Amboise.

Dieses für Frankreich so sorgenvolle Jahr 1525/26 ist bekanntlich auch für Clément Marot ein kritisches Jahr geworden. Es brachte ihm die erste religiöse Verfolgung. Auf Grund einer weiblichen Delation im Châtelet in Paris interniert, weil er sich gegen das Fastengebot vergangen hatte, wurde er am 13. März 1526 vom Bischof von Chartres vor sein Offizialgericht geladen und von den Pariser Gerichtsbehörden auch ausgeliefert; es war seine Rettung; vor dem 1. Mai hatte ihm die Rückkehr des Königs die Freiheit wiedergegeben. Das sind die Daten, die wir durch Marots Gedichte kennen; denn bis auf die beiden Erlässe des Bischofs von Chartres ist kein einziger auf diesen Prozeß bezüglicher Akt erhalten geblieben. Es ist infolgedessen außerordentlich schwer, sich vom Tatbestand eine genaue Vorstellung zu bilden.

Nach Marots Darstellung ginge das ganze Unglück auf die Unbeständigkeit seiner Geliebten zurück; reizbar wie Dichter sind, habe er ihr ihre Flatterhaftigkeit vorgeworfen und aus Rache habe sie ihn als Lutheraner angezeigt. Das Gedicht, das ihn in solche Ungelegenheiten brachte, wäre *Chanson* 15:

Ma dame ne m'a pas vendu,
Elle m'a seulement changé.[23])

Den ganzen Vorgang schildert der Dichter in der Ballade 14 '*Contre celle qui fut s'amye*':

---

[23]) Dies bestätigt die erste *Epistre du coq à l'asne*, S. unten. Das Rondeau *De l'inconstance d'Ysabeau* erschien erst 1540, und auch die Ysabeau-Epigramme sind aus späterer Zeit. Damit sind die sinnigen Kombinationen, die Morley an diesen Namen anknüpft und die sich Douen zu eigen gemacht hat, ohne weiteres hinfällig.

Un jour resciviz à m'amye
Son inconstance seulement,
Mais elle ne fut endormie
A me le rendre chaudement;
Car dès l'heure tint parlement
A je ne sçay quel papelard,
Et luy a dict tout bellement:
«Prenez le, il a mengé le lard.»

Lors six pendars ne faillent mie
A me surprendre finement,
Et de jour, pour plus d'infamie,
Firent mon emprisonnement.
Ilz vindrent à mon logement;
Lors ce va dire un gros paillard:
«Par la morbieu, voylà Clement,
Prenez le, il a mengé le lard.»

Der «*papelard*», an den sich die Treulose wandte, ist uns durch ein anderes Gedicht Marots '*Epistre à M. Bouchart, docteur en theologie*' (*Ep.* 10) bekannt. Es ist Nicolas Bouchart, ein eifriges Mitglied der Fakultät, der im Jahre 1524 von derselben beauftragt wurde, den Prozeß gegen Pierre Caroli, einen der Prediger von Meaux, vor dem Parlament zu betreiben.[24] Er ist es, der Marots Verhaftung veranlaßte, «*en disant que l'erreur tient de Luther.*»

Docte docteur, qui t'a induict à faire
Emprisonner, depuis six jours ença,
Un tien amy, qui onc ne t'offensa?
Point ne suis lutheriste
Ne zwinglien, et moins anabaptiste ...
Que quiers tu donc? As tu aucune picque
Encontre moy? Ou si tu prens saveur
A me trister dessoubz autruy faveur?

Marot beharrt dabei, daß die Verfolgung, der er ausgesetzt ist, nur auf einer Angeberei aus Privatrache beruht, daß ihr jeder ernste Untergrund fehlt. Er wird es auch noch im '*Enfer*' wiederholen:

Bien avez leu,[25] sans qu'il s'en faille un A,
Comme je fuz par l'instinct de Luna
Mené au lieu plus mal sentant que soulphre.

[24]) Vgl. L. Delisle, *Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale* XXXVI, 2 p. 360. Du Plessis d'Argentré, *Collectio judiciorum de novis erroribus* II, 3. Abbé P. Ferret, *La faculté de théologie de Paris. Epoque moderne* I, 120 n.

[25]) In der Ballade 14, die er seinen Freunden vor dem '*Enfer*' gesandt haben wird.

Taktisch mag diese Haltung vielleicht angezeigt gewesen sein. Beim inquisitorischen Prozess jener Zeiten war es eine Notwendigkeit, die Aufrichtigkeit und Unbefangenheit der Belastungszeugen anzufechten. Der Nachdruck, mit dem Marot es tut, hat zur Folge gehabt, daß unendlich viel Tinte geflossen ist, um die Identität der Verräterin festzustellen. Alles vergeblich und umsonst.[26] Im Grunde kommt es auch nicht darauf an, durch wen die Anzeige erstattet wurde, sondern was Marot zu der Verfehlung verleitet und unter welchen Umständen sie ausgeführt wurde. Und zunächst müssen wir darauf achten, daß die Erhebung der Anklage auf lutherische Ketzerei gegen den Kammerdiener der Herzogin von Alençon kein vereinzeltes Faktum ist und nicht als die Folge eines böswilligen Frauentratsches bewertet werden soll, sondern daß sie ein Glied in der Kette von planmäßigen Repressivmaßregeln bildet, die sich gegen Margareta und den Kreis ihrer religiösen Freunde und Berater richtete.

Seit 1521 stand die Schwester Franz des I. in regem geistigem Verkehr mit dem Bischof Briçonnet von Meaux, mit Jacques Lefèvre d'Etaples und mit ihrem gleichgesinnten Gehilfen. Mehr als einmal hatte sie die Hand schützend über sie gebreitet und dem ketzergerichtlichen Vorgehen der theologischen Fakultät gegen ihre Person oder gegen ihre Schriften Einhalt geboten. Der Verdacht der konservativen Theologengruppe richtete sich besonders gegen den früheren Augustiner maistre Michel d'Arande, der sich als Weltpriester und bald als Almosynar in Margaretas Gefolge aufhielt und in ihren Gemächern und vor der Mutter des Königs die heilige Schrift las und auslegte und Vorträge hielt, in denen er den Wert des Heiligenkults bestritt und Luther in Schutz nahm. Im Advent 1523 und während der Osterfasten 1524 ließ Luise von Savoyen mit Zustimmung des Staatsrats

---

[26]) Auf eine Möglichkeit ist nie hingewiesen worden. Die Verräterin, die Marot der Inquisition preisgab, könnte auch seine Frau gewesen sein. In der '*Epistre de six dames de Paris à Cl. Marot*' (Guiffrey III, 136) wird dem Dichter vorgeworfen, daß er seine Frau vernachlässigt, ihr weder für Essen noch für Kleidung die Mittel gibt «*Par quoy se vist avecques truandailles.*» Man könnte diese Stelle dahin interpretieren, daß Marot — eben infolge ihrer Untreue und ihrer Anzeige — mit seiner Frau überworfen war. Wenn man dagegen die '*Complainte d'un pastoureau chrestien*' anführen wollte, wo der Dichter von seiner Frau als einem treuen, gottergebenen Weibe spricht, so wäre zu bedenken, daß die Authentizität dieser Dichtung fraglich bleibt, und daß Marot eventuell nach dem Tode seiner ersten Frau ein zweites Mal und glücklicher geheiratet haben könnte: was sehr gut dazu stimmen würde, daß er neben fast erwachsenen Kindern nach diesem Gedicht noch ein im Säuglingsalter befindliches hätte. Der Vorwurf Sagons, daß Marot seine Frau verlassen habe (éd. Lenglet du Fresnoy VI, 26) bezieht sich nur auf die Flucht nach Italien, gehört also nicht hierher. — Diese Möglichkeit ist zu erwägen. Sie läßt sich mit allen Texten in Einklang bringen. Aber mehr als eine Möglichkeit ist es nicht.

zwölf Prediger aus den vier Bettelorden in verschiedenen Diözesen Missionen abhalten, und dieser Versuch der religiösen Weckung der Massen führte zu neuen Konflikten. Die von Natalis Beda geführte reaktionäre Partei, die das Pariser Parlament hinter sich hatte, wartete knirschend auf die Gelegenheit zu einem Gegenvorstoß, und diese bot sich im Jahr 1525, als die Gefangenschaft des Königs seine Schwester nach Spanien rief. Das Palament setzte eine aus zwei Doktoren der Theologie und zwei Parlamentsräten bestehende außerordentlicde Kriminalkommission ein, und ein päpstliches Breve untersagte jede Berufung gegen den Rechtsspruch dieser apostolischen Kommissäre. Bald machte sich ihre Tätigkeit fühlbar. Das schon einmal niedergeschlagene Verfahren gegen Louis de Berquin, der als Freund der Herzogin von Alençon bekannt war, wurde wieder aufgenommen und führte zu seiner Verurteilung und Gefangensetzung. Auch gegen Erasmus wurde vorgegangen, und selbst der unschuldigen Übersetzung der '*Heures de la sainte Vierge*' von P. Gringore (*Mère Sotte*) wurde die Druckerlaubnis versagt. Während Briçonnet durch einen leichtsinnigen Prozeß des Guardians der Franziskaner von Meaux belästigt wurde,[27]) ließ man Zeugen gegen die Prediger seiner Diözese verhören, und am 3. Oktober wurde ein Haftbefehl gegen Jacques Lefèvre, Gérard Roussel und mehrere andere erlassen, dem sich diese durch die Flucht nach Straßburg entzogen; auch maître Michel sollte in Verhör genommen werden und folgte ihnen in die Verbannung. Und wie die Rückkehr des Königs aus Spanien Marot die Freiheit brachte, so löste sie auch Berquins Fesseln und öffnete den Flüchtlingen von Meaux die Pforten der Heimat.[28])

Die von dieser Verfolgung Betroffenen waren oder galten als Margaretas Schützlinge; gegen sie und ihren Anhang war das Vorgehen der inquisitorischen Behörde offensichtlich gerichtet. Das erklärt uns wohl den Zusammenhang, in dem die Hand auch auf Marot gelegt wurde, aber noch nicht das Delikt, das die Rechtsgrundlage zu dem gegen ihn gerichteten Verfahren bildete. Denn es ist kein Zweifel, daß Marot wegen der absichtlichen Verletzung der Fastengebote belangt wurde. Noch ein zweites Mal in seinem Leben stand der Dichter unter derselben Anklage. Am 18. März 1532 wurden nämlich vom Parlament die beiden Räte Nicole Hennequin und Jean Trousson beauftragt, den Prozeß gegen «Mes Laurent et Loys Meigret, Mery Deleau, André Leroy, Clement Marot, Martin de Villeneufve *et leurs complices, estanz*

[27]) Die Sache des Franziskanerguardians wurde vor dem Parlament durch den Advokaten Jean Bouchart vertreten, der nicht mit dem Doktor Nicolas Bouchart zu verwechseln ist.

[28]) Vgl. Ch. Schmidt, Gérard Roussel. — Marguerite d'Alençon et G. Briçonnet in *Bull. de la soc. de l'hist. du protest. français* 1901 und Herminjard passim.

chargez d'avoir mangé de la chair en caresme et autres jours prohibez» zu instruieren. Es scheint nun kaum wahrscheinlich, daß Marot die Unvorsichtigkeit, die Fastengebote zu übertreten, ein zweites Mal begangen hat. Offenbar handelt es sich nicht um ein neues Vergehen gegen die kirchlichen Gebote, sondern um die alte, noch ungesühnte Schuld.[29]) Der Prozeß war nicht ausgetragen, eine Verjährung gab es nicht; so konnte das Delikt bei jeder Gelegenheit zum Gegenstand einer neuen gerichtlichen Verfolgung gemacht werden. Dieses Aktenstück lehrt uns aber, daß die inkriminierte Handlung nicht von Marot allein, sondern höchstwahrscheinlich von den in dem eben angeführten Gerichtsbeschluß genannten Männern gemeinsam begangen wurde. Es war keine unüberlegte übermütige Tat eines einzelnen, sondern eine gemeinsame Manifestation, von den einen gewiß als solche beabsichtigt, von einigen vielleicht nur zufällig mitgemacht. Die Angeschuldigten — und angeschuldigt heißt nicht überwiesen — sind uns nur zum Teil bekannt, sie scheinen aber alle dem Kreis der Hof- und Staatsbeamten angehört zu haben; und als den Rädelsführer unter ihnen können wir Laurent Meigret ansehen.[30])

Laurent Meigret war zu dieser Zeit Kammerdiener des Königs; man nannte ihn scherzweise *Le Magnifique* (nach *Lorenzo il Magnifico*). Er wurde 1532 (im Mai oder Juni) in Châteaubriand festgenommen und unter Eskorte nach Paris gebracht, wo er am 30. August 1534 vor der Notre-Dame-Kirche öffentlich Abbitte leisten mußte «parce qu'il estoit lutherien et mangeoit de la chair en caresme et aux vendredys et samedys.» Seine Güter wurden konfisziert und er selber auf fünf Jahre verbannt. Er sühnte also, wenn auch verhältnismäßig glimpflich, die Schuld, die auch auf Marot lastete. Laurent Meigret ging nach Genf, wo er sich bei dem durch Farels Predigten hervorgerufenen Bildersturm hervortat; er soll seinem Hund geweihte Hostien zum Verspeisen vorgeworfen haben.[31]) Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit erweckt den Verdacht, daß er vielleicht auch bei jenem Fleischessen in der Fastenzeit, für das er mit Clément

---

[29]) Vgl. *Journal d'un bourgeois de Paris* éd. Bourrilly p. 234 *«eslargi sans avoir esté absoulz»* von Berquin gesagt.

[30]) Im Namenverzeichnis zum *Catalogue des actes de François Ier* (Bd. IX und X) findet sich ein Emery Delau, *vicomte et receveur de Bayeux*, ein André Le Roy, *commis au payement des menus plaisirs* (1518), ein *greffier en l'élection de Beauvais* (ernannt in Lyon am 14. März 1524) und ein königlicher Sekretär des Namens (vielleicht ein und dieselbe Person) und auch ein Jean-Martin de Villeneufve.

[31]) Über Laurent Meigret s. O. Douen I, 118. Guiffrey III, 257 ff. Doumergue, *Calvin* II, 136. 142. Moréri s. v. Herminjard passim. Meigret trat später in den Dienst der Stadt Genf. Der im obigen Aktenstück genannte Louis Meigret ist wohl ein Bruder, sonst wenig bekannt. Zwei andere Brüder waren der Schatzmeister Lambert Meigret und der Pariser Parlamentsrat Jean Meigret.

Marot und den übrigen verfolgt wurde, der Anstifter war; von ihm war es wohl ein gewollter Protest gegen eine nicht mehr als zu Recht bestehend anerkannte Kirchensatzung. Und sein Verhalten erscheint noch bedeutsamer und rückt in eine neue Beleuchtung, wenn wir in Betracht ziehen, daß er nach aller Wahrscheinlichkeit ein Bruder des Dominikaners Aymé Meigret war, dessen Predigten im Jahre 1524 großes Aufsehen in Lyon machten und der dafür auf Befehl der Regentin verhaftet und im folgenden Jahre nach Paris geschickt wurde, um sich vor der theologischen Fakultät zu verantworten. Es wurden ihm Äußerungen wie die folgenden zur Last gelegt: «*Jeuner, ainsi que l'on nous fait faire, ne manger chair le vendredy, vivre en continence, sont d'elles mesmes tres belles choses. Mais qui les nous commande sur peine d'eternelle damnation (d'autre commandement ne veux je parler) nous oste la liberté que Jesus Christ nous a donnee, et nous mect en intolerante servitude*»; oder «*Abstinentia a carnibus, tempore quadragesimali et diebus sabbati, non est de praecepto.*»[32]) Nach solchen Lehren hatte Laurent Meigret gehandelt und andere zu handeln verleitet.

Daß es sich in Marots Fall um eine ostentative Tat handelt, bezeugt uns auch Fr. Sagon, der zwar kein unmittelbarer und kein unbefangener Zeuge ist, aber doch den Sachverhalt richtig erfahren haben kann. Er meint, daß man Marot nicht bedauert,

> Pour ce qu'on dit, et l'histoire est commune,
> (Dont on a eu congnoissance trop tard)
> Que tu mengeois en Karesme du lard,
> Non pas caché, mais devant tout le monde
> Qui t'a congneu de vie trop immunde,
> Et de ce lard tu fesois maiz Megret
> A l'homme ethique, hereticque en secret,
> Qui sans gouster l'esprit vif de la lettre
> S'est faict juger au vivre infidele estre.[33])

Diese Stelle ist die einzige, die ausschließlich von den Quadragesimalfasten spricht, alle übrigen Texte erwähnen Quadragesimal- und Wochenfasten stets in einem Zug, weil ihre Unterscheidung für die Qualifikation des Vergehens irrelevant ist.

---

[32]) Vgl. Herminjard I, 323 ff. Guiffrey I, 175 n. Duplessis d'Argentré II, 12—17. 104. Aimé Meigret wurde am 25. März 1525 zum öffentlichen Widerruf in Lyon verurteilt, aber er sowohl als der Inquisitor appellierten. Später entkam er nach Deutschland und starb 1528 in Straßburg. Daß er einen Bruder in Paris hatte, steht fest. Herminjard I, 228. Vgl. II, 4.

[33]) François de Sagon, *Le coup d'essay (Œuvres de Marot* éd. Lenglet du Fresnoy VI, 14). Die letzten Verse scheinen tatsächlich den Namen Meigret zu bieten, als Dativ ohne Partikel, mit einem Dativ mit Partikel als Apposition. Doch ist der Ausdruck so gewunden, daß die Interpretation sehr unsicher bleibt. Man könnte zur Not auch lesen: *tu fesois mets maigret à (toi) l'homme etique...*

Aus ihnen erfahren wir den eigentlichen Tatbestand nicht, und bei Sagon bleibt es fraglich. Wichtiger ist aber dessen andere Angabe, daß man von der Übertretung erst nachträglich und zwar recht spät erfuhr *(Dont on a eu congnoissance trop tard).* Dies spräche dafür, daß die Verletzung der Fastengebote, wenn es sich tatsächlich um die Quadragesimalzeit handelt, nicht erst 1526, sondern bereits früher erfolgte. Zugunsten dieser Annahme läßt sich geltend machen, daß die Regentin sich 1526 schon vor Beginn der Fastenzeit auf den Weg machte. Marot müßte mithin seine Tat unterwegs ausgeführt haben, wenn er nicht zufällig auf Urlaub in Paris weilte. In beiden Fällen ist die Frist von Fastenbeginn (14. Februar) bis zum Eingreifen des Bischofs von Chartres (13. März) recht kurz, knappe vier Wochen; in dieser Zeit muß die Tat, die Delation, der Verhaftungsbefehl, dessen Ausführung, die Einlieferung im Châtelet, das Verhör, die Abfassung der Epistel an Lion Jamet, die Anrufung des Bischofs von Chartres und dessen Eingreifen erfolgt sein. Wäre das denkbar, wenn Marot in Paris weilte, so wird es rein unmöglich, wenn er sich im Gefolge der Fürstinnen befand. Im günstigsten Fall hätte er sich während des Aufenthaltes in Blois oder Amboise (14.—19. Februar) vergangen; bis die Sache ruchbar wird, bis die Verräterin den Doktor Bouchard ins Vertrauen gezogen, bis dieser seine Anzeige beim Parlament erstattet hat, bis die Untersuchung angeordnet und ein Verhaftungsbefehl erlassen werden kann, ist der Hof längst in Châtellerault und weiter; ein Kommissär muß nachgesendet, der Delinquent muß zurücktransportiert werden, usw., alles ohne Telegraphen und Eisenbahnen. Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß schon vor der tatsächlichen Verhaftung das Gerücht derselben einmal umlief. Marot beruhigte seine Freunde in einem Rondeau '*A ses amis, auxquelz on rapporta qu'il estoit prisonnier*' (R. 24). Es scheint wohl, daß es sich um einen verfrühten Alarm in unserer Angelegenheit handelt, den der Dichter selber nicht ernst nahm, der sich dann aber doch als begründet herausstellte. Sollen wir nun aber das ominöse Fleischessen in das Jahr 1525 setzen, wo Aschermittwoch auf den 1. März und der Ostersonntag auf den 16. April fiel? Ist es wahrscheinlich, daß Marot die aufgeregten Tage, die auf die Niederlage von Pavia folgten und wo der Herzog von Alençon mit dem Tode rang, zu seiner Demonstration benutzte? Ist es nicht eher anzunehmen, daß die Tat ein Jahr früher, etwa im März 1524 vollbracht wurde, während der König und sein Gefolge in Paris war? Auf Paris als den Ort des Vergehens scheint auch der Zusammenhang bei Sagon hinzuweisen.

Auf Grund dieser Indizien können wir uns den Gang der Ereignisse auf folgende Weise zurechtlegen. In einer Anwandlung von Bekennereifer findet sich Clément Marot mit Laurent Meigret,

genannt le Magnifique, und einigen anderen Hofbeamten — vermutlich während der Karenz von 1524 in Paris — zusammen, um gemeinsam die Fasten zu brechen, nicht aus Übermut, sondern aus Überzeugung, gewissermaßen in Form eines feierlichen, religiösen Aktes. Und ihre Handlung ist wohl überlegt, denn zur gleichen Zeit läßt sich in Lyon der Pariser Dominikaner und Doktor der Theologie Aimé Meigret, ein Bruder des vorgenannten königlichen Kammerdieners, in französischer und lateinischer Sprache laut vernehmen, daß das Fasten zwar ein gutes Zuchtmittel, aber keine Gewissenspflicht sei.[34]) Diese Äußerungen des Dominikaners erregten großes Aufsehen, und als er im Advent seine Predigten wieder aufnahm, wurde er auf Veranlassung der Regentin und des Kanzlers Du Prat in Lyon verhaftet und nach Paris geschickt, um sich vor der theologischen Fakultät zu verantworten.[35]) Denn die Regentin, die sonst reformatorischen Ideen nicht unzugänglich war, nahm gerade in Fragen der kirchlichen Disziplin und der kirchlichen Zäremonien einen ausgesprochen konservativen Standpunkt ein.[36]) Im Zusammenhang mit diesem Vorfalle scheint die Bulle Klemens des VII. vom 17. Mai 1525 erlassen worden zu sein, welche das strengste gerichtliche Vorgehen gegen alle diejenigen forderte, welche die Fastengebote der Kirche zu verwerfen und zu mißachten wagten. Dieser Bulle wurde durch eine königliche Verordnung vom 10. Juni, die Luise von Savoyen als Regentin erließ, Gesetzeskraft verliehen, und dies gab wahrscheinlich den Anlaß zur Einsetzung jener besonderen Kriminalkommission mit außerordentlicher Vollmacht, deren Tätigkeit wir früher erwähnt haben?[37])

Im Verlauf der gegen Aimé Meigret geführten Untersuchung müssen nun jedenfalls auch Zeugen vernommen worden sein, vermutlich auch in Lyon, wo die angefochtenen Predigten gehalten worden waren. Vielleicht war der Doktor Nicolas Bouchart

[34]) Der Zusammenhang, in dem Aimé Meigret in den brieflichen Berichten aus jener Zeit genannt wird, legt die Frage nahe, ob er nicht etwa einer der zwölf Missionsprediger war, die 1523 und 1524 ausgesandt wurden.

[35]) *«Maigret est prins à Lion. Mais Madame d'Alençon y est: loué soit dieu»*, schreibt Anemond de Coct am 17. Dezember 1524 an Farel. *«Glorificamus quoque Dominum propter Macrini servi Dei constantiam»*, wird am 31. Dezember an H. Cornelius Agrippa geschrieben. *«Noster Macrinus adhuc captivus est»*, schreibt am 25. September 1525 Gerard Roussel an G. Farel. — Als Doktor der Pariser Fakultät hatte Aimé Meigret einen Anspruch darauf, von dieser verhört zu werden. Er kam am 1. Februar nach Paris. Vgl. Herminjard I, 309, 317, 392. 323.

[36]) Darin stimmte auch Briçonnet mit ihr überein, der immer wieder auf die Notwendigkeit öffentlicher Kundgebungen, wie Dankprossessionen u. dgl., hinweist, als das beste Mittel, um die Andacht der Menge zu wecken.

[37]) Vgl. H. Hauser, ***Etudes sur la réforme française.*** (Bibliothèque d'hist. religieuse 4) p. 69 ss.

speziell mit der Führung der Untersuchung oder der Einvernehmung der Zeugen betraut; doch ist das nicht nötig: als eifriges Mitglied der Fakultät war er ohnehin am Fortgang des Prozesses interessiert. Ihm wurde nun von jener Verräterin, die einst Marots Geliebte gewesen war, sei es spontan, sei es bei einem Verhör hinterbracht, daß der Kammerdiener der Herzogin von Alençon auch eine jener Verfehlungen, die durch die Bulle getadelt wurden, auf dem Gewissen habe. Pflichtschuldigst erstattete Bouchart seinen Bericht darüber an die kompetente Behörde, und so wurde Marot verhaftet und nach Paris in das Gefängnis des Châtelet eingeliefert. Ob die Verhaftung in Lyon erfolgte, wo der Hof das ganze Jahr weilte, oder bei einer zufällig sich bietenden Gelegenheit in Paris selbst — wenn Marot z. B. seine Familie aufsuchte, — das läßt sich nicht entscheiden. Daß sie aber nicht erst 1526 stattfand, sondern früher, vielleicht schon vor Margaretas Reise nach Spanien, das möchte ich einer Stelle der ersten Epistre du coq à l'asne entnehmen, wo Marot wohl in Hinblick auf die lange Dauer seiner Gefangenschaft bemerkt, daß der Schnitt der Kleider in einem Jahre veraltet.[38])

Schon früher, vielleicht bei der Verhaftung Aimé Meigrets, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Marot arretiert worden sei; wie wir erwähnten, beruhigte er seine Freunde durch ein Rondeau (*R.* 24).[39]) Als es nun ernst wurde, begnügte sich der Dichter nicht mit dem platonischen Protest an Doktor Bouchart (*Ep.* 10), sondern er sah sich nach einem wirksameren Beistand um. In einer mit Recht gerühmten Epistel (*Ep.* 11) wendete er sich an seinen Freund, den Finanzbeamten Lion Jamet aus Sanxais in Poitou, und erinnerte ihn an die Fabel vom Löwen und der Ratte, die ihm der Name des Freundes *(Lion* oder *Léon)* nahelegte. Jamet scheint nun in der Tat den rechten Ausweg gefunden zu haben. Er ging den Bischof von Chartres, Louis Guillard, um Hilfe an, und offenbar auf seine Veranlassung erließ dieser am 13. März 1526 einen förmlichen Haftbefehl gegen Clément Marot und rief die Unterstützung der weltlichen Behörden zu dessen Ausführung an. «*Visis per nos informationibus et chargiis authoritate nostra ad instantiam*

[38]) Es wäre schließlich auch möglich, daß Marot mit Margareta nach Spanien gegangen wäre — Dokumente darüber fehlen — und daß seine Verhaftung erst nach seiner Rückkehr erfolgte.

[39]) Man hat darauf hingewiesen, daß dieses Rondeau vor der Schlacht bei Pavia geschrieben wurde, da es darin heißt «*Et par dedans ne vy jamais prison*». Die Worte «*Je sers ma Dame et me consolle en elle*» beziehen sich vielleicht nicht auf die Geliebte (die dann noch nicht untreu wäre), sondern wohl eher auf die Herzogin von Alençon. Aber auch so weist der Ton auf frühere Tage, nicht auf die trüben Zeiten nach Pavia hin. Es ist also für das Rondeau nebensächlich, ob wir Marots Gefangennahme bei Pavia annehmen oder nicht.

promotoris curiae nostrae factis de et super nonnullis excessibus, delictis et criminibus etiam haeresis per Clementem Marot commissis et perpetratis, audita etiam requesta et conclusionibus dicti promotoris, dicimus et ordinamus praedictum Clementem Marot fore et esse carceribus nostris mancipandum, ut per nos contra eum procedatur juxta et secundum casuum exigentiam prout juris est et rationis.»[40])

Der Erfolg war, daß Marot, der zuerst im Pariser Châtelet interniert worden war, ohne Bedenken an das kompetent erscheinende geistliche Gericht ausgeliefert wurde. In Chartres fand er aber den angenehmsten Gewahrsam bereitet, und hier fand er auch Zeit und Muße, die Eindrücke der überstandenen Drangsal zu sammeln und zu jener gelungenen Satire des '*Enfer*' zu verarbeiten:

> Comme douleurs de nouvel amassees
> Font souvenir des liesses passees,
> Ainsi plaisir de nouvel amassé
> Faict souvenir du mal qui est passé.
> Je dy cecy, mes tres chers freres, pource
> Que l'amytié, la chere non rebourse,
> Les passetemps et consolations
> Que je reçoy par visitations
> En la prison clere et nette de Chartres
> Me font recors des tenebreuses chartres,
> Du grand chagrin et recueil ord et laid,
> Que je trouvay dedans le Chastellet.

Und nun folgt das von tiefem Ingrimm eingegebene und doch wieder von höherem Humor getragene Bild des Pariser Gefängnisses und des dort beliebten Gerichtsverfahrens, aus dem die Zuversicht auf den Schutz des Königs und seiner Gebieterin spricht. In der Tat gab ihm die Rückkehr des Königs die Freiheit wieder. Am ersten Mai meldet er seinen Freunden seine Befreiung in einem Rondeau parfait '*A ses amys après sa delivrance*' (*R.* 67):

> En liberté maintenant me pourmaine,
> Mais en prison pourtant je fuz cloué;
> Voilà comment Fortune me demaine:
> C'est bien et mal. Dieu soit du tout loué.

---

[40]) Die beiden Aktenstücke, das eine an die Konsistorialboten (*curiae nostrae apparitoribus*), das andere an die Baillis und Prévôts von Paris, Tours und Blois gerichtet, wurden zuerst in der *Gallia christiana* VIII, 1188 f. publiziert. Sie sind wieder abgedruckt bei Guiffrey I, 107 f. Unterschrieben ist der im Namen Louis Guillarts erlassene Akt von Billion (als Offizial?). Es wäre denkbar, daß der Bischof persönlich nicht eingegriffen hat und vielleicht von der in seinem Namen inszenierten Aktion nicht einmal informiert war, sondern daß nur untergeordnete Organe die Hand im Spiel hatten.

Pourtant, si j'ay fasché la Court Rommaine,
Entre meschans ne fuz onc alloué:
De bien famez j'ay hanté le domaine,
Mais en prison pourtant je fuz cloué.

Car aussitost que fuz desadvoué
De celle là qui me fut tant humaine,
Bien tost après à sainct Pris fuz voué;
Voilà comment Fortune me demaine.

J'euz à Paris prison fort inhumaine;
A Chartres fuz doucement encloué;
Maintenant voys où mon plaisir me maine:
C'est bien et mal: Dieu soit de tout loué.

Im Herbst kommt dann Marot noch einmal auf diese Ereignisse zurück und faßt seine Erlebnisse und die Lehren, die sich für ihn daraus ergeben, in der ersten '*Epistre du coq à l'asne*' zusammen, die er an den Helfer in der Not, an Lion Jamet, richtet (*Ep.* 24).

A Romme sont les grans pardons;
Il faut bien que nous nous gardons
De dire qu'on les appetisse...
Je ne vy jamais tant de moines
Qui vivent et si ne font rien...
Tellement que douze sergens,
Bien armez jusques au collet,
Battront bien un homme seulet
Pourveu que point ne se deffende...[41])
Samedy prochain toutesfois
On doit lire la loy civile,
Et tant de veaulx qui vont par ville
Seront bruslez sans faulte nulle,
Car ilz ont chevauché la mulle
Et la chevauchent tous les jours.
Tel faict à Paris longs sejours
Qui vouldroit estre en autre lieu...[42])

Et qu'ainsi soit, un bon papiste
Ne dit jamais bien de Luther,
Car s'ilz venoient à disputer,
L'un des deux seroit heretique.
Outre plus une femme ethique

[41]) Anspielung auf seine Verhaftung.

[42]) Der Sinn dieser dunkeln Stelle scheint mir der zu sein, daß neue Erlässe gegen die Häretiker zu erwarten sind *(on lira la loy civile)*, daß dann neue Scheiterhaufen angezündet werden, denn man wird durch die Folter *(mulle = chevalet)* Geständnisse erpressen, und viele schmachten bereits in den Gefängnissen. Oder vielleicht: Nächstens wird das Urteil gefällt, und mancher wird nach langer Haft und überstandener Folter den Scheiterhaufen besteigen.

Ne sçauroit estre bonne bague.[43])
Davantage qui ne se brague
N'est point prisé au temps present;
Et qui plus est, un bon present
Sert en amours plus que babilz.[44])
Et puis la façon des habitz
Dedans un an sera trop vieille.[45])
Il est bien vray qu'un amy veille
Pour garder l'autre de diffame.[46])
Mais tant y a que mainte femme
S'efforce à parler par escript.[47])
Or est arrivé l'Antechrist,
Et nous l'avons tant attendu.[48])
Ma dame ne m'a pas vendu,[49])
C'est une chanson gringotee;
La musique en est bien notee,
Ou l'assiette de la clef ment.
Par la morbieu, voylà Clement;
Prenez le, il a mengé le lard.[50])
Il fait bon estre papelard
Et ne courroucer point les fees.[51])
Toutes choses qui sont coiffees
Ont moult de lunes par la teste.[52])

Diese scheinbaren Disparate beziehen sich, wie man sieht, an dieser ganzen langen Stelle in deutlicher Weise und in logischer Folge auf des Dichters jüngste Erlebnisse und geben sie in ihren wichtigsten Zügen wieder. Was die Datierung dieser gewöhnlich später angesetzten Epistel anbelangt, so ergibt sie sich aus den Versen:

[43]) Wohl eine verletzende Anspielung auf die Verräterin.

[44]) Vgl. Chanson 29: «*Maudicte soit la mondaine richesse, Qui m'a osté ma dame et ma maistresse*; etc.»

[45]) Galgenhumor über die Gefahren längerer Internierung.

[46]) Deutlicher Hinweis auf Lion Jamet und seine Hilfsbereitschaft.

[47]) Anspielung auf eine schriftliche Delation?

[48]) Inhalt der Delation: Häresie, Luthertum, Antichrist.

[49]) Diese Worte bilden den Anfang der Chanson 15, des Liedchens, das die Dame beleidigte.

[50]) Schluß der zweiten Strophe der Ballade 14.

[51]) Für Marot ergibt sich aus der bösen Erfahrung, daß man sich zu den Orthodoxfrommen halten muß und einflußreiche Frauen nicht beleidigen darf. — Eine Fee meint wohl eine Frau von einem gewissen Stand. Cf. '*Enfer*' «*de mainte nymphe et mainte noble fee*», wo nymphe die Jungfrau, *fee* die verheiratete Frau bezeichnet, Im gleichen Sinn wird in der '*Deploration de Messire Fl. Robertet*' die römische Kirche als f e e geschildert.

[52]) Diese Worte dienen zur Erklärung der Bezeichnung Luna (die Launenhafte), die Marot im 'Enfer' für seine Ungetreue verwendete. — Die Epistel bietet noch andere, ferner liegende Anspielungen auf die *lingere du palais*, (vgl. die *Lynote* des *Epgr.* 15), auf die trois Dames des Blancs-Manteaux (vgl. *Epgr.* 69), u. a. mehr.

L'empereur est grand terrien,
Plus grand que Monsieur de Bourbon.
On dit qu'il faict à Chambourg bon...
Le Roy va souvent à la chasse.

Die ironische Anspielung zielt auf den verbannten und geächteten Konnetabel, nicht auf seinen Tod. Der Hinweis auf Chambord[53]) bezieht sich auf den langen Aufenthalt des Hofes auf diesem Jagdschloß, er währte vom 18. September bis zum Oktober dieses Jahres 1526. Das Datum wird auch durch Lyon Jamets Antwort aus Lyon bestätigt. Es ist darin von der Bedrängnis der Finanzleute die Rede, was wohl auf den dem Abschluß sich nähernden Prozeß gegen Semblançay zu deuten ist; es wird von Kämpfen in Florenz gesprochen *(Le pape a faict un gros banquet De coups de canons à Florence)*, womit wohl der Volksauflauf vom 20. April 1527 gemeint ist; hingegen ist von der Einnahme Roms (5. Mai) noch nicht die Rede. Beachtung verdient auch die Anspielung auf die Verhaftung Laurent Meigrets; es liegt nämlich eine Verwechslung vor; 1527 wurde nicht er, sondern sein Bruder, der Schatzmeister Lambert Meigret verhaftet, der zwei Jahre später als französischer Gesandter in der Schweiz starb.[54]) Ist Marots 'Epistre du coq à l'asne' in den Herbst 1526 zu verweisen, so wurde Jamets Antwort auf der Scheide der Monate April und Mai 1527 geschrieben.[55])

Das Jahr 1526 brachte noch eine wesentliche Änderung für Marot. Nicht lange nach seiner Entlassung aus der Haft muß sein alter Vater gestorben sein, nach sechzig Jahren eines mühevollen Lebens. In einer allerdings fiktiven Erzählung führt sich der Sohn als Zeuge seiner letzten Stunde ein. Große Glücksgüter habe ihm der Scheidende nicht hinterlassen können bis auf die Begabung zur Poesie, es sei aber sein letzter Wunsch gewesen, daß ihn diese Gabe auch zum Erben seiner Stellung mache:

Donc, pour ce faire, il faudroit que tu prinses
Le droict chemin du service des princes,
Mesmes du Roy qui cherit et pratique
Par son hault sens ce noble art poetique.
Va donc à luy, car ma fin est presente,
Et de ton faict quelque œuvre lui presente,

[53]) Wenn nicht ein Witz mit Chambourg bei Loches beabsichtigt ist, dessen Pointe allerdings fraglich wäre.

[54]) *Chroniques de François Ier* éd. Guiffrey p. 108. Vgl. Herminjard II, 330.

[55]) Über die Marot zugeschriebene Ausgabe des Rosenromans s. *Germanisch-romanische Monatsschrift* Dezember 1912.

Le suppliant que par sa grand doulceur
De mon estat te face successeur.

*Au Roy, pour succeder en l'estat de son pere. Ep.*35.

In diesen Zeilen spiegeln sich die wirklichen Vorgänge wieder. Das Werk, mit dem Marot sich dem Wohlwollen des Königs empfahl, war die längst begonnene und schon ziemlich weit geförderte Übersetzung der Metamorphosen Ovids, die er dem Herrscher im Monat August auf Schloss Amboise vorlesen durfte. «*Long temps avant que vostre liberalité royalle m'eust faict successeur de l'estat de mon pere*, so schreibt der Dichter in der Widmung der Metamorphosen an den König (1534), *le mien plus affectionné (et non petit) desir avoit tousjours esté (Sire) de pouvoir faire œuvre en mon labeur poetique, qui tant vous aggreast, que par là je peusse devenir au fort le moindre de vos domestiques.*» Dazu habe er Ovids Wundererzählungen auserlesen und «*par maniere d'essai*» das erste Buch übertragen, «*dont au Chasteau d'Amboyse vous en pleust ouyr quelque commencement.*» Der Hof weilte 1526 vom 30. Juli bis zum 27. August und vom 8. bis 13. September in Amboise und dann mehrere Jahre nicht mehr auf längere Zeit. Diese Lektüre scheint dem jungen Dichter die Aufnahme in den königlichen Hausstand als Nachfolger seines Vaters eingebracht zu haben.

Et aussitost que vers vous fuz courant,
Plus fut en vous liberalité grande
Qu'en moy desir d'impetrer ma demande. (*Ep.* 35.)

Die Eröffnung der Nachfolge konnte dem Dichter nicht gelegener kommen. Noch stand er zwar im Dienste Margaretas. Diese war aber seit dem 11. April 1525 verwitwet und schickte sich eben an, ihre zweite Ehe mit König Heinrich von Navarra einzugehen. Die Verlobung fand am 26. Dezember, die Vermählung am 30. Januar 1527 statt. Als unvermeidliche Folge dieses Ereignisses war eine Neugestaltung ihres ganzen Haushaltes vorauszusehen. Unter diesen Umständen war es ein großes Glück für Marot, daß er vor dem kritischen Moment in den Hofstaat des Königs übernommen wurde. Im '*Enfer*' (März-April 1526) spielt er bereits auf die Eventualität eines Stellungswechsels an:

et quelque jour viendra
Que la soeur mesme au frere me rendra.

Die königliche Zusage erhielt der Dichter, wie wir eben von ihm hörten, mit Leichtigkeit; die Durchführung stieß aber — wie nicht selten — auf Schwierigkeiten:

Il vous a pleu, Sire, de pleine grace
Bien commander qu'on me mist en la place
Du pere mien, vostre serf humble mort;
Mais (klagt er in der vorerwähnten Epistel)

L'estat est faict, les personnes rengees,
Le parc est clos, et les brebis logees,
Toutes fors moy, le moindre du troupeau...
Certes mon cas pendoit à peu de chose,
Il ne falloit (Sire) tant seullement
Qu'effacer Jean, et escrire Clement.
Or en est Jean par son trespas hors mis,
Et puis Clement par son malheur obmis. (*Ep.* 35.)

Die Situation, wie sie sich aus diesen Worten ergibt, war wohl die, daß Jean Marot starb, nachdem die Gehaltslisten für 1526 schon aufgestellt waren. Infolge seines Ablebens wurde natürlich sein Gehalt sistiert, es war aber unmöglich seinen Sohn in den bereits abgeschlossenen Status aufzunehmen; denn so einfach gehen die Sachen nicht, daß man Jean ausradiert und Clement dafür einsetzt. Das wäre gegen jede bureaukratische Tradition. Fürs erste mußte also eine provisorische Entlöhnung gewährt werden, und dies ließ sich leicht durch eine außerordentliche Baranweisung, ein *acquit au comptant*, erzielen. Dies ist der Sinn der neuen Bitte, die Marot an Franz richtet: '*Au Roy, pour commander un acquit*' (*Epgr.* 20).

Plaise au Roy nostre Sire
De commander et dire
Qu'un bel acquit on baille
A Marot, qui n'a maille.

Die Baranweisung wurde ausgestellt. Damit die peinliche Situation sich aber nicht wiederhole, setzte der Dichter bei der Aufstellung des neuen Etats für 1527 alle Hebel in Bewegung, um regelrecht untergebracht zu werden. Er selber wendet sich mit einem Gedicht an die entscheidende Persönlichkeit, den Grand Maistre Anne de Montmorency (*Epgr.* 21):

Quand par acquitz les gaiges on assigne,
On est d'ennuy tout malade et fasché;
Mais à ce mal ne fault grant medecine;
Tant seullement fault estre bien couché.[56])

Noch wirksamer mußte aber der direkte Befehl des Königs sein, der in Briefform an den Grand maistre de l'Hostel erging.

A mon cousin le grant maistre.

Mon cousin, pour ce que Clement Marot, l'ung de mes varlets de chambre, fut oublyé en l'estat de l'annee passee, je vous ay bien voulu escrire en sa faveur à ce que ne le vueillez oublyer en celluy de la presente, vous advisant que je veulx & entendz qu'il y soit mis aux gaiges contenus en son acquit de l'annee passee, à quoy je vous prye n'y faire faulte. Escript à Sainct-Germain-en-Laye, ce XXV[e] jour de mars.

Françoys.

Robertet.

[56]) Montmorency wurde am 23. März 1526 zum Grand maître de France ernannt; damit ist der Terminus post quem dieses Gedichtes und der folgenden Briefe gegeben. Vgl. über ihn Fr. Decrue, *Anne de Montmorency.* Paris 1885.

Dieser Brief kann nur vom 25. März 1527 (neuen Stils) sein, da er vom Schatzmeister Florimond Robertet gegengezeichnet ist, der am 29. November dieses Jahres starb. Aus seinem Wortlaut ergibt sich unzweideutig, daß Marot im vorhergehenden Jahre, d. h. 1526, an Stelle des Gehaltes nur eine Baaranweisung erhalten hatte, und daß nun der König seine Einreihung für das laufende Kalenderjahr (1527 n. St.) anberaumt. Denn das Personalbudget galt vom 1. Januar bis zum 30. Dezember jeden Jahres, wurde jedoch meistens um den 1. April aufgestellt; zur Auszahlung gelangten die Gehälter aber erst am Ende des Jahres, also postnumerando, und oft noch später, wie aus den Quittungen zu ersehen ist. So mochte wohl Marot erst Ende 1526, als er sein Geld beheben wollte, gewahr geworden sein, daß sein Name in der Liste fehlte.

Am gleichen Tag wie ihr Bruder schrieb auch Margarete in Marots Interesse an Montmorency.

A mon nepveu monsieur le grant maistre.

Mon nepveu, avant mon partement de Compiegne pour aller en Beart, je vous priay de ne voulloir oblyer Marot aux prochains estatz, & pour ce que la souvenance depuis ce temps vous en pourroit estre passee, vous l'ay bien vouly ramentevoyr; vous priant derechef, mon nepveu, le mectre hors d'estre plus payé par acquitz, et suivant l'intention du roy le mectre en l'estat de ceste presente annee. Ce faisant, me ferez bien grant plaisir, estimant que l'aurez traicté comme l'ung des miens. Priant Dieu, mon nepveu, vous donner et continuer sa grace. Escript de Saint-Germain-en-Laye, ce XXVe jour de mars. Vostre bonne tante et amye

Marguerite.[57])

Um ganz sicher zu gehen, scheint Marot auch noch den Kardinal von Lothringen um seinen Beistand gebeten zu haben: er besitze nur drei Güter, sagt er in seiner Epistel, seine Feder, das unerfüllte Versprechen des Königs und die Hoffnung auf das Wohlwollen des einflußreichen Kirchenfürsten;

J'entendz pourveu que Monsieur le Grand Maistre
Veuillez prier vouloir souvenant estre
De mon affaire en ces nouveaulx estatz;
Car on y voit un si grand numbre et tas
De poursuyvans, que grand paour au cueur ay je
De demourer aussi blanc comme neige.

Au rev^{me} cardinal de Lorraine. Ep. 28.

Diese Epistel könnte aber auch vom Jahre 1528 sein. Denn, wie undenkbar es auch nach so vielen und mächtigen Interventionen scheint, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß Marot trotzdem noch einmal leer ausging. Ein alter Auszug aus den Hofzahlungsregistern gibt nämlich Marot nur für die Jahre 1528

[57]) Die Angaben über einen Aufenthalt in Compiègne und eine Reise nach Béarn stimmen nur für das eine Jahr 1527, wo der König mit der Grenzwacht an den Pyrenäen betraut war; daher ist auch für diesen Brief die Jahreszahl nicht zweifelhaft.

bis 1536 als Kammerdiener an.[58]) Sollte dem Dichter die Aufnahme in die ordentlichen Besoldungslisten für 1527 zunächst nicht zuteil geworden sein, so dürfte sie ihm doch auf Grund des ausdrücklichen Wunsches des Monarchen für 1528 in sichere Aussicht gestellt worden sein, und gewiß erfolgte sie tatsächlich auch. Indessen fehlen uns sichere Belege, da die Register der königlichen Rechnungskammer 1790 bis auf geringe Überbleibsel eingestampft wurden. Für das Jahr 1529 besitzen wir zufällig die Anweisung des Gehaltes von 200 Livres an Clément Marot nebst seiner Quittung; diese ist aber erst vom 21. Dezember 1530 datiert, da die große Geldknappheit im Jahre 1529 wegen der Aufbringung des Lösegelds für die königlichen Prinzen eine außergewöhnliche Verzögerung in der Auszahlung aller Gehälter verursachte.[59])

Ob nun Marot einmal oder zweimal mit einer Baaranweisung abgefunden wurde, die Hauptsache war, daß diese Baaranweisungen bei der Staatskasse auch honoriert wurden. Dazu mußten sie in der Staatskanzlei mit dem Siegel versehen werden. Das ist der Anlaß der Epistel an den eben mit der Kardinalswürde ausgezeichneten Kanzler Du Prat. Wenn die Hürden schon geschlossen sind, meint der Dichter, und der Hirte findet noch ein verirrtes Schaf, so sucht er ihm für die Nacht eine sichere Unterkunft; das habe der König für ihn getan, indem er ihn auf die blühendste Wiese seines Reiches setzte:

> Là, sans argent, je rithmaille et compose,
> Et quand suis las, sur ce p r é me repose ...
> Là je m'attends: là mon espoir se fiche,
> Car si scellez mon acquit, je suis riche.
> Raison me dit, puis que le Roy l'entend,
> Que le ferez. Mon espoir qui attend
> Me dit après, pour replique finalle,
> Que de la grand dignité cardinalle
> Me sentiray ... et croy certainement
> Qu'à ce beau rouge et digne advenement
> Vous me mettrez (sans difference aucune)
> Hors des prisons de Faulte de pecune.
>
> *Au chancellier Du Prat, nouvellement cardinal. Ep.* 25.

Schon im Juli 1527 wußte man, daß dem Kanzler die Kardinalswürde zugedacht war; die Promulgierung im päpstlichen Konsistorium erfolgte wahrscheinlich im September, der Kar-

[58]) H. Harrisse, *La Colombine et Clément Marot.* Paris 1886. S. 29 n. nach Ms. BN fr. 7853 II, 1695. *Varletz de chambre*: «Clement Marot 1528, hors 1536».

[59]) Harrisse *l. c.* 36. Guiffrey I, 142. In Guiffreys Darstellung dieser Vorgänge haben sich Konfusionen eingeschlichen, die zu ganz schiefen Ergebnissen geführt haben.

dinalshut wurde ihm Mitte Januar 1528 überreicht. Danach ist das Datum dieses Gedichtes bestimmt. Das Kanzlersiegel zu erhalten, war aber die letzte Schwierigkeit nicht. Noch blieb der Schatzmeister, und dieser wollte nicht einmal die mit dem Amtssiegel des Kanzlers versehene Anweisung anerkennen. Marot muß sich deshalb noch einmal an Du Prat wenden: '*Audict Seigneur, pour se plaindre du tresorier Preudhomme*' (*Ep.* 26) «*du tresorier qui ne veut croire en cire.*» Wahrscheinlich erhielt der Schatzmeister die entsprechende Weisung von oben und handelte danach. Damit war die Interimsperiode beendet und Marots Stellung definitiv geregelt. Es war eigentlich nicht die Nachfolge seines Vaters, die ihm zufiel, denn dieser war vallet de garde robe gewesen, mit 240 Livres Gehalt; Clement Marot wurde «*vallet de chambre ordinaire du roi.*» (Harrisse *l. c.* 30.)

II. Im Dienste des Königs.

1526—1534.

Marots Amt als Kammerdiener des Königs war kein leerer Ehrentitel, sondern ein regelrechter Dienstposten, der ihn ständig in der Nähe und um die Person des Herrschers hielt. Wir haben gesehen, daß ihm die Nachfolge seines Vaters im August in Amboise zugesagt wurde, und er dürfte wohl den Dienst ungesäumt angetreten haben, da er am Ende des Jahres seinen Gehalt dafür erwartete. Wir werden denn von diesem Moment an Marot in der Regel im Gefolge des Monarchen zu suchen haben.[60]) Er wird also vom August bis zum Oktober auf den Loireschlössern Amboise, Chenonceaux, Chambord, Beaugency, Montpipeau geweilt haben; im November wird er mit dem Hof über Nantouillet und Ecouen nach Saint-Denis zur Beisetzung der Königin Klaudia und der Prinzessin Charlotte gegangen sein.

Den Winter 1526/27 verbrachte der Hof in Saint-Germain-en-Laye, wo die Verlobung und die Vermählung Margaretas mit König Heinrich von Navarra stattfand. Am 11. Januar vollführte Franz I. von hier aus die während der Gefangenschaft gelobte Wallfahrt nach Notre-Dame-de-Liesse. Am 14. April hielt er seinen Einzug in Paris und ging dann nach Bois de Vin-

[60]) Den Forschern steht jetzt als vorzügliches Hilfsmittel das Itinerarium der königlichen Kanzlei im *Catalogue des actes de François Ier (Collection des ordonnances des rois de France I)* Bd. VIII, 411 ff. zu Gebote. Bei den Übersichten, die ich im folgenden gebe und die den Zweck haben zu zeigen, in welchen Grenzen sich unsere Kombinationen bewegen dürfen, verzeichne ich natürlich nicht alle Stationen, sondern skizziere nur Aufenthalt oder Reise in großen Zügen. Auch die Zeitereignisse erwähne ich nur in beschränkter Auswahl, zur Orientierung oder mit bestimmten Bezug auf Marot.

cennes, wo er den Mai verblieb. Es war jener regnerische Mai, dessen Marot im Epigramm 22 gedenkt.[61]) Zu Pfingsten wurden die Verträge mit England in Notre-Dame beschworen und durch Bankette gefeiert. Ende Juni lag der König durch drei Wochen in Saint-Denis an Fieber krank.

Nach kurzem Aufenthalt in Ecouen und Paris begab sich Franz I. im August mit glänzendem Hofstaat nach Amiens zur Zusammenkunft mit Kardinal Wolsey, der als Bevollmächtigter Heinrichs VIII. von England die Bündnisverhandlungen zu führen kam; im September nahm der König den englischen Gast zum Jagdvergnügen nach Compiègne mit. Es ist kein Grund ersichtlich, weshalb Marot diese Reise nicht mitgemacht hätte. Nach menschlicher Berechnung wäre er mithin nicht oder nur zufällig in Paris gewesen, als am 12. August der Oberfinanzintendant Jacques de Beaune, Herr von Semblançay, nach Durchführung seines Prozesses am Galgen von Montfaucon endete. Diesem Ereignis, das wegen des jähen Glückswechsels und noch mehr wegen der Standhaftigkeit des fünfundsiebzigjährigen Greises im Angesicht des Todes alle Gemüter erschütterte, hat Marot zwei Gedichte gewidmet. Das erste, die '*Complainte du riche infortuné*' (*Elegie* 22) ist ein gereimtes Flugblatt, wie sie in den nächsten Jahren häufiger von Marot verfaßt und in die Öffentlichkeit gebracht werden; es hat die Form eines Selbstgesprächs des gestürzten Finanzmannes und kann sehr wohl fern vom Schauplatz des Ereignisses geschrieben worden sein. Nach der '*Chronique de François premier*' wurde es drei Tage nach der Hinrichtung auf dem Pont aux Meuniers, der untersten der drei Seinebrücken, die die Insel mit dem rechten Ufer verbinden, gefunden.[62]) Das zweite '*Du lieutenant criminel et de Semblançay*' (*Epgr.* 40) ist eine Achtzeile über die unerschütterte Haltung Semblançays und wird wohl entstanden sein, als ausführliche Berichte über sein Ende bei Hofe einliefen.

Kaum war Marot im Herbst wieder in Paris eingetroffen, als er abermals mit der Gerechtigkeit in Konflikt geriet. Es mochte am 17. Oktober sein.[63]) Bei einer Arretierung wurde

---

[61]) *Journal d'un bourgeois de Paris* éd. Bourrilly p. 273. — Am 6. Mai fiel vor Rom der Charles de Bourbon, dem Marot eine Grabschrift setzte (*Cirmetiére* 6). — Ich verweise hier auf den interessanten und im wesentlichen überzeugenden Artikel von A. Lefranc, *Le roman de Cl. Marot*, Rev. polit. et litt., April und Mai 1912, auf den wir anderswo eingehen werden.

[62]) *Chronique du roy François, premier de ce nom*, éd. G. Guiffrey (Paris 1860) p. 61 n. Der Chronist teilt den Text der '*Complainte*' mit, scheint aber nicht zu wissen, von wem sie stammt. Ein Exemplar des Flugblattes befindet sich in Versailles. Guiffrey I, 179. II, 14.

[63]) Der König war am 16. Oktober in Compiègne und Nantouillet, seine Gegenwart in Paris ist erst am 23. bezeugt; am gleichen Tag ging er nach Saint-Germain-en-Laye, von wo er am 27. wieder nach Paris kam. Marot kann auch einige Tage vor dem König in Paris eingetroffen sein.

nämlich der in Haft Genommene den Händen der Häscher entrissen, und unter den am Gewaltakt Beteiligten wollte man Marot erkannt haben. Auf Grund eines gegen ihn erlassenen Haftbefehls wurde er im königlichen Palast festgenommen und in die Conciergerie eingeliefert.[64])

Trois grans pendars vindrent à l'estourdie
En ce palays me dire en desarroy:
«Nous vous faisons prisonnier par le Roy.»
Incontinent qui fut bien estonné,
Ce fut Marot plus que s'il eust tonné.
Puis m'ont monstré un parchemin escript,
Où n'y avoit seul mot de Jesuschrist:
Il ne parloit tout que de plaiderie,
De conseillers et d'emprisonnerie.
«Vous souvient il (ce me dirent ilz lors)
Que vous estiez l'autre jour là dehors,
Qu'on recourut un certain prisonnier
Entre noz mains?» Et moi de le nier:
Car soyez seur, si j'eusse dict ouy,
Que le plus sourd d'entre eux m'eust bien ouy,
Et d'autre part j'eusse publiquement
Esté menteur: car pourquoy et comment
Eusse je peu un autre recourir
Quand je n'ay sceu moy mesmes secourir?

Au Roy, pour le delivrer de prison. Ep. 27.

So schreibt Marot aus dem Gefängnis an den König am 15. Tag seiner Internierung. Es ist eine seiner besten Versepisteln, voll frischen Humors. Schalkhaft bittet er den König, da er es nur mit ihm zu tun habe — Auflehnung gegen die Staatsgewalt war die Anklage — das Prozessieren lieber sein zu lassen, von dem sie ja beide nichts verstünden, und einfach seine Entlassung anzuordnen.

Et m'excusez, si pour le mien affaire
Je ne suis point vers vous allé parler:
Je n'ay pas eu le loisir d'y aller. (*Ep.* 27).

Der Enthaftungsbefehl wurde vom König am 1. November in Paris erlassen mit der von Marot angeregten Motivierung *(pour ce qu'il a satisfait à sa partie et qu'il n'est detenu que pour nostre droit)*. Am 5. November erlangte der Dichter die Freiheit wieder.[65])

[64]) Schon im Juni hatte der König im Palais logiert. Die Conciergerie stößt unmittelbar an den Palais an. Es ist auch zu erwähnen, daß Fl. Robertet, der das königliche Reskript, das die Entlassung Marots anordnete, gegenzeichnete, im Palais wohnte und das Amt eines Concierge du Palais hatte. Damit ist der Schauplatz nahe umgrenzt.

[65]) Der betreffende Akt aus den Registern der Cour des aides scheint durch G. Ménage (*Antibaillet* ch. CXII) bekannt geworden

In diese Zeit fallen wahrscheinlich die beiden Gesänge '*De l'amour fugitif*' und '*Le chant des Visions de Petrarque*', die in den alten Ausgaben regelmäßig an der Spitze der '*Chantz divers*' erscheinen, vor dem *Chant nuptial* auf Renée de France vom Jahre 1528. Den ersten '*Chant de l'amour fugitif*' gibt Marot als «*composé par Lucian, auteur grec, et translaté en françois par Cl. Marot. Et se commence en latin: Perdiderat natum genitrix Cytheraea vagantem.*» In Wirklichkeit ist das Gedicht, das eine epigrammatische Schilderung Amors seiner Mutter Venus in den Mund legt, nicht von Lukian, sondern von Moschus. Marots Angabe lehrt uns aber, daß er sich der Übersetzung von Gellius Bernardinus Marmitta aus Parma bediente, die als '*Luciani carmina heroica in amorem*' 1497 in Avignon erschien, und zwar in einem Sammelbändchen, dem er bereits sein '*Jugement de Minos*' entnommen hatte. An diesen Gesang hat Marot einen zweiten aus eigener Erfindung angeschlossen, in dem er die mönchischen Keuschheitsgelübde als menschliche Überhebung satirisiert: kaum hätten diese kopfhängerischen, verschiedenfarbigen Sekten, die Nichtstun und von fremden Gaben sich Mästen für Armut und Tugend halten, vom Verschwinden Amors gehört, so hätten sie gelobt, ihn einzufangen und zu binden, als ob es in der Menschen Macht stünde:

> Si vont querir libelles sophistiques,
> Corps enchassez et bulles papistiques,
> Et là dessus vouerent tous à Dieu
> Et au patron de leur couvent et lieu,
> De Cupido lier, prendre et estraindre,
> Et son pouvoir par leurs œuvres contraindre,
> Plus pour loyer celeste en recevoir
> Que pour amour qu'en Dieu puissent avoir.

Interessant ist der '*Chant des Visions de Petrarque, translaté d'Italien en François par le commandement du Roy*' als erstes Anzeichen des Verhältnisses Marots zur italienischen Poesie.

Bis Weihnachten 1527 blieb Franz I. in Paris. Während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt starb einer seiner treuesten und verläßlichten Diener, der Schatzmeister und Sekretär der Finanzen Florimond Robertet. Mit großem Prunk wurde die Leiche in der Augustinerkirche eingesegnet und dann nach Blois in die Familiengruft überführt. Marot widmete dem Verstorbenen als Nachruf eine längere allegorische Dichtung '*Deploration sur le trespas de feu messire Fl. Robertet, seigneur d'Alluye*' (*Compl.* 3).

---

zu sein. Vgl. Bayle Art. *Marot*, Rem. E. Den Wortlaut gibt Giffrey I, 130. — Wahrscheinlich vermittelte Robertet die Befreiung Marots; so konnte das königliche Reskript sofort aufgesetzt werden, als der Herrscher durch Marots Epistel von dem Fall unterrichtet wurde.

Halb der Wirklichkeit, halb der zugrunde gelegten Fiktion entsprechend schildert er den Leichenzug, wie wenn er ihm auf dem Weg zwischen Paris und Blois begegnet wäre:

Devant lequel cheminoit une fee
Fresche, en bon point, et noblement coiffee,
Sur teste raze ayant triple couronne,
Que mainte perle et rubis environne.
Sa robe estoit d'un blanc et fin samis,
Où elle avoit en pourtraicture mis,
Par traict de temps, un million de choses,
Villages, tours et temples et couventz,
Terres et mers, et voiles à tous ventz,
Artillerie, armes, hommes armez,
Chiens et oiseaux, plaines et bois ramez,
Le tout brodé de fine soye exquise,
Par main d'autruy torse, taincte et acquise;
Et pour devise, au bord de la besogne
Estoit escript: Le feu à qui en grogne.
Ce neanmoins, sa robe elle mussoit
Soubz un manteau qui humble paroissoit,
Où plusieurs draps divers furent compris,
De noir, de blanc, d'enfumé et de gris,
Signifiant de sectes un grand nombre
Qui sans travail vivent dessoubz son umbre.
Ceste grand Dame est nommee Rommaine,
Qui ce corps mort jusques au tombeau maine,
La croix devant, en grand cerimonie,
Chantant mottetz de piteuse armonie.

Die Schärfe dieses Ausfalles gegen die römische Kirche ist bemerkenswert, denn Marot schreibt, um den Toten, der sein Beschützer war, zu ehren und um sich das Wohlwollen seiner Söhne zu sichern. Er muß also ihrer Zustimmung sicher gewesen sein, wenn er so rücksichtslos über die Habgier der Kirche sprach.

Messes sans nombre et force anniversaires
C'est belle chose, et la façon j'en prise;
Si sont les chants, cloches et luminaires;
Mais le mal est en l'avare prestrise:
Car si tu n'as vaillant une chemise,
Tien toy certain qu'après le tien trespas
Il n'y aura ne couvent ne eglise
Qui pour toi sonne ou chante ou fasse un pas.

Diese Complainte ist keine jener Gelegenheitsdichtungen, die bestimmt waren, als Flugblätter die Tagesmeinung auszudrücken oder zu beeinflussen; sie hat höhere Ambitionen, sie will ein literarisches Denkmal darstellen. Dementsprechend

wird sie auch mit Muße ausgearbeitet und gefeilt, und nicht rasch improvisiert und auf den Markt gebracht worden sein.[66])

Das Jahr 1528 verbrachte der Hof größtenteils in Saint-Germain-en-Laye (den ganzen Winter, den Mai, Ende August und Anfang September, Ende November und Dezember) oder in Fontainebleau (Juli-August); dazwischen im April einen Besuch beim Großseneschall Brezé in Anet, im Juni einen Ausflug mit Herkules von Este nach Fontainebleau und durch die Brie, und gelegentlich einige Tage in Paris, z. B. am Frohnleichnamsfest zur Wiedererrichtung des boshaft verstümmelten Muttergottesbildes, im September zum Empfang des ungarischen Gesandten und des kaiserlichen Wappenherolds mit der Antwort auf die Herausforderung und zum Fest des Sankt Michaelordens. Franz war in diesen Jahren häufiger kränklich und dadurch in seiner Beweglichkeit beeinträchtigt. Im übrigen konzentrierte sich das Interesse auf die diplomatischen Verhandlungen und auf die Vorgänge in Italien. Schon im Vorjahr hatte Lautrec wieder festen Fuß in der Lombardei gewonnen; Genua mußte sich fügen, Florenz und Ferrara suchten den Bund mit Frankreich, und während der Papst aus Rom entfloh, drang das französische Heer, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis vor Neapel und zwang die Kaiserlichen, die ewige Stadt aufzugeben, die sie seit der Plünderung noch immer besetzt hielten. Zur See fügten die genuesischen Galeeren den spanischen eine empfindliche Niederlage bei. Ein von Norden heranrückendes Hilfsheer kam nicht über Lodi. Schon schien das Schicksal von Neapel besiegelt, als das Glück sich wandte. In seiner nationalen Empfindlichkeit verletzt, ging Doria zu den Spaniern über, und in den Laufgräben vor Neapel brach die Pest aus und rieb das französische Belagerungsheer fast völlig auf. Beim Schluß der Kampagne war fast alles wieder verloren, was im ersten Ansturm gewonnen worden war; nur in der Lombardei operierte noch ein Armeekorps unter dem Grafen von Saint-Pol mit einigem Erfolg.

Von den Ereignissen dieses Jahres hat Cl. Marot die Vermählung Renatas von Frankreich, der jüngeren Tochter Ludwigs XII., mit Herkules von Este, dem Erben von Ferrara, besungen. Es war eine politische Heirat mit dem Zweck, den wankelmütigen Bundesgenossen dauernd an Frankreich zu knüp-

[66]) Es scheint beinahe als fände sich in dem Gedicht eine Anspielung auf Marots schwere Erkrankung von 1531. *«La fiere Mort.. Sa face pasle a devers moy tournee, Et a bien peu qu'elle ne m'a rué Le mesme dard dont elle avoit tué Celluy qui fut la toute ronde sphere Par où guettois ma fortune prospere.»* Oder soll man *et a bien peu* nicht mit vor kurzem, sondern mit b e i n a h e übersetzen, und den Satz nicht als eine parenthetisch eingeschaltete Erinnerung, sondern als ein Stück der allegorischen Vision auffassen? — Es existiert auch ein Einzeldruck der '*Deploration*', er scheint aber später als 1532 zu sein, es muß aber ältere gegeben haben.

fen. Am 20. Mai kam Herkules nach Paris, am 28. Juni wurde die Vermählung gefeiert und am 21. September reiste das Paar nach Italien ab. In einem schwungvollen '*Chant nuptial du mariage de madame Renée, fille de France, avec le duc de Ferrare*' (*Ch. div.* 3) hat Marot die Brautnacht besungen, indem er sich mit Glück an Catulls '*Carmen nuptiale*' (*Carm.* LXII) anlehnte und manchen Gedanken daraus fein und humorvoll ausspann. Auch dieses Lied war zunächst für das Publikum bestimmt; dem Brautpaar hat Marot das Epithalamium nicht persönlich überreicht; denn, als er nach Ferrara kam, war er der Herzogin unbekannt (*Tu sçais mon nom, sans sçavoir ma personne. Ep.* 47). Dem gleichen Zweck der Publizistik diente *Epitaphe* 10 '*De l'abbé de Beaulieu de la Marche, qui osa tenir contre le roi.*' Im Juni und Juli hatte Antoine de la Marck, Archidiakonus von Chartres und Abt von Beaulieu in den Argonnen, bei Sédan, den königlichen Truppen zu schaffen gemacht, bis ihm im August ein Büchsenschuß das Ende bereitete.[67]) Beide Gedichte, Epithalamium und Epitaphium, scheinen als Flugblätter verbreitet worden zu sein, und gingen ohne Namen in die '*Chronique de François Ier*' über.[68])

Das Frühjahr 1529 führte den Hof, der das Jahr in Saint-Germain-en-Laye und Paris begonnen hatte, mit einem kurzen Besuch in Chantilly, wieder einmal nach den Loireschlössern Blois, Bury, Montfrault, Chambord, Amboise, La Bourdaisière. Hier suchte der Herzog von Suffolk den König auf, der mit ihm über Romorantin und Fontainebleau nach Paris zurückkehrte (Mitte Juni). Als der Hof am 11. März die Hauptstadt verließ, lief ein satirisches Gedicht in Balladenform '*Les adieux nouveaux*' um, und man verfehlte nicht, Marot als den Verfasser dieser Spottverse, die eine Reihe von Damen bei Namen nannten und verhöhnten, zu bezeichnen. Das Gerücht kam ihm zu Ohren und ungesäumt stellte er die Verfasserschaft in Abrede.[69]) Die '*Excuses d'avoir faict certains Adieux au desavantage des principales dames de Paris*' (*Ep.* 12) sind in derselben Balladenstrophe geschrieben wie die '*Adieux*' selber und wenden sich mit ironischem Spott gegen die Lästerer und Verleumder, die ihm ein so ungeschicktes Machwerk unterschieben und ihm gegen die Frauen Gefühle andichten, die er nie empfunden hat. Geschickter wäre der Angriff gewesen, wenn man statt von allen Frauen nur von sechsen gesprochen hätte, die dem Dichter einen tötlichen Haß geweiht haben. Diese beiläufige Bemerkung fiel auf fruchtbaren Boden. Es erschien eine anonyme '*Epistre des six dames de Paris à Cl.*

[67]) Vgl. *Journal d'un bourgeois de Paris* éd. Bourrilly p. 306 s.
[68]) *Chronique de François premier* éd. Guiffrey p. 70ss. 73ss.
[69]) Es ist sehr gewagt, trotz dieser Ableugnung die Verfasserschaft Marots zu behaupten. Persönliche Verunglimpfungen hat Marot stets vermieden. Vgl. den Text bei Guiffrey III, 115.

Marot', in der die Schimpfwörter hageldicht auf den Unglücklichen herabsausen: Miserable, crapault infect,

> Licencié en l'art de maugouverne
> Et bachelier au fond d'une taverne...
> Petit coquin, marjolet, maquereau,
> Filz de farceur, jolyet farcereau...
> Nous sçavons bien qu'après nous as guetté...
> Mais à jamais dame de toy n'eut cure,
> Car, pour certain, tu as fort laid visage...
> Note ce point, camus ratatiné,
> Bigle punais, presumeur obstiné,
> Pauvre chétif, affamé langoureux,
> Qui veux trancher d'un joly amoureux,
> Faisant du brave et acoustré de soye,
> Sans nul argent, bagues, or ny monoye,
> Que l'on verra un jour manger aux poulx,
> Avec ta gaine et soliers de veloux.
> Mieulx te vauldroit ta femme entretenir
> Que le bordeau si souvent maintenir,
> Comme tu fais, adultere damné,...
> Tu luy fais bien endurer soif et faim...
> Et de ton pere as tu fort herité?
> Oy de beaux! Quand mort le vint cueillir
> A peine avoit drap pour l'ensepvelir.
> Voilà la fin des mocqueurs et farceurs...
> Te souvient il qu'un jour, après tout jeu,
> On te voulut jecter vif en un feu
> Pour te brusler comme faulx heretique?
> Quel desplaisir pour la chose publique.
> Fi, fy, au grat, au diable tel pendart.
> Qui de Luther veult porter l'estendart.[70])

Persönlich angegriffen und in seiner Privatehre getroffen, verschmähte es Marot nicht, mit einer längeren Epistel zu erwidern — '*Aux dames de Paris qui ne vouloient prendre les precedentes excuses en payement*' (*Ep.* 13).

> Puis qu'au partir de Paris, ce grand lieu,
> On vous a dict trop rudement adieu,
> Dire vous veulx, maulgré chascun langard,
> A l'arriver, doulcement: Dieu vous gard.

Halb spottet er der Lästerer, halb droht er den Damen zu zeigen

> Combien mieulx picque un poete de roy
> Que les rithmeurs qui ont faict le desroy.

---

[70]) Den Text gibt Guiffrey III, 132 ff. nach verschiedenen Handschriften. Außerdem teilt er nach Hs. BN fr. 2335 ein Gedicht von Jeanne Demont mit, das wahrscheinlich macht, daß der Verfasser dieser Invektive ein gewisser Louis Boileau, genannt Centimaison, war.

Denn, wenn es darauf ankäme, wüßte er manches von ihnen zu sagen.

> N'ay je passé ma jeunesse abusee
> Autour de vous?

Aber, wenn er die Feder gebrauchen soll, wüßte er besseren Stoff:

> Tant de brouillis qu'en justice on tolere,
> Je l'escriprois, mais je crains la colere: —
> L'oisiveté des presbtres et cagotz
> Je la dirois, mais garde les fagotz:
> Et des abus dont l'Eglise est fourree
> J'en parleroys, mais garde la bourree.
> De tout cela et de vous me tairoye,
> Et en chemin plus beau me retrairoye,
> Quand me viendroit d'escripre le desir:
> Je blasmerois guerre qui faict gesir
> Journellement par terre, en grand oultrance,
> Les vieulx souldars et les jeunes de France:
> Ou emplirois la mienne blanche carte
> Du bien de paix, la priant qu'elle parte
> Du hault du ciel pour venir visiter
> Princes chretiens et entre eulx habiter.
> Ou diroys los meritoire de ceulx
> Qui, bien servant, n'ont l'esprit paresseux
> A la chercher, taschant (comme loyaulx)
> Tirer deçà les deux enfants royaulx.

Diese letzten Worte weisen auf die schwebenden Friedensverhandlungen hin, und deuten nicht auf den bereits abgeschlossenen Frieden. Sie nötigen uns daher diesen Federkrieg in die erste, nicht in die zweite Hälfte des Jahres zu setzen. Die 'Adieux' liefen um, als der Hof im März nach Blois ging. Marots letzte Replik wurde geschrieben, als der König Mitte Juni auf einige Tage nach Paris zurückkehrte. Dem satirischen Porträt, das uns die Schimpfepistel der sechs Damen von Marot zeichnet, können wir nicht viel brauchbares entnehmen. Daß er kleingebaut und stumpfnasig war, wird auch sonst bezeugt.[71]) Die gehässigen Andeutungen über die Bettelarmut, in der sein Vater starb, und über die Verlotterung seines Ehestandes können wir auf sich beruhen lassen. Beachtenswert ist nur die Angabe,

[71]) Vgl. Guiffrey I, 147. Eigentlich gilt nur Mellin de Saint-Gelais, der Marot unter dem Verstecknamen Cadmus bezeichnet. Denn es wird sehr fraglich, ob *Epgr.* 58 auf Marot zielt. Durch die Hs. von Chantilly (*Bulletin du bibliophile* 1898 p. 246) gewinnt man den Eindruck, als sei das Epigramm unserem Dichter als ein Werk des Kardinals von Tournon vorgelegt werden (eine Bosheit auf irgend jemand, den vielleicht Marot kannte, vielleicht auch nicht); Marot hätte es aus Hochschätzung für den Verfasser beantwortet. Erst später hätte er erfahren, daß es von einer gelehrten Lyoner Dame sei.

daß Marot verheiratet war, was wir hier zum ersten mal hören.[72])

Mitte Juni 1529 begab sich der König über Chantilly, Compiègne und Noyon nach Coucy-le-Château, um den Verlauf der Friedensverhandlungen abzuwarten, die in Cambrai von seiner Mutter und Schwester mit der Statthalterin der Niederlande, Margareta von Österreich, geführt wurden. Trotz der ungünstigen Rückwirkung, welche die Niederlage Saint-Pols bei Landriano auf die Verhandlungen übte, kam der Friedensvertrag dennoch zum Abschluß. Am 3. August wurde er unterfertigt. und am 5. durch ein feierliches Hochamt in der Kathedrale besiegelt. Am 9. traf Franz in Cambrai ein, und am 12. kehrte er über Saint-Quentin, Coucy, Compiègne und Chantilly nach Paris zurück, wo er am 11. September eintraf und bis Ende November blieb.

Den Friedensschluß begrüßte Marot mit einem Rondeau '*De la paix traitee à Cambray par trois princesses*' (*R.* 59), das er dem König am 5. August in Saint-Quentin vorlas und dann auf dessen Aufforderung hin durch Montmorencys Vermittlung an die Regentin, Luise von Savoyen, schickte' «*Monseigneur*, schreibt er an den Großmeister, *entre les œuvres que j'ay presentees au Roy depuis l'absence de Madame, je luy ay presenté un rondeau de la paix, lequel hyer à son coucher il me commanda envoyer à ma dame; et son commandement m'a donné hardyesse de l'adresser à vous, tant pour vous en donner le plaisir que pour le presenter en si bon lieu, vous suppliant tres humblement, Monseigneur, ainsi le vouloyr faire, m'ayant tousjours pour recommandé en vostre bonne souvenance. — Monseigneur, je prie Dieu vous donner et continuer sa saincte grace. — De St Quentin, ce VIe jour d'aoust. Vostre tres humble* etc.[73])

---

[72]) Von sonstigen Gedichten aus dieser Zeit wären einige Grabschriften zu erwähnen, auf Anne de Marle, † 9 Juni 1529 (*Cimet.* 14), Jean Cottereau (*Cimet.* 3), Ortis le more du Roy, † sept. 1529 (*Epitaphe 12*).

[73]) Das eigenhändige Original wurde in Chantilly gefunden und vom Konservator K. Macon im *Bulletin du bibliophile* 1898 p. 157 s. publiziert. — Beiläufig sei erwähnt, daß Marot am 16. August 1529 vom König eine Extragratifikation von zehn Goldgulden erhielt «*pour subvenir à ses necessitez et affaires, oultre ses gaiges ordinaires et autres dons et bienfaictz*». Guiffrey I, 153. — *Catalogue des actes de François Ier.*

Wien. PH. AUG. BECKER.

(Fortsetzung folgt.)

Les principaux traits morphologiques du wallon prélittéraire ou préhistorique (500—800).

Ceci est destiné à faire suite à mon petit exposé des principaux traits phonétiques distinctifs du wallon prélittéraire (dans cette revue, XXXIX², 144 ss.), fait au cours d'un compte rendu. J'espère ainsi avoir plus ou moins réussi l'ébauche d'une petite grammaire des particularités fondamentales du wallon prélittéraire (500—800), considéré en comparaison avec le francien[1]): car, ici comme là, je procéderai par la méthode d i f f é r e n c i a t i v e, prenant le dialecte francien ou français proprement dit comme pierre de touche et négligeant ce qui est commun entre lui et le wallon prélittéraire (partie censée connue du lecteur). Pour la méthode c h r o n o l o g i q u e, je ne la suivrai pas cette fois, ayant établi la date approximative des principaux phénomènes phonétiques dans la première partie et les phénomènes flexionnels n'étant, comme on sait, pour la plupart, que des cas, des exemples d'une évolution phonétique, mais considérés d'un autre point de vue. La numérotation des faits étudiés dans cette seconde partie est faite en continuation de la numérotation dans la première partie.

11. Dans la déclinaison du substantif et de l'adjectif, la particularité, signalée au n⁰ 7, de *beche sache bache* et *seche flache* donne une déclinaison

		masc.			masc.
Sing.	*beches*	*seches*	Plur.	*beche*	*seche*
	beche	*seche*		*beches*	*seches*

Pas plus qu'en francien, il n'y a, à ma connaissance, en wallon ancien ou moderne, trace de représentants de nom. pl. *becci*, *sacci*, *sicci*, etc. (**bez*, **saz*, **sez*, etc.). La particularité de *clau fau* du n⁰ 8 donne la déclinaison

Sing.	*claus*	*faus*	Plur.	*clau*	*fau*
	clau	*fau*		*claus*	*faus*

[1]) Sauf toujours, bien entendu, la très fâcheuse lacune du traitement des proparoxytons, n⁰ 10.

Il n'y a pas trace non plus de formes divergentes telles que **clef* <*clavi*, **fai* <*fagi*. Avec ces deux mots va *caillaus* < **ca(l)claus* = francien *chaillous*, en mod. *kai̯ǫ*: on ne trouve pas la forme **kai̯ā*, parce que là où elle existerait (Nord-Est) on dit *pīr*, *Atl. lingu.* 196 et 1015 [le *c* est resté, comme dans *camjar Atl.* 230 B, *carchar* et *carjar Atl.* 239 et 240, *catillar* a. fr. *catillier* <**catticulare* «faire la patte de velours comme le chat» *Atl.* 253, *calemjar* a. fr. *chalengier*, *Castellion* mod. *Castillon* (prov. de Namur), parce qu'un son palatal suit]. — Dans la déclinaison, je signalerai encore la particularité *efes efant*, mod. *ę̄fā̃* qui est absolument général *Atl.* 461. Si on la fait remonter jusqu'au lat. vulg. (Bourciez, *Eléments* § 56: *iferos* dans une inscription), pourquoi l'*f* ne se serait-elle pas sonorisée au VIe siècle? Je me demande s'il ne vaut pas mieux admettre un processus *ęnfas* > *ęffas*, si le phénomène est de l'époque du lat. vulg., et, s'il est postérieur à la sonorisation, une dissimilation fort simple de *enfant* en *efant*.

12. Dans l'étude plus particulière de l'emploi du cas, une remarque doit être faite qui concerne la construction invertie dont l'exemple bien connu est *li rei gonfanoniers*. Ce tour, que je considère comme d'origine tout à fait germanique, doit avoir joui en wallon primitif, si exposé aux infiltrations tudesques, d'une vogue et d'un engouement extraordinaires, qu'attestent encore les innombrables noms de lieux, d'allure primesautière, où le tour est maintenant pétrifié. Citons quelques exemples typiques: *Vesqueville*, *Baronville*, *Féronstrée Potiérue Chevaufosse* (rues à Liège), *Crapaurue* (à Verviers), *Le Leupont* (à S. Hubert), (Vaux-sous-) *Chèvremont*, *Merlemont*, *Cerfontaine*, *La Chatqueue* (hameau à Seraing).

13. A propos du nombre dans les substantifs, une particularité remarquable est fournie par *modiu* (en class. à la fois *modius* et *modium*): à côté du régulier *moi*, diphtongué *mui*, en mod. *mü* (p. ex. à Laroche, Haust *Bull Soc. Litt. wall.* t. 44, p. 515), qui correspond au fr. *mui*, le wallon prélittéraire a, selon les régions, des représentants (d'après moi) des pluriels *modi* (pour *modii*) et *modia*, lequel prend alors naturellement le genre féminin. Ainsi le pays de Malmédy-Stavelot (Marichal p. 37, Haust *l. c.*), Namur (Grandg.), Dinant (Wilmotte *Rom.* XIX, 77), S. Hubert (villages) ont *mu*, qui réprésente un prélittéraire *mọt*, avec diphtongue *muọt* < **modi*. On peut comparer le wall. *su* qui représente un **solu* tiré sans doute de **soli* (les degrés du seuil). Le domaine de *modia* est la région de Huy-Liège: on dit *mǖi̯* fém. dans la région hutoise (communication du prof. Bovy, de Jehay-Bodegnée près Huy) et *mǫi̯* masc. dans la région liégeoise (Grandg.; le mot étant surtout usité au pluriel au sens de «mesure, contenu d'un muid» a pu facilement changer de genre, d'autant plus qu'il a pu y être déterminé par la coexistence

d'un *mü* ou *mu* désignant «le récipient»). Que ce *mọị mụ̈ị* représente bien un plur. *modia* (cf. a. fr. *cinquante carre, cent paire, quatre brace*), c'est ce que prouvent les traitements wallons *trimọị* trémie (à Malmédy *trẹmu* masc. < **trimodi*, Grandg.), *bọị* a. fr. buie (Grandg., dans des imprécations) et *troị trụ̈ị truị* truie (*Atlas* 1342). Les chartes (régions de Huy et Namur) montrent très exactement le mod. *mọị mụ̈ị* par de «nombreux exemples de *muj (moj)*» et par *moies muje(s)*, Wilmotte *Rom.* XVIII 216 et XIX 77. — Mention doit être faite d'un sing. *pomu* mod. *pœ̃*, qui commence en wallon dans l'extrême Ouest, peu avant la frontière *ca ga* (à Godarville et Thirimont d'après l'*Atl. ling.* 421 B et 1055; j'ajoute qu'on l'a déjà à Couvin, dont j'ai su le patois; Grignard § 47 le signale comme de l'ouest dans son champ d'études). On voit par l'*Atlas* que ce *pœ̃* couvre toute la zone wallonne-picarde, le domaine du tournaisien et tout le département du Nord: c'est le *pun* d'*Aucassin et Nicolete*, pour lequel Godefroy fournit beaucoup d'autres exemples. Exactement il s'agit d'un **pūmu* (mais d'où vient l'*ū*? de *pruna* peut-être ou d'un pl. **pumi* infléchi).

14. En conséquence de l'évolution qui a été exposée au n⁰ 5, les adjectifs en *-abile* sont devenus en wallon prélittéraire, à partir de 700 environ, en *-aule*: mod. *-āf -ōf* et *-āl -ōl*; et les adjectifs en *-ibile* ont été en *-iule*: mod. *-ül -īl (-īr)* selon région: vers 700 *padziiule*, actuellement *pāχül pǫžīl pǫžīr*. Pour les adj. en *-aule*, l'étape *-āl* est présentement fort rare, je l'ai cependant relevée près de St-Hubert, à Moircy, *R. des p. g.-romans* IV, 30. — En conséquence de ce qui a été dit au n⁰ 6, les adjectifs en *-iscu -isca* sont en *-esⁱ -esⁱe*: *tidesⁱ tidesⁱe*, mod. à Weismes *tīχ* «deutsche Frau», d'où un masc. *tīχō* opposé à *walō* (Marichal 22), cf. encore *Heure-le-Tiexhe*. De même *losⁱ losⁱe* louche et *fresⁱ fresⁱe* frais fraîche (mod. *frę̄š frẹχ*, humide, mouillé).

15. Pour ce qui regarde le genre dans les adjectifs, il y a à noter les divergences suivantes d'avec le francien: a) les masc. *seche* et *flache*, n⁰ 7 (à ce propos je dirai que le namurois mod. *stātš* essoufflé, Grandg. = it. *stanco*, n'est autre chose que le féminin servant aux deux genres); b) les fém. *blanke* et *franke* au lieu de *blanche* et *franche*, n⁰ 7; c) les fém. *flawe* et *blawe* au lieu de *floue* et *bloue*, n⁰ 8; d) les fém. en *-esⁱe* <*-isca* au lieu de *-esche* qui a dû exister dans le francien prélittéraire (encore *francesche* chez Benoît de Sainte-More, et *danesche* au *Compl.* de Godefroy), ainsi que *losⁱe* = fr. *losche* et *fresⁱe* = fr. *fresche*, n⁰ 14; e) les fém. *meie* et *demeie* au lieu de *mie* et *demie*. Ces deux derniers, *meie* et *demeie*, réclament une explication, voire une argumentation. Cette divergence de *meie* et *demeie* d'avec le francien naît quand, dans la Gaule du Nord, *ę* libre atteint la diphtongaison *ie*, ce qui le fait arriver, en contact avec yod, par une triphtongue, à un simple *i*. Le plus ancien texte qui

atteste cette diphtongaison de *ę* libre est seulement l'*Eulalie*, mais certains romanistes admettent qu'elle remonte de beaucoup au delà. Lors de cette diphtongaison, tout le domaine wallon continua à dire *meie* et *demeie* et il le dit encore de nos jours. Même tout le Sud wallon et tout l'Ouest wallon qui, en conditions ordinaires, ont pour traitement de *ę* + *i̯* un *i* comme le francien, continuèrent à dire *meie* et *demeie*, parce que là la règle y subit une exception dans le cas particulier d'hiatus avec *e* féminin. Je vais essayer d'en faire la preuve à l'aide des faits en moderne, pris à la fois chez Grignard § 24 et dans l'*Atlas Linguistique*. Pour l'Ouest d'abord, je puis dresser le tableau suivant qui parle assez clairement:

pectus (*Atl.* 1020)	*lectu*	*dimediu*	*media nocte*	*ad dimedia(parte)* (= à moitié)
pi	*lĭ*	*dmí*	*mę̃nü*, métath. de *męi̯nü*	*a dmęi̯*

Grignard dit § 24: «Notez l'expression *a d'mèy*» (le traitement est là en quelque sorte fossilisé), et encore: «à Bouffioulx.... *ène dimèye taye di pwin, ène dimèye mèsure di tchèrbon*». Pour le Sud, je me sers de l'*Atlas Linguistique* 1020, 778 et 387 (en ajoutant Saint-Hubert) et j'ai le tableau suivant:

	Bastogne 184	St-Pierre 183	St-Hubert	Gedinne 187	Haybes 188
pectus	*i*	*i*	*i*	*i*	*i*
lectu	*i*	*i*	*i*	*i*	*i*
una dimedia hora	*ei̯*	*i*	*ei̯*	*ei̯*	*ei̯*

Donc, à l'exception de St-Pierre, où soit le masc. *dmi*, soit le français peut s'être glissé subrepticement, tout le Sud présente aussi *ei̯* en hiatus féminin. Je n'utilise pas bien entendu, dans l'*Atlas* 388 B, une expression *une heure et demie*: on comprend assez qu'à cause des analogues à genre masculin (un an, un jour, un kilo, un litre et demi, etc.) il y a en ce cas un perpétuel conflit entre le masc. et le fém. et oscillation incessante; selon les endroits c'est l'un ou l'autre qui l'emporte. Je n'utilise pas non plus *il lit* 774, *lis* 776 qui sont uniformément français (par l'école), ni *pissenlit* 1022 qui n'existe pas partout (inutile du reste à cause de *lit*), ni *tant pis* 1021 qui a *i* partout (sauf deux *pę* de l'extrême Nord-est), mot exposé à la contamination incessante de l'exclamation française fréquente *tant pis!* (plus généralement *tant pire!* en français de Belgique). Du reste *pectus* et *lectu* sont deux bons exemples, suffisants.

16. Pour ce qui regarde les degrés de comparaison, il y a à mentionner le comparatif *menre* conforme à la règle du n⁰ 3 (mod. *mę̃r* mince, maigre *Atlas* 793) et le neutre *melz* sans diphtongaison (dans *Eulalie*), qui est général dans l'Ouest et le

Centre wallons et est continué régulièrement en moderne par *mia*, comme *spelte pel -el* par *spiat pia -ia* (l'*Atl. lingu* 854 a *mia* pour Selayn, Anseremme, Hanzinne et Grignard §§ 26, 82, 98 ne connaît que *mia* pour l'Ouest; l'*Atl.* note *miœ* pour Thirimont et Godarville sur la frontière *ca ga*, donc seulement aux extrêmes confins du wallon proprement dit). *Bellezour* d'*Eulalie* montre aussi le traitement wallon, conforme au n⁰ 6, et en wallon primitif était exactement *belledz^{i}o(u)r*. De même, conformément au n⁰ 6, **plusiores* doit donner *plusio(u)r*. Il n'en va pas de même pour *peius*, qui n'a pas le traitement du n⁰ 6, car la transposition de *i* est un phénomène antérieur à la chute des voyelles finales et ici l'*u* a empêché l'*i* de passer derrière *s*: nulle part ne se trouve un **pīχ* **pīš* qui serait l'aboutissement normal d'un **pes^i* comme *sīχ sīš* est celui de *sex*; on a eu *peis pis* (selon région), mod. *pę pi* (*Atlas* 1021). Quant à *m(i)eldre nualdre graindre joindre (adolescentior: juvenior* Gl. Reich. 691), ils n'offrent aucune différence avec le francien, car dans les groupes *l̂-r ñ-r* le wallon pratique l'insertion du *d*, v. ma *Phon. du fr. prélitt.* p. 95: cf. mod. *mǫt* <*mulgere*, *kǫt* <**colgere*, *dž̄öt* <*jungere*, *plę̄t* <*plangere* (*Atlas* 1323, 365, 1025). Chez Hemricourt *miedres* = *melior*, *Etude sur J. de H.* de Doutrepont p. 75. — Le wallon prélittéraire paraît avoir connu un superlatif de nature populaire en *-esme*, soit au sens de superlatif soit à celui de positif (cp. a. fr. *pesme* mauvais): les gloses de Reichenau ont *robustus*: *fortissimus* et *novissimus*: *ultissimus* (Hetzer § 97) et le *Jonas* dit *grancesmes* (nom. *granz* + *-esmes?*) Il doit avoir connu un mode de superlatif absolu par *m(i)er* <*mere*, dont il subsiste des débris dans tout le domaine dans quelques locutions consacrées comme *mẹr* ou *miẹr sœ*, *mẹr* ou *miẹr nü* = tout à fait seul, nu. Dans le canton de Neuchâtel «*mare seul*», dans le Forez «*mare nu*» (Godefroy, v. *mer*).

17. Le paragraphe de l'adverbe mettra en vedette des faits intéressants. Parmi les adverbes de lieu, un qui retient fortement l'attention est un *nullaparte* (1 seul mot) de toute la partie Ouest, dont la composition n'est plus du tout sentie dès la plus haute époque, déjà lors des invasions, car dès le VIe siècle il devient *nullabarte* avec sonorisation et vers 700 *nullavarte*: en moderne *nülvǭ*, Nivelles *nülvār*, nulle part (Grignard). Les deux correspondants de *dedans* et *fors* appellent une remarque. Un *devenz* (concurremment avec *dedenz*), qui est général (sauf le Sud, *Atlas* 381 et Grignard § 131), remonte également très haut, sans doute à l'époque prélittéraire, en tout cas à l'époque où **ant* <*ante* existait, car, pour moi, l'explication de ce *devenz* tient dans une proportion qui peut se formuler *devenz*: *enz*: : *devant*: **ant*. Pour *fors*, le wallon se distingue du francien en ce qu'il fait la diphtongaison: *foers* de *Jonas*, mod. *f^ū* conservé sauf dans l'Ouest *Atl.* 382; mais la diphtongue *uo* est-elle réalisée

avant 800? — Dans les adverbes de temps, un *ferm* <*firme*, continuellement, qui est général sauf dans le Sud (mod. *tǫfę̄r* analogique à *tǫdi*), est à mentionner. Dans le *Bull. du Dict. de la l. wall.*, 1908, p. 39, Maréchal donne cette étymologie *firme* comme nouvelle et il reçoit (1910, p. 59—60) l'approbation et l'assentiment de Bayot et de Haust; mais je crois bien, il y a déjà une quinzaine d'années, avoir lu cette étymologie (donnée en passant, sans développement) dans une publication de Maur. Wilmotte. Correspondant à l'a. fr. *entretant*, dans l'intervalle, sur ces entrefaites (déformé en moderne en *entre-temps*, *Dictionn. génér.*), le wallon, sans doute déjà à l'époque prélittéraire, a une curieuse composition *entremei-tant*, *emmei-tant*, *demei-tant*, qui est dans les textes *entremetant*, *em(m)etant*, *demeytant* (J. de Stavelot et J. des Preis; Marchot, *Z.* de Gröber XVI, 384) et en mod. *ęsmętã*, *dismętã* (en locution conjonctive *ęsmętã*, *dismętã ki*, pendant que, *id. ib.* et Grandg. I 347). *Hodie* ne présente pas de différence avec le français, son traitement normal étant *ui* mod. *ü*, comme *modiu* donne *mü* n⁰ 13 et *Hoiu* (en 885, Kurth, *La front. linguist.* I, 447) donne *Hü* Huy; mais il y a une forme atone *oi*, vraisemblablement de proclise c. à d. d'initiale (comp. fr. *ersoir*), qui se trouve dans *Jonas* et qui est la forme survivant dans presque toute la province de Liège et le nord du Luxembourg: on dit *ui̯* à Liège, Waremme, Beaufays, Malmédy (ici concurremment avec *ü*) et *(adžord)u* à Vielsalm et Laroche (*Atlas* 72, et pour Laroche Wilmotte, *Rom.* XIX, 77). A remarquer que cet *oi* (dans *Jonas*) ne s'est pas développé comme un autre *oi* en condition normale, c. à d. devant consonne dans la phrase, mais qu'il a le traitement de *oi* en hiatus (comme dans *noier*, *soier*, *Hoiuel* le Hoyou <*Hoiolu*): pour moi, c'est le traitement dans des locutions comme *oi a none*, *a vespre*, *al seir* etc. — Dans les adverbes de manière, j'ai d'abord à signaler un curieux *ad malaparte* (2 mots), un pendant de *nullaparte*, qui devient au VIe siècle *ad malabarte*, puis *ad malavarte*, et qui est général en wallon: mod. *a mālvā*, *a mǭlvǭ* (Grandg., Grignard) avec le sens de: sans profit, mal à propos, à mauvais escient (le fils de la *Parabole* dépense sa part *a mālvā*). Une étymologie «à-malvaut» est à rejeter, car l'on aurait évidemment alors *a māvā* sans *l*. Ensuite j'ai à mentionner un *re^i^t* <*rigide*, qui figure dans le gl. de Reichenau 1070 *re[c]te*: *rit (i* ne peut que représenter ici *e^i^)*. Hetzer n'a pas remarqué qu'il s'agissait de *rigide*, ni non plus sans doute le glossateur lui-même, sans quoi il n'eût pas manqué de céder à sa manie latinisante. Le mod. est *rœ rwę* *Atl.* 1128, avec la filiation de sens suivante: 1. raidement (noté par Grignard § 131), 2. en ligne droite, de façon droite (le glossaire), 3. (comme un trait), vite (Grandg. et à Perwez *Bull. Soc. Litt. wall.* t. 45, p. 333). Sur *mere* formant superlatif, voir n⁰ 16 fin. Un *ensemle* a déjà été mentionné à la phonétique, n⁰ 2: il sera

repris dans l'étude du verbe, n⁰ 35, dans une remarque à faire sur ses similaires *semlare tremlare*. — L'adverbe de négation (négation renforcée à l'origine) *ne... nient*, universel en wallon *Atl.* 896–899, [*ni-gente* = pas une sorte (d'où rien du tout, néant) et pas une façon (d'où d'aucune façon, absolument pas)] n'avait pas encore fait la brillante fortune qu'il réalisa par la suite: il n'est pas une seule fois ni dans *Eulalie* ni dans *Jonas*; *Eulalie* renforce une seule fois dans *lei nonque chielt*. Le wallon prélittéraire dit *non* (en combinaisons *nont*, *nos* 2 fois, *Eul.*), qui subsiste dans *nõna*, *nõnę*, *nõfē* (a. fr. *non a*, *non est*, *non fait*), où il est fossile.

18. A propos des noms de nombre, ce qu'il y a lieu de faire remarquer pourra l'être fait de façon plutôt brève, les traitements de *sex* et *dece* ayant déjà été expliqués au n⁰ 6. Le wallon, dans ces deux cardinaux, va avec le francien pour la phonétique de syntaxe: sonorisation de la consonne finale devant mot commençant par voyelle, ainsi *sīž* (ou *šīž*) *ã*, six ans. Pour **sexanta*, il n'y a plus en mod. que des emprunts du français *Atl.* 1249 (influence de l'école); le wallon prélittéraire a dit *sesiante* (*s* sourde) conformément au n⁰ 6 ou bien *sessante*, si ici *x* intervocal, comme il arrive dans nombre de cas, avait été réduit à double *s*: p. ex. wall. *masăl* et *mašęl* joue, *tasõ* et *tęšõ* taisson, *asī* et *ašī* essieu, formes qui alternent, *Atlas* 724, 134 et 484 et Grignard au gl.— Dans les ordinaux, une remarque assez longue et très importante s'imposerait à propos du traitement de *sextu*, mais je la ferai au n⁰ 34, dans l'étude du verbe, où elle sera mieux à sa place, lorsque j'étudierai les aboutissants, phonétiquement identiques, de *laxet*, *coxit*, *dixit*, etc. (Eul. *laist*, *coist*, *contredist*) et la curieuse alternance *lazsier laist*, mod. *i dižǫ* ou *i diχęf* mais *dist-i (dixit)*. Le wallon prélittéraire aurait-il connu une formation seconde des ordinaux en *-anu*, dont, dans les textes d'oïl, il n'y a d'exemple que pour la région Ouest, v. ce que je dis *Rom. Forsch.* XII, 645 ? Le gl. de Reichenau a *quartana die* 708. Peut-être dans la façon de compter le temps seulement.

19. Dans l'étude des pronoms, ce sont les personnels qui détermineront le plus de remarques. Les datifs *mihi tibi* (aussi le réfléchi *sibi*), les deux derniers refaçonnés sur le vulg. *mī* <*mihi*, ont persisté, comme on sait, dans l'ancien wallon, picard, lorrain sous les formes *mi ti si* (mais le francien prélittéraire les a peut-être connus également, car cette hypothèse est pour certains une façon d'expliquer le *mi* des Serments). Sur ce phénomène si connu et banal de *mi ti si* en wallon, je me dispenserai de faire des renvois tant pour l'époque ancienne que moderne; on peut se reporter à Niederländer § 107. — A la 3. personne, le cas sujet **illi*, tant singulier que pluriel, donne en wallon prélittéraire, devant voyelle, une forme spéciale *il'* avec mouillure, à la façon de l'italien, qu'on trouve notée *ilh* par les textes; p. ex. dans une charte

liégeoise *ilh* (et *ihl*), Wilmotte *Rom.* XVII, 567; chez Hemricourt, devant voyelle, on trouve tantôt *ilh* et tantôt *il*: au sg. *ilh et sa femme, il et ly chevalz*; au pl. *ilh et ses comp., il et leurs hoirs* (Doutrepont, *Etude sur J. de H.* p. 76). Voir aussi plus loin, au n⁰ 21. — Une différence caractéristique qui survient entre le wallon et le francien date de la diphtongaison de *ę* libre en *ie* et est fournie par le cas oblique féminin **illaei* en position tonique, qui reste *lei* dans tout le domaine wallon indistinctement et devient *li* en français. *Eulalie* a *dont lei nonque chielt.* Même le Sud et l'Ouest wallons, où pourtant le traitement de *ę* devant *i̯* dans les conditions ordinaires est *i* (v. n⁰ 15) ont *lei̯*. Grignard § 24, pour l'Ouest, note expressément qu'on dit *lẹi̯* partout dans le domaine qu'il explore. Je m'explique ce traitement irrégulier de *lei* (qui n'est pas en hiatus avec *e* féminin comme dans *meie demeie*) peut-être à cause de sa position très fréquente en fin de phrase: *pour elle, avec elle*, etc. A l'ouest du domaine wallon proprement dit, dès qu'on franchit la frontière *ca ga* pour entrer dans la zone wallonne-picarde de la région de Mons, on trouve presqu'immédiatement le traitement *li* du picard, lequel, entre parenthèses, fournit un bon *terminus non ultra quem* pour situer l'*Eulalie.* La banlieue de Braine-le-Comte, à cette frontière, dit encore *lẹi̯*, mais Soignies, à une lieue, a *li*; Houdeng-La Louvière a *li* (communications du prof. Pourbaix, à Charleroi); à l'ouest de Thuin-Beaumont, les villages Sart-la-Buissière, Hantes-Wihéries, Grandrieu commencent le traitement *li* (noté *lī* par Grignard § 24; au § 100 il note *lī̯* pour ces 3 villages, mais ce doit être par une erreur compréhensible: il a eu en mains beaucoup de manuscrits locaux, faits par des non-philologues, qui auront orthographié *lie*, à la française). Sigart (Mons) ne connaît même pas la forme *lei̯* dans son dictionnaire. — Une autre différence avec le français serait fournie par le datif pluriel *illis* conservé en wallon (et en picard, *Gr. romane* de Meyer-Lübke II § 83) comme correspondant pour l'atone à *lor (Jonas: lor peccatum lor dimisit).* Ce *les* s'atteste dans des textes pour le moyen âge (p. ex. ap. Pasquet, *Rom.* XV, 130; chez Hemricourt *Etude* de G. Doutrepont p. 76) et revêt à l'époque actuelle pour l'Est les formes *lę* (très rare, noté seulement à Faymonville pour toute la Wallonnie prussienne par Bastin *Morphol.* § 14) et *l(ę)zī ęlzī ǫlzī* (= les y?), pour l'Ouest la forme *l(ę)zœ* (Grignard § 101), v. également *Atlas* 761. Mais P. Meyer dans une note, *Rom.* l. c., a parfaitement montré par de nombreux ex. *los* du Midi de la France que ce *les*, mis pour *leur*, n'est autre que le cas régime ordinaire *les* < *illos* employé en datif. — L'accusatif féminin *la* n'est pas différent à l'époque prélittéraire de *la* francien et n'est pas encore devenu *le*: *Eulalie*, postérieure du reste de presqu'un siècle à l'époque que je considère, a trois fois *la (la veintre, la faire, la pouret)* et une seule fois le masc.

lo dans cet emploi *(lo getterent)*; et encore on pourrait comprendre (avec le neutre) ici: *on lança cela*, le corps d'Eulalie, pour indiquer la nuance de mépris de la part des bourreaux; ou bien encore admettre une faute pour *la*. Au surplus le phénomène de *le* pour *la* n'est pas absolument général en wallon: p. ex. aux environs de S. Hubert, des villages, qui ont aussi *la* article féminin et *ma ta sa* (voir n° 20), ont *la* comme pronom. (Manque dans l'*Atlas*).

20. Dans les possessifs, une divergence importante d'avec le francien est (selon moi) la conservation à l'atone de *me(u)s me(u)m mei me(o)s*: la différence s'efface pour *me(u)s* et *me(o)s* devenant *mes*; mais le wallon a ***mem mei*** au lieu de ***mom mi*** et la série, aux trois personnes, ***mem tom som, mei ti si***. D'où, sans difficulté, en vertu d'une tendance égalisante, la création d'une double série: a) *mem tem sem, mei tei sei*, b) *mom tom som*, ***mi ti si***. C'est bien l'état de la langue dans le ***Jonas***, qui connaît cette dualité: *sen cheue, sem peer*, mais *a sun soveir et a* ***sun repausement***. Le ***Job*** a ***mei tei sei***, Wiese, ***Spr. der Dial. Greg.***, pp. 177—8; des chartes (de Nandrin) ont *sei*, Wilmotte *Rom.* XVI, 125. Etant donné le champ restreint de mon étude, je n'ai pas à m'occuper des destinées postérieures des deux séries: le sg. *mem tem sem*, à l'époque des textes, est caractéristique de l'Ouest, qui laissa tomber *mom tom som*, les chartes de la partie occidentale attestent abondamment le phénomène, Wilmotte *Rom.* XIX, 83. Sur la frontière actuelle de *m'n ęfã* et *mi ęfã*, Grignard § 103. — Il n'y a pas de différence avec le francien (à mon avis) pour les féminins *ma ta sa* (ni pour l'article *la*), qui ne sont pas encore devenus *me te se (le)*: *Eulalie* a *sa virginitet, la polle, la domnizelle, la mort*; *Jonas* a *la civitate* (2 fois). Du reste, *la* > *le* est loin d'être absolument général dans l'aire wallonne: *la* subsiste dans le coin sud-est, qui comporte deux stations, Bastogne et St-Pierre, et dans un ilôt nord-ouest, représenté par Wavre, *Atlas* 366, 862, 895, 903, 929. Et pour *ma ta sa*, ils subsistent dans ce coin sud-est, *Atlas* 662 B, 842, 1019, 1119. — On sait que, sans nul doute à l'époque de l'amuïssement des voyelles finales (VIIIe siècle), les accusatifs *nostros nostras vostros vostras* à la position atone furent réséqués d'une façon anormale en les formes contractes *noz voz*, d'où le picard tira toute sa déclinaison. Le wallon occidental évolua ici avec le picard: le domaine de ce *nǫ vǫ (nǫ pęr* au lieu de *nǫs pęr*; *li nǫw*, forme fém. aux deux genres, au lieu de *li nǫs)*, à l'heure présente, finit à une ligne notée ainsi par Grignard (§ 103): Wavre-Chastre-Brye-Sombreffe-Fleurus-Wanfercée-Aiseau-Mettet-Florenne-Flavion-Omezée-Surice. Ce phénomène du wallon occidental est attesté par les chartes de la région (ainsi *no* régime m. et fém., *nos* suj. pl., Wilmotte *Rom.* XIX, 83) et la *Chronique de Floreffe*, Niederländer *Mundart v. Namur* § 110.

21. Dans les démonstratifs, il faut mentionner que, faisant pendant à *il'* (avec mouillure de *l*) au sing. et au pl. (n° 19), on a en wallon prélittéraire *(i)cil'* au sing. et au pl. devant un mot commençant par voyelle: on se rappelle que le *Jonas* a *cilg' eedre fu seche*, qu'il faut décidément lire dans le ms. *cilg'*, avec apostrophe, d'après Foerster, *Übungsbuch* 4[e] éd., c. 279–80. Ici *g* a la valeur yod, comme dans *anoget* des gl. de Reichenau et *regiel pagiens* d'*Eulalie*. Au contraire, devant consonne, comparez dans *Jonas*: *cil sedebat* 14, *cil tel dolor aveiet* 16 et *cil lo fisient* 27. Encore chez J. de Hemricourt (fin du XIV[e] siècle), je relève d'après l'*Etude* de Doutrepont (p. 77) *cilh chilhe chille* comme nom. plur. Mais il semble bien cependant que cette règle de *il' cil'* devant voyelle n'est déjà plus observée dans toute sa rigueur à l'époque du *Jonas*, qui a: *si cum il ore sunt* 18, *quet il habebat discretum* 1 et 26, *por quet il en cele duretie* 36.

22. Dans les indéfinis, comme correspondant du francien *altant*, le wallon prélittéraire a *alsitant* (aussi, également tant) mod. *ǫstã* (lequel alterne selon régions avec *ǫttã* = *altretant*). Il possède un original *alquals*, quelque, quelconque, qui nous est conservé par les gl. de Darmstadt 39 v°, 31 et 40, 8. — Je suis disposé à admettre, dans la période prélittéraire, la série des pronoms-doublets formée (à côté des formes héréditaires) à l'aide de la tournure *no(n)-sap*, je ne sais, suivie d'un indéfini. (Car c'est une formation, comme on le sait, qui n'est pas inconnue au rétoroman, ni au roumain qui part de *nescio-quem*, *nescio-qualem*):

francien et wallon	wallon	moderne
alcuns	*no-sap-qui*	*ǫn saki*, fém., quelqu'un
alque (mod. *ā̆k ǭk*)	*no-sap-que(i)ḍ*	*ǫn sakwę*, fém., quelque chose
alquant, *-tes :*	*no-sap-quant*, *-tes*	*sak(w)ã*, *-ãt*, quelques
(wall.) *alquals*	*no-sap-quals*	*sakẹ*, f. *sakẹn*, tel quel, médiocre

Postérieurement à l'époque prélittéraire, quand on était à l'étape *ne-saqui*, *ne-saquoi*, *ne-saquant*, *ne-saquels* (étape où *p* était tombé, mais qui était encore intelligible dans sa construction), on créa sur ces modèles l'adverbe de lieu *ne-sa-où-est-ce* et *ne-sa-je-où*, mod. *ǫn saus ǫn sawis* et *ęn sadžü* (ce dernier sporadique à l'Ouest, Grignard § 131), avec le sens de «quelque part». Dans *n'saqui*, *n'saquoi*, *n'saoù-ce*, *n'* donna lieu à confusion et fut pris pour l'article féminin *une*; dans *n'saquant* qui est un pluriel et dans *n'saquel* qui s'accole au substantif comme adjectif indéfini (S. Hubert *ō sakẹ išęna*, un méchant panier; à Couvin *sakẹ* «piètre» et «maladif», *Rom.* XIX 503; à Faymonville *sakẹn* f. *sakın*, avec un adverbe *sakinmę̃*, singulièrement, *Morph.* de Bastin § 85), *n'*, qui était un véritable poids mort, fut laissé de côté. D'après mon explication, les créations en wallon *no(n)-sapio-*

qui etc. datent d'avant la substitution de **saio* à *sapio;* sinon on aurait **ne-sai-qui*, donc en mod. **ǫn sẹki.* Dans une création comme *no(n)-sapio-qui*, *io* est une contrefinale dont la disparition doit être placée dans le cours du VIe siècle. Pour le moderne et l'aire du phénomène, *Atlas* 1116 et 1118.

Une curieuse survivance de *caeteri* est exposée au n^0 48 fin.

23. En abordant le verbe, la première question qui se pose est de savoir si le wallon n'aurait pas conservé quelque temps latin qui se perd en francien. Et en prenant en considération l'*Eulalie*, qui regorge de plus-que-parfaits, on serait presque tenté de résoudre cette question par l'affirmative, ou d'admettre, à tout le moins, que le wallon prélittéraire a fait un usage beaucoup plus étendu que le francien du plus-que-parfait étymologique. Mais ceci même est peu probable: si le francien ne présente qu'une seule trace de ce temps spécial (*firet* dans *Alexis* 25 e, au sens de parfait), c'est qu'il n'a pas de texte de quelque ampleur des VIIIe et IXe siècles, durant lesquels ce temps a flori. Les Gloses de Reichenau attestent trois cas de plus-que-parfait, parmi lesquels un déjà avec le sens postérieur de prétérit; ce sont 275 *suggesserat*: *dixerat*, *ortaret*; 886 *diferbuerat*: *exbuliret*; 1132 *transfretavit: trans alaret* (Hetzer, *Reich. Gl.* § 115).[2]) Les exemples d'*Eulalie*, texte du reste postérieur à l'époque que j'envisage, sont suffisamment connus. A tous indistinctement on accorde, de façon unanime, la valeur de prétérits, et c'est la doctrine courante des grammaires historiques. Est-ce bien sûr? Il y a peut-être là une des ces erreurs qui se perpétuent on ne sait pourquoi, faute sans doute d'avoir attiré (effet du hasard?) suffisamment l'attention et suscité les réflexions nécessaires. Voici une version, avec tous plus-que-parfaits, qui donne complète satisfaction et que, pour ma part, je trouve bien supérieure à l'autre:

P r o l o g u e. Quelle brave pucelle (= fille non nubile) fut Eulalie! Elle *avait été dotée (avait reçu)* d'un beau corps, mais d'une âme encore plus belle. Les ennemis de Dieu essayèrent de la perdre, ils essayèrent[3]) de la vouer au service du Diable (les faux dieux). Elle, elle n'écoute pas leurs (des ennemis de Dieu) méchants conseillers disant de renier «le Dieu qui habite là-haut, dans le Ciel» (tel que le dépeignent les Chrétiens), ni pour or, ni argent, ni parure, ni pour la menace (qu'ils font) du roi, ni prière.

A c t i o n: 1er é p i s o d e. Absolument rien n'*avait* jamais

[2]) Hetzer § 114 a tort d'interpréter un *funderat* comme un vulgaire issu de **fǫndẹderat*: le *d* subsisterait, prononcé *ḏ*, et le glossateur aurait au moins écrit *fundedrat*.

[3]) *Vouloir* au sens d'«essayer» manque aux grands dictionnaires (p. ex. Littré, *Dict. génér.*), figure dans le *Petit Larousse Illustré* 1906 avec l'ex. *un infirme qui veut courir.*

pu l'amener, la douce enfant![4]), à ne pas aimer toujours le service de Dieu; aussi fut-elle mise en face de Maximien, roi en ce temps là des Païens. Celui-là l'exhorte, à quoi elle ne prend même pas (*nonque*) garde, à répudier le nom de Chrétien. Elle, elle en (du Chrétien) résume la doctrine (le dogme: un Dieu et Christ rédempteur) qui est sienne[5]): *(en discours indirect au roi)* plutôt braver la torture que perdre son état de pureté (de vierge)! Par là elle *avait trouvé* une mort sans déshonneur[6])! En plein *(enz)* brasier on la lança pour la consumer sur l'instant: elle, qui n'*avait* pas *eu (commis)* de fautes (dans sa vie, c. à d. de fautes contre la chasteté),[7]) ne brûla point!

2e épisode. *(Devant un pareil prodige, naturellement, le roi a donné un temps à la réflexion, mais le résultat n'a pas été en faveur d'Eulalie: le roi s'est résolu à une deuxième épreuve, plus décisive selon lui.)* A ce miracle, il n'*avait* pas *voulu* se rapporter, le roi des Païens: avec un glaive il *avait enjoint* de la décapiter. (Mais) la jeune demoiselle (terme de déférence) à cette mesure ne fit point d'opposition: elle voulut quitter ce monde et elle l'implore de Christ.[8]) Sous la forme d'une colombe,[9]) elle s'envola au Ciel.

Conclusion. Tous (ici), nous demandons (ou demandons, à l'impér.) qu'elle daigne prier pour nous, afin que Christ nous ait fait[10]) *(auuisset)* merci après la mort et nous laisse parvenir à lui dans sa mansuétude!

---

[4]) *Polle*, terme hypocoristique: en moderne (très familier) *poulette*; en w. mod. *pǫi̧ęt*, qui peut être, comme son correspondant masc. *pǫi̧õ*, poussin *Atl.* 1079, hypocoristique.

[5]) Comme elle la sait, ce qu'elle en sait. Ou bien: Elle; elle en récapitule (s'en remémore) son élément (c. à d. son rudiment, le crédo du temps; pour y puiser le courage nécessaire). Et cette version est peut-être la meilleure des deux. Eulalie n'est, en définitive, qu'une grande fillette (*nondum thoris maritalibus habilem*).

[6]) L'air détaché et indifférent d'Eulalie *(nonque chielt)*, sa fière réponse (une profession de foi catégorique), enfin sa bravade ont porté au paroxysme la fureur du roi, qui sur-le-champ a pris une décision inébranlable, celle de la mise à mort *immédiate* d'Eulalie, ce qui assure celle-ci contre l'éventualité d'être livrée à la merci et au bon plaisir des bourreaux et celle de se voir ravir sa virginité: Ainsi, dit le naïf trouveur comme avec une pointe de satisfaction, pour sa fière attitude elle était morte (avait trouvé la mort) sans perdre l'honneur! La décision du roi étant irrévocable, Eulalie était autant vaut dire morte.

[7]) La séquence est faite pour un auditoire de nonnains, elle prône naturellement le mérite non pareil de la virginité.

[8]) Elle se sent pure et en état de paraître devant lui: elle a échappé au viol possible par les bourreaux, les soldats (comme il a été dit plus haut).

[9]) La colombe est symbole d'innocence (cela s'entend d'une colombe blanche).

[10]) Au moment même de la mort de chacun, Christ prend une décision, statue sur son sort, et par conséquent, «post la mort», l'arrêt est déjà rendu, ce qui explique le passé.

Je n'ai pas à reprendre ici, étant donné mon cadre, la question de savoir si le plus-que-parfait (étymologique) de l'ancien wallon s'est perpétué ou non en wallon moderne avec sens de prétérit, v. Marchot, *Z.* de Gröber XX, 510—1. La question vaudrait la peine d'être reprise en détail; mais, après l'*Eulalie*, je ne vois plus trace de plus-que-parfait dans les textes wallons médiévaux, et cela donne à réfléchir. On se figure facilement le passage de sens de plus-que-parfait à parfait comme dans les temps dits «surcomposés» du français de certaines provinces *j'ai eu été*, *j'ai eu fait* etc., qui font fonction de parfaits (dans le langage familier).

24. Pour la répartition des verbes dans les diverses conjugaisons, il faut noter dans la conj. I un *far(e)*, existant concurremment avec la forme ordinaire *faire* (cette dernière est dans *Eul.* 4 et *Jonas* 27 et 30 v.), comp. ital. *fare*, prov. *far* à côté de *faire*, rétorom. *fa(r)*, ainsi que le lat. vulg. de Gaule *calefare* pour *calefacere*. Ce *fare* est, je pense, une forme proclitique née dans les nombreuses locutions formées de *faire* et d'un infinitif: *faire dire*, *faire voir*, *faire aller*, etc.; v. aussi G. Paris, *Rom.* XXII, 570. Il est dans les gloses de Darmstadt *fer* 39, 1 et dans *Venus la deesse* str. 18 il rime avec *ajuster*, Niederländer § 6 a. En moderne, il a réussi à supplanter *faire* à peu près partout et se trouve sous la forme de *fẹ* (*Atl.* 529, 530), qui est une analogie aux autres verbes de laconj. I, les monosyllabes gardant *r* finale (ma *Phonol.* § 27). — Je ne mentionne pas, bien entendu, ici un prélittéraire supposé **vicar(e)*, vivre (mod. *vikẹ*, accessoirement *vikī* Grignard § 117, qui est général, ma *Phonol.* § 21, *Atlas* 1404 et 1405), qui prend naissance bien plus tardivement (XIIe siècle ?). Il apparaît dans les *Moral. sur Job*: *viscat*, *viskeit*, où son *s* est purement graphique, car une charte du sud de Liège du XIII[e] s. donne *vikant* et le moderne dit *vikẹ* (*s* devant *k* doit subsister, comme on sait: wallon *mẹskin* servante, *skrīr*, *skǫl*, *skǫrį* fouet, *sklǫįō* = a. fr. *esclaon* traîneau d'enfant, *skin* échine, S. Hubert *Vẹsküvaį* Vesqueville, etc.). On le trouve ensuite dans les gl. de Darmstadt (*viskasen* 37, 4), chez J. de Hemricourt, J. de Stavelot. Voir G. Doutrepont, *Conjug. dans le w. liégeois* p. 102 du t. à part et Niederländer § 70[2] et 143. Il ne faut pas dire avec Doutrepont et Niederländer que ce verbe est tiré de *vesqui*, *vescut*, car alors il ne serait pas *visker* (avec *i*) au XIII[e] siècle: c'est bien plutôt de la syllabe initiale du primitif *vivre*, augmentée de la gutturale qui se trouve dans *vesqui vescut*, qu'il faut tirer le radical *vik-*. La Parabole de Walcourt a, à côté de deux fois *vikons*, un surprenant *raviskons*, que j'ai déjà aussi entendu dans la contrée (au sens de «ressusciter»): je crois ici à une forme (demi-savante) de prédicateurs **raviskit *raviscut* (les résurrections du Christ, de Lazare, des morts), ayant eu quelque fortune dans une petite aire; Grandgagnage a le rationnel *ravikẹ* ressusciter.

25. A la conjug. II, il faut mentionner, en divergence avec le francien, une demi-douzaine de verbes. Parmi eux, *delir* est

déjà dans *Jonas*, puis au XIII[e] siècle dans un sermon, ce qui atteste son origine populaire (voir l'*Uebungsbuch* de Foerster 4[e] éd., col. 279—80); pour *comburir* et *entelgir* de *Jonas*, il est probable qu'ils sont plutôt savants. Viennent ensuite trois verbes *sedire*, *vedire*, *cadire* (y compris un composé *excadire*) qui, dans l'ancien français (dialectal), sont abondamment représentés, v. Meyer-Lübke, *Gr. romane* II, § 121. Toujours venant de la conj. en *-ēre*, il y a en outre *exsorbire*, dont le simple survit dans de nombreuses langues (Hetzer p. 173 n., dont l'italien avec *sorbire*), et *excandire* échauffer, qui existe aussi en a. franç. (dialectal, Godefroy). Tous ces verbes, ou la plupart, remontent jusqu'au latin vulgaire. En voici le tableau, avec les correspondants en moderne:

wall. prélitt. (fin du VIII[e] s.)	wall. moderne
delir	manque
sedir	*sīr* être assis (Bastin § 34), *s'asīr* second. *s'ašīr*
vedir	*vīr* (Couvin), *vẹi̯i* (d'où *vẹi̯*)
chadir	*tšēr* (de **tšaïr* Namur), *tšẹi̯i* (d'où *tšẹi̯* Couvin)
(e)siadir	manque, part. passé *χẹi̯* (Bastin § 33)
(e)siorbir	*šurbi*, *χubri* (Bastin § 31)
(e)siandir	*ršãdi* (Couvin), *(r)eχãdi* (Grandg., Bastin § 28)

Voir l'*Atlas* 62, 1418 B, 1311 et 485 (*šurbi*). Il ne rentre pas dans mon cadre d'expliquer toutes les formes analogiques récentes, comme *vœ̄r* Liège, *vūi̯* Namur, voir, etc., transparentes d'ailleurs pour le romaniste-grammairien un peu exercé. — Dans la conj. II, je veux encore enregistrer un *covir* < *cupire* (Lucrèce), qui est dans le *Léger*, lequel, comme on sait, doit originairement être de provenance wallonne: *il le amat, deu lo covit* (str. 3), «celui-là l'aima, pour Dieu il le souhaita». Le mod. est *kœ̣r* (Est) au sens de «gönnen» (avec un contraire *mẹskœ̣r*), qui s'explique fort simplement par une proportion que j'établirai ainsi: *kœ̣r : kœ̣* = cupis, cupit *: : krœ̣r : krœ̣ : : vœ̣r : vœ̣ : : bœ̣r : bœ̣* Les 1 et 2 pl. ind. pr. *kẹi̯ã kẹi̯ẹ* et le part. *kẹi̯u* s'expliqueront de leur côté par *kẹi̯ã : kœ̣ : : krẹi̯ã : krœ̣ : : vẹi̯ã : vœ̣*. Dans le *Bull. du Dict. de la l. w.*, 1911, p. 104, Haust fait complètement erreur en supposant un **quetamus* > *kẹi̯ã* = nous tenons quitte de, nous gratifions: le passage du *Leger*, qu'il ignore, infirme son explication.

26. Dans la conj. III, j'ai à mentionner un intéressant *acomordre*, mod. *akmwẹt* habituer, venant de *ad-cum-*urgĕre* (avec le passage de la classe *-ēre* à la classe *-ĕre*), dont on trouve un pendant dans le franc-comtois mod. *êquemôdre* «habituer un animal qui va aux champs pour la première fois à suivre le troupeau». Les verbes en *-rgere* font *-dre* en wallon *: spāt* < *spargere*, *stẹi̯t* (Ouest) < *extergere*; *ŭr* latin (et germ.) devant consonne dans le français devient souvent *ọr*, comme on sait *: gorge*, a. fr.

gǫṛt < *gurgite, orgueil, morne.* Pour la composition *cum-*urgĕre* (et non *co-*urgĕre*), comp. les formations *cum-initiare, com-edere.* La filière des sens suivie pour arriver à «habituer» a dû être : presser, contraindre, assujettir à, adapter, accoutumer. A. Thomas, qui s'est occupé, *Nouv. Essais*, p. 258, du mot comtois, part d'un ancien *escomovoir*, avec changement de conjugaison; il a le tort grave d'ignorer l'équivalent wallon, où n'entre aucune idée de locomotion. Dans le *Bull. du Dict. de la l. w.* 1907, p. 139, Feller, qui a vu la concordance des deux mots wallon et comtois, a recours à un *ad-cum-*mordĕre*, mordre à qq chose, se familiariser avec, prendre goût à; mais cette étymologie ne convient qu'au sens «s'habituer à» (w. *s'akmwẹt*, cp. *se dormir, se mourir)*, et nullement à l'autre sens «habituer à, adapter, acclimater, apprivoiser», en un mot à l'emploi transitif. L'ancienne solution était *ad-cum-moderare* (Grandgagnage), qui peut convenir en définitive pour les sens, mais beaucoup moins pour la lettre : la métathèse de *modrare* en *mordare* devrait s'y admettre avant le passage à *modrare*, donc avant le VIIIe siècle; du passage de verbes de III à I il se rencontre un certain nombre d'exemples, mais de I à III il n'y a que l'unique et très spécial cas de *wazœr wazü* oser, qui doit sa formation, on le comprend bien, à sa parenté assez étroite de sens avec *pǫlœr pǫlü* pouvoir, *vǫlœr vǫlü* vouloir et *savœr savü* savoir. *(tšīr, krīr* ne sont pas des passages de I à III, mais des *chi-er cri-er* traités d'après la loi de Bartsch, avec maintien d'*r* dans les monosyllabes n⁰ 24). Le partic. est *akmwẹrdu* (faible) ou bien *akmwẹr* fém. *akmwẹs* qui continue un *ad-cum-*ursu.* Il y a dans une petite aire (Condroz), avec passage de III à I qui n'est pas sans un certain nombre de cas en mod., un *akmwẹrdẹ* (Feller). Sur *urgere* (ou *de-urgere*) survivant aussi en Auvergne (avec sens très voisin de celui du comtois *êquemôdre*), v. Dauzat *Rom.* XXX, 119. — A la conj. III, il ne faut pas inscrire en w. prélitt. un **pole(i)r*, de *pollēre* (mod. *pǫlœr pǫlü*), car depuis Diez déjà il est admis que les formes en *l* de *pouvoir* de l'a. fr. (telles *puelt, puelent, poloit* dans des textes) sont une simple analogie à *vouloir*, v. Niederländer § 142[15]. En wallon, elles apparaissent avec Hemricourt: *puelent poloit*, Doutrepont p. 80. L'*Eulalie* atteste le traditionnel **potere* avec *pouret*, le *Jonas* avec *podist.* Voir *Atlas* 1081 à 1086 et 1414. Je n'inscris pas non plus un *nole(i)r*, de **nolere* (à Namur *nǫlü*, inf. défectif, Doutrepont *Conj. d. le w. liég.* p. 78), qui a été plus probablement de tout le domaine d'oïl dans la phase primitive, dont il y a deux ex. relevés chez Godefroy, un à Arras, l'autre dans *Florimont.*

27. J'arrive aux terminaisons verbales ou flexions et la première qui s'impose à l'examen en wallon primitif est celle de la 1 pl. ind. prés., représentée par *oram* d'*Eulalie.* Cet *oram* prouve tout d'abord qu'à la fin du IXe siècle la terminaison

-oms (-omes) de *sumus* n'a pas encore envahi tous les verbes dans le domaine français. Car *Eulalie* est un texte qui conserve, à la picarde, la gutturale dans *ca* et *ga* (*cose* 9, *kose* 23) et il en faut chercher la patrie dans quelque monastère de femmes le long de la frontière *ca, ga* (Beaumont — Thuin — Braine-le-Comte), que j'ai admise comme séparation conventionnelle entre le wallon pur et la zone wallonne-picarde (ici. XXXIX², p. 152); or, toute cette région de la ligne-frontière *ca ga* fait actuellement partie du domaine *-ons* : cet *-ons* va, en Wallonnie, notablement au delà vers l'Est, jusqu'à une ligne passant immédiatement à l'est de Waterloo, Villers-la-ville, Fleurus, Châtelet, Florenne, Surice, Olloy (Grignard, carte VIII). La formidable, la gigantesque hypertrophie de *-oms* (de *sumus*), à la fin du IXᵉ siècle, n'est donc pas encore accomplie. Elle ne l'est que dans le siècle suivant, à la date du *Jonas (posciomes)*. Il s'en suit donc que wallon et francien ne diffèrent pas à la 1 pl. indic. à l'époque prélittéraire au moins à la conj. I et possèdent tous deux la flexion étymologique *(-amus)*. — Maintenant, ce qui importerait, c'est d'expliquer phonétiquement cet *oram* d'*Eulalie*, à la fin du IXᵉ siècle, manifestement contradictoire à *maent* du même texte, et qui devrait être *oraem* (ou plutôt *oraems*, car *s* finale ne tombe pas en w.), et c'est ce que je vais essayer de faire, en proposant une explication nouvelle, du moins que je crois telle. Pour moi cette flexion *-am(s)* naît, en français prélittéraire, dans les formes *(e)stam(s)*, *dam(s)*, *fam(s)*, où elle est empêchée d'évoluer normalement en *-aem(s) -aim(s)* par l'analogie d'autres formes de ces verbes où l'*a* reste figé et qui sont *(e)stas (e)stat (e)stant* et impér. *(e)sta*, etc. Je dresse le tableau suivant qui fera mieux comprendre ma pensée:

2 sg.	3 sg.	3 pl.	impér.	
(e)stas	(e)stat	(e)stant	(e)sta	> *(e)stams*
das	dat	dant	da	> *dams*
fas	fat	fant	fa	> *fams*

De ces trois verbes *-am(s)* se serait étendu à tous les verbes de I, ou plutôt la force d'attraction qu'il avait aurait empêché leur évolution en *-aem(s)*. — Comme mon cadre ne dépasse pas la période prélittéraire, on n'attendra pas de moi, ici, que je recherche si cet *-am(s)*, du français et du wallon primitifs, est continué, oui ou non, par le *-ã* actuel de la presque totalité de la Wallonnie (sauf la zone occidentale en *õ-*, renseignée plus haut); cf. là-dessus Niederländer § 121 a. C'est une question des plus épineuses, qui mériterait une étude à part, tout comme celle de la survivance ou non du plus-que-parfait étymologique (nº 23).

28. Une autre personne de l'ind. pr. exige deux mots de commentaire, la 3 pl., et c'est pour dire qu'il n'y a pas de différence non plus chez elle dans le wallon et le francien primitifs

et que la théorie de Foerster (en 1898, v. Niederländer § 121 c) qui tire la 3 pl. indic. pr. en wallon des vieilles formes latines telles que *danunt solinunt ferinunt* etc., est absolument à rejeter comme un pur mirage: il s'agit en l'espèce d'une très grande aire occidentale, avec Namur comme point principal, qui dit *tirnę -nę -nü* = tirent (Grignard, carte IX); les plus anciennes formes (XIII[e] s.) sont *pulene, culene, giesene, descendenent, mostrenent* des chartes (Niederländer). Mais cette aire se continue immédiatement à l'Ouest (à partir d'une ligne Nivelles-Thuin-Chimay) par une vaste aire *-tę (tirtę)*, qui mène au pur traitement picard *tir-t.* Et l'on voit immédiatement, par la confrontation des deux phénomènes, qu'il faut poser les deux développements parallèles: à l'Est (wallon) *tiren(t) tirene* (mod. *-nę -nę -nü*); à l'Ouest (picardo-wallon) *tire(n)t tirete* (mod. *tirtę*). D'ailleurs, cette explication est celle qui est déjà donnée, avec plus ou moins de netteté, par Meyer-Lübke dans sa *Gr. romane* II § 139 (après Wilmotte). Cet *e* final parasite, qui naît probablement sous la forme de *ə* euphonique, doit avoir commencé devant les mots débutant par consonne, pour faciliter le discours. En vertu d'une force irrésistible, il a reçu l'accent à cause de l'universalité de l'accentuation oxytonique en wallon, sans compter l'action qu'exerçait les 1 et 2 pl. possédant l'accent sur la flexion.

29. L'imparfait nous réserve la surprise d'une remarquable divergence entre le wallon et le francien: c'est à la conj. I. On sait que le latin, au I[er] siècle, avait, de *-abam*, fait *-aua* avec une spirante sonore bilabiale (donc un *w*) en vertu d'une évolution phonétique. Au début de la seconde moitié du VIII[e] siècle, le français change très régulièrement (v. n[o] 8) cet *-aua* en *-oe* (qu'on trouve aussi écrit *-owe -oue* plus tard). Mais le wallon, quand intervint la monophtongaison de *au*, avait déjà poussé cet *-aua* plus loin, jusqu'à *-ava* : il ne put donc en faire *-awe* en vertu de la règle qui lui est spéciale (n[o] 8), et il eut normalement la flexion *-ave*, devenue *-eve* au IX[e] siècle (dans *Jonas* : *auardevet*). — Pour l'imparfait des autres conjugaisons, il n'y a pas de différence à signaler. Dans II, à l'époque prélittéraire, tout le domaine d'oïl devait encore posséder l' *-iva -ive* étymologique, dont il est resté une survivance dans l'ancien lorrain, par ex. dans les *Sermon S. Bernart* (ap. Pasquet, *Bull. de l'Acad. de Belg.*, XLI, p. 15). A l'entrée du IX[e] siècle, cet *-ive* doit encore exister, car le glossographe de Reichenau, au lieu de *exibam transibam*, écrit toujours *exiebam transiebam* comme il écrit *dormiebam sentiebam* (Hetzer, p. 164 n), sans doute parce qu'il disait dans son roman *dormive sentive esive* (*s* sourde) **tresive*.

30. Pour le parfait, il n'y a lieu qu'a deux menues observations. Les parfaits en *-dęi (-dędi)* maintiennent *-dei* à la 1 sg., lorsque le francien, à la diphtongaison de *ę* en *ie*, en fait *-i (perdi)*,

à l'exception toutefois de la partie Sud et Ouest du domaine, qui a le traitement du francien: voir ce que je dis au nº 15 à l'occasion des traitements de *(di)mediu (di)media.* Dans les parfaits en *-ui*, aux 2 sg., 1 et 2 pl., le wallon se différencie du francien en restant fidèle à l'accentuation latine et, pour *-uésti -uémus -uéstis*, disant *-wis(t) -wimes -wistes*, tandis que le francien dit, avec recul de l'accent, à une époque antérieure aux textes et sans doute déjà dès la phase primitive, *-us(t) -umes -ustes (dewis(t) dewimes dewistes* en face de *deüs(t) deümes deüstes).*

31. Au subjonctif présent, je ne vois pas de différence à signaler, car, dans l'*Eulalie*, à côté du régulier *laist*, les irréguliers *raneiet* et *degnet*, dont on pourrait peut-être faire état, ne sont, pour moi, que de simples créations analogiques à des verbes comme *entrer* subj. *entret*, qui s'expliquent par une proportion que je formule ainsi: subj. *raneiet* et *degnet*: ind. *raneiet* et *degnet*:: subj. *entret*: ind. *entret.*[11]) Elles remplacent les subj. forts (phonétiques) *ranit* et *deint*, qui, étant donné le reste de la conjugaison, pouvaient déjà paraître hétéroclites et tomber en désuétude. L'*Eulalie*, en effet, étant de la frontière wallonne Ouest, aurait phonétiquement *ranit* et non *raneit* < *reneget.*[12]) Avec le radical *degn-* il faut un *e* d'appui et une création *degnt* n'irait pas. Une création *raneit* n'irait pas non plus, *ei* dans la conjugaison de ce verbe allant avec hiatus, v. nº 33.

32. A l'imparfait du subjonctif, il est assez probable que le wallon et le francien prélittéraires ne différaient pas et qu'à

---

[11]) On peut aussi penser à une reformation sur *raneient* et *degnent* < *renegent* et *dignent*, cf. nº 33.

[12]) Pour situer encore plus exactement l'*Eulalie*, je descends (à l'aide de l'*Atlas*), tout le long de la frontière linguistique *ca ga*, vers le Sud, afin d'atteindre la pointe nord du champenois (à cause de *voldrent* 2 f., *voldret, sostendreiet*), et j'arrive au point d'intersection des trois dialectes wallon, picard et champenois, où convergent les trois traits phonétiques *raneiet lei, cose kose, voldre(n)t sostendreiet*: c'est la région Anor-Hirson. Grignard § 24 donne *mę(ñü) lei̯* pour tout son domaine, donc au moins jusqu'à la frontière française près Anor. L'*Atlas* donne *ka ga* pour Glageon, à 8 k. N. d'Anor. Il donne *d* épenthétique pour Martigny-en-Thiérache, à 8 k. S-E. d'Hirson (*vudrõ vudrę̆ fǒdrẹ̀ vi̯ẽdrẹ̀* 1418, 1419, 537, 1366) Dans cette région d'Anor-Hirson il y a un monastère qui convient particulièrement bien pour en faire le berceau d'*Eulalie*, à condition toutefois de la rajeunir d'au moins un bon tiers de siècle, ce qui peut parfaitement se faire sans réelle difficulté: c'est l'abbaye de femmes (de l'ordre de S. Benoît) de Bucilly, à 5 kilom. au sud d'Hirson, fondée «medio vel jam adulto decimo seculo» (*Gallia Christiana* t. 9, 1751, c. 687), qui donna naissance au village de Bucilly. Avant le milieu du XIIe siècle, les nonnes y avaient été remplacées par des moines et vraisemblablement ce qu'elles possédaient de précieux, y compris archives et manuscrits, fut porté ailleurs. Les noms des abbesses de ce monastère (sauf un seul) ont péri par l'effet du temps, et la première pouvait se prénommer Eulalie. Ou bien encore l'histoire merveilleuse de la petite Eulalie a pu être choisie expressément, dans un but de propagande, en vue du recru-

la fin du VIIIe siècle on avait des deux côtés (avec survivance de la flexion étymologique *-ęsse* dans III) pour les 3 conjugaisons:

I *-asse*	II *-isse*	III *-esse*
-asses	*-isses*	*-esses*
-ast	*-isseṭ*	*-esseṭ*
?	*-iss-* ?	*-ess-* ?
?	*-iss-* ?	*-ess-* ?
-assent	*-issent*	*-essent*

Pour I, l'*Eulalie* offre l'ex. *amast*; pour II le gl. de Reichenau a 628 *occidisset*: *cadisset*, qui représente un a. fr. (dialectal) et a. w. *chadisset*, de *chaḍir* (nº 25); pour III l'*Eulalie* a *perdesse*, qui est démuni de son ṫ devant une dentale (*perdesse sa)*, comme *arde* dans *arde tost* (phénomènes de phonétique syntaxique). A la 3 sg., il se peut pourtant que le francien eût déjà *-ist* dans II et *-est* dans III en face des wallons *-isseṭ* et *-esseṭ*. — Mais où il y a une différence caractéristique entre les deux dialectes au subj. imparf., c'est dans les verbes à parf. en *-ui*, différence analogue à celle qu'on a vue au parfait (nº 30) aux 2 sg. et 1 et 2 pl.: le francien a *-usse -usses -ust* etc et le wallon *-wisse -wisses -wisseṭ* etc *(deüsse* et *dewisse)*. L'*Eulalie* offre *auuisset*, qui, pour le maintien de la posttonique, cadre bien avec *perdesse(t)*. Antérieurement à l'époque des textes ce primitif *-wisseṭ* wallon devint *wist*: *auist* et *owist* dans les chartes de Namur, *powist* dans celles de Liège, *Rom.* XIX, 84 et XVII, 568; *awist*

tement au monastère naissant de très jeunes novices dans la région. La petite écriture si nette du ms. paraît être d'une femme. Le *tuit* au masc. peut indiquer une assistance *mixte*, où se trouvaient des laïcs.

[Bucilly est dans le domaine de *voudrai tiendrai*, qui finit en ces régions, au Nord, avec les localités de Wattigny, St-Michel, Hirson, Origny-en-Thiérache (qui disent déjà *vourai*). Ce village est à une demi-douzaine de kil. au sud du domaine de *ca*, dont les dernières localités, dans la contrée, sont St-Michel, Anor, Clairfontaine *(canter, cake)*. Enfin Bucilly n'est qu'à une douzaine de kil. du domaine de *lei meienuit*, dont les dernières possessions, à l'heure présente, sont Macquenoise en Belgique *(mẹnü*, mais déjà *lī* concurremment du reste avec *elle)* et Anor en France *(mẹ̄nü, lẹ̣i)*. Un autre monastère de la région, celui de St-Michel (6 k. au N-E. de Bucilly), conviendrait également bien au point de vue de la langue, mais il a l'inconvénient d'avoir été une abbaye de moines et d'être d'une date un peu postérieure (à ce qu'il semble) à Bucilly: on fait remonter sa fondation, sans pouvoir être plus précis, à 950 environ. — Toutes mes communications concernant la Belgique et Anor émanent du prof. Alph. Rox, à Chimay, qui avec une obligeance rare s'est rendu sur les lieux à fin d'enquête. Le reste de mes renseignements est dû à M. Callay, instituteur à Bucilly, qui est dans le pays depuis 28 ans et a été pour moi un correspondant précieux. J'ai reçu (pour la détermination des abbayes dans la région Anor-Hirson au temps d'*Eulalie*) d'utiles indications de M. le conservateur Somville, de la Bibliothèque Royale. Merci à ces trois dévoués collaborateurs occasionnels!]

poïst dans le *P. Moral.* p. 113; *awiest* etc chez Hemricourt, Doutrepont p. 79—80. L'évolution est déjà accomplie avec le *Jonas*: *fesist, podist, percussist.* Pour moi, la contradiction dans *Eulalie* entre *amast* et *auuisset perdesse(t)* indique peut-être bien une triple évolution *-asseṭ-esse' isseṭ* > *-ast -est -ist* en train justement de s'accomplir.

33. A l'étude des terminaisons du verbe doit succéder celle du radical, qui, de par l'action des lois phonétiques, par ex. selon qu'il est ou non à l'accent, est exposé à subir des variations: c'est le phénomène nommé *alternance.* D'après les lois phonétiques qui ont été exposées au n⁰ 15 et au n⁰ 13, il y a, en wallon prélittéraire, un certain nombre de verbes soumis à une alternance (qui existe aussi en francien), dont quelques formes deviennent différentes des formes franciennes correspondantes. Pour la loi exposée au n⁰ 15, à savoir maintien, dans *tout* le domaine wallon y compris Sud et Ouest, d'une diphtongue *ei* devant *e* féminin roman lors de la diphtongaison de ę libre en *ie* *(media > meie* et non **mie)*, ces verbes sont les représentants de *negare (renegare), necare, secare, precare.* Pour la loi exposée au n⁰ 13, à savoir maintien, dans tout le domaine wallon, d'une diphtongue *oi* devant *e* féminin roman lors de la diphtongaison de *ǫ* libre en *uo (modia > moie* et non **muie)*, ces verbes sont les représentants de *inodiare* et **adpodiare.* Le cas du maintien de *ei* et *oi*, s'opposant à *i* et à *ui* franciens, se produit à 2 et 3 sg. et 3 pl. ind. pr., 2 sg. impér. et 3 pl. subj. pr., comme on le verra exposé dans le tableau ci-après:

	Ind. pr.	Impér.	Subj. pr.
2 sg.	*raneies anoies*	*raneie anoie*	
3 sg.	*raneieṭ anoieṭ*		
3 pl.	*raneient anoient*		*raneient anoient*

Le gl. de Reichenau a, comme on se rappelle, *anoget* = *inodiat*, dont je m'autorise pour inscrire une forme en *a* initial. Le *Poème Moral* présente *anoie* à la rime, et cela plusieurs fois (Cloetta. p. 75): elle donna lieu (*Romania*, XVII, 306 ss.) à une polémique plutôt âpre entre Cloetta et Wilmotte; ces messieurs ne virent pas qu'*anoie* est uniformément la forme (phonétique) de *toute* la Wallonnie et même qu'un **anuie* n'existe *absolument* pas en wallon. Le subj. *raneiet* d'*Eulalie*, création analogique à l'indic. ou à la 3 pl. subj., a déjà été expliqué au n⁰ 31. Le wall. mod. présente des restes fossiles de l'état de choses ancien. C'est ainsi qu'à S. Hubert, qui a le traitement du Sud pour ę libre + i̯, voir aux nos 15 et 19, on dit encore *nęi̯* pour *necas* etc. et que même tout le verbe est refait sur le thème *nęi̯-* (cf. ma *Phonol.* § 75); de même le domaine wallon tout entier ne connaît que *anǫi̯ī* *asǫi̯ī*, avec *oi* au cours de toute la conjugaison. Dans les modernes *nǫi̯ī* nier et noyer, *sǫi̯ī* scier, ce sont les formes *noions noiiez*,

à accent sur la terminaison, qui ont déterminé toute la conjugaison. *Priį̄*, qui est la seule forme du wallon, est pris au français (influence cléricale); *nįį̄* nier (Ouest, Grignard) peut être français ou bien tiré d'un ancien (phonétique) *ni* = *nego* (= non, formule de négation). Pour le mod., voir pour *scier* *Atl.* 1206 et 541, pour *prier* 1091.

34. La loi phonétique exposée au n⁰ 6, si importante dans ses conséquences et qui différencie si fortement le wallon du francien, donne lieu en wallon à une alternance dans les très nombreux verbes soumis à son action, tels que *basiare* **bassiare*, *dicere placere*, **pretiare*, **frustiare*, *laxare*, *crescere*, *piscare*. Car j'ai omis, dans mon exposé un peu condensé du n⁰ 6, de faire remarquer qu'il existe cependant un cas où le wallon ne place pas le yod après *s*, *ss* ou *z* (= *dz*), c'est lorsqu'immédiatement après s^i, ss^i, z^i vient un *t*, p. ex. dans les continuateurs romans de *basiet*, *dicit* ou *dixit*, *placet*, **pretiet*, **frustiet*, *laxet*, *crescit*, *piscet*. On a alors tout simplement le même traitement qu'en francien: *baist*, *dist*, *plaist*, *preist* (ou *prist* Sud et Ouest), *froist*, *laist*, *creist*, *peist*. Et cela pour la bonne raison que les formes logiques bas^it, dis^it, $plas^it$, etc eussent été à peu près de prononciation impossible. C'est là l'explication de la singulière alternance d'*Eulalie* : *laszier laist*. Le bien fondé de mon affirmation est tout d'abord prouvé par le wallon moderne qui continue de nos jours à dire *dist-i* = *dicit* **illi* ou *dixit *illi*, *dis* (interrogatif) = a. w. *dis-te*[13]), *plẹ̄st-i* plaît-il et *s'i plẹ̄st a Džü* s'il plaît à Dieu, *ti plẹ̄s* (interrogatif) = a. w. *te plais-te*, *tẹ̄s-tü* tais-toi = *tace tu* et *tẹs* (en fin de phrase = n'est -ce pas, pas vrai) = a. w. *tais-te*. En second lieu, elle est prouvée par les anciens textes, par *Eulalie*, qui, à côté de *laszier bellezour* (= $bellez^iour$) *domnizelle* (= $domniz^ielle$ ou mieux $domnez^ielle$, mod. à Liège *dămχẹl*), présente *laist*, *coist* = *coxit* et *contredist*. Dans le *Jonas*, on a *posciomes*, *escit* (= esc^iit, *sc* égalant *s* sourde) et *fesist* (= fes^iist). Chez Hemricourt *taziez tazies*, Doutrepont p. 80. On comprend maintenant, après l'exposé de cette règle, que *sextu* (n⁰ 18) donne en a. w. *seist* (*sist*, Sud et Ouest). Les principaux verbes qui tombent sous l'application de la loi exposée au n⁰ 6 sont, pour les citer dans l'ordre des 7 cas établis audit n⁰, les représentants de : 1. *basiare*, *nauseare*, **tamisiare*, **crassiare*, **bassiare*, **quassiare* **spissiare*, **pissiare*; 2. *dicere*, *ducere*, **cocere*, *despicere*, *placere*, *tacere*, *jacere*, *nocere*, *lucere*, *licere* (*lẹži*, Niederländer); 3. *fasciare*; 4. **pretiare*, **puteare*, **acutiare*, **quetiare*, **adsatiare*, **invitiare*, **frustiare*, *kraustjare* (*kroχī*), **brustjare*, **mixtiare*; 5. *laxare*, **incoxare*, *exire*, *texere*; 6. *pascere*, *nascere*, *crescere*, **parescere*, **connoscere*, les inchoatifs (en *-isco*) tels que *florire*, *finire*; 7. *piscare*, *escare*, **harniskare*, **buscare* (origine ? a.

13) Ce *te* = *tu* (XIIIe s.) doit être une analogie à *je*.

fr. *buschier*, frapper). Je vais donner, à titre de spécimens et de paradigmes, la conjugaison de cinq verbes-types, en inscrivant exclusivement les formes qui donnent lieu à application de la loi. Pour éviter des complications inutiles et des détails oiseux et pour la clarté, je prends ces verbes à une époque un peu postérieure à celle que j'envisage, à l'époque d'*Eulalie* (fin du IXe s.), dans laquelle les faits sont bien et dûment constatés et solidement établis. Je prends comme types *ducere* et *placere* dans le cas 2, **pretiare* dans le cas 4, *laxare* dans le cas 5, *crescere* dans le cas 6 ; je ferai ensuite un très bref commentaire (z^i a toujours la valeur dz^i, s^i égale $s\underset{.}{i}$ et a s sourde).

		Indic. prés.		
		priez^{i}	las^{i}	cres^{i}
duz^{i}	plaz^{i}	priez^{i}es	las^{i}es	cres^{i}
duist	plaist	priez^{i}eṭ	las^{i}eṭ	creist
duz^{i}im(s)	plaz^{i}eim(s)	prez^{i}am(s)	las^{i}am(s)	cres^{i}im(s)
duz^{i}iz	plaz^{i}eiz	prez^{i}iez	las^{i}iez	cres^{i}iz
	plaz^{i}ent	priez^{i}ent	las^{i}ent	cres^{i}ent
		Imparf.		
duz^{i}eie	plaz^{i}eie	prez^{i}ieve	las^{i}ieve	cres^{i}eie
etc.	etc.	etc.	etc.	etc.
		Parfait		
dus^{i}		prez^{i}ai	las^{i}ai	
dus^{i}is(t)		prez^{i}as(t)	etc.	
duist		prez^{i}at		
dus^{i}imes		prez^{i}ames		
dus^{i}istes		prez^{i}astes		
dus^{i}rent		prez^{i}ierent		
		Plus-que-parf.		
dus^{i}re		prez^{i}iere	las^{i}iere	
dus^{i}res		prez^{i}ieres	etc.	
dus^{i}reṭ		prez^{i}iereṭ		
dus^{i}raim(s)?		prez^{i}eraim(s)?		
dus^{i}rez		prez^{i}erez		
dus^{i}rent		prez^{i}ierent		
		Futur et condit.		
		prez^{i}erai	las^{i}erai	cres^{i}rai
		prez^{i}ereie	las^{i}ereie	cres^{i}reie
		Impératif		
duz^{i}	plaz^{i}	priez^{i}e	las^{i}e	cres^{i}
duz^{i}im(s)	plaz^{i}eim(s)	prez^{i}am(s)	las^{i}am(s)	cres^{i}im(s
duz^{i}iz	plaz^{i}eiz	prez^{i}iez	las^{i}iez	cres^{i}iz
		Subj. prés.		
		priez^{i}	las^{i}	cres^{i}e
		priez^{i}	las^{i}	cres^{i}es
		preist (prist, S. et O.)	laist	cres^{i}eṭ

		prez^{i}-?	las^{i}-?	cres^{i}iems
		prez^{i}-?	las^{i}-?	cres^{i}iez
		priez^{i}ent	las^{i}ent	cres^{i}ent
		Imparf.		
duz^{i}esse		prez^{i}asse	las^{i}asse	
duz^{i}esses		prez^{i}asses	etc.	
duz^{i}esset		prez^{i}ast		
duz^{i}ess-?		prez^{i}-?		
duz^{i}ess-?		prez^{i}-?		
duz^{i}essent		prez^{i}assent		
		Infinitif		
	plaz^{i}ir	prez^{i}ier	las^{i}ier	cres^{i}re
		Partic. prés.		
duz^{i}ant	plaz^{i}ant	prez^{i}ant	las^{i}ant	cres^{i}ant
		Passé		
		prez^{i}iet	las^{i}iet	

Sur le type *las^{i}ier* vont les verbes en *-siare*, *-ssiare*, *-sciare*, *-stiare*, *-xare* et *-scare* (tels *basiier*, *bassiier*, *fassiier*, *frossiier*, *pes^{i}ier*). *Texere* va avec les verbes en *-scere (crescere)*. *Exire*, seul de la conj. II, fait: ind. pr. *es^{i}*, *es^{i}*, eist etc.; imp. *es^{i}eie*; parf. *es^{i}i*; p.-que-p. *es^{i}ire*; fut. *es^{i}rai*; impér. *es^{i}*; subj. pr. *es^{i}e*; imp. *es^{i}isse*; inf. *es^{i}ir* (*rȩšī*, Grignard); part. *es^{i}ant*, *es^{i}ut*.[14]) En w. moderne, les verbes *cuire* et *nuire*, *plaire* et *taire* ont refait toute la conjugaison en introduisant partout *ui* (mod. *ü*) et *ai* de certaines formes et temps (p. ex. infin. ou fut.: *nǫ küχã* ou *küžã*, *tēχã* ou *tēžã*. L'occidental *tęš-tü* tais-toi, général dans l'Ouest (Grignard), au lieu du phonétique *tēs-tü* expliqué au début du présent n^{0}, doit sa chuintante aux formes en *ž*, p. ex. *tēžę-vu tēžǫ-nǫ* taisez-vous. Déjà dans l'a. w. *(Job)* on observe des formes telles que *cost* pour *coist* < *coxit* (Wiese. *Spr. d. D. Gr.*, p. 185), d'après l'analogie du reste du parf. Dans la région liégeoise, *duire* (et composés) et *luire* se refont entièrement avec *ui*: comme *ū* latin y reste *u*, on devrait y avoir *nǫ kiduχã*, on a *kidüχã*. *Laisser* fait régulièrement en mod. *lęšī*, forme normale donnée par Grignard § 71 pour tout l'Ouest; cependant un *lęšī* se rencontre assez fréquemment (à Nivelles, Grignard *ib.*, et dans l'*Atlas* 745); il n'est guère possible de l'expliquer par l'influence de la 3 subj. pr. *laist*, forme isolée dans la conjugaison; une bonne explication consistera à admettre l'action de *lai*, *lairai*, *laireie*, *que je lai*, d'autant plus que ces formes déterminent aussi partout en wallon *lęjī*

[14]) *Exire* n'a pas de forme diphtonguée en *ie*; les traitements wallons de *coxa (kǫš kǫχ)*, de *texere (tęš tęχ)*, *coist* d'*Eulalie* prouvent qu'en w. *x* fait entrave; si *sex* a la diphtongue, c'est qu'il se modèle sur *dece*.

en lieu et place du phonétique **laį̄* (cf. *paį̄* payer, *saį̄* essayer), *Atl.* 745. — Pour tout ce n⁰, je vais donner de très nombreux exemples en mod. par les renvois qui peuvent être faits à l'*Atlas*. Types *ducere* et *placere* : *vous dites* 408, *que vous disiez* 409; *le plaisir* 1026, *ver luisant* 1372. Type **pretiare* : *puiser* 1102, *aiguiser* 16. Type *laxare* : *engraisser* 463, *pisser* 1023, *brosser* 176, *laisser* 745, *pêcher* 988. Type *crescere* : *croître* 362, *connaître* 317, formes de *finir* 574 à 577, *tisser* 1305.

Fortsetzung folgt.

Saint-Hubert (Belgique). PAUL MARCHOT.

Stilistisches.

Persona pro re.

Zuvörderst sei — um Mißverständnissen und Enttäuschungen vorzubeugen, die etwa durch die Überschrift „Stilistisches" hervorgerufen werden könnten — ausdrücklich bemerkt, daß die nachfolgende Zusammenstellung von Fällen eines eigenartigen Ausdrucksverfahrens im Französischen absolut nichts zu tun hat mit den infolge einer bedauerlichen Unterrichtsorganisation an deutschen Schulen so begehrten und geschätzten Anweisungen zur „Anfertigung" eines guten französischen Aufsatzes. Ich gebe trotz allem, was in dieser Hinsicht entmutigend wirken könnte, die Hoffnung nicht auf, daß diese kindliche und in ihrer Stümperhaftigkeit unwürdige Schülerleistung dereinst einmal ebenso aus der höheren Schule verschwinden wird, wie die seiner Zeit im deutschen Unterricht auch vielfach gepflegte „Kunst" des Versemachens, d. h. der Anfertigung von Gedichten.[1])

Die Überschrift sollte vielmehr — im Gegensatz zu der in den letzten Nummern mehrmals gebrauchten Bezeichnung „Syntaktisches" — nur zum Ausdruck bringen, daß es sich im Folgenden nicht um Eigentümlichkeit der Satzkonstruktion, sondern um solche, oder genauer: um eine solche der

[1]) Vielleicht wird sich dann das deutsche Volk, insbesondere der Teil desselben, der sich „gebildet" nennt, soweit auf sich selbst und seinen Wert besinnen, daß das Französische (gegen das im übrigen als Sprache gar nichts zu sagen ist) aufhört, ihm als die *langue des élégances*, als ein *signe d'élection* (vgl. *Rev. bleue* 1911, S. 203a) zu gelten. Vielleicht kommt es dann sogar einmal dahin — aber das ist wohl schon utopistischer Optimismus — daß, wenn wieder ein im Weitfluge von Paris nach Berlin kommender Flieger, der von Geburt Schweizer ist, fließend deutsch spricht, lange Zeit in Berlin gelebt hat und eine deutsche Flugzeugfabrik vertritt, in der Reichshauptstadt durch ein Festessen geehrt werden soll, ihm und den deutschen Teilnehmern dann nicht wieder eine Speisekarte in französischer Sprache vorgelegt wird, wie es am 21. August 1912 — die Karte bot mit der in solchen Fällen üblichen Korrektheit: *Mercredi, le 21 août 1912 (!)* — geschah. Zurzeit freilich ist ja bei der systematischen Züchtung französischen Wesens in Schule, Gesellschaft und bei Hofe, etwas anderes gar nicht denkbar.

Auffassungs- und Anschauungsweise handeln wird, die in ungezwungenem französischen Gedankenausdruck an manchen Punkten in die Erscheinung tritt, und die, wieviel Verwandtes auch in den Stilistiken, z. B. bei Edmund Franke und Fritz Strohmeyer, zusammengestellt worden sein mag, sich meines Wissens noch nirgend erwähnt findet. Es ist eine Ausdrucksverkürzung, — zusammenziehung, eine Art Metonymie oder Synekdoche, die man am klarsten und kürzesten mit dem — nach Analogie von „pars pro toto" und „abstractum pro concreto" gebildeten — Ausdruck persona pro re bezeichnen können wird.

Natürlich ist dem Deutschen die Erscheinung nicht völlig fremd. Auch wir sagen, dem französischen *se mettre légèrement* entsprechend, „sich (Acc.) leicht anziehen" (statt „sich (Dat.) leichte Kleider anziehen), und „sich umziehen" (freilich nicht „sich wechseln") für frz. *se changer* (statt „seine Wäsche, seine Kleider wechseln"). Bei den in Dienst- und Mietsverhältnissen üblichen Ausdrücken „einen steigern" und — volkstümlich — „einen kündigen" (die gebildete Sprache behält den Dativ bei: einem kündigen, mit Ergänzung des Akkusativs „Dienst" oder „Wohnung") könnte man an Beeinflussung durch französisches *augmenter* und *congédier* („entlassen" — bei Wohnungskündigung wird wohl nur *donner congé à qn.* bei gewöhnlicher Dienstkündigung meist *donner ses huits jours* gesagt) denken. Ob auch die analogen Ausdrücke „einen herabsetzen, ermäßigen, verringern" für „einem den Lohn, die Miete herabsetzen" usw. vorkommen, wage ich nicht zu entscheiden, der Fall ist wohl zu selten, um eine besondere Ausdrucksweise wie Ausdruckskontraktion veranlaßt zu haben[2]).

Schon bei „lesen" jedoch vermag das Deutsche in der metonymischen Verkürzung mit dem Französischen nicht mehr Schritt zu halten. Es kennt natürlich, wie wohl alle Sprachen, die unmittelbare Setzung des Autor- oder Künstlernamens zur Bezeichnung eines Schrift- oder Kunstwerkes, z. B. „wir übersetzen Livius; er treibt viel Homer; leih mir deinen Cäsar"; lateinisch sogar: „*da magistrum*" (d. h. das Werk des Lehrers); „dies ist ein Tizian" usw. Daher denn natürlich auch: „Welche Schriftsteller lest ihr jetzt? — Wir lesen Racine und Corneille." Aber im Deutschen ginge es nicht mehr an, entsprechend einem französischen: *des caractères, des types, des personnages lus* (z. B. L. Frapié, *La Liseuse* 208, 210) d. h. solche, von denen man Darstellungen, Beschreibungen in Büchern gelesen hat, bloß „gelesene Charaktere, Typen, Personen" zu sagen oder ein: *Merci de votre lettre! Que je suis content de vous lire encore.* durch: „Vielen Dank für Ihren Brief! Welche Freude ist es

[2]) Wie mag es wohl in dieser Hinsicht mit den Seitenstücken *diminuer, (r)abaisser, réduire* stehen?

mir, Sie wieder zu lesen", zu übersetzen. Mit anderen Worten: Bei dem deutschen Verbum „lesen" beschränkt sich die Metonymie des „persona pro re" auf schriftstellerische Publikationen oder doch dazu bestimmte Niederschriften, sie ist nicht mehr angängig bei privaten Zuschriften, Korrespondenzen usw.

Eine Einschränkung weist ferner das deutsche Verfahren bei „sich übertreffen", gegenüber dem französischen *se surpasser* auf. Man kann deutsch sehr wohl noch sagen: „Dies Mal haben Sie sich (hat er sich usw.) selbst übertroffen" statt „Sie haben (er hat usw.) Ihre (seine) bisherigen Leistungen, Werke usw. übertroffen", aber nicht mehr: „Mögen diese Zeilen Ihnen ein Ansporn sein, sich (selbst) zu übertreffen", wie es z. B. in einem Briefe an die *Revue bleue* (vgl. die Nummer vom 29. Juni 1912) heißt: ...„*qu'elles vous apportent quelque encouragement à vous surpasser*". Deutsch wäre nur „noch besseres zu leisten", „sich immer mehr zu vervollkommen" und ähnl. möglich.

Eine gewisse Inkonsequenz wird man auch darin sehen können, daß das Deutsche zwar „sich wiederholen" (= seine Worte, Scherze usw. wiederholen), aber nicht (dem französischen *s'expliquer*, *se raconter* entsprechend), „sich erklären" (wenigstens nicht im Sinne von „seine Gefühle, Handlungen, erläutern) „sich erzählen" hat. Vgl.: *Fanny se racontait, s'expliquait* (= *racontait, expliquait ce qu'elle avait senti et fait*). M. Tinayre, *La maison du péché* 124.

In einigen anderen Fällen verwendet die deutsche Sprache den Ersatz der Sachbezeichnung durch die der besitzenden Person nur scherzhaft, vielleicht in bewußter Übertragung der französischen Wendung. So in „Sie brennen ja nicht" = *Vous ne brûlez pas*, zu einem Raucher gesagt, dessen Zigarre nicht brennt.[3]) — Schon mehr als Scherz, schon ein lachenerregender Witz ist es, wenn jemand in wörtlicher Übertragung des ganz gewöhnlichen französischen *sucrez-vous* deutsch „zuckern Sie sich" sagt.[4])

[3]) Ob nicht auch die Wendung *vous brûlez* im Sinne von „Sie sind jetzt ganz nahe dran, haben's fast erraten, gefunden" auf dem persona-pro-re-Prinzip beruht? Dem *(froid, chaud) brûle* des bekannten Gesellschaftsspieles liegt doch wohl ein sächliches Subjekt zugrunde: *Ça brûle.* Daraus dann: *vous brûlez.*

[4]) Ein Witz noch derberen Kalibers, an den bei „zuckern Sie sich" wohl der eine oder andre (Berliner) unwillkürlich denkt, ist „platzen Sie sich, bitte" für „nehmen Sie gefälligst Platz", da ja ein (hier nach Analogie von *placez-vous* verwendetes) Verbum „platzen" im Sinne von „placieren" gar nicht existiert. Er gehört auch wohl ausschließlich den übergemütlichen oder überderben Berliner Kreisen an, die für „sich zu Tische setzen" sagen: „nun wollen wir einmal einen Happen pappen" oder lästiges, übermäßiges Singen und Klavierspielen als Maul- und Klauenseuche bezeichnen usw. usw.

Völlig eigne Wege geht das Französische, wenn es zu einem, dessen Uhr nach- oder vorgeht, allen Ernstes sagt: *Vous retardez, avancez, monsieur* und für „seine Uhr stellen nach einer Turmuhr": *se régler sur une horloge*; oder, wenn mit Bezug auf einen Schwerkranken statt *prolonger sa vie* einfach *le* („also den Kranken selbst") *prolonger* gesagt wird, wobei ja allerdings dem Französischen die Differenzierung des Deutschen „verlängern" durch *allonger* und *prolonger* zu statten kommt.

Zum Schlusse sei noch französisches *couper* erwähnt, das sich in zwiefacher Weise mit Konstruktionsverkürzung findet. Einmal im Sinne der schroffen, hastigen Unterbrechung beim Sprechen, so daß also *couper qn.* gleich *couper la parole à qn.* ist (z. B. *Je me hâtai de prendre la parole, mais elle me coupa et mit d'abord l'entretien sur son fils.* A. Hermant, *Confession d'un enfant d'aujourd'hui* 33). Sodann auch in dem des rücksichtslosen oder gar herausfordernden Vorübergehens dicht vor einem anderen, des ihm den Weg Abschneidens, so daß er einen Augenblick anhalten muß. Der *Dictionnaire général* gibt dazu als Beispiel (aus St. Simon): *Ils couperaient la reine.* Augenscheinlich ist das der Studenten- und Offizierssprache angehörende „einen schneiden" (d. h. an ihm vorübergehen, ohne ihn zu beachten, zu grüßen, womöglich mit Hervorkehrung der Absicht) ein *calque*, ein gedankenloser Abklatsch von französisch *couper* in der zuletzt genannten Verwendung.

Selbstverständlich würde sich die hier gegebene Liste bei freundlicher Mitwirkung der Fachgenossen mühelos verlängern lassen. Mir kam es auch weniger auf Vollständigkeit an als darauf, die Aufmerksamkeit überhaupt einmal auf die in den erwähnten Fällen zu tage tretende Eigentümlichkeit des französischen Sprachgeistes zu lenken.

Berlin-Schlachtensee. TH. KALEPKY.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

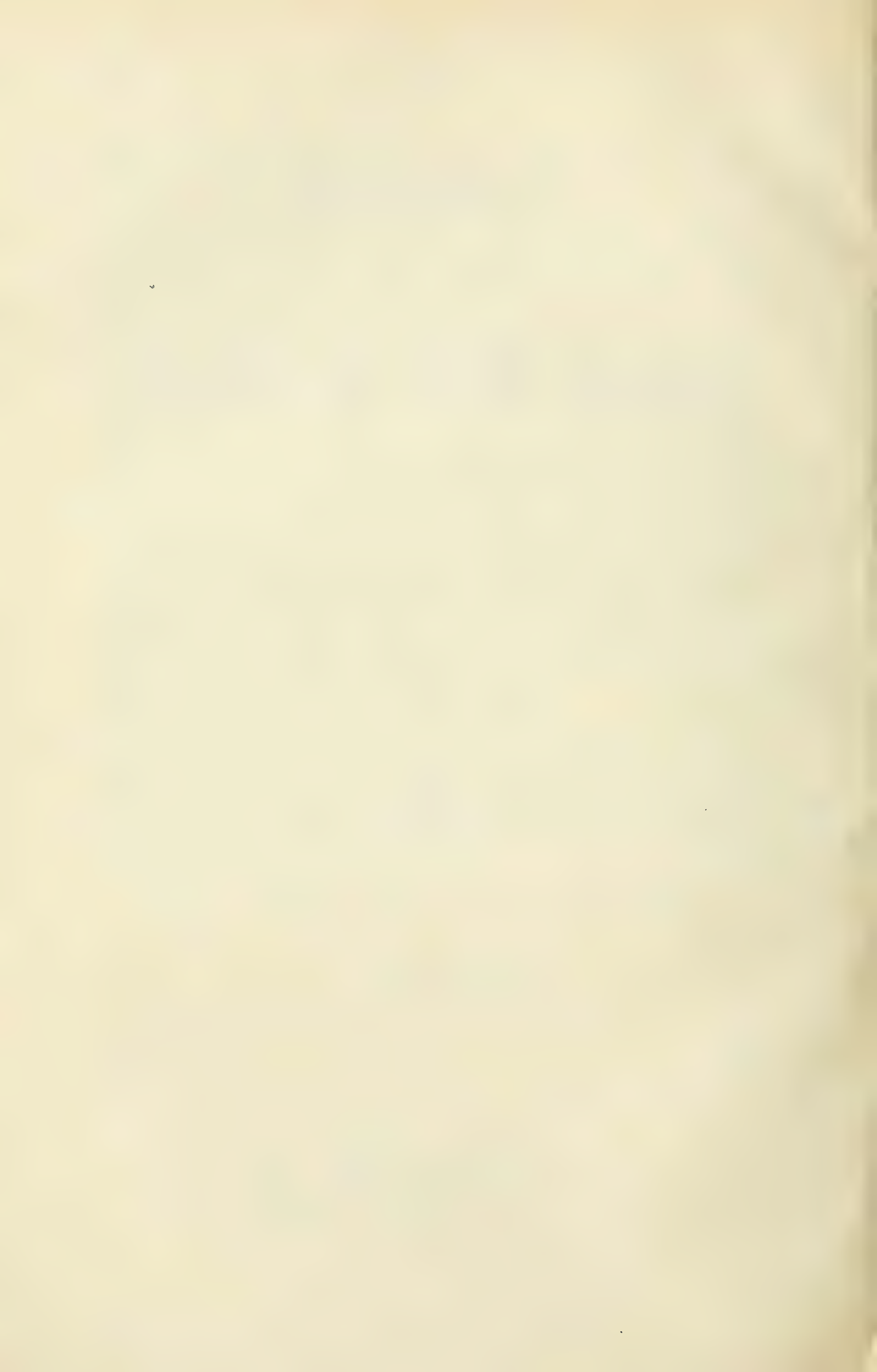
herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLI.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1913.



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Brüch, Joseph. *Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein* (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgegeben von W. Meyer-Lübke; V. Reihe: Untersuchungen und Texte, 1.). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913. XII, 203 S. 8⁰.

Es ist ein reizvolles, aber auch an Schwierigkeiten reiches Thema, das Brüch zu behandeln unternommen hat, und sein Buch ist im ganzen eine tüchtige Leistung. Mit Umsicht hat er die vielen verwickelten Fragen überlegt und die Möglichkeiten abgewogen, und so bedeutet die Arbeit in mancher Richtung einen wirklichen Fortschritt in unserer Erkenntnis vom Einfluß der germanischen Sprachen auf die romanischen. Aber der Verf. verkennt meines Erachtens vielfach die Schranken, die unserm Wissen gezogen sind, und glaubt heute noch Dinge ermitteln zu können, die man doch wohl richtiger unentschieden ließe. So wird die Kritik in manchen Einzelheiten die Entscheidungen Brüchs nicht billigen können.

Im allgemeinen empfiehlt es sich, bei der Behandlung der germanischen Elemente in den romanischen Sprachen vom Gegebenen auszugehen, d. h. von ihrem Vorkommen in einer romanischen Sprache; nun haben aber gerade die ältesten Lehnwörter ihren Weg in mehrere Sprachen gefunden, wodurch eine solche Untersuchung vielfach erschwert wird. Brüch sucht nun festzustellen, welche germanischen Wörter — denn nur in der Abgabe von Wörtern kann sich in jener Zeit der Einfluß der Germanen zeigen — bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts in die lateinische Umgangssprache eingedrungen sind. Die zeitliche Begrenzung ungefähr durch das Jahr 400 n. Chr. ist gewählt mit Rücksicht darauf, daß das Eindringen der Germanen im 5. Jahrh. die alten Verkehrsverhältnisse im Römerreiche gestört und so die Hemmnisse, die der Differenzierung der lateinischen Sprache entgegenstanden, beseitigt hat, so daß man in diese Zeit auch den Beginn der romanischen Sonderentwicklung in den einzelnen Provinzen wird ansetzen müssen.

Nachdem Brüch kurz eine Reihe von Wörtern, deren germanische Herkunft zweifelhaft ist, ferner diejenigen, die bei antiken Schriftstellern vor d. J. 400 bezeugt sind,[1]) die sich aber zum großen Teil im Romanischen nicht erhalten haben, erledigt hat, — ohne im einzelnen viel Neues und Sicheres beizubringen — geht er dazu über, die K r i t e r i e n festzustellen, die die Annahme so früher Entlehnung rechtfertigen. Solche Kriterien zu finden, hat sich seinerzeit schon Pogatscher bemüht. Von seinen Ausführungen besteht als verläßlich zu Recht, daß ein Wort für früh entlehnt gelten darf, wenn es im Span. und Portug. vorkommt, ohne daß es aus dem Gotischen entlehnt sein könnte. Daneben betont nun Brüch, daß auch das Auftreten eines germanischen Wortes in allen oder fast allen romanischen Sprachen für Annahme früher Entlehnung ausschlaggebend sein könne, da ja nach der Auflösung des Reichsverbandes die günstigen Bedingungen für eine Verbreitung neuer Wörter in den verschiedenen Provinzen gefehlt hätten. Gewiß mit Recht weist er den Einwand zurück, der gegen diese Annahme erhoben werden könnte, daß nämlich diese Wörter im Rumänischen fehlen. Auch keltische und griechische Wörter, die den übrigen romanischen Sprachen gemeinsam sind, fehlen hier, so daß man wohl annehmen muß, der Verkehr nach den nördlichen Balkanländern sei weniger rege und das Balkanlatein darum früh etwas isoliert gewesen.

Nur für eine kleine Zahl romanischer Wörter läßt sich mit Hilfe des schon von Pogatscher aufgestellten Kriteriums frühe Entlehnung erweisen. Viel größer ist die Zahl derjenigen, für die Brüch auf Grund ihrer Verbreitung Entlehnung vor 400 annimmt. Er glaubt, daß ein german. Wort, das in mehreren romanischen Sprachen vorhanden ist, dann mit Recht für so früh entlehnt zu gelten habe, wenn die folgenden Bedingungen zutreffen: 1. die Form des Wortes im Germanischen, wie sie durch die romanischen Entsprechungen gefordert wird, darf weder altndfrk. noch langob. noch ahd. sein; 2. die romanischen Formen müssen sich auf eine gemeinsame german. Grundform zurückführen lassen; 3. die roman. Wörter müssen sich auf eine gemeinsame Grundbedeutung zurückführen lassen; 4. das german. Wort muß in allen den roman. Sprachen, aus deren Konsens das hohe Alter der Entlehnung erschlossen werden soll, vom Beginne der spezifischen Entwicklung derselben an vorhanden gewesen sein. Daß die ältesten Lehnwörter diesen Bedingungen entsprechen müssen, ist gewiß durchaus richtig; einzelne dieser

[1]) Unter den fürs Vulgärlatein bezeugten Wörtern hätte doch wohl auch βάνδον, σημεῖον (bei Procop) wenigstens erwähnt werden sollen, da dieses Wort nach den einleuchtenden Darlegungen Loewes Zs. f. vgl. Spr. 39, 266 ff. nicht direkt aus dem German., sondern wie δροῦγγος = lat. *drungus* noch vor 395 aus dem Latein. wird übernommen worden sein.

Forderungen, wie Nr. 4, scheinen ja fast selbstverständlich — doch gibt gerade dieser Punkt willkommene Gelegenheit, die große Zahl derjenigen Erscheinungen zusammenzustellen, die spätere sekundäre Entlehnung aus einer romanischen Sprache in die andere erweisen (S. 39 ff.) — aber bei aller Vorsicht in der Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente wird doch die Beurteilung manches Einzelfalles unsicher bleiben. Der Verf. deutet das gelegentlich selbst an (bei *guanto* S. 44); trotzdem wäre in mehreren Fällen, von denen noch die Rede sein soll, eine noch größere Zurückhaltung geboten gewesen. Die Zahl dieser frühen Lehnwörter, die Brüch gruppenweise nach den Sprachen geordnet, in denen sie vorkommen, anführt, beläuft sich rund auf 100.

Im zweiten Teil geht Brüch der äußern Geschichte dieser Lehnwörter nach. Am wichtigsten ist hier der Abschnitt über die Gründe der Entlehnung. Der Verf. sucht Klarheit darüber zu gewinnen, aus welchen Kreisen und durch welche Vermittlung die german. Wörter ins Vulgärlatein eingedrungen sind. Anteil daran haben ebensowohl Römer, die sich in Deutschland aufhielten, besonders Soldaten und Kaufleute, als Germanen, die auf römischem Boden weilten, Soldaten, Inquilinen (Bauern) und Sklaven. Brüch sucht nun zu ermitteln, welchen Einflüssen und Verhältnissen die Übernahme der einzelnen Wörter zu danken sei. Es sind eine Anzahl hübscher Kulturbilder, die er entwirft, wenn er z. B. *drūd*, *raustjan*, *brasa*, *suppa*, *bakko*, *likkōn* und vielleicht auch *þwahlja* aus der Sprache der Germaninnen herleitet, die den römischen Soldaten in Germanien den Haushalt führen, oder wenn er bei *fello* eigentl. ‚Peitscher' und *titta* an german. Sklaven und Ammen denkt. Aber es läßt sich — die Fälle abgerechnet, da die antike Literatur gewisse Anhaltspunkte bietet, wie bei *beber*, *þahs*, *ganta* oder *sapo* — nicht verkennen, daß diese Ausführungen nicht über einen bestimmten Grad von allgemeiner Wahrscheinlichkeit hinauskommen können. Leicht verständlich ist übrigens, daß von diesen Lehnwörtern, von denen etwa 30 % über die ganze westliche Romania verbreitet sind, weitaus die meisten (98 von 102) in den Sprachen Galliens, sehr viele (87) auch im Italienischen noch erhalten sind, daß sie dagegen im Span. und Portug. weniger zahlreich vertreten sind (46).

Im dritten Teil behandelt Brüch die innere Geschichte dieser Wörter, d. h. die Geschichte der Form und der Bedeutung. Eine genaue Betrachtung des Lautstandes fördert nicht viel Neues zu Tage, das auf Sicherheit Anspruch erheben könnte. Das rührt wenigstens z. T. auch davon her, daß eben auch der Lautstand der germanischen Sprachen, die diese Wörter abgaben, nicht mehr bis in alle Einzelheiten mit Bestimmtheit zu ermitteln ist. So wäre, um nur ein Beispiel zu erwähnen,

in dem Abschnitt über die Behandlung der stimmhaften Reibelaute *ƀ đ z* darauf hinzuweisen, daß neuerdings Franck, *Zs. f. d. Alt.* 54, 1 ff. für german. *b d g* wieder Verschlußlaut zu erweisen sucht. Besonders beachtenswert sind die Ausführungen Brüchs über germ. *h* (S. 141). Er nimmt an, daß der german. Hauchlaut in der Volkssprache überall, also auch in Gallien, verloren gegangen sei, und daß dann anlautend *h* im Franz. unter dem Einflusse der später eingedrungenen Franken und ihrer Sprache wieder sei eingeführt worden, wie es gleichzeitig auch in **altu (> haut)* nach frk. **hauh* eingedrungen sei. Einen Rest des alten Zustands erblickt er in den zahlreich belegten afrz. Formen des Verbums *herbergier* ohne *h* wie *arbergier*, neben dem dann das Subst. *herberge*, das schon aus andern Gründen eine jüngere Entlehnung sein muß, germ. *h* fast regelmäßig erhalten zeigt. Die Erklärung hat etwas Bestechendes, und doch scheint es mir höchst fraglich, ob aus dem einzigen *haut* und den mannigfach wechselnden Formen der zur Sippe von *Herberge* gehörenden Wörter wirklich so viel gefolgert werden dürfe, umsomehr als *anappo (<hnappa-)* in dem Sproßvokal *a* doch eine gemeinromanische Spur des anlautenden *h* aufweist, dieses Wort also nach Brüch aus der Sprache der höhern Kreise (der Offiziere) stammen müßte. An der alten Erklärung festzuhalten, die von einer ‚Beibehaltung' des *h* im Franz. spricht, die also germ. anlaut. *h* nicht gleich bei der Übernahme der Wörter spurlos verschwinden läßt, scheint mir jedenfalls vorsichtiger. Ganz verfehlt scheint mir weiterhin der Versuch, das *g* von ital. *greppia*, prov. *grepcha* und it. *gruccia*, neben denen afrz. *creche*, prov. *crepcha* und frz. *crosse*, it. *croccia* stehen, auf Einwirkung des ahd. *krippa*, *krucka* zurückzuführen (S. 138). Brüch glaubt, *sgherro* könne erweisen, daß ahd. *k* tatsächlich als *g* übernommen worden sei. Aber *sgherro* kann dies nicht beweisen; denn das Wort ist erst verhältnismäßig spät entlehnt, in spätahd. oder frühmhd. Zeit (s. Charakterist. S. 28), und zu der Zeit ist doch germ. *k* in der Verbindung *sk* im Anlaut nicht mehr der alte gutturale Verschlußlaut gewesen. Auch für *greppia* u. ä. werden wir, wie es Brüch für *grattare* tut, eine auf romanischem Boden vollzogene sekundäre Umgestaltung der Anlautsgruppe *kr* annehmen müssen. Die german. Lehnwörter zeigen diese Entwicklung noch in mehreren Fällen: vgl. z. B. it. *grappa* wohl aus got. **krappa*, afrz. *grappon* und *crappon* samt verwandten, ferner afrz. *esgrumer* u. a. Mackel 139.

Bei der Behandlung der Deklinationsklassen, in die die germanischen Substantive eingereiht wurden, ergibt sich, daß in erster Linie das Geschlecht maßgebend war. Ich hebe hier eine hübsche Beobachtung heraus. Die schwachen Feminina sind durchaus in die latein. *a*-Deklination eingetreten: *balla*, *binda*, *flaska*, *harpa* u. a.; nur *sapo*, *-onis*, das schon bei Plinius

bezeugt ist, macht eine Ausnahme. Brüch schließt nun aus dem Umstand, daß bei dem früh entlehnten Wort der german. Deklinationstypus über das Geschlecht gesiegt hat, bei den andern nicht, daß eben diese andern später eingedrungen seien, und daß in der Zwischenzeit im Westgerm. das *ô*ⁿ im Nom. Sgl. der schw. Feminina zu *a* geworden und dadurch der Übergang dieser Wörter in die *a*-Deklination veranlaßt worden sei. Wir hätten damit einen Anhaltspunkt gewonnen, diesen Wandel wenigstens einigermaßen zu datieren.

Daß die germanischen Verba je nachdem der lateinischen *ā*- oder *ī*-Konjugation folgen, ist bekannt. Bei der Erörterung der Frage, warum auch die Verba auf *-ôn* in die *ā*-Klasse übertreten, hätte doch wohl darauf hingewiesen werden sollen, daß umgekehrt auch die latein. Verba auf *are* im German. — was ja noch auffallender ist — in die Klasse der schwachen Verba auf *ōn* übergeführt werden, wie *tehhamōn* <*decumare*, *mūzōn* < *mutare*, *pflanzōn*, *irkobarōn* <*recuperare* u. a. zeigen. Man wird darum doch nicht gerne mit Brüch nur die numerische Überlegenheit der lat. *a*-Klasse für diese Art der Einreihung verantwortlich machen, sondern annehmen, daß innere Gründe sie gefördert haben. Und da mag es — ganz abgesehen davon, daß ja keine latein. Konjugationsklasse sich besser zur Wiedergabe der german. Verben geeignet hätte — das Gefühl gewesen sein, daß die Formen des Indik. Praes. und wohl auch die wichtige Form des Part. Perf. in ihrer Bildung viel Ähnliches hatten.

Der Abschnitt über die Geschichte der Bedeutung gibt zu wenig Bemerkungen Anlaß; denn in den meisten Fällen herrscht zwischen der fürs Vulgärlateinische anzusetzenden und fürs Germanische bezeugten Bedeutung schöne Übereinstimmung. Einzelne kleine Verschiebungen machen wenig Schwierigkeiten; in einzelnen Fällen ist die okkasionelle Bedeutung von den Romanen für die eigentliche gehalten worden. Nur an einem Beispiele möchte ich hier kurz zeigen, wie Brüch m. E. zu wenig zurückhaltend ist und noch glaubt Fragen entscheiden zu können, die zu beantworten uns heute doch wohl nicht mehr möglich ist.

Brüch nimmt für it. *balco* und afrz. *bauc* eine westgerm. Grundform **balk* an (S. 65 f.), wovon prov. *balcon* eine roman. Weiterbildung wäre, die weiter ins Französ. und Ital. gedrungen wäre, wogegen it. *palco* davon unabhängig aus dem Langob. entlehnt sein soll. Für dieses *balk* setzt er nach afrz. *bauc* die Bedeutung ‚Balken' an (S. 161) und nimmt an, das Wort sei im Provenz. und Ital. wohl über den Kollektivsingular **balcus* ‚Gebälk' hinweg auf gewisse aus Balken gefertigte Dinge übertragen worden. Ich habe seinerzeit (Charakteristik S. 20) für ital. *balco*, *palco* langob. Ursprung angenommen nicht nur wegen des Wechsels von *b* und *p*, sondern ebensosehr aus Rücksicht darauf, daß das ital. Wort in der Bedeutung genau dem ags.

bælc ‚Gebälk‘ entspricht und daß wir bei der angenommenen Verwandtschaft des Langobardischen und Angelsächsischen wohl ohne weiteres für das langob. **balk* dieselbe Bedeutung wie fürs ags. *bælc* ansetzen dürfen. Wenn nun — so frühe Entlehnung des Wortes vorausgesetzt — das vulgärlat. *balco* ‚Balken‘ im Ital. durch eine später eingedrungene langob. Form lautlich beeinflußt worden sein soll, so ist eine Beeinflussung der Bedeutung durch den neuen Eindringling ebensogut möglich. Die Bedeutung „Gebälk“ wäre dann nicht auf roman. Boden selbständig entwickelt worden. Es scheint mir aber auch noch andres möglich. Da ital. *balco palco*, das in Form und Bedeutung nicht genau zu afrz. *bauc* stimmt, ohne weiteres bei Annahme langob. Herkunft seine Erklärung findet, da ferner im Provenz. das einfache Wort fehlt und nur das abgeleitete *balcon* vorhanden ist, so scheint es mir im Grunde viel natürlicher für frz. *bauc* und it. *balco palco* separate Entlehnung anzunehmen; das prov. Wort kann so gut wie das frz. *balcon* aus dem Ital. stammen. Dann muß aber *balk* aus der Liste dieser frühen Lehnwörter gestrichen werden. Eine sichere Entscheidung darüber, ob ein Wort wirklich so früh ins Vulgärlatein eingedrungen sei, wird sich hier wie auch in einigen andern Fällen nicht mehr fällen lassen.

Im folgenden hebe ich noch eine Reihe von Einzelheiten heraus, die zu allerlei Bedenken und Einwendungen Anlaß geben, wobei ich mich freilich auf das, was mir wichtiger scheint, beschränke.

Zuvörderst sei erwähnt, daß eben für eine Reihe von Wörtern die Annahme einer Entlehnung schon vor 400 n. Chr. sehr wenig Sicherheit hat. So kann z. B. *soupe* ursprüngl. ‚Brotsuppe‘ ein in Gallien, also wohl aus dem Fränkischen übernommenes Wort sein. Denn wenn das französ. Wort ins Englische und Mittelhochdeutsche, und wie das *u* von *zuppa* beweist (S. 39), auch ins Italienische eingedrungen ist, so ist es doch ganz wohl möglich, daß auch span. port. *sopa* = prov. *sopa* dorther stammen. Das Verb. span. *sopar* ‚die Suppe anrichten‘ beweist natürlich nicht, daß das Wort hier sehr früh heimisch gewesen sein muß; denn wie die Bedeutung zeigt, kann das Wort erst eine roman. Bildung sein. Vielleicht ist das span. Verb. schon gleichzeitig mit dem Substantiv übernommen worden; prov. *sopar* ‚zu Abend essen‘ wird ja wohl ursprünglich dieselbe Bedeutung gehabt haben wie das span. Wort. Für it. *cǫtta* und die entsprechenden Wörter wäre Brüch selbst geneigt (S. 73), da ein fem. *kotta* im Germanischen nicht bezeugt ist, ein dem ahd. *chozzo* entsprechendes got. **kutta* anzusetzen. Nur die Schwierigkeit, *ǫ* statt *ọ* zu erklären, hält ihn ab, das Wort der spätern gotischen Schicht zuzuweisen. Nun führt er aber S. 50 *tǫppo* getrost auf got. **tupp* zurück und glaubt, die Schwierigkeit des *ǫ* < *u* durch den Hinweis auf *cǫppa* < *cuppa*, *gǫtto* < *guttus* u. a. heben zu können. Mir

scheint, dieser Hinweis würde ohne weiteres auch die Gleichsetzung *cǫtta* = got. **kutta* rechtfertigen. Ob nun freilich span. *cota* direkt das Gotische wiedergibt, oder ob das Wort, wie Brüch (S. 39) wegen des *o* statt *ue* (= vulgärlat. *ǫ*) annimmt, eine sekundäre Entlehnung aus einer andern roman. Sprache ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls zeigen diese Wörter, daß man immer — trotz den prinzipiellen Erwägungen Brüchs (S. 22 f.) — mit der Möglichkeit sekundärer Entlehnung rechnen muß. Zu den Ausführungen über *spola* S. 30 sei hier angemerkt, daß das Wort, das nur in den westgermanischen Sprachen altbezeugt ist, nach den Angaben des DWB 10 II Sp. 219 doch ausnahmsweise als fem. *spuola* belegt ist und im Mnd. nur als fem. gebraucht ist. Es wird also doch auch andere Herkunft als die aus got. **spôla* (= ahd. *spuolo*) in Betracht kommen.

Auch um einige der von Brüch angesetzten german. Grundformen steht es schlimm. So hat er für die beiden Gruppen afrz. *jehir*, prov. *gequir*, it. *(ag)gecchire* und *tehir*, *(at)tecchire* als Etyma germ. **jihjan* und **þihjan* angesetzt, da *jehan* und *þīhan* den romanischen Formen lautlich durchaus nicht genügen. Dabei ist er dann erst noch genötigt, wegen der verschiedenen Wiedergabe des *h* afrz. *jehir* aus einer fränk. Form mit dem Hauchlaut, it. *gecchire* aus einer gotischen mit dem Spiranten herzuleiten. Für diese verschiedene Geltung der Lautgruppe *hj* wie auch für die angesetzten Verba **jihjan* und **þihjan* bieten nun aber die germanischen Sprachen gar keine Gewähr. Bei **þihjan* vollends kommt ja noch in Betracht, daß *þīhan* aus **þinhan* entstanden und erst sekundär nach Ausfall des *n* vor *h* in die 1. Klasse der starken Verba übergetreten ist; eine Form **þihjan* ist darum für jene frühe Zeit doppelt bedenklich. Ich habe seinerzeit it. *tecchire* auf ein got **þiqjan* ‚dick werden‘ zurückgeführt; das entsprechende Verb ist im Ahd. belegt, und die Etymologie wird noch durch das ital. mundartlich belegte Adj. *tec*, ‚dick, fett‘ gestützt. Das Verhältnis des it. *tecchire* zu afrz. *tehir* bleibt dabei freilich dunkel. Wenn Brüch aber eine doppelte Übernahme des Wortes aus dem Fränk. und aus dem Got. annehmen muß, so ist die Annahme einer gemeinsamen Grundform ja so wie so illusorisch. Die Sippe *jehir gecchire* hat sich einer auch nur annähernd befriedigenden Deutung bis jetzt beharrlich entzogen.

Zu den Wörtern, die gelegentlich unter die alten german. Lehnwörter gerechnet worden sind, gehören rumän. *nastur* ‚Knopf, Knoten, Schnalle‘ und it. *nastro* ‚Band‘. Brüch S. 44 f. lehnt die Möglichkeit germanischen Ursprungs für das rumän. Wort grundsätzlich ab. Ich kann hier auf die vielen Fragen, die sich an dieses Wort und an die Existenz altgerman. Wörter im Rumän. überhaupt knüpfen, nicht eintreten. Nur einiges sei kurz bemerkt. Wenn es möglich ist, die beiden Wörter auf ein gemein-

sames Etymon zurückzuführen, wird dieses doch wohl den Vorzug verdienen; denn daß das rumän. Wort mit Rücksicht auf seine Bedeutung ohne Künstelei aus lat. *nassula* ‚kleine Fischreuse' herzuleiten sei, kann ich sowenig wie Loewe Zs. f. vgl. Spr. 39, 304 finden. Da nun für it. *nastro* in erster Linie ein Etymon mit *r*- und nicht mit *l*-Ableitung in Betracht kommt,[2]) und da fürs Rumänische von den german. Sprachen wohl nur an das Gotische als Quelle zu denken ist, so liegt es nahe, eine got. Form mit Suffix *tra*, bezw. *stra* anzusetzen und *nastro*, *nastur* auf ein got. **nastra*- oder richtiger **nahstra*-[3]) (zu *nectere*) zurückzuführen. Die vorauszusetzende Grundbedeutung ‚Mittel zum Knüpfen' erklärt auch die Bedeutungen des rumän. Wortes aufs Beste.

Unter die Wörter, die durch die germanischen Sklaven eingeführt sein sollen, rechnet Brüch auch *kamarling*, das den *cubicularius* bezeichnet haben soll. Gegen diese Annahme macht schon die Tatsache mißtrauisch, daß das Wort, das ja wie *camerarius* erst viel später bezeugt ist, ein hohes Hofamt bezeichnet; es ist vermutlich erst am fränkischen Hofe und zwar gleich mit der hier üblichen Bedeutung aufgekommen. Jedenfalls scheint so frühe Entlehnung schon darum ausgeschlossen, weil das dtsch. *Kammer* seinerseits aus dem Latein. eingedrungen ist und die Einbürgerung des Wortes einer solchen Neubildung vorausgegangen sein muß.

Wie hier, wo man eigentlich *Kamarling* im Munde der germanischen Sklaven als eine Art Mischbildung auffassen müßte, scheint mir Brüch auch sonst gelegentlich allzu leicht bereit zur Annahme derartiger sich kreuzender Einwirkungen. Wo es gilt, romanische Formen zu erklären, die sich aus der germ. Grundform nicht lautgesetzlich herleiten lassen, nimmt er öfter Kreuzung verschiedener, begrifflich oder lautlich sich nahestehender Wörter an; S. 202 f. sind diese Kreuzungen eigens zusammengestellt. Dieses Erklärungsprinzip ist ja nun durchaus berechtigt und wird auch vollauf befriedigen in denjenigen Fällen, da ein neu übernommenes germ. Wort im Munde der Romanen durch ein anklingendes lateinisches beeinflußt oder da ein einheimisches latein. Wort durch ein ähnliches der neuen Eindringlinge in seiner Form verändert worden ist; gelegentlich mögen sich ja auch derartige gegenseitige Beeinflussungen erst in längerer Zeit durchgesetzt haben. So wird man z. B. die Erklärung des afrz. *espargnier* it, *sparagnare* aus **sparare* (<*sparōn*)

---

[2]) Auf eine ahd., bezw. langob. Form mit *l* werden nordital. Formen wie *nastola*, *nestola* zurückgehen.

[3]) Die Lautgruppe *h* + *s* + Konsonant ist ebenso vorauszusetzen für *flaska* < idgm. **plokska* ‚das Geflochtene'. Der Schwund des *h* vor *s* + Kons. hat sich in den germ. Sprachen in ähnlicher Weise vollzogen.

+ *guadagnare* und des it. *risparmiare* aus **sparmiare* + *riservare* oder diejenige von *guarnire* aus **guarnare* (<*warnōn*) + **frommire* und weiterhin *fornire* gerne billigen. Aber ganz bedenklich scheint es mir, Kreuzung zweier german. Wörter anzunehmen, von denen das eine auf roman. Boden gar nicht bezeugt ist. Zur Erklärung des *d* (statt *t*) in *drungus* (< germ. *[rung*) denkt er S. 17 an eine Kreuzung mit germ. *druht* oder zur Erklärung des auf germ. *fani* (Stamm *fanja-*) zurückgeführten *fango* an eine Vermischung von *fani* mit *dung* S. 69 und 108. Man muß sich doch bei der Annahme derartiger Kreuzungen fragen, wer daran schuld sein soll. Der germanische Teil der Bevölkerung doch gewiß nicht; denn sie hatten doch keinen sonderlichen Anlaß gerade im Verkehr mit den Römern die Wörter durcheinander zu werfen. Und die Romanen dafür verantwortlich zu machen, geht doch auch nicht an; denn *druht* und *dung* fehlen auf roman. Boden, und es kann doch wohl nur ein Wort, das selber in einer Sprache haftet, Form und Aussprache eines andern beeinflussen. Zudem läßt sich ja doch auch zur Erklärung von *drung* und *fango* sonst noch allerhand beibringen. Bei *drungus* wäre wohl auf die vielfach eingetretene, parallele Erweichung von *cr* < *gr* hinzuweisen, s. S. 4. Bei *fango* liegen die Verhältnisse wohl wesentlich anders. In den roman. Sprachen bestehen nebeneinander ein Masc. und ein Fem.: ital. *fango* und prov. *fanha*, frz. *fange*; den beiden Formen entsprechen zwei verschiedene german. Bildungen: got. *fani* st. ntr. und ahd. *fenna* <**fanja* fem. Da in den roman. Sprachen beide Formen vertreten sind, liegt es m. E. nahe, doppelte Entlehnung anzunehmen. Die bezeugten german. Formen können zugleich zeigen, aus welchen Sprachen die Romanen das Wort bezogen haben. Die femin. Form herrscht in Frankreich vor, in Italien scheint sie nur den nördlichen Mundarten bekannt zu sein: lomb. com. berg. *fanga*; das Femin. kann hier (vgl. die Ausführungen Brüchs S. 41 f.) aus den Sprachen Frankreichs stammen. Zur Erklärung der französ. Form genügt doch wohl Mackels Hinweis (S. 50 und 190) auf *grange*, *étrange* u. a. Ital. *fango* dagegen wird auf got. *fani*, Stamm *fanja-* zurückgehen und zur Erklärung wird wohl immer noch der Hinweis auf die Entwicklung von *venio* das Beste sein. Wenn dann auch das Afrz. und Prov. das Masc. kennen, afrz. prov. *fanc*, so kann hier eine sekundär durch das Italienische beeinflußte Form vorliegen.

Auch bei *fango* führen uns so Überlegungen anderer Art zu dem Schluß, daß die Annahme einer Entlehnung vor d. J. 400 die Wahrscheinlichkeit nicht für sich hat. Es wird darum nötig sein, im einzelnen Fall die Annahme Brüchs stets vorsichtig nachzuprüfen. Es zeigt sich eben, daß die aufgestellten Kriterien nicht genügen, diejenigen Wörter, die auf einzelsprachlichem Gebiet früh entlehnt worden und die von da aus weiter gewan-

dert sind, stets mit Sicherheit von den ältern, in vulgärlat. Zeit übernommenen Lehnwörtern zu scheiden. Die Aufgabe, die sich Brüch gestellt hat, wird sich unter diesen Umständen heute überhaupt nicht mehr völlig lösen lassen. Trotzdem wird man ihm Dank wissen für seinen mutigen Versuch, das zusammenfassend darzustellen, was sich über den Einfluß der Germanen auf die Sprache Roms noch ermitteln läßt.

Zum Schlusse muß ich leider noch einige andere kleine Mängel kurz erwähnen. Auf die Zitate ist nicht durchweg Verlaß: so läßt er mich z. B. S. 10 frz. *bitte* aus dem it. *bitta* herleiten; in Wirklichkeit verhält es sich umgekehrt. Auch das Verzeichnis der abgekürzt zitierten Bücher hätte vervollständigt werden sollen. Mit Recht setzt er ja beim Leser Kenntnis der einschlägigen Fragen voraus; aber Abhandlungen, wie die von Mackel, Goldschmidt und dem Rezensenten, die immer nur mit dem Namen des Verfassers erwähnt werden, sollten doch aufgeführt sein. Endlich sind die Register unpraktisch angelegt: wer sich jetzt über eine Wortsippe unterrichten will, muß, wenn er nichts übersehen will, an ganz verschiedenen Orten nachsehen. Es hätte sich empfohlen, an einer Stelle, am besten wohl in dem Verzeichnis der german. Wörter, sämtliche Stellen aufzuführen, an denen von den zu einer Sippe gehörigen Wörtern die Rede ist.

B a s e l. WILH. BRUCKNER.

Uc de Saint-Circ, *Poésies* publiées avec une introduction, une traduction et des notes, par A. J e a n r o y et J.-J. S a l v e r d a d e G r a v e, Bibliothèque méridionale, 1. série, tome XV, Toulouse (Privat) 1913, 225 S. in 8⁰.

Zwei erfahrene Meister übergeben der Öffentlichkeit eine durch langjährige gemeinsame Arbeit gereifte kritische Ausgabe: den auf (manchmal) 17 Manuskripten beruhenden Text haben beide Gelehrte hergestellt; die literarische Einleitung, die Übersetzungen, den historischen Kommentar schrieb Salverda de Grave, Jeanroy lieferte den grammatischen Kommentar, der allein 60 klein gedruckte Seiten einnimmt. Überflüssig, zu erwähnen, daß bei solcher Zusammenarbeit alle literarischen wie textkritischen Fragen erörtert wurden, daß überall ein «non liquet» gekünstelten Lösungen vorgezogen, daß der Kommentar nicht zum Ballast wurde! Die gebührende Dankbarkeit kann den Herausgebern nicht der Kritiker, der mit — bei bester Absicht — schal klingenden Anerkennungsworten vorbei zu eilen gezwungen ist, sondern nur das Publikum der L e s e r zollen — und wir wünschen, daß es recht zahlreich sei!

Die folgenden Bemerkungen sind nicht etwa als Ausstellungen zu fassen, denn, mit Uc de St. Circ zu reden,

> *Qe fols es qi mou tenzo*
> *E non puesca guerreiar*
> *Don li convegn' ad anar*
> *Per forza s'a merce rendre*,

sondern als Einfälle, die dem Rez. beim Studium des Textes gekommen sind und die er seinem Lehrer Jeanroy unterbreitet, wie er dies in den Hörsälen der Sorbonne zu tun gewohnt war: es handelt sich also um Dinge — nicht etwa, die die Herausgeber nicht gewußt hätten, sondern die der Rez. von den Herausgebern gern wissen möchte.

In der literarischen Einleitung sind besonders wichtig die S. XV u. ff., in denen das Verhältnis der *razos* zu den Gedichten Uc's klargelegt und so zur Frage des fiktiven oder des Realitätscharakters des prov. Minnesangs Stellung genommen wird: bekanntlich schließen sich Uc's Liebesgedichte zu einem Zyklus, zu einem etappenweise und konsequent fortschreitenden Roman zusammen, der durch zwei *razos* und einen Reim-Brief, den Crescini von einer in einer *tornada* Uc's erwähnten *Azalaïs d'Autier* geschrieben wähnte, autobiographischen Charakter zu erhalten scheint: demgegenüber wird nachgewiesen, daß alle Liebeserlebnisse des Dichters durchaus konventionnelle, auch bei anderen Troubadours berichtete Züge enthalten (die Requisitenkammer dieses Dichters, deren Inventarstücke uns numeriert vorgeführt werden, ist auch die seines Kollegen Ramon de Miraval) und der Brief der Azalais wird als ein nachträglich aus Uc's Liedern geschöpftes Produkt erwiesen. — Zu S. I: *com* statt *ab* ‚mit' in den Troubadourbiographien wäre nach El. Richter, Ztschr. f. rom. Phil. XXVI, 551, nicht Italianismus (wie unsere Herausgeber und auch Crescini angeben), sondern speziell zentralprovenzalisch und = q u o m o d o. Da dieses *con* ‚mit' auch in Uc's Biographie vorkommt, würde es gleichgiltig, ob aus Quercy oder Italien stammend, für Uc's Autorschaft sprechen.

Zum Text (ich fasse unter die Verse der Gedichte auch die Übersetzung und die betreffenden Anmerkungen zusammen):

I V. 59: Das Subjekt ist wohl weniger *la femme aimée* als *Amor*: so gibt auch Levy s. v. *pognar* die Bedeutung ‚zögern' und bemerkt: „Der Sinn ist doch, daß L i e b e s g l ü c k so langsam schwinden sollte als es gewonnen wird." Die Unklarheit in dem ganzen Gedicht (bes. Str. IV), ob von *Amour* oder der Dame die Rede ist, wird übrigens gewollt sein (vgl. ähnlich in dem von Långfors Neuphil. Mitt. 1913, S. 73 ff. veröffentlichten Gedicht Guilh. de Cabestanh's die Bemerkung zu V. 8): in V. 17 steht

die m. E. nicht nur hervorhebende (wie Tobler will), sondern auch verschleiernde, weniger direkte Umschreibung mit *cors* (deutsch etwa ‚das Wesen'), nur in V. 50 tritt Uc mit einem nur auf die Dame beziehbaren *ella* hervor, das *lai* in V. 10 ist ein höchst abstraktes Ortsadverb, die Beschuldigung der Verkennung des wahren Wertes bürdet Uc dem Zeitalter, nicht der Dame auf: es ist, als ob der Dichter die Dame nicht persönlich anzureden wagte. — Wie soll man das zweimal im Reim erscheinende *fan* (3. Plur.) in V. 3 und 12 rechtfertigen? Einmal haben wir allerdings vicariierendes, das andere factitives *fan*. Oder soll man in V. 3 *san* lesen?

III V. 5: sollte nicht entsprechend der im Kommentar angeführten Stelle aus B. de Ventadour *e· l cor plangen e· ls huoils ploran* zu *del cor plangen, dels huoils ploran* korrigiert werden? Da A I K in V. 32 eine gemeinsame Lücke haben, kann man auch hier einen gemeinsamen Fehler annehmen.

IV V. 9: statt dem Punkt nach *cor* gehört ein Beistrich.[1])

V V. 37: zu *nuill loc* ohne Präposition vgl. *nuill temps* ‚niemals' (I V. 2).

VI V. 30—1: *En lieis, don vista sivals Ni pres ni loing non aten*: besser als mit ‚regard' wäre mit ‚vue' zu übersetzen: die Bedeutung ‚vue' und nur diese findet sich in Levy's Petit dictionnaire, sie erklärt auch das *ni pres ni loing*: ‚deren Anblick ich weder nah noch fern [= nirgends] erwarte' = ‚die sich mir nicht zeigt.' — V. 33: der Gebrauch von *deissendre* bei *merce*, den Jeanroy so reichlich belegt, dürfte aus kirchlicher Sphäre stammen wie ja der Gebrauch von *merce* als ‚Minnehuld' selber (vgl. Wechssler, Kulturproblem d. Minnesangs, S. 396): heißt es doch im Boetius: *e Sanctum Spiritum qui e bos omes descend.*[2]) Vgl. noch bei Corneille, der von Gott sagt: *sa grâce ne descend pas toujours avec la même efficace* (*grace*, urspr. nur *la deu grace*, erscheint im

[1]) An Druckfehlern in dem so sorgfältig hergestellten Text ist mir nur ganz wenig aufgefallen: p. 43 (VIII, V. 56): l. *eu* statt *en*; — p. 87 (XX, V.12): ist *premierement* richtig? — p. 100 (XXIV, V. 12) l. *las* statt *la*; p. 105 (XXVII, V. 9) nach *er* ist der Apostroph zu tilgen; — p. 127 (XL., II, V. 37) l. *ben* statt *beu*; p. 134 (XLII, II, V. 13) l. *ben* statt . . *beu*. — Da die Zahl und Verteilung der Handschriften für jedes Gedicht variiert, wendeten die Herausgeber natürlich keine Normalorthographie an, sondern folgen der Orthographie der jeweils dem Text zugrunde gelegten Handschrift.

[2]) Afz. Belege bei Trénel, l'ancien testament et la langue franç. du moyen âge S. 264 vom 13. Jahrhundert an; im 12. ist *li Seinz Esperiz te durrad sa grace*, im 13. *descendi li esperiz damedeu en David* belegt; so erklärt sich wohl die gelehrte Entwicklung des *-sc-* (Berger, Lehnworte S. 135 Anm.). — *descendre* auch bei *amor* (*Amors sol dissendre on li ven a plazer* bei Bertrand de Born). — Bei Trénel S. 179 ist auch zu sehen, wie *merci* im Afz. bis zum 11. Jahrh. rein religiösen Sinn hatte, dann aber banal und durch *miséricorde(s)* ersetzt wurde: vielleicht hat hierzu die in der Liebeslyrik eingetretene Begriffsverschiebung beigetragen.

Rosenroman schon als ‚Frauengunst': *qui de fame vuet avoir grace*) und die Formulierung der „Gnade" bei Goethe, Faust VII 5 (‚Und hat an ihm die Liebe gar V o n o b e n teilgenommen'). — Ebenso wird V. 49 *qu'eu per vos al cel entenda* (und ironisch XII 49) eine Erinnerung an das Himmelreich der Mühseligen und Beladenen sein: eine ähnliche Wendung weist ja Jeanroy in der Anm. zu XIV V. 26. als Reminiszenz aus den Evangelien nach. Vielleicht kommt übrigens neben dem religiösen auch der erotische Nebensinn, den Jeanroy abweist, in Betracht: vgl. mit der Wendung *al cel atenda* das bei Raynouard s. v. *paradis* angeführte: *e mi en paradis podetz metre de joy e d'alegransa.*

VII, V. 23: die Übersetzung des *mas* durch ‚puisque' ist mir nicht recht verständlich: ich lege mir die Verse 22—5 so zurecht: sie täte eine milde Tat, wenn es ihr gefiele [sc. daß mein Herz an ihr hängt]; a b e r ich gehöre ihr so sehr an, daß, wenn sie mich als ihr Gut ansähe, sie dann mich behandeln könnte wie ihr eigen Gut, nach ihrem Wohlgefallen [d. h. daß sie mich auch schlecht behandeln könnte] — *ne* scheint d o c h Personalpronomina der 1. und 2. Pers. zu vertreten, vgl. II 27: *n'auch dire le*, übersetzt: ‚j'entends dire du bien de vous', XV 22: *Sens vos me fai soanar Que no m'en mostra jauzire*, übersetzt: ‚car elle ne me montre là aucune jouissance [possible]'. Die letztere Interpretation wird die Nuance des mehr lokalen, die Person weniger hervortreten lassenden Pronominaladverbs richtig wiedergeben: auch das bekannte ‚lieben an einem Ort' wird urspr. eine Höflichkeitsformel (nicht bloß eine Formel der Feudalsprache) gewesen sein, die den direkten Hinweis auf eine Person vermeiden wollte.

VIII, 30: Ich glaube, daß *escoil* ‚façon de faire' aus *s c h o l i u m nicht über den Umweg des merowingisch-karolingischen s c h o l a ‚corps de troupes' < ‚espèce, Sorte' zu gewinnen ist: ein *s c h o l i u m kann ja ohnehin ‚schulgerechtes Tun', ‚korrekte Art des Tuns' < ‚Art des Tuns' bedeutet haben. Span. *escuella* im Cid geht nicht auf *s c h o l i a zurück, wenn *ll* als palataler Laut aufgefaßt werden sollte, was in kastilischen Texten unmöglich ist (cf. *hoja*): das *ll* ist gleich *l* (vgl. bei Körbs S. 22 *Tolledo*, *ciello* und besonders Menéndez Pidal, Cantar de Mio Cid I 229), also *escuella* = s c h o l a in der Bedeutung ‚Truppenkörper'. Gewiß hat ags. *sceolu*, as. *scola* ‚Schar' nichts mit s c h o l a zu tun, sondern gehört (mit idg. *qu*) zu griech. τέλος (Walde s. v. *celeber*), vielleicht zu deutsch *Scholle* (Kluge s. v. *Scholle*). — Zu prov. *virar lo fuoill* vgl. noch die heutigen katal. Wendungen (Vogel s. v. *full*): *girar full* ‚seine Meinung ändern; von etw. anderem reden', *girem de full, que l'epistola no es d'avuy*, ‚laßt uns von etw. anderem reden', ptg. *a fortuna lhe virou folha* ‚das Glück kehrte ihm den Rücken' (vgl. deutsch *das Blatt wendet sich*) und span. *dobrar, volver la hoja* ‚von etwas anderem reden'. —

XIII V. 31 *aucire* vielleicht = ,maltraiter' (übertriebener Ausdruck der Liebessprache, vgl. das so häufige *qui m'auci desiran*), vgl. *tuer* bei Raoul de Houdben ,mißhandeln' (E. Herzog, Z. f. rom. Phil. 1912, S. 104). — V. 47 ff. würde ich auffassen: um nichts anderes werde ich sie bitten als daß (einmaliges *que* statt *que que*!) ihr Preis und Wert ..... Mitleid empfinde (ich lese: *prenda i chauzimen* statt des hds. *prendia c.*; das *prend[re] i a chauzimen* der Herausg. müßte *prendr' i a* geschrieben werden); und nichts anderes würde ich bitten, denn...'. — V. 56 ff. vielleicht: ,Vizegräfin, wohl gefällt es mir, daß kein Ehrenmann euch sieht, der euch nicht das edle Kleinod von Benaven nennt, denn nicht gibt es ein Gut, das....', also der Beistrich nach *Benaven* wäre zu tilgen und nach *be·m play* zu setzen. *car* ,edel' vgl. XV, V. 1. — Wie erklärt sich übrigens die verschiedene Darstellung des Charakters der Vizegräfin in der Tornada von I und hier? Gestattete das Senhal *(Gardacors)*, einmal eine aufrichtigere Meinung zu äußern?

XV V. 41: *Ges no m'ausi conssirar Que vos prec, ni vos aus dir Cum m'en faitz languen morir.* Würde der bekannte Zustand der verliebten Troubadours, die weder „reden" noch „schweigen" können, nicht besser dargestellt sein, wenn man reflexives *conssirar* in der zwar nicht im Aprov., um so reichlicher aber afrz. belegten Bedeutung ,se priver, s'abstenir, se passer, se séparer, s'éloigner' annimmt? Vgl. bei Godefroy die Stelle aus Chât. de Coucy: *Lasse! comment me consirray D'a vous parler et de veir Et de vos nouvelles oir.* Man beachte, daß *ausar* sonst nicht reflexiv ist und daß Jeanroy selbst *se conssirar* ,s'imaginer' als selten bezeichnet! — V. 52: Die hübsche Konstatierung, daß *maîtresse*, obwohl so ganz in die Sphäre der courtoisen Dichtung hineinpassend, doch nicht vor dem 16. Jahrh. in der Bedeutung ,Geliebte' belegt ist, wird ihre Erklärung darin finden, daß bis dahin *dame* die Bedeutung ,domina, frouwe' noch hatte. Als *dame* zur Bedeutung ,Dame, Frau' kam, wurde für die ,Herrin' *maîtresse* geschaffen: ein Beispiel wie das des Rosenromans *et se fait d'aus dame et maitresse* (Littré, s. v. *dame*) zeigt das absterbende und das aufkommende Wort nebeneinander.

XVI, V. 2: Das bei Levy nicht aufgenommene *rǫca* ,Spinnrocken' stellt sich eher noch als zu ital. *rǫcca* zu sp. *rueca*, fügt also noch einen Beleg zu den romanischen Reflexen des urgerm. *rokka* (Meyer-Lübke, Einf.², S. 49 f.). Oder soll man einfache Entlehnung von ital. *rocca* mit Vernachlässigung der Vokalqualität im Reim nach ital. Weise annehmen? (vgl. meine Konjunktur zu XXIX, 3).

XIX, V. 3: Zu dem Italianismus *lo Maifres* vgl. noch den zweimalig artikulierten Namen *Sordel* in XXXIV (wie übrigens auch in Sordel's Biographie), wohl nur bei Italienern üblich (vgl. nfz. *l'Arioste*, *le Tasse*). — V. 26 l. in der Über-

setzung des *paguda* ‚repu' statt ‚payé'. — V. 40 *putans* wohl eher nach der Übersetzung mit ‚femme de mauvaise vie' (vgl. Levy) als mit dem Kommentar ‚ruffian' zu fassen.

XX, V. 36: vielleicht zu lesen: *e (di be!) lo cor estendre* ‚und (jawohl!) das Herz ausdehnen': das *s* von *es-* wäre in dem *bes* vorausgenommen worden. Zur Konstruktion vgl. *mal dig* in XXII, V. 33. Weniger plausibel wäre, Punkt nach V. 35 zu setzen und dann zu lesen: *E de bes* (plur.) *sieus cors atendre?* ‚und darf er denn Gutes erwarten?', was die Auslassung des *siei* in V. 35 allenfalls erklären und zur folgenden Aufzählung der Greueltaten Ezzelino's überleiten könnte.

XXII, V. 12: *sez* steht nicht für *seti*, sondern ist Postverbal zu *sezer* (vgl. Raynouard V, 218).

XXII. Auffallend, daß die vom 13. Jahrh. an im Prov. häufige Form *tu* statt betontem *te* im Nom. a l l e i n in diesem Gedicht und zwar dreimal vorkommt! — V. 17 vielleicht *e . l marques, que ses tos trics Nulhs hom no t'albergaria* zu lesen, *ses tos trics* = ‚wenn nicht deine Schliche wären'? — V. 29: in der Übersetzung *li croy joglar e . l savai* versehentlich durch ‚tant les mauvais que les bons' wiedergegeben.

XXIV, V. 5: *Son gentil sen A que . il farai alegrar Son cor dolen*: *a* vielleicht nicht aprov. *ab*, sondern bei *far* wie in IV, 6 = lt. *ab* oder *ad* (vgl. *il se laisavon sobrar a Venesians* bei Crescini und El. Richter, Ab im Romanischen S. 86-7). — V. 21: *Perdut l'ai* hat eine Silbe zu wenig: ich möchte vorschlagen: *Mantoana e Verones, perdut l'a lai*, wodurch die sonst vereinzelte italianisierende 2. pers. *ai* ‚du hast' oder die unnatürliche Interpretation ‚ô pays de Mantoue et Vérone, je l'ai perdu [comme vous]' vermieden wird: ‚Das Gebiet von Mantua und Verona dort hat ihn verloren, und ebenso hier [wo sich der Dichter im Augenblick befindet] das Land von Treviso und Ceneda, und wenn ihn Vicenza verliert, wohin werd' ich ihn führen?' — V. 22: Der Apostroph von *Trevis'* ist wohl zu tilgen und im Register *Trevisa* durch *Trevis*, die in den Biographien vorkommende, ital. *Treviso*, *Trevigi* entsprechende Form, zu ersetzen.

XXIX, V. 3: *C'aissi·n venez a dasdos Com se marcavaz raizims*: nur mit aller Reserve möchte ich einen Vorschlag wagen: der Reim erfordert ein *ǫ*: *a dasdos* vielleicht = *a datz d'os* ‚mit Würfeln aus Knochen' (vgl. über solche Semrau, Würfel und Würfelspiel im alten Frankreich S. 23). Über das Verbum bin ich mir weniger klar; vielleicht *aissi·nmenetz* (sc. *afars*): ‚denn ihr machtet solche Geschäfte beim Würfelspiel, als ob ihr Trauben äßet' (statt hds. *marvavaz*: *maniavaz* wie bei Gauchat-Kehrli), d. h. so leicht und mühelos. Oder doch *venetz* zu lesen: ‚ihr kommt so davon beim Würfeln (= ihr habt solche Erfolge)' oder endlich *vensetz* ‚denn so siegt ihr beim Würfeln'? Endlich möchte ich noch zu erwägen geben, ob *a dasdos* nicht als *a pas d'os* ‚mit Bärenschritten'

zu lesen wäre: *os = ursus* wie *flos = flors*, *escas = escars* (Cresini, Einleit. z. Chresthomathie S. 59), vgl. span. *oso* kat. *os*, mit der in Italien üblichen Vernachlässigung der Vokalqualität im Reim: ebenso faßt Jeanroy *mus* in XXVIII als = *murs*. Dann wäre *venez* und *marcavaz* (*marcar* in der der Etymologie [germ. *marha*] nach Gundermann Z. f. d. Worts. VIII 120 zunächststehenden Bedeutung ‚mit dem Fuße pressen, treten') zu lesen. Letztere Vermutung paßte dazu, daß nach Bertoni (Rom. 1913, S. 111) *Peire Ramon lo gros* gemeint ist.

XXVIII, V. 5: in die Lücke paßt, sowohl der Situation als dem Metrum nach: *got*[*z sanguino*]*len* ‚blutende Hunde'. — Zu *pix e nix* V. 8: vielleicht *faire picos e nicos* (Mistral, s. v. *pics*) ‚faire des espiègleries' zu vergleichen? Die Etymologie von frz. *pique-nique*, *pic-nic* ist noch nicht gefunden.

XXX, V. 2: *Valenzola* kann eines der drei *Valenzuela* sein, die Madoz in seinem Dicc. geográfico-estadístico-histórico de España anführt, umsomehr als dort *Peire Arnauz, us crois A r a g o n e s* nach Uc gekämpft haben soll. Faßt man das *i* in V. 6 als auf *Valenzola* bezüglich, so könnte man in V. 5 *pos q'eu no.l vi a Pisa* interpungieren.

XXX, V. 6: *ponhs* ‚Faustschläge' muß nicht Italianismus sein, da *basto* ja nichts Entsprechendes im Ital. hätte: beide bedeuten nicht die ‚Schläge'.

XXXII, V. 5: *Car ges neguns hom non confon Sos mals gerriers pausan durmen*: *gerriers* ist statt des hds. *gergiers* eingesetzt und zur Not mit ‚ses pires ennemis' übersetzt. Vielleicht *gregiers* zu lesen, zu dem Verb *gre(u)jar* ‚beschweren', *greuja* etc. (Levy) ein Nomen agentis: ‚seine bösen Widersacher', vgl. s. v. *greuja*: *e quan forsa lo greuga d'omes armatz* ‚wann ihn bedrängt die Macht bewaffneter Mannen'. — V. 7: statt des auffälligen *ja de* l. *jase*. Zu den schönen Ausführungen hier und Rom. 1913, S. 79 über *far col e cais* wäre noch das in seiner Bedeutung fragliche *acaisar* (Levy) anzuführen, das wie *acolar* gebildet ist. Die Form der Wendung bei R. de Vaqueiras *fai e col e cais* verbietet übrigens die Übersetzung unserer Stelle: ‚vous mettiez la joue s u r le cou [d'autrui]'.

XXXIV, 4: Belege über die Hirse als „Brot des gemeinen Mannes" [hier also des bettelnden Troubadours] siehe Wörter und Sachen IV 153. Alte Belege von *blé de Turquie*, *gran turco* gibt es nicht. — Zu dem *car d'erbas de mol* vgl. die Bemerkung im eben erschienenen 9. Band von Rolland's Flore popul. S. 159: „Symbolique: *je n'ai que faire de vous*. Traité curieux des couleurs 1647, p. 66". Dasselbe wird wohl der angebettelte Fürst dem Bittsteller „durch die Blume" haben sagen wollen. Man bedenke außerdem, daß, wie Baist Zeitschr. f. rom. Phil. VII, S. 115 erwähnt, die Melde „leicht abführende Wirkung" hat und man wird das Geschenk von einer Wagenladung dieses

Krautes richtig interpretieren! Unser *erba de moll* ist übrigens die Bestätigung der von Baist nur nebenher geäußerten Hypothese: span. *armuelle* = h e r b a m o l l i s (zu letzteren vgl. Oder's Glossar zur Mulomedicina s. v. *coelotum: dare herbam mollem coelotum* (i. e. κοιλιολυτικόν). Anders Meyer-Lübke, Rom. Et. Wb. s. v. *halimon*.

XXXV, V. 42: Wie ist *sol* (oder bei der Angabe der Varianten s'o.l) zu verstehen?

XXXIX, V. 1: *astronomia* wohl wie gewöhnlich im Sinn von ,Astrologie', *cercle* in V. 5 für sonstiges *esfera* (Levy, s. v. *esfera* u. Rom. XVI, 257).

XL, V. 3: ist 1. pers. sing. *trobi* schließlich auffälliger als *entendi* V. 31, *conoissi* V. 7, *creissi* III, V. 49, und endlich *ausi* XV V. 41? — V. 33: *set* ist auch Masc. (vgl. Levy und Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II, 428): mit Annahme von „Asymmetrie" könnte vielleicht *fam e maint set* belassen werden.

XLII (I), V. 25: *Mesura e connoissenza Deu retener per semenza*, lies: *sentenza?* — (II), V. 2: ,wie ihr Licht an Wert einbüßt'. 18 soll das hds. *val de josa falla*, das Jeanroy wie Levy zu *val de Ronciscalla* bessern, auch nicht belassen werden, so ist der Schreiberirrtum doch sehr interessant. Mit Tal Josafat wurde seit dem 4. Jh. das Kidrontal bei Jerusalem benannt, weil hier das ,letzte Gericht' lokalisiert wurde; sollte nicht eine konfuse Kenntnis dieses palästinensischen Tales zu dem Schreiber gedrungen sein, der keck sich die Verballhornung zu *-alla* leistete? Den an des Propheten Joel *congregabo omnes gentes et deducam eos in vallem Josaphat* anknüpfenden Ausdruck *vallée de Josaphat* belegt Trénel reichlich S. 596.

Wien. L. SPITZER.

Nyrop, Kr. *Grammaire historique de la langue française. Tome quatrième.* Sémantique, 1 vol. Copenhague. Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag. Leipzig. Otto Harrassowitz. 1913. Mk. 8.

Äußerst klar und anregend geschrieben, faßt dieser Teil seiner historischen Grammatik systematisch alle Einzelbeobachtungen zusammen, die der unermüdliche, hochverdiente Sprachforscher bei seinem Studium der Bedeutungslehre des Französischen gesammelt hat. Das Wort als Einheit von Laut und Bedeutung auffassend und hypostasierend, stellt er es uns dar als ein sich entwickelndes, äußeren wie inneren Kräften unterworfenes soziales Lebewesen, unterzieht es demgemäß bald einer logischen bald einer ästhetischen bald einer ethischen Beurteilung. Aus dieser allumfassenden Betrachtungsweise rechtfertigt sich auch die Verteilung seines Stoffes unter die folgenden Abschnitte: *Sens du Mot, Changement de Sens, Valeur des Mots.*

Domaine des Mots, Métonymies, Métaphores, Euphémismes, Assimilation, Noms propres, Le Mot et la Chose. In jedem von diesen erfaßt Nyrop seinen Gegenstand mit voller Kraft und Lebendigkeit. Ein erstaunlich großes Tatsachenmaterial ordnet er mit sicherem Blick mühelos zu einem gefälligen Gefüge, das die Spuren des Sprachgeistes trägt, der es geschaffen und dessen Walten wir sogar bei einiger Empfänglichkeit nacherleben können. Kurz, es ist ein sprachwissenschaftliches Kunstwerk, das uns hier geboten wird. — Wie Bedeutungen entstehen, beeinflußt werden, sich ändern, vergehen und ersetzt werden: davon hat also der Verfasser ein ebenso zutreffendes als lebendiges Bild entworfen, das uns mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt. Jeder muß seine Arbeit selber lesen, für den diese Fragen ein Interesse bieten. Wir fügen deshalb nur wenige Bemerkungen bei, teils um Schlüsse aus den Sätzen des Verfassers zu ziehen, teils um in einigen Punkten eigene Anschauung zum Ausdruck zu bringen.

1. Zu *Livre premier, Sens du Mot*, Chapitre I, *Son et Sens* ist zu bemerken: Eine Übereinstimmung von Laut und Begriff kann es, wie auch der Verfasser ausführt, nie geben. Das schließt ja schon die Funktion des Zeichens aus, das im vorliegenden Fall auf ein Unvorstellbares nur hinweist. Dagegen ist Anpassung des Lautes an die einem Begriff sich eng anschließende Gefühlstätigkeit nicht nur möglich, sondern auch leicht nachweisbar, insofern die Gefühlserregung des Sprechers im Laute widerklingt und damit sympathisch im Hörer eine Gefühlserregung gleicher Art erwecken kann. S. dazu außer O. Erdmann, *das Wort und seine Bedeutung* noch K. Voßler, *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*, Heidelberg 1905, *S. 47—53 Lautwandel als Sprachschöpfung* und *S. 54—58 Unendliche Variabilität des Lautwandels.* In '*Ursprung der Sprache*, Halle 1911' stellt Borinski an den Anfang aller sprachlichen Entwicklung die hinweisende Kraft des artikulierten Sprachlauts auf t a t s ä c h l i c h e V o r g ä n g e. Diese konnte er aber wohl nur erlangen, wenn eine mehreren gemeinsame Gemütserregung von ihnen bewirkt war. Die Articulation wird deshalb eine Folge ästhetischer Elementargefühle (s. F. Jodl, *Lehrbuch der Psychologie*, zweite Auflage, zweiter Band, zweiter Abschnitt, *die ästhetischen Elementargefühle 58*) gewesen sein.

2. *Livre deuxième. Changement de Sens.* Um hier in methodologischer Hinsicht weiterzukommen, zugleich auch um eine klare Übersicht der hierher gehörigen Erscheinungen zu erhalten, scheint uns eine getrennte Betrachtung der verschiedenen Arten von Bedeutungswandel und Bedeutungswechsel notwendig, je nachdem der von den Wörtern angedeutete Begriffswert, Gefühlswert oder Anschauungswert eine Veränderung erfährt. Diese Betrachtungsweise, verbunden mit Heraushebung der

Motive der Veränderungen, glauben wir gleichermaßen auf die syntaktischen Wortgruppen anwenden zu sollen. Veränderung des Anschauungswertes liegt jedesmal dann vor, wenn die Etymologie eines Wortes im gewöhnlichen Sprachgebrauch verdunkelt ist. Bsp. s. *Le mot et la chose.* Chapitre IV, *Sens littéral et sens réel* p. 420—424: *aumônier*, *panier*, *pommade* etc.

3. Chapitre IX *Idées latentes*, p. 70—73. Mit Bezug auf diese gebrauchte Nyrop die Bezeichnung: *ellipse intérieure* und meint damit die bei der Nominal- und Verbalbildung unterlassene sinnliche Darstellung der die Vorstellungselemente verbindenden (logischen) Tätigkeit. *(... une sorte de réticence qui néglige d'indiquer certains rapports entre les éléments constitutifs des mots.)* Unterscheidung wie Bezeichnung sind gleich treffend. Wenn er aber von den Suffixen äußert: *leur rôle varie de mot à mot et rien n'indique leur variation*, so halten wir dagegen dafür, daß das sich Ändernde jeweils das unausgedrückte Beziehen ist, welches sich das Suffix doch nicht aneignen kann, denn es ist auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Französischen nicht mehr als ein Klassifizierungszeichen, mit dem sich eine sehr allgemeine Vorstellung verbindet, weshalb es auch leicht einen Suffix- oder auch Endungswechsel (s. hierüber Schuchardt, *Romanische Etymologien* I, S. 36) zuläßt.

4. Hätte Nyrop '*mot*' der Kürze wegen nicht in verschiedenem Sinne gebraucht, hätte er, wie p. 444—452, *Insuffisance des Mots*, Wort (Zeichen) und Bedeutung (Bezeichnetes mit seinen Assoziationen) stets sorgfältig auseinander gehalten, so wäre es ihm wohl nicht in den Sinn gekommen von '*dédoublement du mot*' da zu sprechen, wo doch eigentlich '*dédoublement du sens*' vorliegt. P. 441: *Plume. On se servait autrefois d'une plume d'oie à pointe taillée pour écrire, plume devient ainsi synonyme d'instrument à écrire, et le mot se dédouble pour ainsi dire en perdant peu à peu dans cet emploi le sens primitif. Quand vint le temps où ces instruments à écrire furent fabriqués, non plus de plumes d'oie, mais de métal, on garda l'ancien nom, et on fabriqua des plumes de fer ou des plumes d'acier, malgré ce que ces expressions présentent d'illogique à une analyse étymologique.* — Ebenso liegt eine Ungenauigkeit in der Bezeichnung: *disproportion entre le mot et la chose* (s. p. 424 (578), weil das Mißverhältnis in Wirklichkeit zwischen der etymologischen und der später entwickelten Bedeutung eines Wortes besteht, ein Mißverhältnis, das in den meisten Fällen nur der etymologisch Geschulte zu erkennen vermag. Bsp. *Cadran* (lat. *quadrantem*) und *corbillard* (v. *Corbeil*): P. 339 (465) heißt es: *planter coïncide avec planteur qu'il absorbe, et, en l'absorbant il élargit sa signification.* Es ist dies eine sehr figürliche, die psychischen Vorgänge verschleiernde Redeweise, denn es geschah weiter nichts, als daß der Sinn eines

einem einheimischen Worte lautlich ähnlichen Fremdwortes auf jenes übertragen wurde, das nun noch eine spezielle Bedeutung annahm. (S. *Dict. gén.*) Ein Beispiel für die Gefährlichkeit des bildlichen Ausdrucks.

5. Aber Nyrops Bestreben war mehr darauf gerichtet, die Ursachen (innerliche wie äußerliche) der semantischen Erscheinungen darzustellen als ihren psycho-physischen Zusammenhang zu verfolgen. Besonders wertvoll ist deshalb seine Behandlung der Metonymien, der Metaphern, der verschiedenen Euphemismen und der Assimilation. Unter der letztgenannten begegnen wir auch der Volksetymologie. (*Étymologie populaire* p. 326—337). Als Ursache derselben können wir die Assimilation[1]) nicht ansehen, weil diese erst ins Mittel tritt, nachdem ein Bestreben erwacht ist, ein etymologisch undurchsichtiges Wort (*un mot opaque* Nyrops, s. Abs. 546. 548. 561. 562) durch ein etymologisch durchsichtiges (*mot transparent* s. Abs. 547. 548) zu ersetzen. Die Volksetymologie sucht, wie L. Sütterlin *das Wesen der sprachlichen Gebilde* S. 52 richtig bemerkt, die Deutung von etwas Unklarem. Jede aus lautlicher Beeinflussung entstandene Bedeutungsänderung, wie *souffreteux* (von lat. *suffractus*), *éconduire* (Beeinflussung durch *conduire*), *frayeur (fragor, par confusion avec esfreor, dérivé de esfreer. Dict. gén.), forain = relatif aux foires par fausse étymologie. Dict. gén.*, und andre (s. weiter S. 326—330) als Volksetymologie anzusprechen ist demnach unzulässig. Darüber sind auch Nyrop Bedenken gekommen, denn p. 323 lesen wir: *Ce phénomène (l'influence d'une similitude phonétique) s'appelle étymologie populaire, terme peu heureux.* Dagegen finden wir den Einfluß der Assoziationserscheinungen auf das Denken (die Denkprozesse) p. 331—337 sehr gut dargestellt. Über Assoziation durch Ähnlichkeit und durch Berührung gibt klaren Aufschluß: Max Offner in seiner Schrift über '*die Grundformen der Vorstellungsverbindung*, Marburg 1892'. Ebenso vortrefflich dargestellt ist *das Wirken des Trägheitsgesetzes in der Behandlung der Katachrese* (s. *Disproportion et Catachrèse* p. 434—444.) und das des Intellects auf die Lautgestaltung p. 262 und 263 unter: *Omission* und *Déformation*. Und wie der Intellekt mit Hilfe schöpferischer Phantasie (s. Th. Ribot. *Essai sur l'imagination créatrice, troisième partie*, Chapitre I. *L'imagination plastique*) den Assoziationsmechanismus sich dienstbar zu machen weiß, führt uns das Kapitel über Substitution p. 434—444 vor die Augen. Bsp.: Von einer beschränkten unliebenswürdigen Person Namens Kalb wird gesagt: sie ist auch ein Kalb. Dieselbe Tätigkeit lässt erkennen das Kapitel *Métaphores*, ferner von einander verschiedene durch die

[1]) Siehe hierüber: Offner. *Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung* Anmerkung 77. S. 29.

gleichen Wortelemente angedeutete Begriffsschöpfungen, wobei jedesmal Vorstellungselemente wie Beziehungsprozeß verändert werden, zuletzt noch manche auf Reflexion zurückzuführende Fälle des Bedeutungswandels. Was die Metaphern anlangt, so halten wir es für bedenklich, alle auf Ähnlichkeitsassoziation beruhenden Bedeutungsänderungen als solche zu bezeichnen (s. p. 329) und möchten wir den Namen nur dann gebrauchen, wenn auf Grund einer Ähnlichkeit schöpferische Phantasie einen Vergleichungsprozeß eingeleitet und eine Umbildung des betrachteten Gegenstandes vorgenommen hat. Wir scheiden deshalb: *tête d'un pont, d'une colonne; l'œil d'une aiguille, d'une meule, d'une roue, du bouillon; le nez d'un navire* etc. aus, um nur: *Un tire-botte est un valet; une petite table une servante; pasteur = prêtre, ouailles = paroissiens, bercail = paroisse* und ähnliche zu behalten. Es muß etwas unter einem Bilde betrachtet, nicht einfach Ähnlichkeit festgestellt werden. (S. noch W. Wundt, *Sprache*, zweiter Teil, zweite, umgearbeitete Auflage S. 554—557: *c. Verhältnis des komplikativen Bedeutungswandels zur Metapher.*) — Voneinander verschiedene, nur durch die gleichen Wortelemente zusammengehaltene Begriffsschöpfungen sind: Avance. 1⁰ *Ce qui avance, ce qui est en avant. Partie d'un bâtiment en saillie.* 2: *Ce qui a été avancé. Payement anticipé, somme prêtée.* Conserve. 1⁰ *Ce qui conserve ou protège. Navire qui fait route avec un autre pour le secourir. Ouvrage construit en avant d'un bastion pour le protéger. Au pluriel, sorte de lunettes.* 2⁰ *Ce qui est conservé. Sorte de confiture. Substance alimentaire conservée dans des bouteilles on dans des boîtes de fer blanc.* Épargne. 1⁰ *Ce qui épargne, vernis dont le doreur couvre les parties qu'il veut soustraire à l'action du bain. Aliments d'épargne. Caisse d'épargne.* 2⁰ *Ce qu'on a épargné, argent épargné. On appelait autrefois le trésor royal l'épargne du roi.* Tranche. 1: *Outil qui tranche. Sorte de bêche. Ciseau acéré pour couper le fil de fer. Sorte de marteau.* 2⁰ *Ce qui a été tranché: Une tranche de jambon.* (Innere Assoziation.) Daß hier vor allem Reflexion gewirkt haben muß, ist nicht zu verkennen. Ebenso wenig in folgenden Fällen eines von innerer Assoziation geleiteten Bedeutungswandels: Douceurs, *des choses douces au goût.* Ex.: *Mille bonbons, mille exquises douceurs* (Gresset). *Dire des douceurs.* — Ferté (lat. *firmitatem*), *puissance, force. Ce vieux mot qui s'est conservé dans quelques noms géographiques (La Ferté, la Ferté-Bernard, La Ferté-Milon) avait au moyen âge le sens de 'forteresse'.* — Potence (lat. *potentia*) *a perdu son sens abstrait qui était 'puissance', 'force', 'appui', et s'emploie dans le langage technique pour désigner un objet qui appuie et qui porte; on a des potences en bois et en fer servant à plusieurs usages. La langue commune a adopté le mot au sens de 'béquille' d'abord, puis de 'gibet'.* (p. 225.)

16. Wie andrerseits lautliche Ähnlichkeit die Richtung der Phantasie bestimmen kann, erhellt aus Abs. 457 (p. 331) Noms de Saints. *Les noms de saints, estropiés ou interprétés suivant les étymologies bizarres, constituent une source très féconde de superstitions populaires. On veut comprendre le nom de son saint, et on le rapproche, à tout hasard, de quelque mot appellatif avec lequel il offre une ressemblance phonétique. Saint Ouen, qui est la forme française de sanctus Audoënus, rappelle un peu le verbe ouïr, et ce rapprochement phonétique suffit pour établir, dans l'esprit du peuple, un rapport réel entre le saint et le verbe; le nom du saint arrive à déterminer ses fonctions, selon la croyance générale exprimée par la formule: „Nomen-omen". Ainsi le nom d'Audoënus, se transformant selon les lois de l'évolution phonétique, finit par adopter une forme qui paraît un dérivé quelconque du verbe ouïr, et dès ce moment notre saint devient infailliblement le patron des sourds, de ceux qui ne peuvent pas ouïr.* —

So führt uns eine immer frischlebendige, anregende und lehrreiche Darstellung, reiches Wissen und ein inniges Verhältnis zur behandelten Sprache, zur Einsicht in die Arbeit, welche der menschliche Geist in der Ausarbeitung seiner Begriffe leistet.

Augsburg. KARL MORGENROTH.

Lerch, Eugen. *Praedicative Participia für Verbalsubstantiva im Französischen.* (*C'était son rêve accompli* = Das war die Erfüllung ihres Traumes.) [42. Beiheft zur *Zeitschrift für romanische Philologie*] Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1912. 120 SS. 8⁰. Abonnementspreis Mk. 3,60, Einzelpreis Mk. 4,60.

Selbst wer, wie Rezensent, sich nicht aller Einwände gegen Formulierung und Umgrenzung des Themas entschlagen kann, auch gegen die eine oder die andere der gemachten Aufstellungen nachdrücklich Einspruch erheben zu müssen glaubt, wird die Durchführung als vorzüglich, die Gesamtleistung als hervorragend bezeichnen dürfen. Das mit bewunderungswürdigem Fleiße gesammelte, überaus reichhaltige — und keineswegs bloß aufs Französische beschränkte Beispielmaterial ist mit einer nicht minder bewunderungswürdigen, die mannigfaltigsten Gesichtspunkte berücksichtigenden Gründlichkeit, dazu mit einer Belesenheit durch- und verarbeitet, die so weitumfassend ist, sich über so verschiedene Gebiete erstreckt, daß sie nicht nur an mehr als einer Stelle Staunen zu erwecken, sondern auch im Hinblick auf das bekannte *qui trop embrasse mal étreint* etwas beängstigend zu wirken geeignet ist. Ich denke dabei in erster Linie an die beständige Heranziehung und Hereinziehung so vieler anderer Sprachen, nicht nur der romani-

schen, bei denen ja bekanntlich hinsichtlich der Partizipialfrage bedeutsame Unterschiede zu konstatieren sind,[1]) sondern vor allem auch der germanischen, gelegentlich auch der slavischen, vom Lateinischen und Griechischen ganz zu schweigen. Um so anerkennenswerter ist es, daß Verfasser durch soviel Busch- und Beiwerk hindurch seinen Weg und sein Ziel klar im Auge behalten und, von Einzelheiten abgesehen, sich den Blick für das wahre Wesen der von ihm untersuchten und nach meiner Meinung nicht nur gründlich, sondern auch zutreffend abgeleiteten und dargestellten Erscheinung nicht hat trüben lassen.

Ähnlich wie Spitzer in seiner sorgfältigen, in dieser Zeitschrift (XXXVIII, 6/8, 218 ff.) besprochenen Arbeit über die Wortbildung bei Rabelais als stilistisches Mittel[2]), so schickt auch unser Verfasser der eigentlichen Abhandlung eine sehr gründliche, und zwar — wie übrigens das ganze Buch — auch äußerlich wohl gegliederte und sehr übersichtlich (mit ko- und subordinierenden Buchstaben und Ziffern) gedruckte Vorerörterung (unter dem Titel: Vorbemerkungen und Erklärung der Konstruktion) voraus. Unter „A Einleitung" gibt er außer einer kurzen — für mich nicht ganz überzeugenden — Rechtfertigung der Formulierung und Begrenzung („allzuweitgehender Beschränkung" würde ich sagen) des von ihm gewählten Themas in großen Zügen den Weg an, den er sich für seine Darlegungen vorgezeichnet hat, deutet auch die drei Hauptteile an, in die sich die Arbeit gliedern soll: 1. Vorbemerkungen und Erklärung der Konstruktion, 2. Vorführung ihrer Gebrauchsweise und ihres Gebrauchsumfanges an der Hand von Beispielen, 3. Stilistische Wertung, Erörterung der Frage, ob sie einen Latinismus darstellt oder nicht (Antwort: non liquet), Vergleichung der präpositionalen und präpositionslosen Fälle (z. B. *après la guerre finie* und *la guerre finie*), sowie Anführung von (ich setze hinzu: „vermeintlichen") Fällen entgegengesetzter Ausdrucksweise, einer Art „Umkehrung unserer Konstruktion". Teil B bringt sodann Literatur in der schon gekennzeichneten Reichhaltigkeit und Ausdehnung. Teil C erörtert eingehend — aber mit einer m. E. zu weit gehenden Ineinanderziehung verschiedener, ja ver-

---

[1]) Unterschiede schon zwischen Alt- und Neufranzösisch, die Verfasser nicht nur zu meinem Bedauern, sondern auch zu meinem Schaden übersehen hat: ich kriege mehrmals für meine Bemühungen um Klarstellung gewisser Sachverhalte bezüglich der „Partizipien" (vgl. Zs. f. rom. Phil. XX, 277 ff.) einen tüchtigen Klaps ab.

[2]) Von der ich mit Staunen erfahre, daß sie in der *Rev. des Ét. rabelais.* (letzter Jahrg. S. 281) mit ebenso oberflächlichen wie allgemeinen, übrigens für jeden, der den Inhalt der Spitzerschen Arbeit kennt, völlig nichtssagenden Gründen absprechend beurteilt worden sei.

schiedensten Sprachen[3]) — Bedeutung und Gebrauchsweise von Part. und Gerund., worauf Teil D das Verhältnis dieser Dinge zu der Konstruktion behandelt, der die vorliegende Arbeit gewidmet ist.[4]) In Teil E wird dann „Partizip und Rektion des Verbums" besprochen, wobei Verfasser, wie schon angedeutet, der eigenartigen Auffassung des Neufranzösischen nicht ganz gerecht geworden ist, wahrscheinlich weil er zu sehr unter dem Banne der in so vielen anderen Sprachen herrschenden Prinzipien stand. Teil F, der dann die eigentliche Erklärung der Konstruktion (des „*rêve accompli*") bringt, zeichnet sich durch Sorgfalt, Gründlichkeit und Methodik des Verfahrens aus — Der Sachverhalt ist hübsch in einer übersichtlichen Tabelle zusammengestellt — krankt aber wieder (ich meine: wie bei der unrichtigen Behandlung des Unterschiedes zwischen Gérondif und Participe) an einer gewissen Vernachlässigung neufranzösischer Sprachbesonderheiten (*déclamer* z. B. heißt nicht „rezitieren, sondern „mit Pathos und Gestikulation vortragen", ja geradezu „sich zornig ereifern gegen," so daß *sa femme déclamante* nicht, wie Verfasser will, „seine (ein Gedicht) vortragende Frau", sondern „seine (gewohnheitsmäßig) zeternde Frau", eine Art Xanthippe, wäre, die ihren Höhepunkt erreicht in einem zweimal (S. 2, Z. 14 und S. 28, Anm. 1) anzutreffenden: *j'entends le poème déclamer* statt *j'entends déclamer le poème* (wofür übrigens *poésie* oder *pièce de vers* wohl besser am Platze gewesen wäre). Augenscheinlich hat Verfasser daraus, daß *je l'entends déclamer* ebensowohl heißen kann: „ich höre sie" als „ich höre es deklamieren" den falschen Schluß gezogen, man könne ebensowohl **j'entends ce poème déclamer* wie *j'entends ma femme déclamer* sagen.

Im 2. Hauptteil („Gebrauchsumfang der Konstruktion") belegt Verfasser — wiederum mit einer erstaunlichen Fülle von Beispielen und Literaturangaben — die verschiedenen Fälle des Auftretens unserer Konstruktion. Er weist sie nach: A) als beliebiges Satzglied[5]), B) als adverbiale Bestimmung, I. temporal

[3]) Inwiefern die frz. Partizipien *étagé*, *courroucé* zu denjenigen gehören sollen, „zu denen ein Verbum, dessen Perfekt sie sein könnten, offenbar nie existiert hat" (S. 7), ist mir nicht recht verständlich, da ja noch heute *étager*, *courroucer* vorkommen.

[4]) Verf. sagt kurz „Verhältnis zum *rêve acc.*" Mit diesem „*rêve acc.*" bezeichnet er (nach S. 1) weiterhin die betreffende Konstruktion. Druckt er S. 1 noch kursiv, so tritt später (z. B. S. 30, Z. 12, 25 usw.) gewöhnlicher Druck, ja noch weiter (z. B. S. 61, 65 usw.) bloßes *r. a.* (ohne Anführungszeichen) ein, das manchem, der die Angabe auf S. 1 nicht mehr gegenwärtig hat, ebenso unverständlich sein wird, wie die (auf S. 37 erklärten) „D. T. St. G." hinter den Beispielen. Zweckmäßiger wäre wohl eine am Anfang gegebene Zusammenstellung der Abkürzungen gewesen.

[5]) Hier ist die Druckweise bei Punkt 1 (*carême* [-] *prenant*) geeignet, irrezuführen. Verf. druckt: „(Littré I 488a, falsch aufgefaßt: M. Bréal, Mémoires de la soc. de Linguistique de Paris IX, 95.

a) Gleichzeitigkeit, b) Vorzeitigkeit, c) Nachzeitigkeit, II. lokal, III. comitativ („mit", „ohne"), IV. a) kausal und konzessiv, b) effektiv („Kategorie des Effekts"), V. mit Präpositionen der Identität, a) Handlung *a* = Handlung *b*, b) Handlung *a* in Handlung *b*, VI. Präpositionen mit anderen Bedeutungen. C) als Objekt, I. im Akkusativ a) Verba des Inhalts, b) Verba des Bewirkens, II. im Dativ und Genitiv[6] (?). D) als Subjekt und Prädikat, I. Verba des Inhalts, II. Verba des Bewirkens, woran sich interessante Bemerkungen zu „*rêve accompli* als Subjekt" hinsichtlich der willenhaften und willenlosen Verba schließen. E) als adnominales Präpositionale und adnominaler Genitiv (?), I. abhängig von Konkreten, II. abhängig von Abstrakten, a) Zeitbestimmungen, b) Eigenschaftsnomina oder Adjektiva, c) andere, besonders Verbalabstrakte.

Dem 3. Hauptteile („Stilistische Interpretation" nebst Anhang s. vorher) folgen dann noch Nachträge und Berichtigungen, sowie zwei ebenso sorgfältige wie dankenswerte Register: ein allgemeines und ein speziell französisches, die, wie alles Vorhergehende, beweisen, daß Verfasser nichts verabsäumt hat, um seinen Gegenstand so gründlich, so erschöpfend und so übersichtlich wie möglich zu behandeln. Auch die Literaturnachweise sind so vollständig und sorgsam, daß kaum etwas hinzuzufügen oder zu erinnern bleibt. Ist S. 49 — entgegen der sonstigen sehr exakten Quellenangabe — bei dem Beispiel: *Anna me conduisit et, d è s l a p o r t e r e f e r m é e, me témoigna ...* (aus A. Hermant, *Conf. d'un enf. d'hier* 121) zu bemerken vergessen, daß es aus meiner Abhandlung *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII, 715 Anm. 1 stammt, so ist mir andrerseits S. 55 unter drei von mir herrührenden ein viertes (*Le juge de paix, avec un œil fermé et l'autre à peine ouvert, écoute les plaignants* aus Maupassant) zugeschrieben, an dessen Auffindung ich keinen Anteil habe.[7]) Wo ich sonst eine Auslassung, z. B. das Übersehen irgend einer

vgl. G. Ebeling, V. J. IV, I 244)." Ob nicht mancher, wie ich, das „falsch aufgefaßt", dem nur ein Komma vorausgeht, auf Littré beziehen wird? Verf. meint aber, daß (wie Ebeling schon bemerkt hat) B r é a l den Ausdruck falsch gedeutet hat. Ein Punkt oder Semikolon hinter Littré I 488a wäre deutlicher gewesen, denn der Doppelpunkt vor M. Bréal reicht hier kaum zur Klarstellung des Sachverhalts aus.

[6]) So wohl berechtigt die Beibehaltung des Terminus „Dativ" im Französischen ist, so bedenklich muß „Genitiv" erscheinen (vgl. auch sonst, z. B. S. 99 „Verbalsubstantiv + abhängigem G e n i t i v wie *la fin de la guerre*"). Im Neufranzösischen gibt es sicher keinen „Genitiv" mehr.

[7]) Um mit dieser an sich völlig belanglosen Richtigstellung doch wenigstens eine etwas wichtigere Sachberichtigung zu verknüpfen, erlaube ich mir in Verbindung mit dem hier vorliegenden *avec un œil fermé et l'autre à peine ouvert* darauf hinzuweisen, daß, wenn eine Eigenschaftsangabe dem Substantiv durch *à* verknüpft ist (vgl. S. 93 *l'homme à la barbe rouge* usw.), nicht, wie bei *avec* ein prädikatives, sondern ein attributives Adjektiv vorliegt („mit dem „b e k a n n t e n"

in Betracht kommenden Stelle zu entdecken glaubte (z. B. S. 88, wo vom Übergang der unpersönlichen Konstruktion in die persönliche Rede ist, also Meyer-Lübke III, 114 heranzuziehen war, oder S. 53 und S. 60, wo Toblers Verm. Beitr. IV, 80 in betreff des Ausdrucks mit *sans* und *sans que* zu berücksichtigen waren) fand ich den zunächst vermißten Hinweis jedesmal im weiteren Verlaufe der Auseinandersetzung bezw. in den Nachträgen[8]) (S. 109 ff) Und wo es Verfasser einmal an Beispielen zu fehlen scheint, sei es, daß er dies ausdrücklich bemerkt, sei es, daß er es aus der Nichtanführung solcher schließen läßt, findet man öfters an anderen Stellen seiner Arbeit die gewünschten Belege, so daß augenscheinlich nur die überreiche Zahl der Beispiele und die Schwierigkeit ihrer Gruppierung an dem scheinbaren Mangel (*«rêve accompli»* wird Verfasser sagen, es müßte heißen „an dem Scheine des Mangels") die Schuld trägt. So entdeckte ich zu „mit > wegen" (S. 66), das ohne f r a n z ö s i s c h e Belege geblieben ist, zwei Beispiele unter den S. 55 bei „komitativem *avec*" angeführten: *elle était plus drôle avec son nez un peu relevé* (Maupassant) und *il semblait vert déjà avec sa bouche, ses yeux, son nez ses habits pleins de vase* (Ders.). Oder, wenn Verfasser S. 32 im Anschluß an Daudets *La cérémonie de la première pierre à poser* bemerkt: „Nur nach Präpositionen kann ich sie nicht belegen (**il l'a fait pour son père à contenter*) — wofür ich mir schon aus Bartsch, Chr. 17, 91 *tu ies mes hom de mon fié a tenir* angemerkt hatte, auch auf Meyer-Lübke III, p. 510 verweisen wollte, wo altfranzösische und provenzalische Beispiele angegeben sind — so fand sich später auch bei ihm selbst doch (S. 35 und 68): *sour les ieux a crever.*[9]) Auch diese Bemerkungen sollen nur zeigen, wie die vorliegende Arbeit an Reichtum und Fülle des Materials nichts zu wünschen übrig läßt. Daß es aber auch an vortrefflichen Gedanken, überzeugenden und lichtvollen Erklärungen keineswegs fehlt, dafür mag — gewissermaßen als Gegengewicht gegen die nunmehr folgenden Ausstellungen — außer auf die schon erwähnte, leider durch *déclamer* usw. beeinträchtigte genetische Darlegung unserer *rêve accompli*-Konstruktion — insbesondere noch auf S. 31 (Erklärung, wie man

---

roten Barte"). Vgl. auch die Speisenbezeichnungen: *potage aux écrevisses* usw. (mit den „bekannten" Krebsen).

[8]) So reduzieren sich denn meine w i r k l i c h e n Ergänzungen auf folgende drei: S. 50 (zu Figur V), dazu *une fois le départ* vgl. Tobler, *V. B.* III- 72. — S. 60 (*sans bourse délier* und *déliée* s. eb. III- 158 ff. S. 66 (*pour* = trotz) eb. II, Artikel 3. — Ferner S. 111 (Nachtrag zu S. 49) *inter*, Fig. V noch *entre la poire et le fromage* (beim Nachtisch); S. 81 D I: *Bien commencé, bien fini*; *vite gagné, vite dépensé.*

[9]) Daß dies alles Beispiele der a l t e n galloromanischen Sprache sind, ist kein Gegenargument, da Verf. an der in Rede stehenden Stelle nicht ausschließlich n e u franz. Sachverhalt erörtert, vielmehr in seinen Auseinandersetzungen selber altfranz. Beispiele zitiert.

zu dem anscheinend pleonastischen *post solem occasum* gekommen ist) und die ganz ausgezeichneten Ausführungen SS. 86—93 („Bemerkungen zum '*r. a.*' als Subjekt"), in denen das Verhältnis sowie der allmähliche Übergang „willenhafter" Ausdrucksweise zur „willenlosen" eingehend erörtert und durch die mannigfaltigsten Beispiele belegt wird, hingewiesen werden.

Daß die Fassung und Umgrenzung des Themas mir nicht völlig einwandfrei erscheint, habe ich schon angedeutet. Verfasser sagt: „Prädikative Partizipia für Verbalsubstantiva im Französischen." Dazu als Erläuterung: „*C'était son rêve accompli* = Das war die Erfüllung ihres Traumes". Zunächst, warum nicht (französisch): = *c'était l'accomplissement de son rêve*, was schon darum zweckmäßiger gewesen wäre, weil — abgesehen von der in solchen Fällen zu vermeidenden Zweisprachigkeit — *accomplissement* besser als unser deutsches „Erfüllung" (das doch eigentlich nur den Akt bezeichnet) auch das Resultat des Erfüllungsvorgangs, das „Erfülltsein" ausdrücken kann. Ein deutsches „Das war die Erfüllung ihres Traumes" würde ich von vornherein eher in dem Sinne eines französischen *Ce fut son rêve accompli* als in dem eines *c'était son rêve accompli* auffassen, letzteres im Deutschen lieber durch: „So (oder „Damit") war denn (oder „nun") ihr Traum erfüllt" als durch „Das war die Erfüllung ihres Traumes" wiedergeben. Doch das ist nur von nebensächlicher Bedeutung und soll auch nur so „nebenhin" bemerkt sein. Wichtiger erscheint mir die Frage, ob sich eine Formulierung wie die vom Verfasser gewählte: „Prädikative Partizipia für Verbalsubstantiva"[10]) auch für eine so gründliche, in Anlage und Durchführung streng wissenschaftlich gehaltene Arbeit eignet, wie es diejenige des Verfassers (vgl. das schon früher Bemerkte) zweifellos ist. Gewiß wird es erlaubt sein, bei einem Satze wie *Le pays délivré d'un si rude ennemi, Mon sceptre dans ma main par la tienne affermi Et les Mores défaits ... Ne sont point des exploits qui ...* (vom Verf. S. 82 aus Corneille, *Le Cid* IV, 3 zitiert) zu sagen — wenn man französisch spricht, vielleicht mit einem, plötzliche Verwunderung ausdrückenden *tiens!* —, daß solche Ausdrucksweise einem, verglichen mit der zur Zeit dominierenden oder doch wohl üblicheren, etwas seltsam erscheine, daß man statt ihrer eine solche mit abstrakten Substantiven erwarten möchte: *La délivrance du pays ... l'affermissement du sceptre ... la défaite des Mores*,[11])

[10]) Der Irrtum, der in der Auffassung aller Verbformen auf -ant, (é-, i, u usw.) auch der invariablen (Verfasser hält die Invariabilität einfach für eine Marotte der franz. Akademie, der sich leider das Publikum gefügt hätte!) als Partizipien liegt, wird später zur Sprache gebracht werden.

[11]) Ich habe z. B. in einer für die Abhandlungshefte dieser Zeitschr. bestimmten Plauderei stilistischer Art, in der Fälle wie: *vous avancez* (statt *votre montre avance*) oder *il me tarde de vous lire* (statt *de lire*

aber hat man wirklich das Recht zu sagen: Hier steht *le pays délivré* für *la délivrance du pays* (um von dem Hinüberspringen auf fremdes Sprachgebiet mittels der deutschen Übersetzung „die Befreiung des Landes" ganz zu schweigen)? Oder läge vom Standpunkt der Logik der geringste Grund zur Beanstandung von Sätzen vor wie *Quel cas étrange .... l'auteur de Mme*[12]) *Bovary méprisant la vie* (vom Verf. S. 82 aus Zola, *Romanc. natural.* 193 zitiert) oder *C'était un spectacle effrayant que ce Kalmouk recevant les curiales* (eb. aus den bekannten Programmabhandlungen von Polentz)? Insbesondere wenn man die *-ant*-Formen als das, was sie sind, nämlich als Gerundial- (oder Gérondif-) Formen, nicht aber, wie Verfasser will, als Partizipialformen auffasst, und demnach *méprisant* nicht als „verachtend", sondern als „im Zustande des Verachtens" (genauer: „mit[13]) Verachten" usw.) deutet, in der *-ant*-Form also nur den konkreteren Ersatz für ein abstrakteres *mépriser*, das etwa in der unwilligen Frage stehen würde *(l'auteur de Mme B. mépriser la vie?!)* sieht. (Vgl. dazu die eingehenden Ausführungen und Erläuterungen in der Abhandlung „*Von den infiniten Verbformen im Neufranz.*", *Zs. f. rom. Phil.* XX, SS. 290—295). Und völlig die Segel streichen muß der Verfasser (und er tut es) für alle die Fälle, wo sich die vermeintliche Konstruktion des „*rêve accompli*" als Objekt nach den Verben der Sinneseindrücke findet. Dort sagt er selbst (S. 70): „Ob in einem Beispiel „*r. a.*" (er druckt sogar einfach r. a., d. h. ohne Anführungszeichen, mit gewöhnlichen Lettern) oder einfaches attributives bezw. determinatives P. (= Partizip) vorliegt, ist nicht immer sicher zu entscheiden". (Das ist noch zu milde gesagt! Ich hätte gesetzt: „ist in vielen Fällen absolut nicht zu entscheiden.") „Manche Beispiele werden als Zwischenstufen, andere als falsch erscheinen, obgleich natürlich nur die sichersten (?!) ausgewählt sind." Und nun kommt — durchaus zutreffend, aber auch zugleich schwer

---

de vos lettres) usw. zusammengestellt sind, selber den Titel „persona pro re" gewählt. Aber es hat mir auch völlig fern gelegen, darin mehr als eine kleine — sagen wir feuilletonistische — Plauderei, oder gar etwas Wissenschaftliches zu geben. Wo wäre die Grenze zu ziehen? Müßte es statt *j'ai écrit cette lettre* dann nicht auch: *ma main a é. c. l.* und statt *je l'ai lue*: *mes yeux l'ont lue* heißen? usw.

[12]) Nicht mit Punkt hinter *Mme*, ein Verfahren, das man in deutschen Büchern bei Zitaten französischer Stellen sehr häufig antrifft, das aber in französischen Büchern — ebensowenig wie bei *Mr.* (dagegen natürlich *M.*), *Mlle(s)* usw. — je gefunden zu haben ich mich nicht erinnern kann; wahrscheinlich ist englischer Einfluß (vgl. *Mr.*, *Mrs.*) im Spiele.

[13]) Zur Unterdrückung der Präposition vgl. außer den bekannten (adverbialen) Fällen *faute de*, *grâce* usw., auch ihr Fehlen bei (adnominalen) Bestimmungen wie *un monsieur correct*, *l'air distingué* (Zola, *Lourdes* 58) „ein Herr der guten Gesellschaft von (oder mit) vornehmem Aussehen"

kompromittierend für sein ganzes Unternehmen —: „Wahrgenommen werden eben nicht immer die Handlungen oder Ereignisse als Ganzes, sondern oft auch (?! ich würde meinen: „immer zugleich") der Handelnde oder Leidende im besonderen; in *il l'avait surpris copiant un travail* (aus Balzac, von Haas S. 285 zitiert) wird man *le* als eigentliches Objekt betrachten müssen" (sicher!); „in *je ne serais pas fâché de voir une lettre écrite à Madrid par un Espagnol* kann beides sein: ‚ich möchte einen Brief sehen, der geschrieben worden ist' oder ‚ich möchte sehen, daß ein Brief geschrieben wird (r. a.)'", (sprachlich doch wohl nur das erstere); „in *nous trouvâmes tout notre bien vendu* Mol. Av. V 5 — vgl. unter *trouver*) wird man r. a. sehen müssen, da die Güter überhaupt nicht mehr gefunden werden, sondern vielmehr, daß sie verkauft sind." (— was ich mir darum zu bezweifeln erlaube, weil *trouver* bekanntlich nicht bloß „vorfinden", sondern auch „erkennen", „konstatieren" heißt).[14])

Das Erfreuliche an den hier zitierten Ausführungen ist, daß sie zeigen, wie Verfasser das Bedenkliche seines Unternehmens, die Fälle „prädikativer Participia für Verbalsubstantiva" wissenschaftlich zu behandeln, keineswegs ganz verkannt hat, den ihm selber an mehr als einem Punkte aufstoßenden Bedenken nur nicht Folge geben zu sollen geglaubt hat. Diese Bedenken hier jedoch mit besonderem Nachdruck geltend zu machen, scheint mir Rezensentenpflicht und zwar umsomehr, als Verfasser nach der Probe seines Könnens, die er uns hier gegeben, augenscheinlich dazu berufen ist, die romanistische Wissenschaft noch mit manch einer ausgezeichneten Arbeit zu beschenken, so daß es schade um jede fragwürdigen Unternehmungen von ihm gewidmete Kraftanstrengung wäre, die nutzbringenderen Untersuchungen hätte zu gute kommen können.

Auch den Bedenken, die sich ohne weiteres gegen die von ihm gewählte Beschränkung auf Participia (in Wirklichkeit sind auch viele Gerundia und „Gestiva" vgl. *Z. f. R. Ph.* XX, 288 darunter) erheben, hat sich Verfasser keineswegs ganz verschlossen, nur leider ihnen wiederum nicht genug Gewicht beigelegt, sie zu vorschnell und ohne ausreichende Gründe *ad acta* gelegt. So kann ich es z. B. als einen solchen nicht anerkennen, wenn er S. 1/2 die Fälle mit „Adjektiven, Substantiven u s w." (gemeint sind mit „usw." wohl die von ihm späterhin — ebenso wie Adjektiv, Substantiva — mit Recht berücksichtigten Relativsätze), die, wie er sagt, „auch vorkommen" und „nicht anders zu be-

[14]) Es mag hier auch an Toblers Mahnung (*V. B.* I- 116) erinnert werden, nicht zu vergessen, „daß *rex interfectus* und *le meurtre du roi* durchaus nicht dasselbe sind".

urteilen sind als solche mit P.", darum außer Betracht lassen zu müssen glaubt, weil „ihre Berücksichtigung im Titel die Einführung eines neuen zusammenfassenden Terminus, etwa *'Prädicativa'* nötig gemacht hätte, d e r a n d i e s e r S t e l l e v e r m i e d e n w e r d e n s o l l t e." (!!) Vergebens zerbreche ich mir den Kopf über das „Warum"? dieses „Vermiedenwerdensollens". Etwa aus Respekt gegen die „altersgraue" — und darum (leider!) so vielen „göttlich" erscheinende — Terminologie der Grammatik?? Sagen wir es frei heraus: „Respekt verdient sie nicht, ihr w i s s e n s c h a f t l i c h e r Wert ist gleich Null. Gebrauchen wir aber ruhig ihre Bezeichnungen, so lange wir keine besseren, oder genauer: keine a l l g e m e i n a n e r k a n n t e n besseren" haben — Meyer-Lübke hat in seiner Romanischen Grammatik an manchen Punkten hübsche Anläufe zu Besserungen gemacht — sprechen wir ruhig von „Artikeln", „Präpositionen" (obgleich diese Ausdrücke an sich sinnlos sind), weil jedermann sofort versteht, was gemeint ist, sowie auch von den etwas besser begründeten, aber keineswegs wissenschaftlich befriedigenden „Subjekt" und „Prädikat" in ihrem landläufigen Sinne — aber zögern wir auch keinen Augenblick, Änderungen vorzunehmen, andere Termini einzuführen, wo die S a c h e es erfordert. Das vom Verfasser gescheute Wort „Prädikativa" wäre hier durchaus am Platze gewesen, viel besser als der (in mehrfacher Beziehung!) unzweckmäßige Ausdruck „prädikative Partizipia". Und aus Scheu vor dem (durchaus treffenden) „neuen zusammenfassenden" Terminus „Prädikativa" läßt Verfasser nun leider die verwandten Fälle — Adjektiva, Substantiva, Relativsätze in prädikativer Funktion — glücklicher Weise nicht v o l l s t ä n d i g, (denn er zieht sie oft genug vergleichend heran) aber doch innerhalb des von ihm aufgestellten Systems beiseite! Wer soll nun, ich spreche von solchen, die an die Berechtigung des Themas „Prädikativa für Verbalsubstantiva" glauben, wohl Lust verspüren, den vom Verfasser weggelassenen Rest adjektivischer und substantivischer Fälle (die relativischen werden ja wohl bei Polentz ihre Erledigung gefunden haben) in einer neuen Arbeit zu behandeln — d. h. zu einer Arbeit, die, wie es zum Lobe der hier vorliegenden gesagt sein soll, doch wohl nur ein Abklatsch, ein *calque*, derjenigen unseres Verfassers sein könnte, so nämlich, daß lediglich statt „Partizipia", die Wörter „Adjektiva und Substantiva" eingesetzt würden? Und damit berühren wir das schwierige Problem des individuellen Rechtes zur Wahl und Abgrenzung der „Themata wissenschaftlicher Arbeiten", das neulich auch in einer Kontroverse zwischen Meyer-Lübke und Jud bezüglich des Romanisch-etymologischen Wörterbuchs (vgl. *Archiv. f. d. Stud. d. n. Spr. n. L.* 129, 228 ff.) zu tage getreten ist. Mit Recht weist Meyer-Lübke dort meines Erachtens die Forderung seines Geg-

ners zurück; „mit Recht", meine ich, nicht etwa, weil jeder sich jedes beliebige Stück wissenschaftlicher Arbeit und Forschung für seine Publikation auswählen dürfte, sondern weil das, was Meyer-Lübke sich vorgesetzt, entschieden ein wichtiges, in sich wertvolles, der romanistischen Wissenschaft höchst nützliches Unternehmen ist, dessen Ausführung in keiner Weise dem umfassenderen, weiter gehenden, das Jud im Sinne hat, präjudizieren würde. Das Letztere nämlich scheint mir in unserer Frage das Ausschlaggebende zu sein, die man ganz gut unter dem Bilde des für Kleiderstoffe gebräuchlichen Verfahrens betrachten könnte. Von diesen gilt, so denke ich, unter Schneidern der Grundsatz, daß sie nicht „verschnitten" werden dürfen. Es würde gewiß nichts gegen eine Dreiteilung eines Stückes in der Weise eingewandt werden, daß aus dem einen ein Rock, dem andern eine Weste, dem dritten ein Beinkleid angefertigt werden könnte oder gegen eine Zweiteilung, so, daß, wenn das eine Stück zu einem Bekleidungsgegenstand ausreicht, der größere Rest noch für die beiden anderen genügte. Wohl aber würde es doch wohl als falsches Zuschneiden, als „Verschneiden" bezeichnet werden, wenn jedes der beiden Teile für ein Kleidungsstück viel zu groß, für zwei dagegen wieder zu klein wäre usw. In diesem Sinne nun dürfte meine Behauptung, daß Verfasser durch willkürliche Ausschaltung der Adjektiva usw., die er ohne allzu große Mühe hätte mitnehmen können, seinen „Stoff" etwas „verschnitten" habe, ohne weiteres verständlich sein.

Das Mißlichste aber an seiner ganzen, sonst so tüchtigen Arbeit ist seine Auffassung der französischen „Partizipien", d. h. sein Irrtum, daß alle Verbformen auf *-ant*, die er als „1. Partizipium" (P. I) bezeichnet und alle gewöhnlich als Partizipia Perfekti bezeichneten, von ihm aber P. II genannten Verbformen auf *-é*, *-i*, *-u* usw. „Partizipien" im wahren Sinne des Wortes seien, sagen wir einmal „Mittelformen, Bastardformen", die in sich verbale Bedeutung (mit Verbalrektion) und zugleich nominale (adjektiviche oder substantivische) Natur vereinigten. Nichts kann für das Neufranzösische irriger sein als eine solche Meinung. Das Fatale für mich als Rezensenten ist nun dieses, daß ich für diese Behauptung in einer langen und eingehenden, hier schon erwähnten Auseinandersetzung („*Von den infiniten Verbformen im Neufranzösischen*", *Z. f. R. Ph. XX*, SS. 277—315) seit 16 Jahren den, so viel ich weiß, noch von keinem beanstandeten Beweis gebracht zu haben glaubte, nun aber vom Verfasser, der jene Darlegungen, wie alles, was irgend in Beziehung zu seinem Thema steht, wohl (oder vielleicht doch etwas zu schnell?) gelesen hat, hören muß, einmal (S. 21 Anm. 1), daß es von mir ein „aussichtsloser Versuch war, alle Torheiten der frz. Akademie rechtfertigen zu wollen", z. B. auch: *j'ai vu*

cette dame gegen *cette dame que j'ai vue*[15]), sodann, (S. 22 oben) daß es „merkwürdig sei, wie ich darauf habe kommen können, die törichte Regel verteidigen zu wollen, daß die *ant*-Form mit Objekt immer das (unveränderliche) Gerundium sei, also in: *Dans la cour de la maison* *p o r t a n t* *le no 44 de la rue Royale* ein Gérondif zu sehen." Was soll ich angesichts dieser eigentümlichen Sachlage nun machen? Soll ich etwa all meine (recht zahl- und umfangreichen!) früheren Erwägungen und Ausführungen hier zur Abwehr dieses ebenso kurzen wie apodiktischen[16]) Verwerfungsurteils noch einmal vorführen? Das wäre ein unverantwortlicher Mißbrauch des mir von dem Herrn Herausgeber in bezug auf Rauminanspruchnahme jederzeit bewiesenen Entgegenkommens, zumal nichts mir dafür bürgt, daß ich mit den diesmaligen Darlegungen bei dem Verfasser mehr Glück haben würde als mit den früheren. Ich begnüge mich daher mit folgenden apologetischen Bemerkungen. Einmal muß ich das — als einziges! — vom Verfasser vorgebrachte Argument: „Dagegen (nämlich gegen die Auffassung von *portant le no 44* usw. als Gérondif) spricht vor allem die Kontinuität im Vorkommen dieser lateinisch so häufigen Ausdrucksweise" ablehnen. Denn wie beweist Verfasser diese vermeintliche Kontinuität? Er führt außer dem lateinischen *rebus habentibus suum nomen* (aus Quint. 8, 6, 34) noch 4 altfranzösische sowie 1 italienisches Beispiel von Partizipium mit Akkusativobjekt an und schwenkt dann — einer (schon früher von mir monierten) Neigung zur Zusammenschweißung verschiedensprachlicher Ausdrucksweisen folgend — zum d e u t s c h e n Verfahren ab, dies nicht etwa in Gegensatz zum Französischen stellend, sondern gewissermaßen als Beleg vorführend: „Daß übrigens verbale und nominale Eigenschaften eines P.'s nebeneinander hergehen können, zeigen Fälle, wo es gleichzeitig kompariert und verbal konstruiert ist, z. B. 'dazu erschien mir nichts Wünschenswerteres, d e n C h a r a k -

[15]) Ich hatte aber einfach gesagt, daß in *j'ai eu*, das *eu* Verbform, „Gestivum", d. h. ein vollführtes Tun (hier „Gesehen") bezeichnende Form, daher unverändert, d. h. unbeeinflußt von dem (vielmehr davon „abhängigen"!) *cette dame* sei, daß hingegen in *cette dame que j'ai eue* das *eue* Adjektiv und zwar reines, absolut reines Adjektiv, „gesehen e", sei — hatte also nur „Tatsachen", die mir übrigens heute genau so als solche erscheinen wie damals, konstatiert, ohne mich auf die Frage einzulassen, ob eine solche differenzierende Behandlung des *eu* (einmal als Verbform, das andere Mal als Adjektiv) an und für sich zweckmäßig oder gerechtfertigt sei, eine Frage, deren Beantwortung d e m nicht ganz leicht sein dürfte, der sich die fundamentale Verschiedenartigkeit des Verfahrens im Italienischen einer-, im Spanischen, Portugiesischen und Rumänischen andrerseits genauer angesehen hat.

[16]) Ein Verwerfungsurteil in ähnlich apodiktisch-kategorischer Form, diesmal aber nicht gegen mich, sondern gegen Fuldas Lustspiele gerichtet, findet sich S. 99, Anm. 2, während andrerseits S. 34 und 68 Äußerungen erfreulicher Bescheidenheit bieten.

ter einer Nation Ehrenderes' (Goethe) usw." Ja, hat das wohl jemand bestritten — für das Lateinische und Deutsche, meine ich? Ist ferner das Fortbestehen einer lateinischen Konstruktion im Altfranzösischen (und Italienischen) auch fürs Neufranzösische ein gültiger Kontinuitätsbeweis? Wie vieles dem Lateinischen und Altfranzösischen Gemeinsame ist im Neufranzösischen aufgegeben worden? Dürfen doch, wie ich noch neulich anläßlich von *Il fait bon vivre ici* ausgeführt habe (vgl. XL, 1/3, 41 ff dieser Zeitschrift), selbst Sachverhalte, die sich im Altfranzösischen mit Hülfe der Flexion zur Evidenz erweisen lassen, darum noch keineswegs als für die neufranzösische Deutung und Auffassung bindend gelten, wenn gewichtige Gründe dagegen sprechen. Wir können bezüglich der uns beschäftigenden Frage mit Bestimmtheit feststellen, daß ein (adjektivisch) flexibles Partizip auf *-ant* mit einem akkusativischen Objekt, das (wie im Lateinischen) im Altfranzösischen völlig unbedenklich war, an der Wende zum Neufranzösischen hin schon zu befremden begann. Empfing seine Verwendung dann auch durch die latinistische Strömung des 15. und 16. Jahrh. einen neuen Impuls, so reichte dieser doch bei weitem nicht hin, das innere Widerstreben, das, wie es scheint, sämtlichen romanischen Sprachen (am stärksten dem Spanischen, Portugiesischen und Rumänischen) gegen eine zugleich die voll-nominale und die voll verbale Natur des lat. und altfrz. Partizips in sich vereinigende Wortform — wohl eine Äußerung desselben analytischen (bezw. analysierenden) Zuges, der beim Nomen nicht mehr die Gleichzeitigkeit von Numerus- und von Kasusflexion dulden wollte — dauernd zu überwinden. Immer seltener werden, immer befremdlicher erscheinen Anfang des 17. Jahrh. die „Partizipien mit Akkusativobjekt". Mag auch Mme de Sévigny, eine bekanntlich höchst impulsive, theoretischer Reflexion — ich meine Reflexion hinsichtlich ihres sprachlichen Ausdrucks — wenig zugeneigte Schriftstellerin, auch gelegentlich noch: *je vous trouve... si méprisante les choses de ce monde* schreiben (VI 336), der Mehrzahl der Schriftsteller widerstrebt das bereits — ebenso wie es im Spanischen, Portugiesischen[17])

[17]) Für das Portugiesische hatte ich damals noch nicht (wie für die anderen hier genannten romanischen Sprachen) Beispiele zur Hand, da die ja wohl auf fleißigen Studien beruhende, aber in ihrem Aufbau völlig unzulängliche und unzuverlässige Grammatik von Reinhardstöttner deren keine bot. Inzwischen habe ich diese Lücke auszufüllen gesucht und einige aus Eça de Queiroz, *O crime do padre Amaro* (5. Aufl.) gesammelt: *as virtudes (do doutor Godinho) arrastando caudas de adjectivos nobres 221.* — *.. e arvorando-o gritaremos «As armas!* 222. — *.. sentiram a voz da snr*^{a} *Joaquina subindo a escada* 236. — Auch ohne Objekt, das „Tun" ausdrückend, *os parceiros carambolando* (vom Billardspiel) 215; *senhoras passeando* 537. Das letzte Beispiel gibt auch Meyer-Lübke III, 537,

und namentlich im Rumänischen schon seit Jahrhunderten widerstrebt hatte und darum längst aufgegeben war, wie es übrigens auch im Italienischen für die m e i s t e n Verba widerstrebte und nur für eine ganz kleine Gruppe (von Vockerath, *Lehrb. d. ital. Spr.* § 310 aufgeführter) Verba zulässig blieb, und so war denn der Akademiebeschluß vom 3. Juni 1679, der jene dem Geist der Sprache zuwiderlaufende Ausdrucksweise definitiv aufgab, nicht, wie Verfasser sich auszudrücken beliebt, eine „törichte Regel" — wie sollte auch eine Vereinigung von Schriftstellern ersten Ranges (falls hier von Rang zu sprechen gestattet ist) darauf verfallen, sich auf ihrem eigensten Betätigungsfelde durch „törichte Regeln" die Hände zu binden, sich die Arbeit zu erschweren? — sondern es war, wie ich mich an der schon mehrfach erwähnten Stelle, *Z. f. R. Ph. XX*, S. 302 auszudrücken mir erlaubt habe, „ein offizielles Leichenbegängnis, das die Akademie einem wirklich Toten bereitete." Was aber die Kontinuitätsfrage betrifft, so zeigt Meyer-Lübke III, 533, daß, worauf ja auch schon der sprachliche Tatsachenbestand der westlichen und der östlichsten romanischen Sprache schließen lassen) schon in v o r romanischer Zeit das Gerundium des öfteren an die Stelle des Participiums getreten, daß z. B. ein afr. *soleil levant* „zwar einem lat. *sole levante* entspricht" (M.-L. meint augenscheinlich: der Bedeutung und Gebrauchsweise nach entspricht „aber doch t a t s ä c h l i c h" (d. h. also sprachbestandlich) „der Fortsetzer eines *sole levando* ist, wie *voiant toz* ja deutlich nicht* *videntes totis*, sondern **videndo totis* wiedergibt."

Fassen wir den gegenwärtigen sprachlichen „Tatbestand kurz zusammen, so ergibt sich: „Das Neufranzösische hat k e i n e „Partizipien" mehr, wenn man darunter hybride, Mittel- (oder Zwitter- oder Bastard-)Formen versteht, die in sich nominale Natur (Kennzeichnung von Genus und Numerus, im Lateinischen und Altfranz. auch noch des Kasus) und verbale Rektion (d. h. die Fähigkeit ein Akkusativobjekt zu regieren) in sich vereinigten. Es scheidet sorgfältig zwischen der (invariablen) Gerondif-Form auf *-ant* und der (variablen) Adjektivform mit dieser Endung, die sich, auch wenn sie neu von einem Verbalstamm gebildet ist, in ihrer grammatischen Natur in keiner Weise von den ursprünglichen Adjektiven wie *constant*, *puissant* usw. unterscheidet und die, wie die letztgenannten, nur zur Kennzeichnung von Seienden als Trägern von E i g e n s c h a f t e n gebraucht wird, also da ausgeschlossen ist, wo von dem (ein- oder mehrmaligen, rasch verlaufenden oder längere Zeit andauernden) Vollzuge eines Z u s t a n d e s oder einer T ä t i g k e i t die Rede ist. Gewiß gibt es Fälle, in denen ein Schwanken

---

dessen treffliche Ausführungen (§§ 498—500) Verf. zwar gelesen, aber doch nicht genug gewürdigt und durchdacht zu haben scheint.

bezüglich der zutreffenderen Auffassungs- und Ausdrucksweise möglich ist (vgl. *des sauvages vivent errant* oder *errants dans les bois*, Ministerialerlaß G. Leygues' v. 31. Juli 1900). Doch ist jedes Schwanken ausgeschlossen, vielmehr nur Gérondif möglich, sobald Verneinung mit *ne-pas* oder ein Akkusativobjekt vorhanden ist (also nur: *n'errant pas* oder *chassant du gibier dans les bois*)[18]. Wenn ich mich nun frage, wie es wohl gekommen sein mag, daß Verfasser trotz seiner sonstigen großen Sorgsamkeit diesen, wie mir scheint, klar zu tage liegenden Sachverhalt[19]) nicht erkannt hat, in der vorhin dargelegten sauberen Scheidung der Fälle lediglich eine Marotte der Sprache (oder der Akademie) sieht, die er geflissentlich ignorieren zu sollen glaubt (er bemerkt z. B. S. 97 zu Maupassants *Une seule caresse donne cette sensation... des deux êtres ne faisant plus qu'un, c'est le baiser*, hier stehe *faisant* statt *faisants*", das doch neufranzösisch überhaupt nicht in Frage kommen kann), so bin ich, auf Grund einer Reihe gelegentlicher Wahrnehmungen, geneigt, die Erklärung solches seltsamen Verkennens darin zu sehen, daß Verfasser bei seinen außerordentlich ausgedehnten Studien und Sammelarbeiten (er hat z. B. Dantes ganze *Divina Commedia* sorgfältig auf die „r. a.-Konstruktion" hin durchgearbeitet), das Neufranzösische etwas vernachlässigt hat. Es mußte schon früher auf das Seltsame des für die genetische Erklärung der *rêve accompli*-Konstruktion (S. 26) gewählten Beispiels hingewiesen werden, indem „meine Frau trägt ein Gedicht vor" durch „*ma femme* ***déclame*** *un* ***poème***" wiedergegeben ist, und weiterhin nicht nur „meine vortragende Frau" durch ein geradezu komisch anmutendes *ma femme déclamante* sowie auch „ich höre dies Gedicht vortragen" (zweimal!) durch *j'entends ce poème déclamer* übersetzt wird. — Noch befremdender erscheint mir (S. 44) die mit reiflicher Überlegung (unter ausdrücklicher Ablehnung der richtigen Deutung Plattners) erfolgte Herübernahme des von Meyer-Lübke (S. 497) begangenen (und hier bei der Fülle der Beispiele durchaus entschuldbaren) Übersetzungsirrtums in *pour moi jusqu'à plus ample informé le crime a été commis*, wo es

---

[18]) Die dürftige Erörterung des Unterschiedes zwischen „Participe présent" (?) und „Adjectif verbal" unter Weglassung dieser wichtigen Bestimmung, ist wohl die flachste der Flachheiten, die der hier angezogene — berühmte oder berüchtigte? — französische Ministerialerlaß den französischen Kollegen zu bieten gewagt hat, die man zu solchem Verfahren der vorgesetzten Behörde wahrlich nicht beglückwünschen kann.

[19]) Für das, was er P(artizipium) II nennt, liegt die Sache ganz analog, es ist entweder reine (invariable) Verbform („Gestivum"), z. B. die Tagebuchnotiz: *A huit heures du matin,* ***doublé*** *la pointe de Penmarch*, P. Loti *Mon père Yves* 372, daher denn auch *j'ai doublé la pointe* (und die bekannten *excepté l'Allemagne, supposé cette chose* usw.) — oder ebenso reines (variables) Adjektiv, sei es attributiv *(la pointe doublée)* oder prädikativ *(elle est doublée, je l'ai doublée, que j'ai doublée* usw.).

unmöglich ist, *informé* auf *moi* zu beziehen, wie M.-L. im Gedanken an port. *até mais informado* getan. Es liegt vielmehr substant. *informé* = *information* vor, denn sonst müßte doch das Adverb *amplement* gesetzt sein. (Leider hat Verf. die Seite von M.-L. nicht angegeben. Ich fand sie ganz zufällig, weil ich an den Rand „Versehen!" geschrieben hatte.) Dazu kommen nun folgende kleinere Sprachwidrigkeiten: S. 36 ergänzt Verfasser *après le café* zur Veranschaulichung seiner Konstruktion zu *après le café bu* (statt *pris*), gibt (S. 92 Anm.) *la dame vue* p a r *moi* (statt des bei weitem üblicheren *de*) als Passiv von *la dame que j'ai vue*; vervollständigt (S. 60) das Racinesche *Nos deux pères, sans nous, formèrent ces liens* (*Andr. IV*, 5) zu *sens nous* a s s e n t a n t s, (statt *sans nous, donnant notre sentiment*, da *assentir* „zustimmen" längst veraltet ist); gibt S. 79 für *faire* und *rendre* = „machen" den ganz unzulänglichen Unterschied: „machen + Adj. ist der Regel nach *rendre*; *faire* nur für „machen" + Subst. — statt: „machen" wird im allgemeinen durch *faire*, durch *rendre* (wörtlich: „zurückgeben als") nur dann wiedergegeben, wenn ausdrücklich die U m w a n d l u n g, die Ü b e r f ü h r u n g aus e i n e m Zustande in einen a n d e r e n gekennzeichnet werden soll" — und hält daher die beiden von ihm zitierten Stellen: *vous devriez faire vos charités plus élégantes* (aus Maup. *Fort comme la mort 109*) und *fais ta caresse endormante* (aus Verlaine, *Choix 10*), also Ausdrucksweisen, die völlig normal sind, für Abweichungen von der Regel („d o c h finden sich...").[20]) — S. 110 (im Nachtrag zu S. 38) markiert Verfasser durch Kursivdruck das *t* von *sonnant* in dem Ausdruck *à minuit sonnant* (aus Mérimée, Carmen) als auffällig. Warum? Will er dafür *sonnante?* Das Subst. *minuit* ist schon längst n u r maskulin, wenigstens in der guten, gebildeten Sprache. — S. 97 heißt es: „Ihre Annonce in den M. N. N." m u ß frz. durch: *votre annonce parue dans les M. N. N.* wiedergegeben werden." Mir scheint, jeder Franzose würde in der Alltagssprache ein *votre annonce dans les M. N. N.* ruhig hinnehmen, bei sehr sorgfältiger, gewählter Ausdrucksweise aber wohl auch nicht *votre annonce* p a r u e *dans..*, sondern etwa *L'annonce que vous avez fait insérer dans...* sagen. — Schließlich läßt der S. 107 erhobene Vorwurf, daß *nous vivants* gegenüber *arrivant l'heure* „zweifellos wenig konsequent" sei (während es doch das heutzutage in jeder Beziehung Korrekte ist!) darauf

[20]) Auch die Anmerkung zu S. 88 flößt mir Bedenken ein: „Willenhaftes ‚werden' frz.: *se faire marchand.* Frz. *devenir* ist willenhaft gedacht in dem bekannten: *on naît poète, on devient orateur.*" Mitnichten. Als Angabe der Berufswahl würde immer *on* s e f a i t *orateur* gesagt werden. Das *devient* bedeutet „man ist es nicht schon von und durch Geburt (wie *poète*), sondern man w i r d dazu gemacht, e n t w i c k e l t s i c h erst dazu, z. B. durch Ausbildung, Schule oder sonstige Gelegenheiten".

schließen, daß Verfasser *vivants* ebenso für eine *Partizipialform (l. „Gérondifform") hält, wie *arrivant.* Bekanntlich ist aber *vivant* heute in erster Linie Adjektiv, das in Verbindung mit *être* den Begriff „leben" = „am Leben sein, nicht tot ‚sein" ausdrückt, während „arrivant" als Adj. „neu angekommen" (substantiviert: „Ankömmling") bedeuten würde, so daß man also sehr wohl *elle est vivante* (= sie lebt), aber n i c h t (gegen Löseth's *il est déjà trottant par les sentiers*, nun zum fünften Male!) **l'heure est arrivante (arrivant)* sagen könnte. Auch die schon erwähnte Ableugnung der Existenz eines Verbums, „dessen Part. Perf. sie sein könnten" bei *étagé* und *courroucés* (S. 7) könnte hierhergezogen werden — alles mehr oder weniger deutliche Anzeichen dafür, daß der Verfasser dem Neufranzösischen noch nicht so viel Zeit, wie vielleicht manchem anderen Zweige seiner Studien gewidmet hat. Nach den Beweisen tüchtigen Könnens, die er in seiner Arbeit gegeben, zweifle ich nun nicht, daß er bei fortgesetzter intensiver Beschäftigung mit dieser Sprache auch über diejenigen Punkte ihres Baues, ihres Verfahrens zu klarem und zutreffendem Urteil gelangen wird, für die es diesmal noch vermißt wurde, insbesondere auch, daß er die Verschiedenheit der Gedankenbildung, die in einem (heute unmöglichen) *méprisante ces choses* zum Ausdruck kam, von der einem *(elle) méprisant ces choses* zugrunde liegenden in klarer Anschauung — manche sagen dafür gerade „instinktiv", gefühlsmäßig! — erfassen lernen werde. Von sonstigen Einzelheiten, die ich mir angemerkt, will ich bei der Länge, die meine Besprechung schon angenommen hat, nur noch ganz wenige erwähnen, zuvörderst eine, die mir von mehr oder weniger prinzipieller Bedeutung zu sein scheint. Verfasser deutet meines Erachtens die angezogenen d e u t s c h e n Fälle, in denen er Seitenstücke seiner französischen Konstruktion erblickt, nicht immer richtig, z. B. das mehrmals auftauchende Goethesche „Das Schnupftuch vorgehalten half nichts". S. 16 stellt er es mit *post bellum dimissum*, *après la guerre finie* zusammen, als Fall „eines, wie billig, h i n t e r dem Subjekt (?!) stehenden Prädikates" (?!). S. 18 bringt er es als Ausnahme zu der sonst üblichen Voranstellung des Partizipiums („nach getötetem Manne") und fügt (als gleich zu beurteilende Fälle außergewöhnlicher Stellung) dazu: „Gutes gewollt mit Vertrauen und Beharrlichkeit führt zum Ziele" (Voß), „Feuer auf dem Herd gemacht ist gut im Gewitter" und schließlich einen Satz, bei dem ihn die Singularform des Verbs selber stutzen macht: „Diese sechs Punkte erfüllt war — er setzt in Parenthese hinzu: „Singular!" — nichts Geringeres als der Sieg des Konstitutionalismus" (Brachvogel). — Ich gestehe, daß ich all diese Sätze ganz anders auffasse, nämlich als (heute veraltete) Fälle von „Gestiven" (d. h. Verbformen, die ein vollendetes Tun ausdrücken, gewöhnlich Partizipia Perfekti genannt) mit voranstehendem Objekt., oder,

um das Französische zu Hilfe zu nehmen, nach der Art von (aktivem!) *doublé cette pointe, passé cette ligne, supposé cette chose* (= nachdem man diese Landspitze umfahren, diese Linie passiert, diese Sache vorausgesetzt hat) und nicht, wie ja wohl Verfasser meint, *cette pointe doublée* (passivisch! „nachdem diese Spitze umfahren ist" usw.). Bei meiner Auffassung hätte auch der vom Verfasser als merkwürdig bezeichnete Singular „war" im letzten Satze nichts Auffälliges mehr, da ja das Gestivum ebenso Singular ist wie der Infinitiv. So wie man also sagen würde: Das Erfüllen dieser sechs Punkte", (oder genauer: „diese sechs Punkte erfüllen") „w a r" und nicht „waren" nichts Geringeres . . . so wird es auch heißen müssen: „Das diese sechs Punkte erfüllt haben" oder kürzer „Diese sechs Punkte erfüllt" (=* *rempli ces six points*, nicht *ces six points remplis*, also „erfüllt" = vollendetes Erfüllen) w a r nichts Geringeres usw." — Und ferner: Würde man, wenn es sich z. B. um Verbergen des Lachens handelte, sagen: „D e r Hut vorgehalten half nichts"? Ich gestehe, daß, wenn ich nun schon einmal eine solche — heutzutage ja völlig veraltete — Ausdrucksweise gebrauchen wollte, ich sagen würde: „D e n Hut vorgehalten half nichts", vielleicht mit einer ganz kleinen Pause hinter „vorgehalten", und dementsprechend „Die Hand vorgehalten h a l f nichts", jedoch nicht, wie Verfasser zu wollen scheint: „Die Hände vorgehalten h a l f e n nichts." — Und Ähnliches wäre auch über das S. 106 erwähnte, als seltener Fall von Nominativus absolutus (gegenüber dem „im Deutschen vorherrschenden absoluten Akkus.") angeführte: „Alle Personen, der Student ausgenommen" zu sagen. Der Nominativ „der Student" ist hier nur möglich, wenn „alle Personen" Subjekt ist, wobei es, wie man in der Grammatik zu sagen pflegt, eine Art Attraktion ausübt. Schon wenn ich „alle Personen" n a c h f o l g e n lasse (unter Beibehaltung der Subjektsrolle) wird ebensowohl Akkusativ wie Nominativ möglich. „Den Studenten ausgenommen, waren mir alle Personen bekannt" (neben „Der Student ausgenommen, waren . . ."). Wähle ich eine Konstruktion, bei der „alle Personen" in einen anderen Kasus, z. B. den Dativ tritt, so dürfte n u r n o c h der Akkusativ angängig sein: „D e n Studenten ausgenommen, wurde ich allen Personen vorgestellt" (schwerlich „D e r Student ausgenommen, wurde ich . . ."). Und unbedingt erforderlich wird der Akkusativ, ganz gleich welches die Wortstellung ist, wenn „alle Personen" selbst in den Akkusativ tritt, Objekt wird: „Ich kannte alle Personen, den Studenten ausgenommen" — „D e n St. a., kannte ich a. P." — „So kam es, daß ich, d e n St. a., bald a. P. kannte" usw. In all diesen Fällen ist der Nominativ ausgeschlossen, nur noch der — schon durch den ursprünglichen Sachverhalt: absolutes Partizip („Gestivum") mit voranstehendem Objekt gegebene — A k k u s a t i v möglich.

Eine Anzahl Kleinigkeiten, die ich mir noch notiert habe (z. B. Inwiefern soll S. 60 in *Ne fui* VII *jorz sanz ma broine vestie* „ein akkus. g r a e c u s als Subjekt" stehen? *Vestir* heißt doch nicht bloß „bekleiden mit", sondern auch „anziehen, anlegen" — oder: Warum übersetzt Verfasser S. 98 das Danteschе: *Cotesta oblivion chiaro conchiude Colpa nella tua voglia altrove attenta* (*Purgat.* XXXIII, 99) durch: „Dieses Vergessen zeigt d e i n e Schuld a l s e i n e in sich anderwärts hinwenden deines Wünschens b e s t e h e n d e" mit der mir unverständlichen Charakterisierung: „Der adnominale Ausdruck zugleich adverbial" — statt einfach durch „Dieses Vergessen zeigt deutlich Schuld an, d. h. läßt Schuld erkennen in der Hinwendung deines Willens nach einer anderen Richtung"[21]? usw.) will ich in Anbetracht des schon allzugroßen Umfangs der Besprechung lieber beiseite lassen, um mit der Anerkennung zu schließen, daß, wie die Arbeit sich als Ganzes durch eine sorgfältig durchgeführte Gliederung und Gruppierung (nur vermisse ich SS. 70—78 bei den Unterteilen die Ziffern 2—8) sehr übersichtlich präsentiert, und durch eine (vorangestellte) sehr eingehende Inhaltsübersicht und zwei (am Schlusse beigegebene) Register — bequem benutzbar gemacht ist, so auch der Druck des Textes sorgfältige Überwachung zeigt. Von den wenigen untergelaufenen Druckversehen wären in erster Linie zu nennen die unrichtigen Stellenangaben: S. 15 Z. 20, wo es (statt „S. 37 Anm.") heißen muß „S. 27 Anm."; S. 44 Z. 14 v. u., wo S. 40 (statt S. 37) zu schreiben ist; S. 80 Z. 1 v. u., wo auf Meyer-Lübke III, 300 (statt 370) verwiesen ist (auf Grund eines Druckversehens, das M.-L., p. X, selbst berichtigt hat). — Sodann Weglassung von *non* hinter *ancor (Per la cagione ancor n o n manifesta)* S. 64 Z. 30/31. — Vertauschte oder weggelassene Buchstaben: S. 8 Z. 7 lies *threeheaded* (statt *threeheadet*), S. 21 Z. 22 *Röttgers* (statt *Böttgers*), S. 30 Z. 31 *petitae* (statt *pepitae*), S. 36 Z. 18 *molte carte* (st. *molto*), S. 40 Z. 5 v. u. währendes Essens (st. währendem Essens), S. 45 Z. 27 *corporibus* (st. *porporibus*), S. 63 Z. 1 v. u. *orgueil* (st. *orgeil*), S. 64 Z. 17 *Ch'hanno* (st. *C'hanno*); S. 64 Z. 25 *quella ruina* (st. *quelle*), S. 70 Z. 26 *travail* (st. *traveil*), S. 71 Z. 11 *soudains* (st. *soudain*); S. 94 Z. 8 *ils* (st. *il*); S. 96 Z. 10 projiziert (st. projeziert). — Bisweilen steht nur e i n Konsonant, wo Verdoppelung statt hat z. B. S. VII Z. 14 *occasionell* (wo nur -el), S. 97 Z. 5 *passionnés* (wo nur *-ionés* steht). — S. 56 Z. 17 und 19 v. u. l. *nonobstant* in 1 Wort (statt *non obstant*), wie auch 10 Zeilen weiter richtig zu lesen ist. — S. 36 Z. 15: Punkt hinter „Tabelle" (statt Kommas) oder „Als" (statt Alles) und dann kein Komma hinter „Tabelle". — Alles übrige sind Akzentversehen z. B. S. 18 Z. 13, lies *reflète*

---

[21]) Vgl. dazu die Erklärung von Pietro Fraticelli: „*poichè l'acqua di Lete fa dimenticare il malo fatto, e non già il bene.*"

(st. *ré-*), S. 32 Z. 2 *à* (st. *á*), S. 62 Z. 17 *rêve* (st. *rève*), S. 73 Z. 15 *agréments* (st. *agrements*), S. 74 Z. 1 *poésie* (st. *poèsie*). — In dem französischen Register, das (ebenso wie das allgemeine) sehr sorgfältig und vollständig ist, habe ich nur *maintenant* und *chemin faisant* S. 41 vermißt.

Berlin-Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

Von Wurzbach, Wolfgang. *Geschichte des französischen Romans.* I. Band. *Von den Anfängen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts.* (In Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke. 2. Reihe: Literaturgeschichte.) Heidelberg 1913. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 8°. 409 S. Geh. 7 Mk.

Der Verfasser behandelt in drei größeren Abschnitten den Roman des Mittelalters, den Roman im Zeitalter der Renaissance und der Sentimentalität, den heroisch-galanten Roman und seine Gegenströmungen. Er war, wie er im Vorwort angibt, bestrebt an dem Charakter eines Elementarbuches festzuhalten. Wenn der Charakter eines Elementarbuches besteht in der Zuverlässigkeit, mit der das vorhandene Material gesichtet und dargeboten wird, wenn der Benutzer des Elementarbuches die Gewißheit haben darf, daß er alle Erscheinungen wenigstens in ihren gröberen Umrissen kennen lernen kann, daß er auch eine erschöpfende Zusammenstellung der einschlägigen bibliographischen, vom Verfasser selbst gewissenhaft verwerteten Literatur in die Hände bekommt, wenn in solchen Eigenschaften und Möglichkeiten der Charakter eines Elementarbuches zu sehen ist, so ist Wurzbachs „Geschichte des französischen Romans" ein sehr brauchbares und nützliches Buch. Wer mit dem sehr umfangreichen Stoff einigermaßen vertraut ist, kann die Schwierigkeiten würdigen, die der Verfasser von Schritt zu Schritt zu überwältigen hatte, und er wird von vornherein darauf verzichten, eine ideale Leistung zu erwarten oder zu verlangen. Die größte Schwierigkeit, die sich dem Forscher auf einem so ausgedehnten und reich bewachsenen Felde bietet, ist die Unmöglichkeit alle Werke der Romanliteratur ganz oder auch nur in Auszügen selbst zu lesen. Er ist gezwungen, weil er eben sonst nie fertig werden würde, sich zu beschränken. Wie beschränkt man sich am vorteilhaftesten? Meiner Meinung nach, indem man sich in einige Gebiete mit ganz besonderem Nachdruck vertieft, indem man hier und da mit der eigenen Forscherarbeit einsetzt und so von einigen Epochen und Werken eine klare Anschauung gewinnt. Diese Klarheit im Einzelnen kommt dann dem Verständnis für die Gesamtheit des Verlaufs in schönster Weise zu gute. Es schärft

sich der Blick für die Problemstellung in den verschiedensten Fällen. Weil man einzelne Etappen des Weges genau kennt, zeichnet sich der Weg von den einen zu den anderen um so schärfer und deutlicher. Man lernt immer bewußter, auf welche Motive, auf welche Formen man acht zu geben hat; man erkennt immer besser das Verhältnis von Tradition und Originalität, man durchschaut das reizvolle Spiel der Entwicklung in seiner interessanten Mischung von Zufall und Zwang.

Der Verfasser des Elementarbuches nun hat trotz alles sehr gut ersichtlichen Fleißes doch wohl noch nicht genug gelesen. Er hat sich, so möchte ich sagen, noch nicht durch die persönliche Beschäftigung mit einzelnen Fragen und Werken in genügendem Maße vorbereitet, um mit souveränem Blick, von hoher und freier Warte herab, von seiner Warte herab, das große, vielstraßige, hier hellbeschienene, dort in der Dämmerung sich verlierende Feld zu überschauen.

Das auf drei Bände berechnete Werk ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche in den Jahren 1910—1912 an der Wiener Universität gehalten wurden. Die Zeit ist kurz für eine so groß angelegte Leistung. Die Arbeit ist gleichbedeutend mit Verzicht auf die eigene Forschung, auf das eigene Urteil, in besonders zahlreichen Fällen. Und so muß der Erfolg bis zu einem gewissen Grade wohl auch fragwürdig bleiben. Groben Ansprüchen kann er genügen. Eine Art Übersicht über das bisher Geleistete ist gegeben; was sich in einer Reihe von Arbeiten da und dort findet, ist kurz und knapp zusammengefaßt. Das Neueste ist verwertet. Aber in vager, blasser, unpersönlicher Weise. Es wird aus dem Buche daher klar ersichtlich, wo die allgemeinen Anschauungen noch ungeklärt sind, wo die Vorurteile sitzen, wo immer noch die festgewurzelten Irrtümer leben, wo die Unkenntnis ihre Schleier breitet.

Es ist ein Erfordernis der ernsthaften Kritik, immer wieder auf die Notwendigkeit des eigenen Zusehens aufmerksam zu machen und vor der Selbstgenügsamkeit in literarischen Dingen zu warnen. Die Selbstgenügsamkeit ist in der Regel eine Folge von Unkenntnis. Hätte z. B. von Wurzbach eine klare, durch ausgedehnte eigene Lektüre erworbene Vorstellung von der *Astrée*, so würde er sich nicht mit den Ausführungen, die er über Honoré d'Urfé und den Roman gegeben hat, begnügt haben. Er würde über der Fülle des Mitzuteilenden gar keinen Platz für so manche unwesentliche Dinge gehabt haben, sicherlich nicht für die Mitteilung, d'Urfés Gattin, Diane de Chateaumorand, „sei sehr unreinlich geworden und habe sich mit großen Hunden umgeben, die sogar ihr Bett beschmutzten" (p. 215). Er würde nicht eine so blutleere Inhaltsangabe des Romans gegeben und die in den Roman eingeflochtenen Erzählungen nicht einfach mit der gänzlich unzureichenden Bemerkung abgetan haben:

„Sie sind in ihrem Verlaufe ähnlich und schließen sämtlich auch mit der Heirat“. Der Bedeutung der Erzählungen in der „*Astrée*“ und in den folgenden heroisch-galanten Romanen bis auf M[lle] de Scudéry wird man auf solche Weise nicht gerecht.

Solange man nicht einmal diese kleinen psychologischen Romane im Leibe der großen Romanungetüme genauer untersucht, wird man ihre Bedeutung für die Entwicklung der Erzählungskunst immer unterschätzen.

Wie mit der *Astrée* so ist es mit den Ausführungen über eine Reihe von anderen Romanen. Man vermißt die sorgsame, auf genauer Kenntnis beruhende Verarbeitung des Inhalts, die Konzentration auf das wirklich Wesentliche und Charakteristische, man vermißt die durch das eigene Nachdenken über die selbsterarbeiteten Erkenntnisse gewonnene kritische Stellung des Verfassers, das Hinweisen auf Probleme, die Anregungen zu neuem Forschen. Dafür stößt man in manchen Fällen auf ungeschickte, gelegentlich irreführende Inhaltsangaben (Du vray et parfaict amour p. 195/6, Ibrahim l'illustre Bassa p. 259 neben anderen Beispielen). Auch auf unzulängliche ästhetische Wertschätzungen stößt man; so heißt es z. B.: „Wie *Gil Blas*,“ ist auch die *Histoire comique de Francion* ein schlechter Roman, dem der innere Faden, die festgefügte Handlung fehlt. Sie ist heute nur noch kulturhistorisch interessant. In dieser Hinsicht ist sie allerdings nicht zu unterschätzen. Sorel hat die verschiedenen Stände ausgezeichnet geschildert. Das Volk von Paris, die Bauern, die Studenten . . . sie alle sind ungemein lebendig charakterisiert“. Eine solche Wertschätzung, wie sie sich in ähnlicher Weise nicht selten in dem Buche findet, ist unzulänglich, weil zunächst einmal *Gil Blas* und *Francion* als schlechte Romane abgeurteilt werden, da dem Beurteiler das allgemein gültige Ideal eines mit festgefügter Handlung gebauten, guten Romans vorschwebt. Dagegen wird der kulturhistorische Wert des *Francion* gerühmt; die Feststellung aber, daß die Menschen „ausgezeichnet geschildert“ und „ungemein lebendig charakterisiert“ seien, ist ein rein ästhetisches Werturteil, das keine kulturhistorische Geltung beanspruchen kann. Der Eindruck, den der Leser von dem Roman Sorels gewinnt, bleibt vage und unsicher.

Ebenso unzulänglich ist es, wenn es am Schlusse von langen Ausführungen über Rabelais' Roman heißt: „Ein richtiger Roman im modernen Sinne ist sein Werk nicht zu nennen, dazu fehlt ihm die straffe Handlung“ (p. 168). Ich meine, es ist zu billig, in einer Geschichte des französischen Romans, wenn man nun gerade an Rabelais kommt, in einem Kapitel Rabelais' Werk schlecht und recht abzuhandeln und dann zum Schluß den Leser zu entlassen mit dem Spruch „ein richtiger Roman etc. ist das Werk nicht“, und etwa noch hinzuzufügen, „es fehlt ihm auch die Ambition, einen Roman zu schreiben.“

Wer eine Geschichte des französischen Romans schreibt, muß sich schon Rechenschaft geben über die Fäden, die den „Roman" Rabelais, mit dem Begriff des Romans und der Romanliteratur verknüpfen.

Eine gewisse Genügsamkeit zeigt sich auch in der Art und Weise, wie Bemerkungen allgemein kultureller Art in die Darstellung eingewoben worden sind. Der Verfasser fühlt z. B. in dem Abschnitt über den Renaissanceroman das Bedürfnis einige Bemerkungen über das Zeitalter der Renaissance zu machen. Aber wie willkürlich und unbeholfen sind sie, wie wenig stehen sie in Zusammenhang mit dem Roman. Es heißt da u. a. von der Renaissance: Sie überwand die mittelalterliche Barberei . . . Sie wirkte entnationalisierend . . . Der griechisch-römische Vorstellungskreis nahm die Köpfe ein . . . Ein Blick auf die Werke von Corneille und Racine zeigt, welche Dimensionen der Klassizismus später angenommen hat . . . und so trägt die Blütezeit der französischen Literatur einen fremden Stempel, das Gepräge eines Zeitalters und einer Kultur, die nicht französisch sind . . .[1]) Die Renaissance war eine Art Gymnastik, in welcher der nationale Geist erstarkte . . . Um das Jahr 1500 befanden sich die Bestrebungen der Renaissance noch in einem etwas ungeklärten Stadium (aus Seite 139—141). Die Charakteristik, die p. 228 ff. von dem klassischen Zeitalter gegeben wird, ist nicht viel besser.

So könnte man noch an manchen Stellen einsetzen und zeigen, wie dort kritiklos eine althergebrachte Anschauung weitergeschleppt, dort eine richtige Tatsache schief wiedergegeben und nicht ins rechte Licht gerückt wird, wie hier Unwesentliches breit getreten und Wesentliches verschwiegen wird. Doch mögen die angeführten Beispiele als typische genügen.

Noch eine kurze Auseinandersetzung zum Schlusse. Der Versroman des Mittelalters hat um seiner selbst willen keine Behandlung in dem Elementarbuche gefunden. Das Epos, die antikisierenden Romane, die Schöpfungen des Chrétien de Troyes, Gautier d'Arras, alle die Liebes- und Abenteuerromane in Versen, sie haben keinen Platz in dieser Geschichte des französischen Romans. Sie sind mit untergebracht in dem kurzen Kapitel: Die epischen Grundlagen der mittelalterlichen Romane und ihre Behandlung. Weshalb? Weil sie in Versen geschrieben sind und weil der Verfasser seine Darstellungen bei den Prosaauf-

---

[1]) Ist so etwas überhaupt möglich? Kann die Blütezeit einer Literatur nicht nationalen, fremden Geistes sein? Sind nicht alle auf das Frankreich des 17. Jahrhunderts wirkenden fremden Einflüsse französisch geworden? Was die Antike, was Spanien und Italien gaben, wurde von den heimischen nationalen Kräften verarbeitet in einer Weise, die dem französischen Geiste, der französischen Kulturentwickelung allein entsprach.

lösungen, als den ältesten wirklichen Romanen beginnt. Ein solches Verfahren scheint mir unberechtigt zu sein. Der klassische mittelalterliche Roman von Lancelot ist der Roman, den Chrétien geschaffen hat, ist nicht der Prosaroman. Die äußere Form spielt da gar keine Rolle, sondern einzig und allein die höhere künstlerische Vollendung. Es gab dazumal keine Theorie, die verlangte, daß ein „Roman“ in Prosa geschrieben sein müsse. Die Dichter schufen zum Vorlesen oder zur Lektüre bestimmte Werke in Versen zunächst, und dann trat an die Stelle des Verses die ungebundene Rede. Die Gattung jedenfalls beginnt mit dem Roman in Versen. Von Wurzbach ist sich selbst ganz klar über die Tatsache, daß die Prosaromane „im Hinblick auf die Vorgänge in vieler Beziehung einen Niedergang“ bedeuten (p. 35). Da wäre es doch nur logisch gewesen, die höher stehenden Versromane ihrer wirklichen Bedeutung gemäß an ihrer Stelle in der Entwicklungsgeschichte des französischen Romans zu behandeln.

Die stilistische Form, in der das Buch geschrieben ist, kann nicht immer gelobt werden. Sie ist nicht immer sorgfältig und ausgeglichen genug. Ein Satz wie: „Der Brand Roms unter Nero entsteht hier nur, um die tugendhafte Syrakusanerin Ariane leichter entführen zu können, die nach Rom kommt, um ihren kranken Geliebten zu pflegen“ (p. 252), kann sich wohl einmal in die Feder schleichen, sollte aber spätestens bei der Korrektur verschwinden. Auch die äußerst zahlreichen, gänzlich unnötigen Fremdwörter, wie sukzedieren, affizieren, Ambition, Ingerenz, Deszendentin, saisiren, clandestine und viele andere hätten während des Druckes leicht und zum Vorteil des Stils ausgemerzt werden können.

So darf schließlich zusammenfassend von dem besprochenen Werke gesagt werden, daß es die fast übergroße Masse seines Stoffes mit Sorgfalt und Fleiß zusammengetragen und zum ersten Male eine Übersicht über die Werke der Romanliteratur mit Inhaltsangaben, kritischen Betrachtungen und erschöpfendem bibliographischen Material geboten hat. Eine Übersicht, die auch der selbständig Forschende zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen machen kann, wenn er sich in jedem Falle mit dem Gebotenen nicht begnügt, sondern mit seinen eigenen Zweifeln und Fragestellungen einsetzt. Das Buch bedarf an vielen Punkten der Feilung, Verbesserung und Ausgestaltung. Es muß manche mitgeführte Last über Bord werfen, um Platz für wichtigere Dinge zu gewinnen. Sollte es einer gründlichen Durchsicht und Umarbeitung unterzogen werden, so können seine jetzt schon vorhandene Brauchbarkeit und sein Wert sicher noch rhebelich gesteigert werden.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Flake, Otto. *Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 130 S. 8⁰. (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 377. Bändchen.)

Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, die Entwicklungsgeschichte des französischen Romans und der Novelle in einem kleinen Bändchen von 130 Seiten zusammenzufassen. Nur eine gründliche Sachkenntnis und eine hervorragende Darstellungsgabe werden einen Autor befähigen sie in befriedigender Weise zu lösen. Es gilt hier eine große Zahl von Erscheinungen in präziser Weise zu charakterisieren und jeder den ihr gebührenden Platz im Zusammenhang des Ganzen zuzuweisen. Man kann sagen, daß der Verf. im allgemeinen über entsprechende Kenntnisse verfügt und daß es ihm auch nicht an kritischem Blick fehlt, die erforderliche Gabe der Darstellung besitzt er aber leider nicht. Er schreibt nicht denjenigen Stil, welcher nötig wäre, um dieses Thema einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Der Hauptfehler ist, daß er zu wenig Gewicht auf das Tatsächliche legt. Der Leser eines solchen Büchleins erwartet übersichtliche Angaben über die großen Strömungen der Romanliteratur und über das Leben der Romanciers sowie eine kurze Skizzierung der wichtigsten Werke. Anstatt dessen ergeht sich der Verf. in philosophischen Diskussionen, die auf den ersten Blick sehr tief erscheinen, schließlich aber nur ermüden und verdrießen, weil sie den Platz für anderes, besseres wegnehmen. Schon das Vorwort ist in diesem Geiste gehalten. Oder z. B. der folgende Satz auf S. 7: „Es kam, wie stets, auch im französischen Leben ein Augenblick, wo über den primitiven, momentanen Besitz, oder über die reizlose, weil ganz klare Ehe hinweg, die Erotik lockte, die weiter nichts ist als der Drang, die Geschlechtsbeziehung als Idee, als ungeheure und verzweigte Macht, mit dem Bewußtsein zu erfassen, aus dem einfachen Besitz ein Besitzen zu machen, die Reize des Verlangens, der Hindernisse — äußerer und innerer — der völligen, leidenschaftlichen Verschmelzung, der Tragik zu erleben." Es ist schwer, sich schwülstiger und unverständlicher auszudrücken. — Die Rücksicht auf das Publikum brachte es mit sich, daß dem XIV. Jahrhundert nahezu die Hälfte des verfügbaren Raumes (S. 71—126) zufiel. Dennoch ist die Verteilung eine sehr ungerechte und man sieht nicht ein, warum S. 66 dem Gesamtschaffen des Lesage (inklusive Biographie) nur vier Zeilen, S. 62 der „Réligieuse" von Diderot nur

zwei Zeilen gewidmet sind. Das ist entschieden zu wenig für ein Buch, das sich auf 9 Seiten (= 360 Zeilen) über Balzac verbreitet. Bei aller Wertschätzung des letzteren ist ein solcher Maßstab nicht zu rechtfertigen. Es hätte sich empfohlen über die Chansons de geste, die Versromane, Fabliaux, Lais usw. kurz hinwegzugehen und mit den Prosa-Auflösungen der alten Gedichte zu beginnen, die S. 19 entschieden zu summarisch abgetan werden. In ihnen liegt der Ursprung der ganzen Gattung. Leider fehlt auch das Literaturverzeichnis, welches dem Laien, der sich in das Studium vertiefen möchte, sehr zu statten käme. Man hätte auf 1—2 Seiten alle nötigen Angaben machen können. Zu Einzelheiten wäre manches zu sagen. Wir wollen hier nur bemerken, daß Perceforest (S. 20) kein Tristan-Roman ist (der Verf. meint offenbar Meliadus), daß (S. 39) der spanische Bearbeiter des Amadis Montalvo hieß (nicht Mantalvo) und daß man den Lazarillo de Tórmes (S. 40) schon längst nicht mehr für ein Werk des Hurtado de Mendoza hält.

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Karl, Louis. *Un moraliste bourbonnais du XIVe siècle et son œuvre. Le roman de Mandevie et les mélancolies de Jean Dupin avec deux planches.* Paris, H. Champion, 1912. 8⁰. 60 S. (Extrait du *Bulletin de la Société d'Emulation du Bourbonnais.*)

Als Vorläufer einer Ausgabe des *Roman de Mandevie* von Jean Dupin veröffentlicht Karl hier eine Studie über das Leben des bisher arg verkannten und verwechselten Moralisten, wie über sein bedeutsames Werk. Er stellt fest, daß die Angaben der Literarhistoriker über ihn viele Irrtümer enthalten, daß sogar sein Name wie der Titel seines Werkes entstellt worden sind. So wird er schon in einer Hs. J. Dupain genannt und daraufhin mit einem Mönch von Vauceles, Jean Durpin, dem angeblichen Verfasser des *Evangile des Femmes* identifiziert. Da er seinen Romanhelden Mandevie (= *Amande-vie* wie *Boi-leau*) genannt hat, verwechselte man ihn selbst andererseits mit Jean de Mandeville aus Lüttich oder Burgund, den Verfasser des *Voyage d'outre mer.* Demgegenüber zeigt Karl nach den Angaben im Roman selbst, daß D. 1302 im *duchié de Bourbonnois* geboren wurde, zwischen 1336 und 1340 seinen Moral-Roman verfaßte und offenbar als eine und dieselbe Person wie der berühmte Mönch Johannes de Pinu anzusehen ist, der 1374 als Abt von Cluny starb. Sein in 14 Hss. des 14. und 15. Jhs. überliefertes Werk zerfällt in 8 Bücher. Das achte, welches den Inhalt der früheren Bücher nochmals zusammenfaßt und *Mélancolies* betitelt ist, besteht ausschließlich aus Versen, die übrigen teils aus Prosa, teils aus Versen. Karl gibt eine genaue Be-

schreibung der Hss. bis auf das durch Brand unleserlich gewordene der Turiner Universitätsbibliothek und im Anschluß daran eine Klassifikation der Hss., deren Richtigkeit natürlich erst durch die Ausgabe selbst erprobt werden muß. In ausführlicher Weise verbreitet er sich dann von S. 20 an über den Charakter und literarischen Wert des Romans sowie über seinen Einfluß auf Jean Castel's halb lateinisch halb französisches Gedicht: *Specule des pecheurs* aus der Mitte des 15. Jh. und auf Jean Bouchets Jugendwerk *Regnars traversant les perilleuses voyes des folles fiances du monde.* Seine Charakteristik der poetischen und prosaischen Teile des Romans von Mandevie faßt Karl in den Worten zusammen: *C'est un traité de morale en vers comme la première partie* (Buch 1—7) *est un poème allégorique en prose.* Insbesondere wertvoll ist das Werk als Fundgrube für die Kenntnis französischen Denkens und Fühlens im 14. Jh. — Recht stiefmütterlich scheint mir in der Broschüre Dupins Sprache und Versbau behandelt zu sein. Hier wird der Herausgeber des Textes noch viel nachzuholen haben. Der bunte Wechsel der angewandten Versarten und Strophen bedarf ebenso eine gründlichere Beobachtung wie die Sprache. Als Anhang folgt von S. 39 an eine ausführliche Analyse der ersten 7 Bücher nach der Pariser Hs. f. fr. 451 der Nationalbibliothek, die recht willkommen ist und von S. 58 an eine Bibliographie. Geschmückt ist die Schrift mit 2 Photographiedrucken nach Bildern in der Arsenal-Hs., welche das Porträt des Dichters zeigen. Der Verfasser hat sich durch seine ergebnisreiche Arbeit vollen Anspruch auf den Dank der Fachgenossen erworben.

Greifswald. E. STENGEL.

Blaise de Monluc, *Commentaires.* Edition critique publiée et annotée par Paul Courteault. I. 1521—1553. Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire. Paris, librairie Alphonse Picard et fils. 1911. XVIII—423 SS. 8⁰.

Courteault hat sich schon durch frühere Leistungen (besonders durch sein Buch ‚*Monluc historien*'. Paris 1907) als Monluckenner vorteilhaft eingeführt. Er läßt nun seinen darstellenden Arbeiten eine kritische Textausgabe der ‚*Commentaires*' folgen, und zwar liegen bis jetzt die zwei ersten Bücher vor.

Die Entstehungsgeschichte des Textes, über die die ‚*Introduction*' interessante Mitteilungen enthält, gibt einen lehrreichen Einblick in die ganze Art der Arbeit Monlucs und läßt erkennen, wie der Text der ‚*Commentaires*', durch manche Umarbeitung geändert, erst allmählich die uns jetzt vorliegende Fassung erhalten hat. Die Änderungen, die wir durch Courteaults Verdienst jetzt besser feststellen können, als dies früher möglich

war, sind um deswillen besonders wertvoll, weil sie nicht von fremder Hand herrühren, sondern unter Monlucs Augen selbst entstanden sind, sofern er, der fast ganz ungebildet war, nicht eigene Hand angelegt hat.

Die Publikation Courteaults, die ihrer eigentlichen Bestimmung nach historischen Zwecken dienen soll, ist textkritisch sorgfältig gearbeitet. Auch für den Philologen fallen mancherlei wertvolle — obwohl nicht immer lückenlose — Bemerkungen und Aufschlüsse ab. Dazu hier folgendes:

S. 161, n. 1: *caricaves*. Zu vergleichen ist Godefroy I. S. 586b s. v. *baricave*. — S. 166, n. 3: *une brouée* = un brouillard. Die Stelle wäre den Belegen bei Godefroy hinzuzufügen. — S. 241, n. 1. Warum *conilh* (Druckfehler?)? — S. 245, Z. 9/10. Warum ist die handschriftliche Lesart (vgl. n. 1) nicht in den Text aufgenommen? — S. 307, Z. 12/13: sollte mit den Handschriften nicht doch *terrenc* (= terrain) zu lesen sein? — S. 404, n. 1: *majeul:* diese Form, die bei Godefroy fehlt, ist interessant, wenn man an die sonst im 16. Jahrhundert üblichen Formen denkt (vgl. auch Thurot, *De la prononciation française* II. S. 139). — S. 407, n. 1: *carnau*: begegnet auch noch später (vgl. Thurot I. S. 14). Vgl. jetzt *carneau*, *carnelle* und *carneler* als termes techniques.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Drouet, Joseph. *L'abbé de Saint-Pierre, L'homme et l'œuvre.* Paris, Librairie ancienne Honoré Champion. 1912. VIII — 397 SS.

Während man früher in dem abbé de Saint-Pierre zu einseitig einen phantastischen Träumer sah, hat man jetzt begonnen, in ihm einen Denker von starker Kraft zu erblicken, der nur deshalb nicht verstanden wurde, weil er seiner Zeit mit seinen Ideen zu weit vorausgeeilt ist. Von allen Männern des 18. Jahrhunderts hat wohl keiner den merkwürdigen abbé so treffend gekennzeichnet wie Herder, wenn er ihm den ehrenvollen Nachruf widmete, „daß er durch seine Schriften, die als sie erschienen, wenige lasen, mehrere ungelesen verlachten, andere auf eine schale Art widerlegten, ja deren offenbarste Wahrheit ihm sogar Verdruß zuzog, in der Folge mehr Gutes gewirkt habe, als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters, die ihn aus der Akademie verwiesen".[1] Man war früher allzu leicht geneigt, Saint-Pierres Ideen für Utopien zu halten, weil man zu ausschließlich an seinen *Projet de paix perpétuelle* dachte. Auch Voltaire und Leibniz und mit ihnen noch andere gingen in ihrem wegwerfenden Urteil

---

[1]) citiert von Hettner, *Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert* (1894). S. 83. Leider hat Drouet von den herrlichen Seiten, die Hettner Saint-Pierre widmete, keine Notiz genommen.

über Saint-Pierre von diesem Irrtum aus. Man kannte zu wenig die übrigen Reformgedanken Saint-Pierres, die sich allesamt auf viel realere Basis gründen als die inmitten einer kriegerisch gesinnten Welt nicht zu verwirklichende Idee des Völkerfriedens, wie sie der *Projet de paix perpétuelle* predigte. Abgesehen von diesem Gedanken, der freilich stark und starr in Saint-Pierres Werk hervortritt, sind seine sonstigen Ideen nicht so weltfremd und undurchführbar, wie Zeit und Nachwelt glaubten. Im Gegenteil, sie haben — wenigstens zum größten Teil — früher oder später tatsächlich ihre Verwirklichung gefunden. Daß der letztere Punkt von Drouet in den Vordergrund gerückt wird, ist gewiß sehr verdienstlich. Nur darf dieser Standpunkt nicht zur Übertreibung eines an sich richtigen Gedankens führen und zu unhaltbaren Folgerungen Anlaß geben. Wenn man heute in einer Gegend, über deren miserable Wege sich Saint-Pierre entsetzte, eine Eisenbahn baut, so ist das natürlich nicht dem abbé de Saint-Pierre zu verdanken. Eine solche Neuerung ist jedenfalls ganz in seinem Sinne gewesen und würde ihn gewiß mit Freude und Genugtuung erfüllt haben, aber das darf uns nicht dazu berechtigen, die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch die Ausnutzung moderner Verkehrsmittel aus dem direkten Einfluß des abbé de Saint-Pierre herzuleiten und ihm eine *véritable intuiton de l'avenir* zuschreiben zu wollen. Oder wenn Saint-Pierre dem Zuzug der Bevölkerung aus der Provinz nach der Hauptstadt das Wort redet, so ist er damit natürlich nicht für das beängstigende Wachstum von Paris verantwortlich zu machen. Das tut auch Drouet nicht, aber man merkt es ihm an, wie er leicht bereit ist, den Anteil seines Helden an allen und jeden Reformen späterer Zeit, sofern sie nur irgendwie in seinem Sinne lagen, zu übertreiben. Eine solche Neigung ist die natürliche Folge der ganzen Auffassung, die er von dem Helden seines Buches vertritt. Der als *visionnaire* und *utopiste* verschrieene abbé ist ihm ein *esprit positif et terre à terre*, dessen Ideen und Reformprojekte er aus den Zuständen und Verhältnissen seiner Zeit herzuleiten sucht. Drouet wendet auf Saint-Pierre eine ähnliche Methode an wie die, die in der Rabelaisforschung zu so wichtigen Erkenntnissen geführt hat. Das Ergebnis seiner Studie ist denn auch ein sehr reichhaltiges. In biographischen Dingen allerdings kommt er nicht viel über das in der Darstellung der äußeren Lebensumstände genaue Buch von Goumy (*Etude sur la vie et les écrits de l'abbé de Saint-Pierre.* Paris 1859) hinaus, obwohl er auch hier auf Grund neuen Materials das Bild des äußeren Lebens in manchen einzelnen Zügen ergänzt und klärt. Den Nachdruck seiner Ausführungen legt Drouet vielmehr auf die Würdigung der ganzen Persönlichkeit und der Ideenwelt Saint-Pierres. Sein Buch zeigt so recht, wie für die literarhistorische Forschung das eigentlich Biographische die

Nebensache ist gegenüber der Gedankenwelt, deren Verkörperung eine Persönlichkeit darstellt.

Es ist bekannt, daß es mit Saint-Pierres Katholizismus nicht weit her war. Drouet zeigt uns jetzt im einzelnen, wie sein Hauptgebiet vielmehr die politische und soziale Schriftstellerei war. Hier wirkten wohl am stärksten Plutarch und Descartes auf ihn ein. Der Einwirkung beider geht Drouet nicht weiter nach, obwohl es besonders interessant wäre, zu erfahren, inwiefern gerade Descartes Saint-Pierre beeinflußt hat, nachdem Lanson schon im Jahre 1896 den Einfluß Descartes' auf die französische Literatur zum Gegenstand einer anregenden und großzügigen Studie gemacht hatte (‚*Revue de métaphysique et de morale*'. Juliheft).

Von einem offenen politischen Hervortreten hat sich Saint-Pierre stets ferngehalten. Eine direkte Anteilnahme am öffentlichen Leben war seinem ganzen Wesen zuwider. Ihn schreckte der mit politischer Betätigung untrennbar verbundene Zwang zur Schmeichelei ab. Sie entsprach nicht seiner Natur, auch wenn er im Notfall zu ihr zu greifen und, der Sitte der Zeit folgend, in seinem *Discours de réception* gelegentlich seiner Aufnahme in die Akademie (1695) Worte unterwürfigster Huldigung zu finden wußte. Wenn er in die verschiedenartigsten Verhältnisse eindrang, wenn er in dem Salon der Mme de Lambert verkehrte, wenn er durch ihre und Fontenelles Vermittlung in der Akademie Aufnahme fand, wenn er sich das Amt eines *aumônier de Madame* erkaufte und den Abt von Tiron spielte, so tat er das allein, um mit bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Frankreichs in Berührung zu kommen und Menschen und Dinge kennen zu lernen. Was er sah und erlebte, lieferte ihm willkommenes Material das er in gedanklicher Arbeit verwertete. Aus dieser auf vielartigen Beobachtungen und Eindrücken beruhenden Lebenserfahrung erklärt sich die seltene Vielseitigkeit, mit der Saint-Pierre alles und jedes, Wichtiges und Unwichtiges zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht. Mit einem einzigartigen Geschick sieht er alle Verhältnisse in Staat und Gesellschaft eigentlich nur auf ihre Reformbedürftigkeit hin an und weiß ihnen nur dann Geschmack abzugewinnen, wenn er entdeckt, wie sie anders und besser sein könnten. Und trotzdem scheut er vor offenen theoretischen Erörterungen über eine Frage zurück, die zu den grundlegendsten und wichtigsten von allen gehört, über die Frage, welcher Staatsform der Vorzug gebührt. War Saint-Pierre Monarchist oder Republikaner? Drouet schließt seine Untersuchung über diesen Punkt mit einem non liquet, obwohl es ihm — und damit ist gewiß das Richtige getroffen — wahrscheinlicher vorkommt, daß Saint-Pierre dem Republikanismus zuneigte. Man muß sich wundern, daß Drouet für die Lösung dieser Frage allein die theoretischen Auslassungen Saint-Pierres

verwertet hat, während er doch leicht jenseits der theoretischen Auseinandersetzungen, aus denen nicht viel zu ersehen war, das beste Material für die Ermittlung von Saint-Pierres wirklicher Ansicht hätte finden können. Wenn ein Franzose der damaligen Tage über die Monarchie schrieb, so trat ihm wie von selbst das Bild des Herrschers vor die Seele, der wie kein anderer die Monarchie mit ihren guten und schlechten Eigenschaften verkörperte, das Bild Ludwigs XIV. Ein Schriftsteller und Denker von der Natur Saint-Pierres mußte sich doppelt veranlaßt fühlen, seine Anschauung von der Monarchie durch die Stellungnahme für oder wider Ludwig XIV. zu erhärten, denn mehr als andere liebte er es, seine Ansichten in konkreter Form zum Ausdruck zu bringen, statt sich in weitschweifigen theoretischen Erörterungen allgemeiner Art zu ergehen. Der Hang zum Konkreten ist so recht eigentlich derjenige Zug, der seine ganze Arbeitsweise beeinflußt. Leider hat Drouet das nirgends direkt ausgesprochen; implicite hat er es allerdings zur Genüge getan, so daß man sich füglich wundern muß, weshalb er es im vorliegenden Fall unterlassen hat, die Nutzanwendung aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Offenbar hat hier die Zerreißung des ganzen Stoffs in die beiden Teile *L'homme — l'œuvre* verderblich gewirkt. Die Ansicht Saint-Pierres über Ludwig XIV. hat Drouet schon im Zusammenhang der Darstellung des L e b e n s g a n g e s gebracht, er greift darum da, wo es sich um etwas handelt, was das W e r k betrifft, nicht wieder auf sie zurück. Und doch liegt hier der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Frage. Ein Mann, der so hart über den Monarchen par excellence urteilte, wie es der abbé de Saint-Pierre getan hat, konnte nur ein Gegner des monarchischen Prinzips sein. Welche Veranlassung hätte er sonst haben können, über Ludwig XIV. herzufallen? Wenn er dabei seine Stellungnahme zur Monarchie nicht weiter in die Form ausführlicher theoretischer Erörterungen kleidete, so darf uns das bei ihm nicht Wunder nehmen. Von unserem heutigen Standpunkt aus würden uns theoretische Erörterungen über das Wesen der besten Staatsform als eine selbstverständliche Voraussetzung oder Konsequenz staatsphilosophischer Deduktionen erscheinen, aber die Philosophen des 18. Jahrhunderts dachten nicht alle so, und Saint-Pierre noch weniger wie andere. Für ihn hatte die ganze Frage in der scharfen, rein theoretischen Formulierung, ob Monarchie oder Republik, viel weniger Sinn und Zweck als etwa für diejenigen seiner Zeitgenossen, die mit ihren Betrachtungen im engen Kreise blieben und schließlich nur schrieben, um dem Hof zu gefallen oder um dieser oder jener politischen Meinung zum Siege zu verhelfen. Saint-Pierre hat nie daran gedacht, als Theoretiker zu glänzen und seine Ideen in die Form eines Systems zu bringen. Er hat nie viel von dem Urteil seiner Zeitgenossen gehalten. Sie haben ihn eigentlich immer nur

bespöttelt. Daher auch die Mißachtung, mit der er seine Schriften in stilistischer Hinsicht ausgearbeitet hat. Daher aber auch der geringe Einfluß, den er auf andere ausgeübt hat. Für seine schriftstellerische Tätigkeit waren ganz andere Gesichtspunkte maßgebend: sie war beherrscht von dem Bestreben, alle irgendwie sich bietenden Reformgedanken zu sammeln und zu sichten und auf ihre praktische Durchführbarkeit im Dienste der Menschheit zu prüfen; sie war getragen von dem Glauben an den Fortschritt, der die Menschheit von Stufe zu Stufe emporhebt und zu einer immer größeren Vollkommenheit auf allen Gebieten gelangen läßt. Wie Saint-Pierres gesamte schriftstellerische Tätigkeit im Zeichen dieser Gedanken steht, zeigt Drouets Buch auf Schritt und Tritt. Die Ausführungen, die viel Lehrreiches im einzelnen bieten, verdienen alles Lob. Nur an einigen wenigen Stellen haben sich mir Zusätze und Berichtigungen ergeben.

Was S. 112 über das Schiedsrichtersystem im Altertum zusammengetragen wird, ist nicht alles historisch ernst zu nehmen und darf nicht zu hoch eingeschätzt werden. — S. 137 ist die Formulierung über die Landerwerbungen Friedrichs des Großen durch den Frieden von Breslau nicht klar. — Über Ernst von Hessen-Rheinfels (S. 115. 122) vgl. schon die „*Allgemeine Deutsche Biographie*“ VI (1877). S. 286 (Literaturnachweise). Über den angeblichen „großen Plan“ Heinrichs IV. (S. 115 ff.) ist zu vergleichen besonders M. Ritter, *Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV.* München 1871. — Es ist kühn, wenn der Verf. S. 150 die Anschauung Jakobs I. und Ludwigs XIV. von der göttlichen Einsetzung des Herrschers mit Ludwig dem Bayern in Beziehung bringt. Für eine solche Anschauung ist doch ganz anderes maßgebend. — In den Ausführungen auf S. 151 wird Hobbes sehr mit Unrecht übergangen. — Die Auffassung, die S. 335 über Montesquieu vorgetragen wird, macht Montesquieu zu viel Ehre. Daß er nicht von dem abbé de Saint-Pierre beeinflußt ist, kann man gerne glauben, aber daß er im übrigen so selbständig dasteht, wie Drouet meint, ist mit nichten der Fall.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Schröder, Theodor. *Die dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankreich bis auf Molière einschließlich.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1912. XV + 215 S. 8. [Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 36.]

Vielleicht lohnt es sich auf diese Arbeit hinzuweisen, nicht um die unverkennbare schriftstellerische Gewandtheit des Verfassers zu loben, auch nicht um die Frage aufzuwerfen, ob die vielen für die Hauptthese ganz überflüssigen Inhaltsangaben und der ganze Ballast scheinbarer Gelehrsamkeit wirklich unver-

kürzt aufgetischt werden mußte, sondern um die Methode, die den Verf. zu seinen neuen Ergebnissen geführt hat, ins Licht zu stellen.

Bekanntlich leitet man die Don Juan-Dramen von dem Tirsoschen Burlador de Sevilla ab, dem in Spanien eine zweite Fassung Tan largo me lo fiais zur Seite steht; in Italien wissen wir von drei Bearbeitungen, der spur- und wirkungslos verschollenen von Giliberto, der erhaltenen von Cicognini und der mit letzterer unverkennbar verwandten *Commedia dell'arte*; nach Frankreich kam nur letztere, sie wurde durch Dorimon in die regelrechte Form eines französischen Bühnenstückes gebracht, dieses suchte de Villiers zu verbessern, und endlich kam Molière, der nur das Stegreifstück und seine französischen Vorgänger kannte und sich im Gegensatz zu ihnen einen eigenen Don Juan zurechtlegte.

Nun hat Simone-Brouwer 1901 in den *Rendiconti della r. Accad. dei Lincei*, cl. di sc. morali ser. V. X, 400 ff. ein italienisches Scenario aus dem 17. Jahrhundert bekannt gemacht, in dem wir einen Grafen Aurelio ein Banditenleben führen sehen; er verführt oder vergewaltigt die Schwester des Herzogs Mario, verläßt sie aber für ein anderes Mädchen, das er betört, er überwältigt den Herzog mit List, als er vom König gegen ihn ausgeschickt wird, usw. Immer wieder warnen ihn bei seinen Schandtaten die Standbilder der Eltern Marios, die in einem Tempel sichtbar werden; aber der Graf spottet ihrer, bis der Blitz auf ihn herabfällt und die Hölle ihn verschlingt. Hier erblicken wir ihn zum Schluß in den ewigen Qualen, seine Opfer aber in der himmlischen Seligkeit. — Die Verwandtschaft dieses Melodramas zum steinernen Gast ist offensichtlich, ebenso fühlbar aber der Abstand zwischen seiner Räuberromantik und Tirsos religiösem Mysterium.

Der Verf. geht nun so vor, daß er diesen *Ateista fulminato* an die Spitze der Entwicklung stellt. Aus ihm fließt unter den bekannten Einflüssen von '*Dineros son calidad*', '*Condenado por desconfiado*', Leontiusmotiv, usw. der Urburlador (1620), dieser erzeugt eine italienische Übersetzung, *Tan largo me la fiais* und unter Mitbenutzung des letzteren Tirsos *Burlador*. Aus der italienischen Übersetzung geht eine *erste Commedia dell'arte, Cicognini und Giliberto hervor, wobei Cicognini auch Ateista und Commedia I, Giliberto Ateista und Cicognini ausbeutet. Aus Giliberto, Cicognini und Commedia I entsteht die zweite Commedia dell' arte. Von den Franzosen beruht Dorimon auf Giliberto, *Commedia* II und Tirso, de Villiers auf Giliberto (und Dorimon), Molière endlich auf de Villiers, Dorimon, *Commedia* II, Tirso und Ateista fulminato.

Die hier befolgte Methode ist alt und probat, sie wird schon längst an den altfranzösischen Heldenliedern und höfischen Romanen geübt. Man greift unter den vorhandenen Versionen irgend einen Outsider heraus, schiebt ihn als gemeinsame Urquelle noch ein Stückchen in die Vorzeit hinauf und verbindet die übrigen Bearbeitungen des gleichen Stoffes mit jener Urquelle untereinander durch ein lustiges Gewirr von Fäden. Das ist der ganze Witz; übereinstimmende Einzelzüge finden sich ja immer, um den Stammbaum zu erhärten. Wer kann tatenfrohe Jugend daran hindern, mehr auf Kombinationsfreude zu geben als auf kritische Vorsicht? In einigen Jahrzehnten wird es gewiß einem beifallen, Schillers '*Räuber*' als das direkte Derivat aus der Urquelle anzusehen und zum Ausgangspunkt der Entwicklungsreihe zu machen.

In unserem Falle könnte man auch annehmen, der *Ateista* sei jünger als der *Burlador*; dagegen hat aber der Verf. (S. 89) zwei siegreiche Argumente bereit: „Weshalb entlehnte der Dichter (des *Ateista*) dieser Quelle (dem *Burlador*) nur so verhältnismäßig wenig?“ — „Weshalb ließ er nicht dem Helden seinen Namen, Don Giovanni?“ — Weshalb? Weil er kein Don Juan-Drama schreiben wollte, sondern nur das wirksame Motiv der warnenden Statuen für sein selbsterfundenes Räuberschauerstück entlehnte. — Kann man sich eine einfachere Antwort denken?

Wien. Ph. Aug. Becker.

Vulliod, A., docteur ès lettres, agrégé de l'université, professeur au lycée de Lyon, *La femme docteur. — Mme Gottsched et son modèle français Bougeant ou Jansénisme et Piétisme.* Lyon, Rey-Paris, Fontemoing, 1912. 323 S. 8. [Annales de l'université de Lyon, nouv. sér. II, 23.]

Die Umarbeitung der gegen die Jansenisten gerichteten dramatischen Satire *La femme docteur* (1730) des Jesuitenpaters Guillaume-Hyacinthe Bougeant in eine antipietistische Streitschrift *Die Pietisterey im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau* (1736) durch Frau Gottsched fällt zwar in den Bereich der deutschen Literaturgeschichte, doch verdient sie auch von Seiten der französischen eine gewisse Beachtung. Der Verfasser des Originals ist in mehr als einer Hinsicht eine interessante Erscheinung. Bougeant, 1690 in Quimper geboren und 1706 in den Jesuitenorden aufgenommen, war Professor der Humaniora am Collège Louis-le-Grand, als er das Stück verfaßte, dem 1732 drei Fortsetzungen folgten: '*La femme docteur vengée ou le théologien logé à Bicêtre*', '*Le Saint déniché ou la banqueroute des faiseurs de miracles*', '*Les Quakers français ou les nouveaux trembleurs.*' Geistreiche Tändeleien sind sein '*Fanfredin. Voyage au pays*

de Romanie' (1735) und sein '*Amusement philosophique sur le langage des bêtes*' (1735), von dem Voltaire etwas ärgerlich schrieb: «*C'est un ouvrage dont le fond chimérique n'est pas assez orné par les détails. Il n'y a rien de ce qu'il fallait à un tel ouvrage, ni esprit, ni bonne plaisanterie. Si un autre qu'un jésuite en était l'auteur, on n'en parlerait pas.*» (An Thiériot, 3. April 1739.) Bougeant wurde dafür nach La Flèche relegiert, «*sa Compagnie, pour le punir d'avoir publié cet ouvrage, le condamna à ne plus faire que des catéchismes*» (Anm. der Kehler Ausgabe zu Voltaires Brief an Thiériot vom 24. März 1739). Er schrieb in der Tat mehrere theologische Abhandlungen, außerdem aber ein verdienstliches historisches Werk: *Histoire des guerres et des négociations qui précéderent le traité de Westphalie, sous les ministères de Richelieu et de Mazarin.* Paris 1751. 6 Bde. Er starb 1743. Beliebt wegen seines heiteren Charakters und seiner Kenntnisse, von zarter Gesundheit und eine jener Naturen, die ihr feiner Geschmack mehr lähmt als fördert, besaß er manche Gabe zum Geschichtschreiber, nur ließ sie die Rücksicht auf sein Ordensgewand nicht voll zur Entfaltung kommen.

Seine '*Femme docteur*' bekam Gottscheds spätere Gemahlin, Luise Kulmus, 1732 in Königsberg, in die Hand und gleich fühlte sie die Verwandtschaft des jansenistischen und des pietistischen Geistes heraus. Ernstlich befaßte sie sich aber mit der Übertragung erst nach ihrer Vermählung. Im Sinne Gottscheds strebte sie mehr als eine Wiedergabe an, sie versetzte die Handlung in das deutsche Milieu, läßt sie in Königsberger Kreisen spielen und Pietisten für die Jansenisten eintreten. Das Stück erschien 1736 unter der Firma 'Rostock auf Kosten guter Freunde', in Wirklichkeit bei Breitkopf in Leipzig; es erlebte zwei Neudrucke (1736 und 1737), fand aber keine Aufnahme in die *Deutsche Schaubühne.* Es erregte ziemlich Aufsehen und setzte auch die Polizei in Bewegung. Erst 1757 und 1762 lüftete Gottsched den Schleier der Anonymität. Die Seltenheit des französischen Originals hat die Selbständigkeit der Bearbeitung größer erscheinen lassen, als sie ist, auch nach Creizenachs eingehender Vergleichung (*Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels* 1879). Der durch Vulliod gebotene Paralleldruck ist sehr geeignet, die durchgehende Abhängigkeit in die Augen springen zu lassen. Größere Unterschiede bestehen zumeist in der Unterdrückung der zur Anpassung nicht geeigneten typischen Züge; selbständig erfunden ist der Ersatz der Prozessführerin, die den einen Advokaten bis in den jansenistischen Salon verfolgt, durch eine Frau aus dem Volke, die dem Magister Scheinfromm in Gegenwart seiner Verehrerinnen seine heimlichen Verführungskünste vorwirft. Eine gediegene Einleitung und zahlreiche Anmerkungen erhöhen den Wert der Publikation und verdienen Beachtung.

Die von Frau Gottsched benutzte Ausgabe des Bougeantschen Stückes ist dem Verf. nicht zu Gesicht gekommen. Sie existiert jedoch. Ihr Titel lautet (nach der Titelkopie der Wiener Universitätsbibliothek):

La femme docteur, ou La Theologie Janseniste tombée en Quenouille. Amsterdam, E. J. Ledet et Comp. 1731. XVI + 151 pp. in-8°.

Die Wiener Hofbibliothek besitzt davon ein Exemplar (26. Z. 22), dessen Titelblatt beschädigt ist.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Montesquieu. Textes choisis et commentés par Fortunat Strowski. Bibliothèque française. XVIIIe siècle. Paris, Librairie Plon (Plon-Nourrit et Cie.). II—308 SS.

Es war ein glücklicher Gedanke Strowskis, Kernstellen aus Montesquieus Werken in einer handlichen Ausgabe einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Diesem Zweck dienen auch die lehrreichen biographischen und literarhistorischen Bemerkungen, welche die Auswahl begleiten. Strowski entwirft in ihnen ein knappes und treffliches Gesamtbild von Montesquieus Persönlichkeit und Werk. Seine Ausführungen bauen sich überall auf den Ergebnissen der neuesten Forschung auf. In den Vordergrund rücken sie den von dem größten Montesquieukenner unserer Tage, H. Barckhausen, gelieferten Nachweis, daß Montesquieus Werk nicht in eine Reihe zusammenhangsloser Leistungen auseinanderfällt, sondern eine innerlich geschlossene Einheit darstellt. Wie richtig das ist, zeigen die Stellen, die Strowski aus Montesquieus Werken ausgewählt hat. Er hat nicht bloß Bekanntes zusammengestellt, sondern mit glücklicher Hand gerade auch solche Stellen herausgegriffen, die in der Masse der Montesquieuschen Schriften leicht verschwinden könnten.

An der verfehlten Beurteilung Montesquieus hatten übrigens Montesquieus Zeitgenossen selbst die erste Schuld. Ihnen war der tiefe innere Gegensatz, welcher den *Esprit des lois* von den *Lettres persanes* trennt, nicht entgangen. Sie hatten nach den *Lettres persanes* anderes erwartet als die gelehrten Auseinandersetzungen des *Esprit des lois.* Sie waren enttäuscht, aber sie irrten, wenn sie Montesquieu etwas, was tief in seinem ganzen Wesen und Werden begründet lag, zum Vorwurf machen wollten. Sie beurteilten Montesquieu eben ganz und gar aus dem Charakter ihrer Zeit heraus und ahnten nicht, wie gewaltig der seigneur de la Brède gerade mit den bleibendsten seiner Gedanken seiner Zeit überlegen war. Dieser Irrtum — und mit ihm noch manch anderer — hat schwer auf der Montesquieuforschung gelastet. Erst neuere Arbeiten, besonders die Barckhausens, haben hier

befreiend gewirkt. Hoffentlich trägt jetzt auch Strowskis für weitere Kreise berechnete handliche Ausgabe dazu bei, daß mit den noch immer nicht ganz überwundenen schiefen Urteilen über Montesquieu bald aufgeräumt wird.

M a r b u r g i. H. KURT GLASER.

Barth, Paul. *Die Naturschilderung in Senancours Obermann.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1911. 86 SS.

Barth macht die Naturschilderung in Senancours Obermann zum Gegenstand einer gut gelungenen Studie. Er verhilft damit nicht bloß einem bisher wenig beachteten Literaten zu seinem Recht, sondern liefert zugleich auch einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Naturschilderung in Frankreich überhaupt. Das schon an Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand erprobte Verfahren überträgt er auf Senancour. Er zeigt, welchen Anteil Senancours seelische Anlagen und Lebensschicksale für die Art und Weise seiner Naturschilderung gewonnen haben und sodann, wie seine Naturschilderung selbst von kritisch-ästhetischem Standpunkt aus zu beurteilen ist. Senancours Naturschilderung hat ihre Eigentümlichkeit, die sie von der naturschildernden Art anderer abhebt (besonders wichtig ist hier der Gegensatz zu Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand, den Barth S. 63 und S. 77 treffend charakterisiert) — aber in ihr steckt doch viel von Rousseauscher Art. Selbst wenn man den Unterschied zwischen Rousseau und Senancour in der Fassung, wie ihn Barth S. 34 vorträgt, zugibt, wird man das nicht leugnen können. Merlant (*Senancour. Sa vie, son œuvre, son influence.* Paris 1907. Introduction. S. I) hatte ganz recht, wenn er an die Spitze seiner Charakteristik Senancours den Satz stellte: „*Un malade, de la lignée de Rousseau, et d'autant plus atteint que des suggestions littéraires puissantes ont fortifié sa maladie . . . tel est Sénancour*". So gehört denn auch Barths Schrift zu denjenigen, die wieder einmal zeigen, wie stark doch eigentlich Rousseaus Einfluß auf die französische Literatur gewesen ist. Gewiß war die Liebe zur Natur bei Senancour ein Zug, der einem inneren Bedürfnis entsprang und durch seine Lebensschicksale nur gefestigt und gefördert worden ist, aber in der eigentümlichen Art ihrer Gestaltung läßt sie Rousseaus Einfluß nicht verkennen. Es ist doppelt interessant, diesen Einfluß gerade an einem Manne zu beobachten, der, obwohl durch und durch Gefühlsmensch, sich nie völlig von der Nüchternheit des Rationalismus hat freimachen können. Den latenten Anteil Rousseaus an Senancours Naturschilderung hat Barth richtiger abgeschätzt, als er gelegentlich Senancours sonstiges Verhältnis zu Rousseau beurteilt. Besonders an e i n e r Stelle kann ich mich nicht zu seiner Ansicht bekehren. Es scheint

mir nicht angängig, die Art und Weise, wie Senancour die durch die sozialen Verhältnisse verdorbene Gesellschaft in Gegensatz zu dem sich in die Natur versenkenden Obermann, d. h. zu sich selbst bringt, in ein „tendenziöses Plaidoyer" umzudeuten. Barth empfindet offenbar die Hereinziehung dieses Gedankens als ein störendes und fremdes Element im Zusammenhang der hier in Betracht kommenden Stelle (vgl. S. 22), aber er gründet sein Urteil allein auf den Eindruck, den eine einzelne Stelle in ihm erweckt hat. In Wirklichkeit liegt gerade hier eine Beeinflussung durch allgemeinere Gedankenkreise Rousseaus vor. Dabei kann es füglich gleichgültig sein, ob die hier anklingende Stelle des 23. Briefs der Nouvelle Héloïse jenen Gedanken enthält oder nicht, denn dieser Gedanke ist Rousseau so alltäglich, daß seine Ausnutzung durch Senancour nichts Auffallendes mehr an sich haben kann. Wer, wie Senancour, Rousseau gelesen hatte,[1]) der brauchte nicht erst noch besonders an so etwas erinnert zu werden. Überdies schließt Rousseau an seine Naturschilderung eine Beschreibung der Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit der Alpenbewohner an. Ein sozialer Zug blickt auch hier durch,[2]) aber Rousseau ist von einem tendenziösen Plaidoyer weit entfernt. Und ebenso, glaube ich, ist auch die Gegenüberstellung der durch die sozialen Verhältnisse korrumpierten menschlichen Gesellschaft mit dem sich in die Natur versenkenden Obermann bei Senancour ein Rousseau entlehnter tendenzfreier Zug, wie denn überhaupt in der ganzen Stelle eine offensichtliche Anlehnung an Rousseau zutage tritt. Barths Bedenken (S. 22 Anm.) scheinen mir nicht das Richtige zu treffen.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Morize, André. *L'Apologie du luxe au 18e siècle. Le Mondain et ses sources.* Paris, Didier, 1909. 189 S. 8⁰.

Der Verfasser hat sich ein interessantes Thema gewählt. In dem kleinen Gedichtchen Voltaires vom Jahr 1736, das er analysiert, steckt mehr, als der erste Blick vermuten läßt. Zunächst scheint es nur ein etwas freches Späßchen zu sein, diese Verhöhnung der guten alten Zeit, diese Gegenüberstellung unseres „tristen und unreinlichen" Urvaters Adam, der in seinem Paradies so wenig komfortabel untergebracht war, mit einem raffiniert

[1]) Sehr mit Recht sagt Merlant S. 179: „*Le contrat social, qu'il ne cite pas, a été son bréviaire de politique*". Das ganze 5. Kapitel Merlants gehört hierhin.

[2]) „*Ils en usent entre eux avec la même simplicité: les enfans en âge de raison sont les égaux de leurs pères; les domestiques s'asseyent à la table avec leurs maîtres; la même liberté régne dans les maisons et dans la République, et la famille est l'image de l'Etat.*" *Nouvelle Héloïse*, éd. 1783. S. 123.

eleganten Pariser der Louis-Quinze-Zeit. Aber es ist ein *document humain* eines Individuums und einer ganzen Zeit. Hier macht sich übermütige Lebensbehaglichkeit Luft, die sich nicht mehr imponieren läßt weder von dem christlichen Trübsinn, der uns das Heute und das Diesseits verekeln möchte, noch von dem Ernst der stoischen Mahnung: Zurück zur primitiven kernhaften Tüchtigkeit! Der *Mondain* ist „das geistreiche epikureische Glaubensbekenntnis eines libertinistischen Parisers". Er ist ferner eines der ersten Zeugnisse des modernen Glaubens an den Fortschritt. Er ist ein Bekenntnis zu einer entschieden antimoralistischen, antichristlichen Nationalökonomie: ein Lobgesang auf den Gelderwerb durch Industrie und Handel, auf den Lebensgenuß in Pracht und Luxus, den uns das Geld verschafft. Der Luxus darf ein gutes Gewissen haben, er ist kein Schädling, sondern ein Wohltäter.

Das Verdienst des Verfassers besteht nun, neben einer pünktlichen Bibliographie und Entstehungsgeschichte, vor allem darin, daß er den Quellen nachgeht, aus denen der *Mondain* gespeist ist. Er greift zurück auf die libertinistische Überlieferung, in der Voltaires Geist seine Nährwurzeln hat. In der Unterschätzung dieser Geistesrichtung, man ist versucht zu sagen: in der Unkenntnis dieser unterirdischen Strömung liegt der Grund der herkömmlichen Überschätzung der englischen Jahre Voltaires, die keine seelische Revolution bedeuten. Morize gibt uns das Ideal des *honnête homme* nach Saint-Évremont: das Leben ist gut für den, der es zu nehmen weiß, das heißt, zu genießen versteht. Abstinenz vom Genuß ist eine Dummheit, ist geradezu eine Sünde. Die „gute alte Zeit" war nicht gut; sie war bloß ärmlich und barbarisch. Auf den Luxus verzichten, wenn man arm ist, ist keine Großtat. — Dann weist Morize auf den Brief hin, die *Lettre CVI*, in der der Montesquieu der *Lettres persanes*, von derselben mondänen Kulturseligkeit durchdrungen, in die gleiche Kerbe haut: die Durchführung einer moralistischen Nationalökonomie würde ein Volk ruinieren. Der Luxus, über den Prediger und Moralisten zetern, ist ein Segen. — Am tiefsten von allen Vorgängern Voltaires hat Bayle gegraben durch den Nachweis des Widerspruchs zwischen dem Christentum — dem echten — und der modernen Kultur: die Innerlichkeit des Christen, sein Weltekel, seine Selbstverleugnung, das Leidentliche an ihm *(la non-résistance au mal)* gehen nicht zusammen mit dem leidenschaftlichen Streben nach finanzieller, militärischer, politischer Macht, diesem Grund, auf dem das moderne Staatsleben beruht. Ein Volk, das auf Macht verzichtete, wäre zum Untergang reif. Man könnte sich auch vielleicht so ausdrücken: Bayle hat den Widerspruch entdeckt und bloßgestellt in jener Verbindung von Hochrenaissance und Christentum, die das Kennzeichen der bourbonischen Kultur ist.

Eine zugespitzte, mit mephistophelischem Geist durchtränkte Formulierung der Bayleschen These ist die *Fable of the Bees: or Private Vices Public Benefits* des in England lebenden holländischen Arztes Bernard de Mandeville, dessen geistige Heimat das libertinistisch skeptische Frankreich ist. Es handelt sich besonders um die moralisch ökonomische Verteidigung des Luxus in der Bienenfabel. Morize macht es wahrscheinlich, daß Voltaire schon bei seinem englischen Aufenthalt von der Bienenfabelkontroverse Kenntnis genommen habe; für sicher hält er, daß er Mandevilles Buch in Cirey studierte. Er stützt sich dabei auf eine Stelle in Voltaires *Observations sur Lass* und auf eine in der Tat auffallende Parallele in Mandevilles Charakteristik des *honnête homme* mit dem Tageslauf des *Mondain* in Voltaires Gedicht. Es ist wahrscheinlich, daß die erstere Schilderung der anderen zum Muster gedient hat. Beide Stellen sind mir in meiner Arbeit: *B. de Mandeville und die Bienenfabelkontroverse* (Freiburg 1897) entgangen. — Der letzte Anstoß endlich zur Abfassung des *Mondain* war ein 1734 erschienenes Schriftchen von Melon *(l'Essai politique sur le commerce)*, welches die aperçus Mandevilles systematisiert. Diese Publikation ist nach Morize ein bedeutsames Datum in der Ideengeschichte. Gegen die Strömung des moralischen Utopismus, wie sie noch Fénelon vertritt mit seiner Predigt antikisierender Tugendhaftigkeit, welche dem Wiederaufleben der Ideale der Gleichheit und des Kommunismus vorarbeitet, macht sich in Melon die rationale Gegenströmung siegreich geltend, die über Fontenelle auf Descartes zurückgeht und sich mit der Moralphilosophie der Libertiner und Skeptiker verbunden hat.

Wenn uns der Verfasser dieser hochinteressanten, an wertvollem Stoff reichen und gut geschriebenen Studie über den *Mondain* und seine Vorgeschichte noch etwas schuldig geblieben ist, so ist es die Nachgeschichte des Werkchens. Es hat eine solche. Die Champagnerlaune des Vierzigers hat beim Sechziger und Siebziger einem Lebensgefühl Platz gemacht, in dem Optimismus und Pessimismus einen wunderlichen Krieg miteinander führen. Das beste Dokument für diese Umwandlung ist Voltaires Briefwechsel mit Frau Du Deffand. Auch nationalökonomisch hat Voltaire nicht zu lernen aufgehört: der Merkantilist ist noch bei den Physiokraten in die Schule gegangen, ohne doch der Jünger seiner neuen Meister zu werden. Inwiefern ist er der Alte geblieben, inwiefern hat er sich mit seiner Zeit gewandelt? Das Material zur Beantwortung dieser Frage hat der Verfasser schon gesammelt in einer beigegebenen „Skizze zur Bibliographie des Luxusproblems nach 1736". Wenn er das zu einer ebenso klaren und interessanten Studie, wie es die vorliegende ist, verarbeiten wollte, so dürfte er sicher sein, viele dankbare Leser zu finden.

Suttgart. P. Sakmann.

Karénine, Wladimir. *George Sand, sa vie et ses œuvres.* 1838—1848. Paris Plon-Nourrit et Cie. 1912. V. 698 SS.

Die beiden ersten Bände dieses großangelegten Werkes sind schon im Jahre 1899 erschienen.[1]) Durch ihren Reichtum an biographischem Stoff und die Genauigkeit ihrer Forschungen haben sie die unbestrittene Anerkennung als Quelle ersten Ranges für die Geschichte George Sands und ihrer Werke erlangt. Der dritte Band steht den zwei ersten in keiner Weise nach. W. Karénine will sich bescheidentlich mit dem Verdienst begnügen, die Bausteine für die Lebensbeschreibung George Sands beigeführt zu haben. Aber sie hat diese Bausteine auch mit Fleiß und Umsicht geordnet und zugerichtet. Es kann sich allerdings fragen, ob eine spätere Zeit ebenso geneigt sein wird wie die unsrige, die Biographie der großen Schriftsteller auf die Einzelheiten ihres Privat- und Familienlebens auszudehnen.

Der Briefwechsel G. Sands, eine sonst so reichlich fließende Quelle, versiegt zum Teil in dem vorliegenden Abschnitt. G. Sand hat ihre Briefe an Chopin, die sie durch einen seltsamen Zufall zurück erhielt,[2]) vernichtet. Die übrige Korrespondenz, von Maurice Sand herausgegeben, ist mannigfach verstümmelt. Karénine hat die Briefe, soweit möglich, ergänzt und chronologisch geordnet; außerdem hat sie eine Reihe noch unbekannter Schriftstücke ans Licht gebracht. Der Liebhaber von inédits kommt vollauf auf seine Rechnung.

Der Teil von George Sands Leben, der in die Jahre 1838—1848 fällt, ist bewegt und fesselnd genug; aber die Zeit des eigentlichen Sturmes und Dranges, der gewaltigen inneren Kämpfe, Erregungen und Verstimmungen ist für sie vorüber. An der Pforte der neuen Periode stehen zwei Persönlichkeiten, die in das Dasein der Dichterin nachhaltig eingreifen: Chopin und Leroux, der feine zarte Aristokrat und der derbe Plebejer, der philosophische Kapuziner, wie ihn H. Heine genannt hat. Um diese Mittelpunkte gruppiert sich eine bunte Gesellschaft, Künstler und Künstlerinnen, Schriftsteller, Sozialisten, Politiker, polnische Grafen, Proletarier, Freunde und Landsleute aus dem Berry. Dies alles drängt sich um die merkwürdige Frau und erfüllt ihr Haus zu Nohant, wie ihre Wohnung in der Rue Pigalle oder der Cour d'Orléans in Paris mit einer Art geräuschvoller Bohème — einer „polnischen Wirtschaft", würden wir sagen, wenn dieser Ausdruck noch zeitgemäß wäre.

Chopin (geb. 1810), der in dieser Zeit zur Familie Sand im weiteren Sinne gehörte, hatte sich bei der ersten Bekanntschaft mit George Sand eher abgestoßen als angezogen gefühlt.

[1]) Über die ersten Bände und die Persönlichkeit des Verfassers vgl. diese Ztschr. Bd. XXXVII. II. S. 59.

[2]) Karénine III, S. 627.

Ihr empfänglicher Geist war den liberalen, demokratischen und sozialen Ideen der Zeit, dem Streben nach Befreiung, Hebung und Beglückung der Massen schwärmerisch zugetan. Sie hatte mit der aristokratischen Gesellschaft fast gänzlich gebrochen und legte wenig Wert auf Äußeres, hatte sie sich ja doch kurz vorher in männlicher Kleidung, Bluse, Weste und hohen Stiefeln wohlgefühlt; sie rauchte leidenschaftlich, duzte ihre näheren Freunde und erlaubte ihnen und sich selbst eine familiäre und freie Sprache. Aber bei genauerer Bekanntschaft übte sie auch auf Chopin jenen Zauber aus, dem andere geistig und gesellig hochgebildete Menschen unterlagen, und der vornehmlich auf ihrer teilnahmvollen Herzensgüte und ihrer hochgestimmten, poetisch empfindenden Seele beruhte. Bei Chopin und seinesgleichen gab sie sich auch anders als bei Pierre Leroux, Poncy u. a. Dem Musiker Chopin machte noch besonders ihr feines musikalisches Gefühl und ihr Verständnis für Chopins eigenes künstlerisches Schaffen den Verkehr mit ihr zum Genuß und beinahe zum Bedürfnis.

Wenn Karénine von G. Sand und Chopin sagt: *ils étaient liés par un attachement mutuel tel qu'il ne se rencontre pas souvent dans des mariages légitimes*, wollen wir hoffen, daß sie im letzteren Punkte zu schwarz gesehen hat. Bei der Besprechung des Verhältnisses zwischen Beiden fühlt die enthusiastische Verfasserin einen ehrfurchtvollen Schauer — *un frisson de vénération et de crainte* — sie weiß nicht, vor welchem der angebeteten Wesen sie zuerst niederknien soll. Nicht alle Leser werden diese andächtige Verehrung teilen, namentlich wenn sie den Brief lesen, den George Sand bei dem Beginn ihrer Beziehungen zu Chopin an dessen vertrauten Freund, den Grafen Albert Grzymala, gerichtet hat, und der bei Karénine mehr als neun große enggedruckte Seiten einnimmt.[3]) *Une lettre écrite avec une sincérité et une honnêteté indicibles et nullement féminines, avec une puissance étonnante.* Ich finde allerdings toute la lettre „*étonnante*". Wenn Karénine nicht unbedingt zuverlässig wäre, möchte man den Brief, der inédit und nicht datiert ist, dem schlechten Scherz eines Witzboldes zuschreiben; an boshaften Satiren auf G. Sand hat es ja nicht gefehlt. Die Art, wie sie dem polnischen Grafen, den sie noch gar nicht lange kennt — sie duzt ihn noch nicht — die heikelsten Dinge anvertraut, ist in der Tat allzu wenig féminine. Man weiß übrigens, daß George Sand in solchen Mitteilungen manchmal sehr offen ist.

Es widerstrebt mir, auf diesen Gegenstand nochmals einzugehen. Aber da er doch in die Erörterung gezogen ist, und da die öffentliche Meinung schon längst an dem Roman George Sand-Chopin, der nach G. Sands feierlicher Versicherung kein

---

[3]) Karénine III, S. 44—58.

Roman ist, lebhaften Anteil nimmt, ist es geboten, angesichts dieses neuen Beweisstücks zu prüfen, was objektive Wahrheit, und ob der früher von mir eingenommene Standpunkt des Zweifels nicht mehr haltbar ist.[4]) G. Sand fragt den Grafen Grzymala um Rat, wie sie sich Chopin gegenüber verhalten soll. Ihr Herz schlägt für ihn, aber sie weiß, daß s e i n Herz einer angehört hat. Liebt er diese noch? Ist es besser, daß sie selbst auf ihn verzichtet, um in der Liebe zu ihren Kindern Ersatz zu finden? Einen großen Teil des langatmigen Briefes nimmt eine Abhandlung über die *possession*, die vollkommene Vereinigung ein, die stark nach St. Simonscher und Lerouxscher Lehre von der sainteté de la matière duftet. Sehr verfänglich sind die Äußerungen über ihr Verhältnis zu dem Hauslehrer Mallefille, dessen Name mit M. angedeutet wird. Sie spricht von einer *cire malléable* (weiches Wachs), „*sur laquelle j'ai posé mon sceau.*" Malléable scheint eine wenig geschmackvolle Anspielung auf Mallefille zu sein.

Welche Antwort Grzymala auf den seltsamen Brief gab, ist nicht bekannt geworden; es mag dem alten Kriegsmann — er hatte den Feldzug von 1812 mitgemacht — bei diesen Bekenntnissen einer schönen Seele etwas schwül geworden sein. Als später die Freundschaft George Sands mit Chopin in die Brüche zu gehen drohte, schrieb George Sand nochmals „*à ce vieux Grzymala.*" Er nimmt bei ihr jene Vertrauens- und Ehrenstellung ein, wie sie in der Tragödie zuweilen die Nourrice der Heldin bekleidet. Sie schreibt ihm in einem Brief vom 12. Mai 1847:[5]) *Le mal qui ronge ce pauvre être (Chopin) au moral et au physique, me tue depuis longtemps... Bien des gens m'accusent, les uns de l'avoir épuisé par la violence de mes sens, les autres de l'avoir désespéré par mes incartades. Je crois que tu sais ce qui en est. Lui, il se plaint à moi que je l'ai tué par la privation, tandis que j'avais la certitude de le tuer, si j'agissais autrement. ...Celui que j'aime d'un amour a b s o l u m e n t c h a s t e et maternel, se meurt victime de l'attachement insensé qu'il me porte!* Sie klagt außerdem, daß Chopin sich in ihre Familienangelegenheiten mische, was ihrer Würde schade. In einem Brief an eine weibliche Vertraute, Gräfin Marliani, vom 2. November 1847 betont sie ebenfalls die Unschuld ihrer Beziehungen zu Chopin, bedauert dessen krankhafte Erregtheit und die Gereiztheit ihres Sohnes Maurice gegen Chopin. Maurice kennt, wie sie sagt, „*la chasteté de nos rapports.*" Sie will nicht, daß ihre Leute die Achtung vor ihr verlieren, „*le respect auquel mon âge et ma conduite depuis dix ans me donnent droit.*"

[4]) Vgl. Caro George Sand, S. 169 „*Maternité exaltée dans laquelle s'était transformée toute autre affection et qu'elle étendait sur le grand artiste souffrant* etc. *Ne pouvait on pas s'y tromper* etc."

[5]) Zum ersten Male vollständig veröffentlicht.

Zu diesen Versicherungen kommt die öffentliche Erklärung G. Sands in der histoire de ma vie. Karénine bezweifelt die Aufrichtigkeit und Richtigkeit dieser Erklärung und vermutet, daß *la modestie inhérente et obligatoire à son sexe* ihr eine gewisse Zurückhaltung auferlegt habe. Aber die weibliche Zurückhaltung konnte sie wohl zum Schweigen, nicht aber zu einer unwahren Darstellung veranlassen. Auch die Vermutung, daß G. Sand das Verhältnis zu Chopin in der hist. de ma vie so harmlos dargestellt habe, um nicht den Argwohn ihres Sohnes Maurice zu erregen, leuchtet nicht ein. Maurice war damals schon hoch in den Zwanzigen; bei der Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn ist anzunehmen, daß sie sich über diese Dinge längst ausgesprochen hatten. Mußte sie überdies nicht fürchten: Qui s'excuse, s'accuse?

Doumic spricht, wie von einer erwiesenen Tatsache, davon, daß G. Sand 10 Jahre lang Chopins Maitresse gewesen sei. Dabei hat er übrigens ein Gerücht erwähnt, wonach Chopin ein Liebesverhältnis mit einem Bauernmädchen aus Nohant unterhalten habe. In Gge Sands Erklärung in der histoire de ma vie sieht er einen Beweis jener *puissance d'oubli qu'on a souvent constatée chez celles qui n'aiment plus.* Zur Beleuchtung der Genauigkeit der Daten erlaube ich mir anzuführen, daß der familiäre Verkehr Gge Sands und Chopins nach Karénine vom Herbst 1838 bis Herbst 1846, also 8 Jahre dauerte; im November 1846 verließ Chopin Nohant und kehrte nie dahin zurück. Das Verhältnis war erkaltet, der vollständige Bruch vollzog sich im Frühjahr 1847. (Karénine III, S. 543). Gge Sand schrieb ihre Lebensgeschichte in den Jahren 1847—1855. Daß sie denjenigen, dem sie unmittelbar vorher 10 Jahre mit Leib und Seele angehört haben soll, so bald vergessen hätte, ist unglaublich, sie müßte denn, wie Sigurd-Siegfried im Mythus, einen Trank des Vergessens erhalten haben.

Die Frage liegt immer noch so: Hat George Sand in ihrer Lebensgeschichte die Unwahrheit gesagt? Die Frage ist von Bedeutung für die Glaubwürdigkeit G. Sands im Allgemeinen und ihrer Lebensgeschichte im Besonderen. Es handelt sich nicht um eine leichte Verirrung des Gedächtnisses, um ein verwirrendes Spiel der Phantasie, um den Einfluß einer gemütlichen Erregung, sondern um eine wohlbedachte bewußt unwahre Angabe. Karénine geht über diese Frage leicht hinweg; für sie ist George Sand immer die grande femme. Mir scheint auch jetzt noch kein vollgültiger Gegenbeweis gegen G. Sands Angabe geliefert zu sein, so belastend auch der erste Brief an Grzymala zu sein scheint (Gerade die langen Erörterungen dieses Briefes können auch darauf schließen lassen, daß ihr die ganze Sache doch bedenklich erschien). Wir kennen die Antwort Grzymalas nicht. Könnte er nicht als treuer Freund Chopins aus irgend

welchen guten Gründen, vielleicht wegen seiner leidenden Gesundheit, vor einem Liebesbunde gewarnt haben? Könnte nicht im Seelenleben George Sands eine Wandlung eingetreten sein? Überraschungen sind bei Frauen nicht selten. G. Sand war ja reich an Widersprüchen, und bei allen ihren Fehlern hat sie genugsam gezeigt, daß es ihr nicht an Willenskraft fehlte, namentlich wenn die Idee der Pflicht ins Spiel kam. In verschiedenen Wiederholungen hat sie den Gedanken ausgesprochen: *Il n'y a qu'une chose vraie, certaine, consolante, éternelle: c'est l'accomplissement du devoir.* Der Widerstreit zwischen Leidenschaftlichkeit und Austérité, der zu Zeiten bei ihr hervortritt, mag sich damals geltend gemacht haben. George Sand selbst versichert: *Je me sentais attirée vers l'austérité avec une sorte d'enthousiasme religieux.* Vielleicht ist es nicht Zufall, daß sie gerade damals Gestalten von strenger jungfräulicher Reinheit schuf, wie Consuelo, Jeanne, Iseult de Villepreux, daß sie an Poncy schrieb: *Si vous voulez être un vrai poète, soyez un saint,* daß sie von Paris sagte: *Je hais cette ville de boue et de vices* etc. Bemerkenswert ist die Unbefangenheit, mit der sie an die von ihr hochgeachteten Verwandten Chopins über diesen schreibt: *Souvenez-vous que je vous mets à côté de Frédéric dans mon cœur! — Embrassez le mille fois pour moi! — mon cher Fritz!* etc. An ihre Freundin Marliani schreibt sie: *Je vous assure que mes deux enfants mâles* (Maurice und Chopin) *me manquent beaucoup.* Chopin wird als zur Familie gehörig behandelt. Er erhält Scherznamen — sobriquets —: „*Le petit*", „*Chopinet*", „*Chip-Chip*", „*Chop-Chop*", „*Chopinsky*", „*Chipette*", „*L'enfant*" etc. Die abgedruckten Briefe von Chopin an G. Sand sind im Ton größter Hochachtung geschrieben. Noch am 19. März 1847 schreibt Chopin an seine Angehörigen: *Si quelqu'un est digne de bonheur, c'est bien Madame Sand.*

Ist es denkbar, daß G. Sand glauben konnte, so eingeweihte Freunde wie Grzymala nnd Frau Marliani durch falsche Versicherungen zu täuschen?

Karénine weist auf die zahlreichen persönlichen Beziehungen hin, die sich in dem Roman Lucrezia Floriani finden. Ganz gewiß sind diese Beziehungen zum Teil sehr auffallend, und es ist nicht zu bezweifeln, daß G. Sand viele Züge der Wirklichkeit entlehnt hat. Aber wir dürfen deshalb, wie ich glaube, nicht annehmen, daß sie in dem Roman ein durchaus getreues Bild von sich selbst und ihrem Verhältnis zu Chopin zeichnen wollte. Sie hat auch in anderen Romanen Gedanken und Schilderungen aus ihren eigenen Erlebnissen geschöpft, aber dabei hat sie die Wirklichkeit nach ihrem Ermessen und dem Drange ihrer dichterischen Phantasie umgestaltet. Ich sehe davon ab, daß Gge Sand selbst sich ausdrücklich dagegen verwahrt hat, in Lucrezia Floriani ihre eigene Geschichte geschrieben zu haben.

Nach allem kann ich wieder nur zu einem Non liquet kommen. Wenn man in der Literaturgeschichte, wie dies heutzutage üblich ist, Handlungen und Verhältnisse rein persönlicher und privater Art ungescheut vor der Öffentlichkeit bespricht, sollten Behauptungen und Beschuldigungen doch nur ausgesprochen werden, wenn sie strenge bewiesen sind und nicht blos der Schein für sie spricht. Mit dem Indizienbeweis sollte man meines Erachtens ebenso vorsichtig verfahren, wie im Strafrecht. Es handelt sich da, wie ich glaube, um eine grundsätzliche Frage. —

Karénine hat die Entwickelung und den Verlauf des Verkehrs der beiden genialen Leute von Anfang bis zur gegenseitigen Entfremdung auf Grund eines großen urkundlichen Materials verfolgt. Auf die glänzende Erscheinung Chopins fallen bald leise Schatten. Wenn Frau Sand im Anfang schwärmerisch ausgerufen hatte: *Chopin est un ange*, so klagt sie später: *son état de santé est aussi bizarre, aussi peu égal que le caractère*; und die Versicherung: *Chopin fâché était effrayant* wird glaublich durch die Erregtheit, mit der er in einem Briefe an Fontane über das überspannte und etwas klatschhafte Fräulein von Rozières loszieht *(C'est un cochon insipide! La verge, la verge à la vieille sotte! cet épouvantail!)*

Die Beziehungen Chopins zu G. Sand wurden auch durch die Familienverhältnisse Gge Sands gestört. Maurice Sand hing schwärmerisch an seiner Mutter mit der Liebe eines verzogenen Kindes; auf Chopin war er eifersüchtig und ertrug es nur unwillig, daß dieser sich erlaubte, im Hause mitzusprechen. Gge Sands Tochter, Solange[6]), reizend, aber herzlos und frühzeitig gefallsüchtig, machte ihrer Mutter viel Kummer, war aber der Liebling Chopins. Mit 19 Jahren verheiratete sie sich mit dem Bildhauer Clésinger, einem talentvollen, aber rohen Manne, an dem Frau Sand wenig Freude erlebte. Es war recht sinnig von ihm, daß er seine Statue der Melancholie der Schwiegermutter Sand verehrte. Alsbald nach der Hochzeit kam es zu heftigen Auftritten, ja selbst zu Tätlichkeiten zwischen den jungen Eheleuten und Maurice Sand, in welchen George Sand mit einem Mute, der ihres Urgroßvaters Moritz von Sachsen würdig war, eingriff. Clésinger hat später seine Unliebenswürdigkeit gegen George Sand gesühnt, indem er ein Marmordenkmal von ihr schuf. Sehr dankenswert ist es, daß Karénine das Gewebe, welches Geschwatz und Verläumdungen über G. Sands Familienverhältnisse und über den Bruch mit Chopin ausgebreitet haben, mit entschlossener Hand zerrissen hat. In das Bereich der Fabel werden alle die rührenden Geschichten über spätere Begegnungen

---

[6]) Karénine teilt ein allerliebstes Liedchen mit, das G. Sand auf die 8jährige Solange dichtete. Die Worte sind offenbar nach dem bekannten Schubertschen Ständchen — nicht Morgenständchen (aubade) — „Leise flehen meine Lieder“ verfasst.

zwischen den beiden und insbesondere über das Erscheinen George Sands am Sterbebett des Künstlers verwiesen. Die Beiden haben sich darnach am 4. März 1848 im Vorzimmer von Frau Marliani zum letzten Mal flüchtig gesehen. Die ziemlich allgemein geglaubte Annahme von Karasowski und anderen, daß sie sich noch einmal im Salon einer befreundeten Familie getroffen hätten, kann darnach ebenfalls nicht aufrecht erhalten werden. — Chopin starb am 17. Oktober 1849. —

Der zweite Stern, der in diesen zehn Jahren am Himmel George Sands strahlte, war Pierre Leroux. George Sand liebte die Gegensätze. Dem aristokratisch eleganten Chopin trat der waschechte (aber, wie es scheint, nicht immer rein gewaschene)[7]) Demokrat und Proletarier Peter Leroux zur Seite. Leroux, 1798 von armen Eltern geboren, war vielseitig begabt und kenntnisreich, aber ohne gründliche Schulung. Er war in verschiedenen Berufen tätig. Neben seinen philosophisch-sozialen Studien befaßte er sich mit technischen und naturwissenschaftlichen Versuchen und Erfindungen, ohne je auf einen grünen Zweig zu kommen. Karénine hat die Persönlichkeit, die Lehre und den Lebensgang dieses Mannes, der auf G. Sand so großen Einfluß ausübte, durchaus sachlich geschildert. Sie hat ihn mit Recht ernst genommen und ihn nicht, wie dies neuerlich vielfach geschieht, als durchaus unbedeutenden seichten Schwätzer und lächerliche Figur kurz abgetan. Die Versuchung zu einer solchen Behandlung, die ja auch ihren Schatten auf G. Sand zurückwirft, liegt allerdings sehr nahe; denn an lächerlichen Seiten fehlt es in seinem Wesen nicht. Aber derselbe H. Heine, der über P. Leroux gelegentlich gespottet hat, beschäftigt sich sehr ernstlich und eingehend mit ihm;[8]) er nennt ihn einen der größten Philosophen der Franzosen, wobei allerdings im französischen Sinne unter Philosophie im Wesentlichen allgemeine Untersuchungen über gesellschaftliche Fragen zu verstehen seien; er bezeichnet ihn als einen sehr fruchtbaren Denker, dem es nur an Methode gebreche. Er findet an ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Schelling, nur daß alle seine Ideen das befreiende Heil der Menschheit betreffen. Ohne Zweifel war Leroux ein Phantast; aber er muß aus dem Geist seiner Zeit beurteilt werden, in der sehr ernste Leute sich für St. Simonismus u. dgl. erwärmten. — Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich auch auf deutsche Literatur. So verfaßte er eine Übersetzung von Goethes Werther, die von G. Sand in einer bemerkenswerten Vorrede als die beste und einzig kongeniale Übertragung der Goetheschen

---

[7]) Sa malpropreté et sa chevelure mal peignée horripilaient Chopin. Kar. III, S. 428.

[8]) Vgl. Lutezia II. Teil. Anhang Kommunismus, Philosophie und Klerisei. Paris 15. Juni 1848. Siehe auch Betz, die franz. Literatur im Urteile H. Heines, S. 59.

Dichtung gerühmt wird. Im Globe vom 29. März 1829 veröffentlichte er einen Aufsatz über Jean Paul.[9] Peter Leroux und George Sand begeisterten sich für einander. Leroux war von der Persönlichkeit George Sands so sehr bezaubert, daß diese ihn sanft auf seine Rolle als Freund verweisen mußte. Der Philosoph dankte ihr in einer lettre „inédite", die an Schwulst und Übertreibung nichts zu wünschen übrig läßt. *Vous m'avez fait faire en moi-même une confession qui m'a donné une grande lumière ... Je ne suis pas un saint, comme vous dites. Mais j'ai foi que je reviendrai par vous à la sainteté, et que je reprendrai l'unité de mon être. Soyez-en sûre, vous me sauverez, parce que nous nous sauverons ... O bonne, bonne, bonne! Que vous êtes bonne, et que votre amitié est bienfaisante!* etc. Karénine hat mehr als 60 Briefe von Leroux gelesen, alle in schwülstigem, gedunsenem Stil, eine anerkennenswerte Leistung. Die geistige Überlegenheit George Sands wird von Leroux willig anerkannt, aber in Sachen der philosophischen Lehre ordnet sie sich dem Freund als unbestrittenem Führer und Meister unter.

Leroux' Philosophie war ein Gemisch von pythagoreischen, platonischen, christlichen, St. Simonistischen Ideen mit Leibnizschen und Rousseauschen Zutaten. Er findet das Wesen und die Bestimmung des Menschen im Anschluß an die menschliche Gesellschaft und im Streben nach Fortschritt. *L'homme n'est pas seulement un animal sociable, mais aussi un animal perfectible. Nous gravitons vers Dieu par l'intermédiaire de l'humanité* ... Der Tod ist nur die Schwelle eines neuen Lebens, eine neue Äußerung unseres unvergänglichen in Gott ruhenden Wesens. Die Beziehungen, in welche der Mensch zu den Menschen und zu den Dingen tritt, die Familie, die gesellschaftliche Kaste, das Eigentum dürfen nicht zu Fesseln des Fortschrittes werden. Leroux nimmt Bezug auf Lessings Abhandlung über die Erziehung des Menschengeschlechtes (vom Jahre 1780), Lessing wird ja auch von George Sand unter ihren Lehrern in erster Reihe genannt. In der Tat drängen sich uns Vergleichungen mit Lessing auf. Auch Lessing setzt in jener Abhandlung einen Gott voraus, der die Menschen erzieht, sie von Stufe zu Stufe führt und sie lehrt, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben (allerdings wird in § 84 der erwähnten Abhandlung der Begriff der Natur an die Stelle des Gottesbegriffes gesetzt). Lessing sagt: Sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung! Die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums (§ 86). Vielleicht, daß

---

[9]) Leroux' bekanntestes Werk ***De l'humanité, de son principe et de son avenir*** erschien 1840, in 2. Auflage 1845. Daß Leroux auch heute noch nicht vergessen ist, zeigt das Buch von F. Thomas ***Pierre Leroux, sa vie, sa doctrine, ses idées*** (Paris Alcan 1904). S. auch Baldensperger ***Le songe de Jean Paul*** in Revue universitaire vom 15. Juli 1909, S. 125.

selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen hatten (§ 87). Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung (§ 91). Selbst die Idee der Metempsychose schreckt Lessing nicht. Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein (§ 94)?

Gerade das Mystische und etwas Nebelhafte in Leroux' Lehre, das man ihr zum Vorwurf machte, reizte und befriedigte die Phantasie der Dichterin. Sie war immer eine Gottsucherin. Nach allen Zweifeln und Kämpfen, die sie durchgemacht, war es ihr eine Beruhigung, bei Leroux den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit, an den Fortschritt der Menschheit zu finden; ihrem Herzensbedürfnis entsprach auch der sozialistische Kern der Lerouxschen Lehre von den Rechten der Armen und Unterdrückten. In einigen der bei Karénine abgedruckten Briefe legt sie ein förmliches Glaubensbekenntnis ab. *Je veux accomplir ma tâche jusqu'au bout. Que Dieu m'assiste! Je crois en lui et j'espère. — Je crois à Dieu et à l'immortalité de l'âme.* Noch als alte Frau sagt sie einer jungen Freundin: *Mon enfant, lis les œuvres de Pierre Leroux, tu y trouveras le calme et la solution de tous tes doutes. C'est Pierre Leroux qui me sauva.* Der Eindruck der Lerouxschen Lehre wurde offenbar wirksam unterstützt durch die Persönlichkeit dieses von sich und seiner Sendung überzeugten Schwärmers. Sie verehrte ihn — *il est toujours le meilleur des hommes* —, wirkte für ihn und — zahlte gelegentlich seine Schulden. Zuletzt trug sie allerdings Bedenken, ihm auf seinen Gedankenflügen zu folgen. *Cette admirable cervelle a touché, je le crains, la limite que l'humanité peut atteindre. Entre le génie et l'aberration il n'y a souvent que l'épaisseur d'un cheveu.*

In der Galerie mehr oder minder bedeutender Menschen, die bei Karénine sich um G. Sand scharen, ragen hervor H. Heine, der G. Sand seine Cousine nennt und von dem sie sagt: *Son cœur est aussi bon que sa langue est mauvaise*, der aber doch in dem ausführlich erzählten Handel mit Joseph Dessauer nicht im besten Licht erscheint, der polnische Dichter Ad. Mickiewicz, dessen Hauptwerk *Dziady (la fête des morts)* G. Sand literarisch gewürdigt hat, der Maler der Romantik Delacroix (der auch Bilder zu Goethes Faust gemalt hat), H. de Latouche, Balzac, die beiden Dumas, der Kunsthistoriker Viardot und seine Frau, die berühmte Pauline Garcia, der Politiker Louis Blanc, der italienische Revolutionär Mazzini u. a. Eine besondere Rolle spielen die Volksdichter. Es war damals ein proletarischer Liederfrühling erblüht, den G. Sand hoffnungsvoll begrüßte. Der Schreiner Perdiguier, das Urbild des Pierre Huguenin im Compagnon du tour de France, der Weber Magu, der Maurer Poncy, der Schuhmacher Savinien Lapointe, sie alle waren ihre Freunde. Sie gewährte ihnen moralische und materielle Unterstützung

und hatte dafür die Genugtuung, in ihren Briefen als *Bonne chère Madame,* ja selbst *mon cher maître, ma brave Madame Sand* etc. angeredet zu werden.

Karénine berichtet mit ihrer großen Quellenkenntnis insbesondere auch von den deutschen literarischen Gästen, die George Sand aufsuchten, Gutzkow, Laube, v. Lenz und anderen. Auch die Lebenserinnerungen unseres trefflichen alten Konstanzer Malers und Kunstschriftstellers Friedrich Pecht († 1903 beinahe neunzigjährig) sind ihr nicht entgangen.

Erstaunlich ist George Sands vielseitige Tätigkeit, wie sie Karénine schildert. Abgesehen von ihren Romanen schreibt sie Artikel über französische Literatur, über slavische Poesie, über Goethes Werther, über Rousseau, geschichtliche Abhandlungen über Zisca und Procop, die Helden der Hussitenkriege, wofür die Czechen ihrem Andenken bei der Jahrhundertfeier 1904 Dank und Huldigung darbrachten, Gelegenheitsschriften über Lamennais, de Latouche, soziale Studien über die Lage der Bäckergehilfen und die Zustände der französischen Bauern; sie führt einen Krieg mit den Behörden wegen der hilflosen Aussetzung eines geistesschwachen Geschöpfes (Fanchette). Sie ruft ein Oppositionsblatt ins Leben, den Eclaireur de l'Indre, eine neue Revue, die Revue indépendante — überall hilft sie mit ihrer Feder, mit ihrem persönlichen Einfluß und, soweit möglich, mit ihrem Gelde. Sie hatte das Bedürfnis, nicht bloß über Wolken im Reich der Phantasie zu thronen, sondern auch handelnd ins Leben einzugreifen. Aber immer kehrte sie zur Dichtkunst zurück, und auch in dieser Lebensperiode hat sie der Welt erfreuliche dichterische Gaben geboten. Allerdings spiegeln sich ihre Erlebnisse und die Persönlichkeiten, mit denen sie verkehrte, auf vielen Seiten ihrer Schriften ab. Karénine gibt darüber eingehende Auskunft.

Rein selbstbiographisch ist die Schrift, die diesen Zeitraum eröffnet, *un hiver à Majorque.* George Sand beschreibt darin mit der ihr eigenen Frische und Lebendigkeit, mit jener lactea ubertas des Stils, die man ihr nachrühmt, und stellenweise mit dem glücklichen Humor, der ihr zu Gebote stehen kann, ihren Winteraufenthalt von 1838/39 mit Chopin in Majorka. Zu der wunderbaren Schönheit der Natur und der Romantik der alten Bauten steht die drastisch geschilderte Unwirtlichkeit der Insel und die Unbehaglichkeit dieses „Erholungsaufenthaltes" in schroffem Gegensatz. Dazu kamen die Krankheitsanfälle Chopins mit ihren Aufregungen. In den Ruinen des zerstörten Klosters, in dem so manches nach Freiheit strebende Gemüt vertrauerte, fallen ihr Chamissos Verse an sein Stammschloß Boncourt ein:

Ich segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Betrachtungen über Le couvent de l'inquisition sind eingeflochten, die schon ganz den Geist von Spiridion atmen.

Als eine Frucht der Reise nach Majorka darf das fünfaktige Drama *Gabriel*, das Karénine schon im zweiten Band besprochen hat, hier kurz berührt werden. Es wurde geschrieben in einer Gasthofstube in Marseille, wo sich die Reisegesellschaft auf der Heimreise einige Zeit aufhielt. Die Idee des Stücks ist kurz folgende: Ein alter Fürst von Bramante läßt, um die Erbfolge der älteren Linie zu sichern, seine Enkelin unter dem Namen Gabriel als Mann erziehen. Durch ihren Gegner, den Grafen Astolf, lernt sie die Liebe kennen und erfährt den Betrug. Das echt romantische Stück enthält zahlreiche Schönheiten; insbesondere ist die junge Gabriele eine reizende Gestalt. Es ist bemerkenswert, wie solche Gegenstände sich in der Romantik wiederholen. Wir finden ein Gegenstück zu Gabriel in dem Schauspiel Wildfeuer von Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen), das im Jahre 1863 erschien.

Die Klostergeschichte *Spiridion* wird von Karénine sehr eingehend besprochen und als bedeutungsvolles Werk bezeichnet. Für das Seelenleben und die Geistesentwicklung Gge. Sands in dieser Periode und für den Einfluß ihres Verkehrs mit Leroux ist die Dichtung jedenfalls ein beachtenswertes Zeugnis. George Sand hat sie Peter Leroux gewidmet: *Ami et frère par les années, père et maître par la vertu et la science, agréez l'envoi d'un de mes contes, non comme un travail digne de vous être dédié, mais comme un témoignage d'amitié et de vénération.* Nach Karénine hat Leroux an dem Werke selbst mitgearbeitet. In der Person des Spiridion hat George Sand den von ihr sehr verehrten katholischen Reformator Lamennais gezeichnet. Das Urteil über die Erzählung wird natürlich sehr verschieden ausfallen je nach dem Standpunkt, den der Lehrer zu religiösen und kirchlichen Fragen einnimmt. Ein Roman ist Spiridion nicht; er wird jeden enttäuschen, der einen solchen erwartet; man könnte ihn eine religiöse Phantasie nennen. Die kleine Zutat von Geisterspuk nach E. Th. A. Hoffmannschem Muster wird den romantisch gestimmten Leser nicht stören, und der, den die theologischen Erörterungen langweilen — es wird recht viele solche geben — wird vielleicht ergriffen werden durch die rührende Liebe des einfältigen Laienbruders Christophorus und seines treuen Bacco, die Alexis die Worte entlockt; *Je sentis profondément que la plus humble amitié est un plus précieux trésor que toutes les conquêtes du génie.*

Überraschend wirkt das Auftreten des jugendlichen Napoleon Bonaparte, dessen Schiff an jene Küste verschlagen worden ist. In ihm verkörpern sich der Kampf und der rücksichtslose Wille, die zum Fortschritt der Menschheit notwendig sind.

In die Inhaltsangabe zu Spiridion hat sich bei Karénine ein Fehler eingeschlichen. Spiridion geht nicht vom Judentum zuerst zum Katholizismus und dann zum Protestantismus, sondern zuerst zum Protestantismus und dann zum Katholizismus über.[10])

Das bedeutsamste dichterische Werk, welches George Sand in diesem Lebensabschnitt vollendete, ist der Roman *Consuelo*, in dessen Heldin sie ihre Freundin, Pauline Viardot-Garcia, verherrlichte. Karénine zeigt in einer eingehenden Besprechung des Romans, welche geistige Strömungen darin zusammenflossen, und welche Anregungen auf die Dichterin wirkten. Sichtlich ist der Roman nicht aus einem Guß entstanden, sondern aus verschiedenartigen Teilen zusammengefügt. Der Schauplatz wechselt jäh. Von Venedig führt uns die Dichterin nach Böhmen, auf die düstere Riesenburg, in der die religiös-nationalen Kämpfe des Mittelalters noch fortgrollen. Von dem lebensvollen Künstlertreiben an der sonnigen Adria kommen wir in ein Nebelland der Mystik und Phantastik; bald aber öffnet sich wieder der blaue Himmel der Poesie.

Die wenig bekannten Abhandlungen, welche G. Sand über Ziska und Procop schrieb, zeigen, wie ernst sie es mit ihren Studien über die Kämpfe der Hussiten und die Geschichte des Sektenwesens in Böhmen nahm. Die beiden Abhandlungen sind, wie sie selbst sagt, eine volkstümliche Bearbeitung der Schrift von Lenfant, *Histoire du concile de Bâle.* Der Aufsatz über Ziska ist, — beiläufig bemerkt — noch besonders merkwürdig dadurch, daß er an die Frauen gerichtet ist. Bei den Frauen hofft sie ein warmes Herz für ihre Sache zu finden. *Femmes*, sagt sie in einer für die Angeredeten nicht durchweg schmeichelhaften Apostrophe, *quand je me rappelle que c'est pour vous que j'écris, je me sens le cœur plus à l'aise, car je n'ai jamais douté que malgré vos vices, vos travers, votre insigne paresse, votre absurde coquetterie, votre frivolité puérile, il n'y eût en vous quelque chose de pur, d'enthousiaste, de candide, de grand et de généreux, que les hommes ont perdu ou n'ont point encore. Votre tête est faible, votre éducation misérable; votre mémoire vide, vos facultés de raisonnement inertes. La faute n'en est point à vous! Dieu a permis que dans l'oisiveté de votre intelligence votre coeur se développât plus librement que celui des hommes, et que vous conservassiez le feu sacré de l'amour, les trésors du dévouement.* Alle Frauen sind Häretiker, alle protestieren gegen die Unterdrückung, alle bewahren die Religion des Herzens. Ihr werdet mich verstehen, *car le sentiment est la porte de votre intelligence.* Die Macht des Herzens wirkt nach George Sand Wunder auch in der Wissenschaft! *Un savant*

[10]) So schon in der ersten Fassung des Spiridion in der Revue des deux Mondes, 4. Band 1838. Ich habe nicht gefunden, daß der Text später geändert worden wäre.

sec, so sagt sie an einer anderen Stelle, *ne vaut pas un écolier qui sent parler dans son coeur la conscience des faits humains.* Dieser Satz wird vielleicht bei manchem Schulknaben, der die trockenen Bücher nicht sehr liebt, Beifall finden. Schade, daß man mit dem Herzen allein Geschichte weder lernen noch lehren kann!

Zu meiner Überraschung fand ich in George Sands Geschichte der böhmischen Helden Ziska und Procop eine Erinnerung an Mussets Lustspiel *Barberine.* Unter den hervorragenden böhmischen Edlen, die in den Religionskämpfen eine Rolle spielen, ist ein *Ulrich von Rosenberg.* „Ulrich, ein böhmischer Edelmann", ist auch der Gemahl von Barberine, der treuen Frau in Mussets Stück; sein Gegner, der leichtfertige Verächter weiblicher Tugend, ist Astolf von Rosenberg, ein junger ungarischer Baron. Daß A. de Musset rein durch Zufall auf diese Namen verfallen ist und rein zufällig seinen Helden aus Böhmen stammen läßt, ist nicht wahrscheinlich, vielmehr ist zu vermuten, daß er diese Angaben dem Zusammensein mit Gge Sand (1833—34) verdankt. Barberine ist schon 1835 erschienen, Ziska und Procop erschienen erst nach Consuelo (1843). Gge Sand hätte darnach sich schon früher mit den böhmischen Religionskriegen beschäftigt.

Von den zahlreichen Werken der erzählenden Dichtkunst, die in dieser Periode entstanden, und von denen ein Teil wenig erfreulich ist und manche andere entschieden veraltet sind, möchte ich als bemerkenswert die Erzählung *Jeanne* (erschienen 1844) hervorheben. Sie ist zwar von Mängeln und Seltsamkeiten nicht frei, aber es ist Poesie, allerdings echt romantische, darin, und ich muß Karénines Urteil beipflichten: *Ce roman garde jusqu'à nos jours un charme et une fraîcheur extrêmes.* Das Bodenständige der Erzählung und die warme Liebe, mit welcher Gge Sand die Natur ihres Heimatlandes, den Geist, die Vorstellungswelt und die Sitten ihrer Bewohner schildert, geben dem Roman, der eigentlich den Reigen der Dorfgeschichten von G. Sand eröffnet, einen eigenen Reiz. Wir wandern zu den Druidensteinen, zur alten gallischen Stadt und lauschen den Sagen, in denen uraltes Heidentum und christliche Mystik sich mischen. In dieser Umgebung wächst die Heldin auf, ein schlichtes Hirtenmädchen, sinnig und ahnungsvoll wie die „große Hirtin", Jeanne d'Arc. Eine Idealgestalt hat G. Sand in ihr gezeichnet, doch sie versichert, daß Frauen von so makelloser Schönheit und Reinheit sich in der Landbevölkerung ihrer Heimat finden. Unverkennbar hat sie ihr Züge der Jungfrau von Orleans geliehen; die Schilderung ihres ernsten verträumten und verschlossenen Wesens (Kap. IV — l'orage) erinnert deutlich an Schiller, und Karénine macht darauf aufmerksam, daß Jeanne, wie Schillers Johanna, stirbt in dem Augenblick, da ihr Herz für den Erbfeind ihres Vaterlandes, einen Engländer, schlägt. Die

Engländer lebten ja damals in der Erinnerung des Volkes noch als Feinde Frankreichs, und ihr erbitterter Kampf gegen Napoleon hatte den Groll gegen sie neu belebt; man war damals weit von der Entente cordiale entfernt. Während die leichtherzige Claudie fragt: *Dame, c'est-il pas drôle d'être Anglais?*, wundert sich Jeanne, daß der Engländer aussieht wie ein Christenmensch und nicht wie ein Dämon. George Sand selbst hat ja öfters eine gewisse Abneigung gegen die Engländer zur Schau getragen; aber im Widerspruch damit sind die Engländer in ihren Romanen meist ungeheuer edle Menschen, wenn auch mit einem leichten Stich ins Komische.

Sehr anziehend ist die Anwendung der alten Volkssprache des Berry in Jeanne, wie in den anderen Dorfromanen. Gge Sand erklärt in einer Anmerkung zu Jeanne Kap. II, sie halte die Sprache des Berry für die älteste französische Mundart, sie könne sie aber nicht durchweg rein und unverändert wiedergeben, da ihre Leser sie nicht verstehen würden; so sei sie zu einem „Kompromiß" zwischen der Mundart und dem neueren Französisch genötigt.[10]) Jeanne sagt einmal: *si c'était vrai, il faudrait que je vous quitte* statt *quittasse.* Hierzu bemerkt Gge Sand: *Le lecteur me pardonnera de ne pas faire parler Jeanne correctement; mais l'espèce de compromis que je hasarde entre le berrichon et le français de nos jours ne m'oblige pas à employer cet affreux imparfait du subjonctif inconnu aux paysans* (ebenda Kap. XIX).

Auch die übrigen Dorfgeschichten Gge Sands, die ja zum Teil sehr bekannt sind, werden von Karénine im Zusammenhang eingehend besprochen. Zu besonderen Bemerkungen bieten ihre gründlichen und treffenden Erörterungen keinen Anlaß.

Den deutschen Leser berührt es erfreulich, daß Karénine für unsere Literatur und Sprache ein so feines Verständnis hat. Sie gebraucht sogar ein paar Mal deutsche Ausdrücke, wo diese ihr besonders bezeichnend erscheinen (das Verhältnis war *im Werden*, sie war eine *feine Horcherin*, nach Heine für *fine écouteuse*, *musikalisch* für das doppelsinnige *musicienne*). Natürlich kennt sie auch die deutsche Literatur über Gge Sand, so auch die Arbeiten über ihre Sprache.

Wenn wir auf den ungemein reichen Inhalt des vorliegenden 3. Bandes zurückblicken, so dürfen wir darauf wohl die Behauptung stützen, daß auch dieser Lebensabschnitt G. Sands eine

---

[10]) Über die Sprache in Jeanne vgl. die Bemerkung bei M. Born *Über die Sprache in dem Roman Les maîtres sonneurs.* Berliner Beiträge 1901, S. 1. Wie sehr G. Sand ihre heimatliche Mundart am Herzen lag, zeigt der von Karénine angeführte Brief an den Grafen Jaubert, den Verfasser des *Vocabulaire du Berry.* George Sand sagt darin unter anderem, sie habe sich vor längerer Zeit vorgenommen, eine Grammatik, eine Syntax und ein Wörterbuch zu schreiben „*de notre idiome, que je me pique de connaître à fond.*" (G. Sand Corresp. II, p. 269.)

wichtige Stufe in ihrer allgemeinen geistigen und insbesondere in ihrer schriftstellerischen Entwickelung bildet. Hervorragende Werke von bleibendem Wert sind in dieser Periode aus ihrer Feder hervorgegangen. Durch ihre vielfachen Beziehungen zu den Ereignissen und Persönlichkeiten der Zeit ist ihr Leben zu einem Stück Geschichte geworden. Man darf dem vierten und letzten Bande des Karénineschen Werkes, der in Bälde erscheinen soll, mit Spannung entgegensehen.

W. Haape.

Reik, Theodor. *Flaubert und seine „Versuchung des heiligen Antonius“.* Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie. Mit einer Vorrede von Alfred Kerr. Minden (Westfalen), J. C. C. Bruns, 1912. 187 S. 8⁰.

Es ist in der letzten Zeit wiederholt unternommen worden, das Schaffen der Dichter vom psycho-pathologischen Standpunkt aus zu beurteilen und es gibt Ärzte, welche die Poesie lediglich für die Wirkung einer sogenannten Neurose halten. Bei Flaubert mag eine solche Methode der Kritik mit mehr Recht angewendet werden als bei anderen Autoren, denn es ist bekannt, daß der anscheinend kräftige und gesunde Mann mit dem normannischen Wikingertypus an einer Nervenkrankheit litt, die seit 1843, seit seinem 22. Jahre, in wiederholten Attacken auftrat. Man hielt sie früher für Epilepsie, seit dem Buche von René Dumesnil (Flaubert, *son hérédité, son milieu, sa méthode.* 1905) entscheiden sich die Forscher aber für eine der Epilepsie ähnliche Art von hysterischen Anfällen („*attaques hystériques à forme epileptoide*“). Man hat aus diesem Leiden nicht nur Flauberts Stellung gegenüber den Frauen und seine spätere „Sexual-Ablehnung“, sondern auch seine ganze Auffassung der Kunst, seine charakteristische Arbeitsweise und andere Züge seiner Persönlichkeit abgeleitet und zu erklären versucht.

Unter seinen Werken bietet die „*Tentation de Saint-Antoine*“ die meisten Anhaltspunkte für diese Auffassung, und dies ist gewiß um so bedeutsamer, als man sie sein Lebenswerk nennen kann. Flaubert begann die Arbeit unter dem Eindruck eines Bildes von Breughel, das er 1845 in Genua sah. Die Niederschrift der ersten Fassung fällt in die Zeit von Mai 1848 bis September 1849. Dann arbeitete er längere Zeit nicht daran, und wendete sich der Dichtung erst wieder 1856, nach Vollendung der „*Madame Bovary*“ zu. Er zögerte aber mit der Fertigstellung, da er infolge einer solchen Publikation einen neuerlichen Sittlichkeitsprozeß befürchtete, und gab nur einige Fragmente 1857 im „*Artiste*“ heraus (die erste Fassung erschien vollständig erst lange nach seinem Tode, 1908, herausgegeben von L. Bertrand). Dann ruhte die Arbeit wieder bis 1869, wurde in den folgenden fünf

Jahren eifrig weiter gefördert und erschien endlich 1874, sechs Jahre vor dem Tode Flauberts im Druck (II. Fassung). Das mühselige Elaborat, an dem er so viel herumgefeilt hatte, brachte ihm keinen Erfolg. Seine Freunde und das Publikum waren überrascht, den Verfasser der „*Madame Bovary*“ auf solchen Abwegen des Styls und des Geschmacks zu sehen, und man begriff nicht, wie ein Autor, der früher so viel Selbstzucht bewiesen, sich einer derartigen geistigen Debauche hingeben und einen so ungestalten literarischen Wechselbalg in die Welt setzen konnte. Und etwas anderes kann der Laie in diesem wüsten Mysterium doch nicht erblicken. Wenn man in den wirren Visionen des traumentrückten Einsiedlers auch stellenweise den farbenprächtigen Schilderer der „*Salammbô*“ erkannte, wenn man auch die gründlichen Studien und die ausgebreiteten Kenntnisse bewunderte, die hier aufgespeichert waren, so reichte das doch nicht hin, um für die Formlosigkeit des Ganzen und für den Mangel an Interesse bei der Lektüre zu entschädigen. Wie die „*Education sentimentale*“, so hat auch dieses Buch zu dem Ruhme des Dichters nichts beigetragen. Flaubert verdankt seiner „*Madame Bovary*“ und nur dieser seinen Platz in der Entwicklungsgeschichte des französischen Romans. Durch sie ist er der Begründer des Realismus geworden, auf diesem Werk basieren die Bestrebungen der Zola, Goncourt, Maupassant usw. Der andere Flaubert, der die „*Tentation de Saint-Antoine*“ schrieb, hat in der Literaturgeschichte keine Spuren zurückgelassen.

Nichtsdestoweniger ist auch diese ein höchst merkwürdiges Dokument. Der Verfasser des vorliegenden Buches unternimmt es, das Werk aus der krankhaften Veranlagung Flauberts zu erklären. Er gibt zunächst (I.) eine detaillierte Analyse des Werkes, zeichnet sodann Flauberts Krankheitsbild (II.), faßt schließlich die Übereinstimmungen zwischen Flaubert und Antonius zusammen (III) und zeigt, daß man berechtigt ist, in der „*Tentation*“ ein Selbstbekenntnis des Dichters zu sehen. Dieser hatte seine Kritiker gewissermaßen dazu selbst autorisiert, indem er wiederholt die persönliche Note darin betonte („Ich bin selbst der Antonius gewesen“ schreibt er am 1. Februar 1852). Dr. Th. Reik tritt an seine Aufgabe mit einem Rüstzeug heran, welches seine Provenienz aus der Schule des Wiener Nervenpathologen Sigmund Freud nirgends verleugnet. Er kommt am Schlusse seiner Darlegungen (S. 176) zu folgenden Resultaten: „Wir haben gesehen, wie in Flauberts Jugend schon die Keime seiner ganzen Entwicklung lagen. Er war, wie jedes Kind, polymorph-pervers. Die erste Libido war auf die Mutter, der erste Haß auf den Vater gerichtet. In seinem ferneren Leben zeigen sich die tiefen Spuren dieser Affekte; er trägt die Merkmale davon an sich wie die Galeerensträflinge das Signum ihrer verbüßten Strafe. Beide Affekte werden verdrängt, doch gelingt

die Verdrängung nicht vollständig. Das ganze Liebesleben wird aus dem Bewußtsein als frevelhaft und lächerlich ausgeschaltet. Aus der Sexualabstinenz ergeben sich Kombinationen von physiologischen und ideogenen Aberrationen. Die verdrängten Triebe brechen in Traum und Dichtung hervor. Das Bewußtsein lehnt sie ab. Eine Spaltung der Persönlichkeit tritt ein, der „*second état*" des Hysterikers. Es kommen Anfälle hinzu, deren Mechanismus dem des Traumes ähnelt: sie sind Wunscherfüllungen verdrängter Komplexe .... Die Erregungssumme wird von allen anderen Gebieten abgeleitet und besetzt das Gebiet der von ihm fanatisch geliebten Kunst." Es liegt somit eine sogenannte „Umsetzungsarbeit" vor, Flaubert lebte sich in seiner literarischen Betätigung aus. („Ah, was für Laster würde ich haben, wenn ich nicht schriebe!" *Correspondance* II, 822.) Ja er gelangt sogar zu einer erhöhten Leistungsfähigkeit (*suractivité intellectuelle*"). „Er leidet unter seiner Kunst wie nur ein Märtyrer, aber er genießt darin auch Wonnen, die nur Gott verleiht" (S. 177).

Die Art, wie der Verfasser Flauberts (Antonius') Seelen- und Körperzustände schildert, ist gewiß eine tief eindringende und kann wohl nur von einem medizinischen Fachmann vollkommen gewürdigt werden. Aber auch für diesen dürfte manches nicht ohne weiteres akzeptabel sein, und vollends dem Laien erscheinen die Folgerungen, welche da aus Flauberts „psychosexueller Konstitution" gezogen werden, mitunter allzu kühn. Vor allem ist die Grundlage des ganzen Systems, die Annahme einer „Säuglingssexualität", die der Verfasser mit Freud für eine ausgemachte Tatsache hält, doch nicht so unumstößlich erwiesen, uud man kann auch nach allen Zeugnissen noch zweifeln, ob Flaubert „wie jedes Kind" polymorph-pervers gewesen sei, und ob sich seine erste Libido, wie die jedes Kindes, auf die Mutter und sein erster Haß gegen den Vater gerichtet habe (vgl. S. 54, 77, 95, 97, 107, 111 f., 121, 176). Wenn Flaubert als Kind „lange Stunden regungslos blieb, den Finger im Munde, ganz vertieft, mit fast dummem Gesichtsausdruck dasaß" (S. 91), so erscheint uns dies nicht so bedenklich wie dem Verfasser und wir haben dasselbe Phänomen auch schon bei anderen Kindern beobachtet, die später ganz normal wurden. Der Verfasser aber meint, daß aufmerksame Psychologen vielleicht schon hier die Vorstufe der späteren Absencen erblicken würden. Ob Kinder in solchen Momenten „infantile Sexualtheorien" bilden, scheint uns auch nicht ganz sicher. Zu Einzelheiten wäre manches zu bemerken. Sind Wiege und Schlange wirklich immer „Sexualsymbole"?, wie der Verfasser annimmt (S. 31, 42), und ist der Liebestod so ohne weiteres als ein „masochistisches Koitusäquivalent" zu bezeichnen (S. 22)? Der Flugtraum mag, nach Freud, oft die Bedeutung des geschlechtlichen Verkehrs haben (S. 62), was soll man aber

angesichts der folgenden Traumdeutung (S. 25) sagen: „Das Haus betreten = coire. Haus bedeutet oft im Traume wie Zimmer (Frauenzimmer!) das Weib.“ Hier dürfte die Symbolik doch etwas zu weit getrieben sein. Interessant ist jedenfalls, daß nach der Ansicht des Verfassers, die „hellseherische Psychologie des Dichters mit den Resultaten der Freud'schen Forschungen übereinstimmt . . . . . Diese Übereinstimmung, welche nahezu eine vollständige ist, kommt uns um so überraschender, als die Psychiatrie zur Zeit Flauberts noch lange nicht in der Lage war, den Mechanismus der Hysterie und Neurose befriedigend zu erklären. Der Dichter muß also intuitiv Erkenntnisse gehabt haben, welche der Wissenschaft seiner Tage noch versagt waren“ (S. 78). Ähnliches findet sich bekanntlich auch bei Shakespeare. Durch solche medizinische Erörterungen verliert die Poesie allerdings viel von ihrem Reiz, aber, fragt der Verfasser (S. 185), duftet die Rose weniger, weil sie einem Düngerhaufen entsprossen ist?

Inwieweit allgemein ein Zusammenhang zwischen Dichtung und Sexualleben anzunehmen sei, vermag der Verfasser nicht zu entscheiden. Nietzsche, Freud u. a. hätten sich mit diesem Problem beschäftigt, vorläufig aber gingen die Gelehrten lieber literarischen Vorgängen und Richtungen und der philologischen Textkritik nach als den seelischen Regungen. Gewiß werden sie aber auch mit Interesse ein solches nicht-zünftiges Buch lesen, das eine dichterische Erscheinung einmal von einer anderen Seite beleuchtet, und sie werden dem Verfasser dankbar sein, auch wenn sie seine Ansichten nicht immer teilen.

Das Buch ist Alfred Kerr, „dem geistreichen und kühnen Vorkämpfer Flauberts in Deutschland“ gewidmet und von dem Bewidmeten mit einer Vorrede einbegleitet, die an Stilverachtung ihresgleichen sucht.

W i e n. WOLFGANG VON WURZBACH.

Jakob, Gustave. *L'illusion et la désillusion dans le roman réaliste français (1851 à 1890).* 142 S. Paris, Jouve u. Cie., 1912.

Der weite Begriff „Illusion“ stellt einmal seit Taine als Terminus der Psychologie und Logik das Korrelat zur Wirklichkeit dar, die nur durch Berichtigung einer Illusion erkannt werden kann. Im populären Wortgebrauch gesellen sich zu der Vorstellung von der Illusion und ihrem Gegenschlag die Vorstellungen von bestimmten Affekten, Hoffnung, Freude, Mut auf der einen Seite, Resignation, Schmerz, Verzweiflung auf der andern. Aesthetisch genommen endlich bildet die Illusion als bewußte Selbsttäuschung den Grundbegriff der von K. Lange neu begründeten illusionistischen Kunstlehre. — Diese drei Auffassungs-

weisen sucht der Verfasser des vorliegenden Buches zu kombinieren und zum Studium eines halb psychologischen, halb literaturgeschichtlichen Problems zu verwenden. Romantik und Realismus im 19. Jahrhundert sind für ihn, ähnlich wie für Lasserre, weniger bestimmte Kunsttraditionen als Reflexe bestimmter Geistesrichtungen. Die Romantik hat die Illusion in der Kunst, und z. T. auch im Leben, zum Selbstzweck erhoben; ihre Schöpfungen haben stark auf den Zeitgeist zurückgewirkt. Nun brachen über die französische Nation die Ereignisse von 1852 und 1870 herein; sie lösen bei den Menschen und vor allem bei den Künstlern den selbsterhaltenden Instinkt in Form einer schärferen Beobachtungstätigkeit aus, die sich bald auf weitere Gebiete als das zunächst betroffene erstreckt, und der zufolge manche Illusion als solche erkannt wird. Der enttäuschte Künstler verzichtet nun auch auf Illusion als Kunstmittel; er wird Naturalist und wie er aus der Zertrümmerung seiner Illusionen eine bessere Erkenntnis der Wirklichkeit abgeleitet zu haben meint, so sucht er nun auch ästhetisch den Eindruck einer Wirklichkeit zu erwecken, indem er die Illusion, ihren Mechanismus und ihre Zerstörung darstellt. — Des Verfassers Arbeit ist nun einerseits literaturgeschichtlich, insofern er das eben erwähnte Motiv bei fünf französischen Schriftstellern verfolgt: bei Flaubert, den Brüdern Goncourt, Maupassant und A. Daudet. Andererseits glaubt er, daß die Beobachtungen dieser Schriftsteller über Illusion und Enttäuschung bei geeigneter Bearbeitung als psychologische Studien wissenschaftlichen Wert bekommen können, und will so mit seiner Arbeit einen Beitrag zur Erforschung des psychologischen Mechanismus der Illusion liefern. — Er unterscheidet nach Arten der Illusion: religiöse, profane, politische, moralische, kommerzielle, wissenschaftliche Illusionen. Separat behandelt wird der Typus des Südländers mit seinen besonderen Illusionen, so wie ihn Daudet geschildert hat. Bei allen diesen Gruppen erläutert er den Mechanismus des jeder einzelnen eigenen Illusionscharakters an Typen aus den Werken der genannten Schriftsteller. Es lassen sich innerhalb der einzelnen Gruppen, sowie für die Gesamtausdehnung des Illusionsphänomens gemeinsame psychologische Erscheinungen aufzeigen, die, so interessant sie sind, hier in Kürze nicht zu erörtern sind; besonders wichtig für das Zustandekommen einer vollkommenen Illusion und deshalb besonders berücksichtigt sind die ihr voraufgehenden ästhetischen Illusionen verwandten Charakters. — Der Realismus der Enttäuschung, dem in Deutschland die pessimistische Philosophie entspricht, macht in Frankreich keine Schule: seine ästhetische Wirkung bleibt aus, sobald die Illusion, durch deren Zerstörung sie erreicht worden ist, im Leser nicht mehr vorhanden ist.

Der Verfasser betont selbst am Eingang seines Buches die Schwierigkeit einer Nutzbarmachung der Kunst für die wissen-

schaftliche Psychologie. Auch wer einen „wissenschaftlichen Roman" schreibt, ist Künstler, und seinen „Dokumenten" wird stets die Gruppierung und Bearbeitung nach künstlerischen Motiven mehr oder weniger von ihrem wissenschaftlichen Wert nehmen. Über den Wert einer Arbeit wie der vorliegenden für die Psychologie wird man also vielleicht geteilter Meinung sein. Dagegen ist der Versuch, den französischen Realismus des 19. Jahrhunderts — soweit er Reflex einer Geistesrichtung ist — als Ergebnis der spontanen Aufmerksamkeit zu erklären, die auf bestimmte unangenehme Erlebnisse folgte, wohl berechtigt. Er allein erklärt die große Rolle, die das erwähnte Motiv in dem realistischen französischen Roman des 19. Jahrhunderts spielt. Daraus ergibt sich auch die Berechtignug der vorliegenden Studie und ihre Wichtigkeit für die Literaturgeschichte. — Aber haben die Jahre 1852 und 1870 wirklich solch großen Einfluß auf die Bildung des französischen Realismus gehabt? Man ist geneigt, das nicht so stark zu betonen, wie der Verfasser. Er sagt wohl, daß auch vorher schon Illusion und Enttäuschung einen gewissen Platz unter den Motiven der Romanciers eingenommen haben; aber diese seien noch zu sehr im lyrischen Empfinden gesteckt um aus ihren Erfahrungen eine klarere Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit entnehmen zu können. „*On pourrait dire que la démolition des illusions fait trop de poussière, on n'y voit pas la réalité.*" Das ist doch nur in beschränktem Maße richtig. Tatsächlich wird auch vor der behandelten Zeit überall da, wo eine Enttäuschung empfunden und dargestellt ist, der deutliche Eindruck einer intensiveren Wirklichkeit ausgelöst; Jakob gibt selbst ein schlagendes Beispiel: „*les Illusions perdues*" von H. de Balzac. Die Reaktion gegen die Romantik ist weit mehr ein langsamer Prozeß als das Ergebnis einzelner äußerer Ereignisse. Demgemäß wäre wohl bei einer Untersuchung über das Illusionsmotiv im französischen realistischen Roman des 19. Jahrhunderts keine so enge Grenze zwischen den fünf erwähnten Schriftstellern und ihren Vorgänger zu ziehen, wie Jakob es tut.

Blaubeuren. H. SATTLER.

Klincksieck, Fr. *Der Brief in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Eine Auswahl.* Halle, Max Niemeyer, 1912. X—278 SS.

Unter diesem Titel hat Klincksieck eine Sammlung interessanter Briefe französischer Literaten des 19. Jahrhunderts vereinigt. Die Auswahl ist gut getroffen, reichhaltig und vielseitig. Alle Tonarten klingen wieder, von dem formlosesten und intimsten Geplauder bis zu der gespreizten und blasierten Art, wie wir sie bei Victor Hugo finden. Sie bildet so sehr den hervorstechendsten

Zug seiner ganzen Art, daß, als eines Tages eine Pariser Zeitung einen in gespreiztem Tone gehaltenen fingierten Brief Hugos an Bismarck veröffentlichte, ein Forscher wie Horst Kohl das Opfer einer Mystifikation werden und den Brief als echt in das Bismarck-Gedenkbuch (1. Teil. 1889. S. 83 Beilagen) aufnehmen konnte.

Den Briefen jedes einzelnen Autors schickt Klincksieck eine kurze Einleitung voraus, die mit treffender Kürze in die Lektüre der Briefe einführt und deren Verständnis vorbereitet. Auf eine fortlaufende Kommentierung der Brieftexte hat der Herausgeber verzichtet. Das hat zweifellos sein Gutes, aber eine Beschränkung auf nur ganz vereinzelte Anmerkungen erscheint doch gerade bei einem Buch, wie es das vorliegende ist und sein soll, nicht ganz selbstverständlich. Die meisten Briefe enthalten soviel sachliche Einzelheiten, Anspielungen und Namen, daß man deren Enträtselung nicht auf gut Glück dem Leser überlassen kann. Der Herausgeber wendet sich nun einmal an einen größeren Leserkreis und kann bei diesem nur dann Anklang finden, wenn er den Bedürfnissen weiterer Kreise auch wirklich Rechnung trägt. Damit soll natürlich nicht einem uferlosen Kommentieren das Wort geredet werden; denn das Kommentieren artet erfahrungsgemäß nur zu leicht in ein Breittreten überflüssiger Nebensächlichkeiten und in ein Vernachlässigen wichtiger Dinge aus. Ein Wortspiel wie das auf S. 8 (*Sophistes*) darf ruhig unberührt gelassen werden. Es wirkt durch sich selbst, und wer es nicht aus dem Texte selber versteht, begreift es auch mit Hilfe einer Anmerkung nicht besser. Eine Anspielung an eine Stelle bei Madame de Sévigné wie die auf S. 207 oder ein Ausdruck wie der von George Sand S. 226 gebrauchte „*je me mets dans la peau de mes bonshommes*“ bedürfen schon eher einer kurzen Erklärung. Notwendiger wird jedenfalls eine solche da, wo es sich um bestimmte Namen handelt. Soweit die Namen notwendige Voraussetzungen für das Verständnis eines Briefs an sich bilden, gibt schon die einleitende Bemerkung in der Hauptsache das Wissenswerte. Aber an vielen Stellen drängen sich die Namen so sehr, daß eine kurze Erläuterung nichts schaden kann. So wäre S. 263 eine kurze Notiz über Decamp recht gut am Platze, da ein knapper Hinweis auf die — jedenfalls nicht jedem Leser bekannte — Farbenkunst Decamps für das Verständnis und die Würdigung der Briefstelle recht wesentlich ist. So einfach und verständlich auch der S. 73 ff. in einem Briefe Stendhals geschilderte Vorgang (der Brand Moskaus) ist, so wird doch mehr als ein Leser über die ihm unbekannten Namen straucheln, an deren Nennung sich manche Einzelzüge des erschütternden welthistorischen Bildes knüpfen. Ähnlich in einem anderen als Selbstbekenntnis so interessanten Brief Stendhals (S. 82 ff.). Die dem Titel beigefügte Erläuterung „Aufschlüsse über Stendhals Schreibweise“ charakterisiert wohl den Brief

seinem Hauptinhalt nach, aber sie bürgt nicht für ein Verständnis seiner nicht ganz einfach liegenden Einzelheiten.

Aus einer eingehenden Benutzung des Buches habe ich den Eindruck gewonnen, daß der Herausgeber mit Erläuterungen zu sparsam verfahren ist — aber auch, daß sein Buch eine schöne Leistung bildet, der man die weiteste Verbreitung wünschen kann.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Damm, Otto. *Der deutsch-französische Jargon in der schönen französischen Literatur.* Berlin 1911. (*Romanische Studien*, herausgegeben von Emil Ebering, Bd. XI.) 194 S.

Ein ernstes und dabei ein amüsantes Buch! Ein Buch, das, streng wissenschaftlich in Auf- und Ausbau, durch sein Thema wie durch seine Resultate belustigt!

Schuchardt, *Slawodeutsches und Slawoitalienisches* S. 16 hat ausgesprochen, daß in allen Karikaturen der Sprechweise von Ausländern, in der Theater- und sonstigen Literatur, eine gewisse Tradition, nicht gewissenhafte, von Fall zu Fall erneuerte Beobachtung vorliege, daß beispielsweise der Deutsche für franz. *brochet* nicht *projet* sage, oder umgekehrt, wie ihm eine traditionelle Bühnenmär andichtet, sondern entweder *prošé* oder *brožé* für beide Wörter. Schuchardt, der große Anreger, der „traverseur des voies périlleuses" der romanischen Philologie, hat, wie er selbst sagt, nur aus der „Kavaliersperspektive" solche Karikaturtendenzen in verschiedenen Sprachen aufgezeigt. Damm, ein „gentil clerc", hat ein Gebiet herausgegriffen, die französische Literatur der letzten drei Jahrhunderte, und, ebenso gewissenhaft wie taktvoll, dem Werden und Wandel des konventionellen Typus des franz. „Theater"-Deutsch nachgespürt.

Im Wahnsinn steckt Methode: die tollste Karikatur ist an Traditionen gebunden, speziell der gallische Humor kennt eine Art klassizistischen Konservativismus: wie die heutigen Pariser Witzblätter noch größtenteils die Zeichentechnik vergangener Jahrhunderte fortsetzen, so ist auch die sprachliche Karikatur eine durchaus unindividuelle, konventionelle. Diesen Prozeß der Typisierung ursprünglicher naiver linguistischer Beobachtungen führt uns Damm vor Augen.

Seine Ergebnisse, die ich in anderer Reihenfolge als der Verfasser zusammenstelle, lassen sich in solche biologischer und paläontologischer Natur teilen: Zur Biologie des Karikaturtypus rechne ich folgende Erfahrungen: 1. eine urspr. nur dialektale Substitution kann als repräsentativ für eine große Sprachgemeinschaft aufgefaßt werden, etwa wenn das urspr. nur venez. *ze sanzerai* für *je changerai* als fehlerhafte Aussprache des französisch sprechenden Italieners (S. 32) gefaßt wird, oder wenn der

Jargon der französisch redenden Deutschen auch auf Engländer, Holländer, Schweden, Juden übertragen wird; 2. da durch die Karikatur ein abstruser Eindruck von der Sprechweise des Ausländers erzielt werden soll, so werden oft wahllos-eklektisch nicht nur wirklich vorkommende Sprechfehler jener Ausländer, sondern auch einheimische, als „nieder“ oder „patoishaft“ angesehene Formen aufgenommen, etwa *nouviau* = *nouveau*, *quisque* = *puisque* (S. 34) Deutschen in den Mund gelegt; 3. die einmal ausgebildete Tradition wird weiter vererbt, wenn nicht ein zufällig mit größerer linguistischer Beobachtung gerüstetes Talent diese Tradition unterbricht und erneuert, wie Balzac getan hat, dessen Originalität (in diesem Betracht wie in so vielen anderen), das ganze Buch, eigentlich ohne Willen und vielleicht Wissen des Verfassers, überstrahlt: man beachte, wie (neben unleugbaren Fehlgriffen) Balzac durch *h-* vor Vokalen den festen Vokaleinsatz der Deutschen und die dadurch bewirkte Bindungsunmöglichkeit *(son hami)* ganz konsequent andeutet (S. 78 ff.), oder wie er allein *phâme* für *femme* für deutsch aspiriertes *f* schreibt (S. 67); 4. die feste Tradition der Persiflage, resp. mangelhafte Kenntnis der Muttersprache des Persiflierten bringt es mit sich, daß gewisse Tendenzen der Fremdsprachigen übertrieben (etwa wenn derselbe Balzac [S. 102] seine Elsässer nicht nur *ü* für fz. *ou*, sondern auch *i* für *ou* sprechen läßt: *pire* = *pour*, oder wenn sogar stumme Konsonanten verwechselt werden: *d'abort* [S. 41]), anderseits daß wirklich naheliegende Sprechfehler gar nicht ausgebeutet werden (vgl. die relativ geringe Verwendung der Germanismen wie *sortir dehors* S. 175 oder der gutturalen Aussprache des Nasals [*boŋk* = *bon*])[1]); 5. die Ursprünge eines Karikaturtypus können dermaßen im Dunklen liegen, daß man von einer „Etymologie der Jargon-Sprechweise“ sprechen könnte: solche Etymologien hat der Verf. in geistreicher Weise bei dem *bonne-à-tout-faire-* haften *li* (S. 126—135) oder bei dem Inf. *avre*, *savre* (S. 155—159) versucht; 6. die sprachliche Persiflage Fremdsprachiger hat ihre Grenze in der Verständlichkeit: daher so wenig Belege (und diese nur Interjektionen und Antwortpartikeln!) des Übergangs aus der eigenen Sprache in die fremde (S. 176 ff.), 7. der Fremdsprachige wird meist als der Lallende, als der βάρβαρος (= lt. *balbus*, ai. *barbaraḥ* ‚stammelnd‘!) aufgefaßt: daher die Verwandtschaft der Syntax des Jargons mit den Sprachen der Kinder und der Wilden. (Riccaut de la Marlinière spricht ebenso in Infinitiven wie Grillparzers Galomir).

[1]) Die Verspottung des *boŋk* liegt uns Deutschen nah, die wir jene Aussprachsbezeichnung mit dem hochgestellten „Nasal-Koeffizienten“ aus Schulgrammatiken kennen. Dem Franzosen kam ŋ statt Nasalvokal nicht als charakteristisch für den Deutschen erscheinen, da diese Aussprache ihm auch von anderen romanischen Völkern (Italiener, Spanier, Rumänen) bekannt, besonders aber, da sie ein für allemal als Schibboleth für den Südfranzosen reserviert ist.

Gehen wir nun mit diesen „biologischen" Erfahrungen gerüstet an „die Paläontologie" speziell des deutsch-franz. Jargons, so bemerken wir 1. eine Kontinuität zwischen dem ältesten franz. Fall deutschen Jargons im *Tournoy de Chauvency* von Jacques Bretex, den der Verf. in einem Anhang analysiert, (dieser Jargon zeigt übrigens mit dem englisch-franz. Jargon der Romane *Jehan et Blonde*, *Rom. de Renart* etc. Übereinstimmungen) und den neufr. Jargondarstellungen, eine Kontinuität, die der Verf. mit Recht nicht allzu ernst nimmt (S. 194): es handelt sich um allgemein übliche Verstöße ungebildeter Ausländer. Bedauernswert ist hier, daß der Verfasser die Fabliaux, die Mysterienbühne, und besonders Zeitgenossen des Landsknechttums wie Rabelais nicht durchgearbeitet hat! 2. wichtiger ist die feinsinnige Unterscheidung zweier Stilperioden im Karikaturtypus des Deutschen: wir wollen sie nach den Dialektangehörigen, die ihnen als Modelle dienten, die „schweizerische" (17. und 18. Jahrh.) und die „elsässische" (19. Jahrh.) nennen: ein ander politisch Lied — ein anderer garstiger Jargon! Der Theater- und Romanschweizer setzt *p*, *t*, *k* für frz. *b*, *d*, *g*, der „*elsacien*" Balzacs verwechselt konsequent die beiden Reihen (Typus *brochet* × *projet*): die stimmhaften Lenes der Schweizer mußten durch frz. Tenues, die zusammengefallenen Tenues und Mediae der Elsässer konnten durch frz. Tenues u n d frz. Mediae (in jener phantastischen Verteilung) wiedergegeben werden. Das eben erwähnte *li*, das nur in der älteren Periode vorkommt, ist ein morphologisches Charakteristikum, das Verfasser auch aus Schweizer Mundarten erklären möchte. Diese hübsche Argumentation besticht: soll aber jenes pedantische Versetzungsspiel, das mit den Fortes und Lenes getrieben wird,[2]) nicht auch eben auf das arg veränderte politische Lied zurückzuführen sein: der frz. Deutschenhaß in seiner verschärften Form ist ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts, er datiert von der näheren

---

[2]) Die römische Satire ‚Bellis', der doch gewiß die päpstliche, s c h w e i z e r i s c h e Leibwache als Modell dienen mußte, vertauscht denn auch nicht beide Reihen: So lautet die Rede des Schweizers im Gedichte *Er museo*:

> *Dice: Fenite sù lipperamente*
> *Lunetti o ciufetti quanno ch'è uperto,*
> *E, appena feterete endrà la cente*
> *Chiamate a me, chè fe fo endrà te certo.*

Also *f*, *t* (außer in *endrà*), *p*, *k*' bleiben! Man beachte auch hier wie in den franz. Darstellungen die lokalen (also hier stadtrömischen) Dialektismen, die dem Ausländer in den Mund gelegt werden: *quanno*, *chiamate a me*, *uperto*. Vgl. in einem anderen Gedicht: *viè cqua*, *ffijje te vacche*, *ché ppeveremo un pon picchier te vine* das römisch-dial. Verstummen der Endvokale, die Reduplikation von *ff*, *pp*, *cq*. Belli unterscheidet auch die Engländer von den Deutschen: vgl. *phuttana*, *cwi* = *qui* im Gedicht *Er servitor-de-piazza, er milordo ingrese e er vitturino a nôlito*. —

Bekanntschaft mit den Nachbarn in den Befreiungskriegen, und der verschärfte Haß brachte jene „verschärfte“, böswilligere Nachahmung mit sich: und vielleicht ist es die Verhöhnung des Dr. Gall durch Balzac (S. 4), die ihre Technik auf Maupassant vererbt hat! 3. den Bestand des Jargon vervollständigen, wie erwähnt: franz.-dialektale, ferner den Ungebildeten eigene Wendungen und endlich sprachliche Besonderheiten, die der Deutsche allezeit aufs Frz. überträgt (etwa die Aufgabe der Palatalisierung von *l'* und *n'* S. 6).

Man sieht aus dem Bisherigen, wie ungemein heikel die Aufgabe Damm's war, wie er vor allem den Realitätswert der karikierten Sprechtypen prüfen, dann erst an die Lösung der Ursprungsfrage der vermeintlich falschen Sprechweise schreiten und hier wieder deutsch-dialektischen Unterschieden nachforschen mußte — die hier gebotene Mäßigung hat denn auch Damm überall beachtet.

In Kleinigkeiten kann man natürlich bei so viel mitwirkenden Faktoren auf einen anderen Punkt mehr Gewicht legen als der Autor getan hat. S. 55: Gegenüber Schuchardt, dem deutsches *f* für rom. *v* unverständlich ist, möchte der Verf. in dem substituierten *f* einen speziell mitteldeutschen, besonders schlaff artikulierten *f*-Laut erkennen: ob nicht auch hier von den Schweizern auszugehen ist? bekanntlich ist die Schweiz ja das Land der *Prifatdozenten*: es mag den Franzosen aufgefallen sein, daß ihrem *v* in deutschen Fremdwörtern ein *f* entspreche und sie mögen dies *f* in die franz. Rede solcher Deutschen hineingebracht haben. Ebenso versicherten ja auch einige Italiener Schuchardt, daß Deutsche *Fenezia* sagen, was Schuchardt richtig als Einfluß des deutschen *Venedig* erklärt (vgl. das ganz ähnliche *azicnez*, *ouniversel* bei Balzac und weiter unten meine Erklärung von *la visage*). — S. 68 die Schreibung *c'hai* = *j'ai* soll weder den deutschen „*ach*-Laut“ (*j* als *ch*?) noch die westfälische Aussprache des frz. s = *sž* wiedergeben, sondern einfach ein Kompromiß zwischen der korrekten Trennung der beiden Elemente durch den Apostroph *(j'ai)* und der phonetischen Zusammenschreibung des Lautnexus *ǯe* als *chai* sein; — S. 68 erklären sich *dantsir* = *danser* und *Montsieur* aus dentaler Aussprache des Nasals (vgl. lt. annus > afz. *anz* und dial.-deutsch *Ganz* ‚auca‘); — S. 69 *azicnez* = *assignez* ahmt die Aussprache eines deutschen *assignieren* mit *-kn-* nach und darauf wird auf gelesenes *soigné* diese Aussprache übertragen, wo kein deutsches Vorbild mehr daneben stand (vgl. *ouniferselle*, dann auch *refuser* mit *ou*), ein bekannter Tric aller Nachahmer fremder Sprechweise: ich hörte einmal eine Operettenkomikerin, die eine Polin nachzuahmen hatte, nicht nur *χaus* für *Haus*, sondern auch *iχm* = *ihm* sagen! — S. 79 weist das *y hâler* = *y aller* Balzacs auf norddeutsche Vor-

bilder (vgl. norddeutsch *Ne-apel* gegenüber südlichem *Neapel!*); S. 82 *ü* statt *i* vor zischlauten bei Balzac *(arrontussement)* ist wohl weniger auf deutsche *ü*-Mundarten, sondern eher auf eine korrekt klingen wollende, umgekehrte Sprechweise zurückzuführen: da in so vielen Fällen *ü* für *i* gesagt wird *(misik = musique)*, so erstaunt nicht das Umgekehrte: so kann man ja in unserer der Mischdiphthonge entbehrenden Wiener Mundart parodistisch-feierliche Artikulationen wie *entwüschen, eine Reuse, ein Mödchen* hören: — S. 83 dass die Schreibung *-air* schon bei Molière bei Schweizern und Vlämen nachgewiesen ist und daß nur bei *-r* diese Schreibung (mit *ai*) vorkommt, weist darauf hin, daß wir es mit jenem von Suchier Gr. Gr. I 705 besprochenen, am weitesten vor *-r* verbreiteten Nachlaut *-i* (mare < *meir*) der ostfrz. Mundarten zu tun haben, die darin selbst deutschen Mundarten gefolgt wären; damit hätten wir bei Mol. einen vlämisch-elsässischen Einfluß, der auf Schweizer übertragen worden wäre. — S. 84 war mit *martecins = médecins* in Elomire hypochondre nicht Anklang an *merde* (gespr. *mart*, vgl. ebenda *far* für *faire*) geplant? S. 90 soll nicht mit den Schreibungen *quir*, *cuer*, *cueir*, *cuier* für *cœur* bei Balzac gemeint sein, daß ein *u*-Laut der Schrift entsprechend gesprochen werden soll? nur so ist es erklärlich, daß *co ur* mit *cuir* ‚Leder' im Wortspiel *(brisez le cuir, ça se dit en un seul mot tanner)* erscheinen kann. — S. 98 *iffire* statt *affaire* zeigt, wie Balzac das *i*, das für *ü*, *ö*, *u*, *e* schon diente, nun auch willkürlich als Vertretung von *a* einführt: eine interessante Parallele für die semasiologische Ausdehnung des erwähnten *li = lui, elle, il, ce, le, la, les!*; — S. 99 ich möchte für Fälle wie *nouviau* die Formulierung geben, die ich als „biologische" Erfahrung Nr. 2 anführte: ich glaube nicht wie der Verf., daß es sich um Eigentümlichkeiten handelt, die Deutsche wirklich sich aus der frz. Volkssprache oder aus den Patois Ungebildeter angeeignet haben (vgl. noch Verf. S. 34), sondern daß die persiflierenden Autoren grade anerkannte franz. Idiotismen den Ausländern in komischer Absicht in den Mund zu legen pflegen: ist doch auch heute eine ständige Nummer der Pariser Tingltangl-Programme jene Engländerin, die sich in echten Parisismen „ergeht", etwa *mon vieux* [gespr. *mõ wiöj*] oder *tu parles!* sagt! — S. 111: *cette moment* wie *cet matin* etc. auf S. 143 wird weniger auf Geschlechtsverwechslung, als auf den von mir selbst oft bei Deutschen beobachteten Fehler der Verallgemeinerung der vorvokalischen Form des Demonstrativs zurückgehen. — S. 111 *la visage, cette tapage, ma ménage, ma belle uniforme*, S. 162 *ma voyage* dürfte einmal auf wirkliche Beeinflussung der entsprechenden deutschen Wörter zurückgehen: ‚die Uniform' und Wörter wie ‚die Blamage, Visage, Ménage, Schmierage'. — S. 113 es ist bemerkenswert, daß die Beispiele der Geschlechtsverwechslung beim prädikativen Adjektiv bei weitem nicht so zahlreich sind

wie die bei attributivem, obwohl doch Deutsche eher den letzteren als den ersteren Fehler begehen, ebenso findet sich kein Beispiel für die so naheliegende Verwechslung von *ils* et *elles* entsprechend dem das Geschlecht nicht unterscheidenden *sie.* — S. 115: warum fehlen die Substantivneubildungen auf *-ment*, *-ance*, *-age*, bei Molière und im Théatre de la Foire so häufig, vollständig bei Balzac und den Neueren? Daß solche Bildungen volkstümlich waren, wie der Verf. nachweist, gibt keine Erklärung. Ich denke, ebenso wie *nouviau* bei den Neueren nicht mehr zu finden ist, weil eine exaktere Beobachtung der Deutschen durch den roman expérimental eintrat, so mutet man jetzt dem Deutschen nicht mehr ganz phantastische Neubildungen zu. In jenen Augenblicksbildungen der älteren Periode wird übrigens vielleicht die freie Wortbildungsmöglichkeit des Deutschen nachgebildet. Jedesfalls zeigt der Verzicht der Modernen auf diese Art der Wortkomik wieder, wie sehr der Jargon von Tradition abhängig ist. — S. 117: die Adverbia statt der Adjektiva sind ein morphologisches Beispiel der Umkehrungsformen: da *tant meilleur* statt *tant mieux* vorkommt, läßt man nun auch *je suis impatientement que* . . . sagen (vgl. *ü* für *i*, und die konsequente Verwechslung der Tenues und Fortes). Daß übrigens die Karikaturisten nicht praktisch bewährte Sprachlehrer waren, zeigt die Tatsache, daß *vite* nie als Adjektiv belegt ist. — S. 119 *il aimait beaucoup fort (grandement) à voir* bei P. de Kock ist vielleicht als urspr. Nachahmung des englischen Jargons entstanden *(he liked very much*, vgl. S. 163, wo die Wendung ebenfalls bei de Kock im Munde eines Engländers erscheint) und dann ist, wie sonst Wendungen des deutschen Jargons auf den englischen, nun einmal umgekehrt eine englische Jargonwendung aufs Deutsche übertragen worden. — S. 123 daß gerade *moi*, *toi*, *lui* vor den häufiger vorkommenden *je*, *tu il* den Vorzug erhalten, [in Wendungen wie *moi pas souffrir toi tuir mon maître*], mag weniger am volleren Ton der *moi*, *toi* liegen als daran, daß sie die absoluten Formen sind: die französischen Kinder werden gewiß ebenso *moi pas souffrir* sagen! — S. 151 zu singularischem Verb bei pluralischem Substantiv vgl. man noch Meyer-Lübke, Hist. Gramm. d. fz. Spr. S. 213 und die daselbst angeführte Nyrop'sche Arbeit. — S. 164 die häufigen *j'avai*, *j'avé* statt *j'ai* stehen meist in der Antwort auf Sätze, in denen Franzosen eine (natürlich korrekte) Form von *avoir* gebrauchen, z. B. *vous avez fait la campagne de Crimée, Milord?*" — *Oh! Yes, je avai fait tout le campagne* : die Schreibung mit *-ai* zeigt, daß eine mit dem Anlaut *av-* der vorhergegangenen Form *(avez)* versehene 1. s i n g. p r ä s. von *avoir* : *avai* vorliegt (vgl. die andere falsche Bildung *je save* nach *nous savons* S. 160): etwas Ähnliches begegnet, wenn scherzhaft im Deutschen auf ein *ich möchte das gern haben* geantwortet wird: m ö c h t e n, *möcht' ich's auch.* Nach *j'avai*, *j'avé* wurde mechanisch *je pové*,

je volé gebildet; und derselbe Grund der Tonausgleichung und Wiederaufnahme des schon ausgesprochenen Stammes wird vielleicht auch die Formen wie *connaissais, j'étais* statt *je connais, je suis*, die Verf. auf S. 163 als Imperfekta anspricht, hervorgerufen haben. Die Erklärung des *avai* als Partic. Pf. mit ausgelassener Copula scheint mir weniger plausibel. — S. 172 *le physsionomique* statt *la physionomie* wohl nach *le physique*, ‚das Äußere'. — S. 178 Zu *tartaifel* vgl. Zöckler, *Beteurungsformen* S. 132, auch im Ital. findet sich *tartàifel* : bei Belli, I. 68, sowie Bellis Engländer ihr *goddam* mitbringen.

Wien. L. SPITZER.

Remouchamps, Edouard, *Tâtî l'Pèriquî, Comèdèye-Vaudevile di treûs ac's*, avec la musique des chants, une étude biographique et littéraire par Oscar Pecqueur, une bibliographie par Oscar Colson, un commentaire et un glossaire par Jean Haust. Quatrième édition. Liège, société de littérature wallonne 1911. CV und 187 S. 8⁰.

Tâtî l'Pèriquî [Gautier le Perruquier] ist das bekannteste wallonische Theaterstück,[1]) ja es wird als ein klassisches Werk angesehen. Mit peinlicher Sorgfalt ist die vorliegende, in vier Parallelausgaben erscheinende 4. Auflage neu bearbeitet. Die *Sociéte de Littérature wallonne*, die wallonische Akademie, die das Werk einst preiskrönte, hat ihm jetzt den zweiten Teil des „*liber memorialis*"[2]) eingeräumt. Der erste Teil dieses Gedenkbuches, betitelt: *Table systématique des Publications de la société liégeoise de littérature wallonne (1856—1906)*, von Oscar Colson, 1386 Nummern umfassend, sollte zeigen, was die Gesellschaft an Veröffentlichungen in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens geleistet hat, der zweite soll an dem Einzelwerk, das man für das würdigste hält, zeigen, was sie leisten kann. Ausgabe B ist für Liebhaber ausgestattet und enthält eine prächtige Originalradierung des an Mistral erinnernden Kopfes Remouchamps' von A. Danse, und einige Szenenbildchen. Ausgabe C *(édition classique)* enthält nur Text, Melodien, Kommentar und Glossar (3 fr. 50), Ausgabe D *(édition populaire)* nur Text und Melodien.

Die ausführliche Biographie Remouchamps', von Oscar Pecqueur, beschäftigt sich auch mit den früheren Werken des Lütticher Dichters (französische und wallonische Jugendgedichte; Theaterstücke: *Li sav'tî* [le savetier] 1859; *Les amoûrs d'a Djèrâ*

[1]) Zuerst aufgeführt: Liége, Casino Grétry, Oktober 1885, gedruckt, *Bull. de la soc. liég. de litt. Wallonne* Bd. 22 (2e sér. Bd. 9) 1886.

[2]) Enthält außerdem einen Bericht über das Fest des 50jährigen Jubiläums und eine kurze Geschichte der Gesellschaft.

[les amours de Gérard] 1878), aber die literarische Würdigung des *Tatî* nimmt den größten Raum ein. Der Erfolg bei den Aufführungen muß glänzend gewesen sein; der klingende Erfolg kam ausschließlich wohltätigen Zwecken zugute: die Armen, sagte ein Kritiker, haben das große Los gewonnen, um das es sich in dem Stücke dreht.

Der Abschnitt „Annexes" enthält unter anderem die Liste aller 305 Aufführungen des Stückes, die meisten in der Stadt und Provinz Lüttich, einzelne — z. T. in dialektischen Übersetzungen — auch in anderen Gegenden Belgiens, vier sogar in Paris (Théâtre du Château d'Eau). Die Bibliographie verzeichnet in drei Teilen in langer Liste alle über und von Remouchamps geschriebenen Werke und Artikel, besonders berücksichtigen die beiden letzten Teile alles, was über *Tâtî* geäußert worden ist. Ich hebe hervor, daß die 6 Dialektübersetzungen nicht gedruckt sind, ebensowenig A. Doutreponts Interpretationskolleg über *Tâtî l'Pèriqui.* Die Dauer des größten Ruhmes läßt sich an der Benutzung des Namens *Tatî* zu Reklamezwecken in den Jahren 1886—88 verfolgen; in der Aufzählung solcher Kleinigkeiten — Bilder, Cigarettenmuster, Spargesellschaft „*les Tatî*", Hôtelschild etc. — geht die Bibliographie ziemlich weit.

Jean Haust hat als Bearbeiter von Textneuausgabe, Kommentar und Glossar die wissenschaftlich wichtigste Aufgabe zu erfüllen gehabt. Über die Methode der, im ganzen geringfügigen, Textänderungen berichtet er in einem „*Advertissement*". Sie sind durch grammatische und metrische Gründe gerechtfertigt. Daß an einigen Stellen (z. B. V. 222) die in den Text gesetzte abgeänderte Lesart unter den Errata wieder durch eine andere ersetzt ist, ist nebensächlich. Nur das Ziel der Verbesserungen, dem Werke die sorgfältige Toilette anzulegen, die der Autor ihm in einer definitiven Ausgabe gegeben hätte, scheint angreifbar. Es gibt heute keine stets verbindliche wallonische Metrik. Trotz der abweichenden Akzent- und Quantitätsverhältnisse, ist sie dem französischen Silbenzählsystem genau nachgebildet, nur daß man ungesprochene Silben nicht zählt, und beim Hiatus „Freiheiten" duldet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man z. B. den Halbvers 53: *avou li djône siervante* (gesprochen: *avou l' djône siervante*) bei anderer Betrachtung nicht als „*hémistiche faussé*" ansicht. Auch die Sprachrichtigkeit ist nicht ein so einfach anzuwendendes kritisches Mittel, wie es scheint. Wenn man im Reim V. 101 *bizète* statt *bîzèk*, wenn man wegen des Rhythmus die Stellung des Pronomens vor dem Infinitiv in V. 616 *po v'ni v' compluminter* [*pour venir vous complimenter*] beibehalten darf, so ist es fraglich, ob man z. B. V. 968 *fareût lî d'gager l'tiesse* in: *Lî fareût d'gager l'tiesse* korrigieren muß, oder sogar

korrigieren darf; ich kenne wenigstens kein Lütticher Beispiel, wo vor einem mehr oder weniger volltonigen, vorgestellten Dativpronomen das Personalpronomen beim Unipersonale fehlte, wie es vor dem enklitischen Akkusativpronomen zu fehlen pflegte: vgl. außer den Beispielen Tâtîs z. B. *awet, l'fât fiesti* [*oui le faut fêter*] (B et D, *Choix de chansons et poésies wallonnes* 1844, S. 29). Eine Entscheidung über echt und unecht wallonisch ist oft unmöglich; gerade in syntaktischen Dingen beginnen, wie das Stück ja auch öfters zeigt, immer mehr die vom französischen beeinflußten Formen neben den „heimischen" Bürgerrecht zu beanspruchen.

Für die fremden Leser hat das Werk vor allem sprachliches Interesse, als „*document de dialectologie romane*". Aber auch künstlerische Ansprüche soll es befriedigen. Wenn es in den Seminarien der Universitäten gelesen wird, wie der Herausgeber hofft, soll auch der eigentümliche künstlerische Wert des Theaterstücks, der besondere ästhetische Reiz des „gesündesten und literarischsten" der nordromanischen Dialekte empfunden werden. Dazu soll die neue Ausgabe mithelfen. Die Fabel des Stücks ist lustig, aber banal: Einem Barbier wird von einem Neider weißgemacht, daß er einen Hauptgewinn von 100 000 frs. gemacht habe. Der Gedanke an den plötzlichen Reichtum steigt dem Barbier in den Kopf. Er arbeitet nicht mehr, spielt in Auftreten und Rede — in ergötzlich falschem Französisch — den vornehmen Bürger; weitere Ehren werden ihm zuströmen, auch Geld, wenn er das Dienstmädchen, das vielleicht ebensoviel erben wird, heiratet. Aber die Luftschlösser fallen zum Schluß wieder ein. — Das ist in eine fein sich steigernde, oft possenhaft komische Handlung verarbeitet, die sehr bühnenwirksam ist. In der Biographie werden die Vorwürfe, die man dem Stück gemacht hat, die Lobeserhebungen, mit denen man es überschüttet hat, gegeneinander abgewogen. Es ist aus der Ferne leichter, den künstlerischen Wert von lokalpatriotischer Übertreibung loszulösen. Der literarische Wert liegt in der Anschaulichkeit des Sittenbildes kleinbürgerlichen Lebens, das der Dichter vor uns entstehen läßt. Er liebt diese Leute, deren kleinliche Gesinnungen er durch einen leisen Spott erträglich, und durch die pointierte Komik sogar liebenswürdig erscheinen läßt. Aber der Hauptreiz liegt in der überzeugend echt wirkenden „pittoresken" Sprache. Die Freude am Heimatdialekt ist bei den Wallonen immer der ausschlaggebende Beweggrund für die Wertschätzung des Tâtî gewesen. Bei Fremden fällt dieser Gesichtspunkt fast vollständig weg. Das Urteil über die Schönheit, den Reiz einer Sprache ist fast nie allgemeingültig.

Der Kommentar ist ein Muster von Akribie. Fast alle Schwierigkeiten, die sich beim Studium des Textes ergeben, werden gehoben. Viel Hilfsmittel, zum Teil schwer zugängliche,

sind benutzt; so die Zettelsammlungen zum großen „*Dictionnaire de la langue wallonne.*“ Doch ist mit Zitaten Maß gehalten. Die meisten Erklärungen werden durch Parallelstellen aus dem vorliegenden Text ermöglicht. Von Etymologien sind besonders die beachtet, die bei Grandgagnage unsicher oder falsch sind. Ein „*Index étymologique*“ erleichtert die Übersicht. Hervorgehoben mag noch werden, daß auch die syntaktischen Schwierigkeiten, die die Dialektsprache bietet, eingehend berücksichtigt werden. — Meist hat man aus den 50 enggedruckten Seiten des Kommentars nur zu lernen. Es ist aber bei der gegenwärtigen Kenntnis vom wallonischen Dialekt begreiflich, daß die Debatte über viele der berührten Fragen nicht als geschlossen anzusehen ist. Der Raum, der mir zur Verfügung steht, gestattet mir nur auf eine Art Erscheinungen einzugehen: den Einfluß der germanischen Sprachen aufs Wallonische.

Als Germanismen werden u. a. folgende Wendungen bezeichnet: V. 5 *dji m' tûze quéquefèye tot mwért* [*je me refléchis tout mort*]; *si rîre malâde*; *s'ovrer mwért* [s. tot arbeiten]; *si magni laid* [sich krank essen]; V. 106 *Kimint* [*v'*] *va-t-i?*; V. 192 *i boute si gote foû* [er stürzt sein Glas aus = frz. vider]; v. 261 *vèy voltî* [*voir volontiers* = aimer] etc. Diese nehmen sich wie wörtliche Übersetzungen aus dem Deutschen aus. Andere z. B. V. 264 *viker so ses rintes* [*vivre sur* (statt de) *ses rentes*]; 322 *vou-dj' fé li d'mande* [*veux-je faire* = soll ich] etc., erscheinen wie wörtliche Übersetzungen aus dem Flämischen. Der Terminus technicus: Germanismus gibt noch keine Erklärung. Gewöhnlich versteht man unter Germanismen Fehler im Gebrauch einer nichtgermanischen Sprache, die auf die Gewohnheit wörtlich aus dem Deutschen etc. zu übersetzen, zurückgehen. Aber hier handelt es sich nicht um Fehler. Oder soll die historische Erklärung damit gegeben werden, daß alle diese Wendungen durch Übersetzungsgewohnheiten, etwa bei zweisprachigen Individuen, ins Wallonische gekommen sind? Oder sollen damit sprachpsychologische Unterschiede vom Französischen angedeutet werden, die darauf hinweisen, daß wallonische und germanische Denkgewohnheiten vielfach übereinstimmen? — Der Ausdruck Germanismus wird bei einer Reihe anderer Fälle nicht gebraucht, obwohl diese Absonderlichkeiten ebenso auffällig an das Germanische erinnern. V. 122 *vos sondjîz* [*vous songez*] — mit nur scheinbarem Objekt = *vous délirez*, vgl. deutsch: Du träumst; V. 142 *avu p'tchî* [*avoir plus cher*], deutsch: lieber haben; V. 161 *a'ne fèye* [*à une fois*], deutsch: auf einmal; V. 271 *pôr*, V. 777 *qu'dîrès-s por* [*que diras-tu...*], deutsch: Was sagst Du da. Das im Französischen unübersetzbare *pôr*, zeigt, wie das deutsche: nun, da, nur etc. nicht nur die „Fortsetzung der Handlung“ an, sondern auch eine Intensitäts- und eine Funktionsnüance. Es ist kein Zufall, daß nur in den östlichsten wallonischen Dialek-

ten dieser Gebrauch existiert. Der „Germanismus“ kann vielleicht auch zur Erklärung der „Inversion“ in V. 696 *pô d'tchwè fé* [*peu de chose faire*] und mancher anderer Fälle beitragen.

Öfters ist es zweifelhaft, ob die Hinweise auf das Deutsche im Kommentar richtig sind. Zum Beispiel kommt: „platt gesagt“, woraus V. 157 *plat'-kizak'* entstanden sein soll, nach Grimm (platt II, 3) nur in der Wendung „platt heraus sagen“ vor; das deutsche „sothanig“, das mit V. 193 *dè s'fait* [*du si-fait*] verglichen wird, ist wegen der Adjektivwendung eine Bildung andrer Art; V. 245 *taper la hatch èt match* [Hack und Pack hinwerfen = die Arbeit aufgeben] und das aus Weigand (nicht Weigang) angeführte: „Hack und Mack = klein Gehacktes und durcheinander gemengtes“ widersprechen sich in der Bedeutung.

Im Glossar sind die Wörter aufgenommen „*qui présentent quelque difficulté pour l'étranger*“. Es versagt fast nie. Vermißt habe ich *sinker* (V. 368) = *donner aver force. faire boire* (Forir); vielleicht müßte auch *agne* V. 184, *sôr* V. 708 übersetzt werden, und auf einige Entstellungen in Tâtîs Wallonisch-französisch hingewiesen werden. Für Studenten wären recht viele etymologische Hilfen im Glossar wünschenswert gewesen.

Die Orthographie bleibt, so sehr sie vom Standpunkt der Praxis anzuerkennen ist, ein Kompromiß. Man braucht bloß die Anmerkung zu V. 614 zu lesen, um zu sehen, daß eine rein phonetische Umschrift für den Studenten der romanischen Philologie vorzuziehen wäre.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

Neuere Belletristik.

Lair, Maurice. *La Reprise.* Roman. 2. Éd. 345 p. Paris, Bernard Grasset. 3 fr. 50 c.

Fontainas, André. *Les Étangs noirs.* Roman. 225 p. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50 c.

Lhande, Pierre. *Luis.* Roman. 287 p. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 3 fr. 50 c.

Mougenot, Fabien. *Un sabre.* Histoire contemporaine. 337 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1913. 3 fr. 50 c.

Barancy, [Mme] Jean. *Guérie par l'amour.* Roman. Préface de Léon Lafage. 309 p. Paris, Bernard Grasset. 1913. 3 fr. 50 c.

Schneeberger, A.-R., *Visionnaires.* 250 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1912. 3 fr. 50 c.

Rolmer, Lucien. *Les amours ennemies.* Roman moderne. 332 p. Paris, Édition de Pan. Eugène Figuière. 1912. 3 fr. 50 c.

La Reprise von Lair spielt großenteils in Deutschland. Der Sohn eines französischen Revolutionärs, der das Vaterland hatte meiden müssen, ist in Deutschland geboren und aufgewachsen und hat es als seine Heimat ansehen gelernt. Er kommt durch eine glückliche Erfindung zu einer leitenden Stellung in einem großen industriellen Unternehmen bei Frankfurt; ja er gewinnt die Tochter des mächtigen Fabrikherrn zur Braut. Aber die Arbeiterschaft neidet dem Fremden sein Glück; sein französisches Vaterland gewinnt neu seine Liebe; äußere und innere Ereignisse lösen ihn von Deutschland, von seiner Stellung und seiner Braut und führen ihn nach Frankreich zurück. „Allez découvrir votre ... seconde patrie." „Je n'ai qu'une seule patrie." Ohne Frage kein seichter Roman. Wie der französische Autor die deutsche Stadt und die deutschen Verhältnisse beschreibt, das ist auf alle Fälle interessant zu lesen, auch wenn es nicht durchweg richtig ist. Unrichtig ist manche Kleinigkeit, z. B. in eingestreuten deutschen Brocken („de rares uniformes, ein jähriger, sous officiers....“); sehr unrichtig m. E. auch Bedeutsames, z. B. die Psychologie der Fabrikarbeiterschaft, die durch einen Streik die Entfernung des rasch emporgestiegenen Franzosen erzwingt. Über die innere Entwicklung des Helden vom international gesinnten, aber in Deutschland sich heimisch fühlenden Sozialisten zum Franzosen ließe sich viel sagen; die Tendenz tritt aber durchaus nicht ungeschickt-massiv hervor. Die Kapitel, in denen Frankreich durch seine Reize — die Provinz, das Landleben gibt den Ausschlag — sein verlorenes Kind wiedergewinnt, entbehren nicht einer inneren Wärme, einer herzlichen Liebe zur Heimat.

Fontainas will in *Les Étangs noirs* die seelische Verfassung schildern, in die Menschen kommen, die schon als Kinder einen Blick haben tun müssen in cette tourmente d'horreurs de lâchetés et de déboires où les aînés en qui ils ont foi se trouvent engagés. Der Gedanke ist gut und die Ausführung wenigstens nicht schlecht. Aber ich glaube, daß der Gedanke einer noch viel besseren Ausführung würdig gewesen wäre. Fontainas kommt, etwa abgesehen von der Kindheitsgeschichte, die ein paar recht gute Szenen enthält, über die skizzenhafte Erzählung des Lebensweges eines jungen Mannes nicht hinaus, der an seiner schweren Jugend trägt, aber doch keineswegs nur an ihr, der allerhand schmerzliche Dinge erlebt, die andere auch erleben, der aber ohne diese Erlebnisse vielleicht auch über seine Jugend weggekommen wäre. Es fehlt das Einläßliche, Innerliche; es fehlt das Allgemeingültige; es fehlt die Gestaltung gerade dieses Lebensganges zum Beweise für jenen Gedanken.

Lhande hat in *Luis* einen ernstzunehmenden Erziehungsroman geschaffen. Im Mittelpunkt steht der Sohn einer vornehmen Familie, dessen Eltern so sehr in Beruf oder Geselligkeit

aufgehen, daß ihnen für das Kind weder Zeit noch Aufmerksamkeit bleibt. Es wächst unter der zweifelhaften Obhut von Dienstboten auf und wird frühzeitig auf Wege geführt, die objektiv Abwege sind, wenngleich Luis, subjektiv betrachtet, keineswegs ein verdorbener Knabe ist. Nach dem frühen Tod des Vaters entledigt sich die Stiefmutter des Kindes und übergibt es einer für Söhne guter Häuser bestimmten klösterlichen Erziehungsanstalt, nachher einem gleichfalls von Religiosen geleiteten Korrektionshaus. Schauplatz des Ganzen ist Spanien. Ich wünschte manches in der Entwicklung psychologisch noch besser vertieft zu sehen; ich finde die geschilderten Familienverhältnisse reichlich kraß gemalt; darin wie in den Betrachtungen des frommen Anstaltsleiters tritt die Absicht des Buchs stärker hervor, als mit der reinen Kunst zu vereinigen ist: dennoch zeigt der Roman ein kraftvolles Bemühen um die Gestaltung eines gewichtigen Problems; und er ist in der Zeichnung des Seelenlebens des Knaben oft recht glücklich. Außerdem bekommen wir sehr interessante Bilder aus der Erziehungstätigkeit spanischer Klöster.

Kapitän Mougenot bietet in *Un sabre* ein eigenartiges Buch. Er erzählt die Geschichte eines französischen Offiziers, der von der Pike auf dient und somit alle Leiden und Freuden eines Gemeinen wie eines Vorgesetzten durchkostet, zeitweis auch im Kolonialdienst steht. Die persönlichen Erlebnisse bilden aber lediglich den Faden, auf den außerordentlich weitgehende, auch geschichtlich weit zurückreichende militärische Betrachtungen aufgereiht werden. Von Erzählung oder gar Roman kann man unter diesen Umständen nicht wohl sprechen; sieht man das Buch als solches an, so wären seine Schwächen jedenfalls sehr groß. Der Leutnant Franc hält Reden, die viele Druckseiten lang sind; er führt mit anderen Gespräche, die viel mehr einer fachmännischen Diskussion gleichen, als einer Romanunterhaltung. Mougenot selbst will das Buch auch sicher nicht so angesehen haben; es ist vielmehr ein Buch mit bestimmter Absicht, eine durch Schilderung begründete Reformforderung, die darauf hinausläuft, daß die Armee in Berührung mit dem Geist des Jahrhunderts bleiben müsse. Es wendet sich gegen Vernachlässigung der Hygiene, gegen Kastengeist und Vorurteile und gegen viele andere ähnliche Dinge. Bei der sehr eingehenden Art, in der die Verhältnisse im französischen Heere besprochen werden (ein 6 Druckseiten langer Index des noms cités ist beigegeben), muß das Werk für einen mit militärischen Dingen genau Vertrauten höchst interessant zu lesen sein; andere vermag es natürlich nicht im gleichen Grade zu fesseln. Immerhin werden die mehr persönlich gehaltenen Kapitel ebenso wie die allgemeine Tendenz auch die Aufmerksamkeit von Nichtmilitärs verdienen. Die Tendenz, sage ich; denn selbstverständlich handelt es sich um einen Tendenzroman, und manche einzelne Schilderung

wird wohl auch „tendenziös“ genannt werden müssen. Im großen Ganzen aber gilt das Wort Tendenz hier in dem Sinn, daß es eine bestimmte, sehr ernste Idee bezeichnet, die der Verfasser nachdrücklich vertritt.

Lafage bezeugt der Verfasserin von *Guérie par l'amour*, Mme Jean Barancy, im Vorwort, daß sie, poète, conteur, romancier, a derrière soi toute une œuvre émue et délicate qui lui assure l'amitié du lecteur. Auch dieser Roman beweist, daß sie gefällig zu schreiben, poetisch zu schildern und gefühlvoll zu erzählen versteht. Auch ist das Buch gut abgerundet und von absolut reinem Inhalt. Das alles dient zu seinem Lobe. Aber mit wirklicher Freude werden es doch nur anspruchslose Leser, noch besser: Leserinnen, genießen, weil es gar zu wenig Gedanken bietet. Ein reizendes junges Mädchen, durch Gehirnentzündung geistig erkrankt, hält sich im Wahn für einen jungen Mann, sucht die Freundschaft des ideal veranlagten Sohnes des Arztes, der das Sanatorium leitet, und wird, indem diese Freundschaft sich zur Liebe entwickelt, gesund. Die Liebe führt, da der Vater Arzt die Heirat nicht zugibt, nur zu jahrelanger Sehnsucht; und erst im Alter, nachdem jeder Teil durch eine andere Ehe hindurchgegangen ist, kriegen sie sich. Das ist alles; und wenn auch die Geschichte, in Tagebuchform vorgetragen, ein wenig Kolorit aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bekommt, so wird sie dadurch nicht viel fesselnder.

Der Band, der Schneeberger zum Verfasser und *Visionnaires* zum Gesamttitel hat, umfaßt mancherlei Darbietungen in allerhand poetischen Formen: ein dramatisches Gedicht L'étape, dann „poèmes en prose“, benannt Les amis sur ma route, ferner Gedichte unter den Rubriken Les paradis perdus und Les paradis trouvés. Die Form ist oft sehr fein, der Inhalt zart und selbst da, wo von den paradis perdus die Rede ist, von einem Hauch des Lieblichen, einem Schimmer der Verklärung übergossen. Der Dichter hat sein Buch selbst völlig richtig charakterisiert: „Pour que votre front soucieux se rassérène et que votre cœur las sente passer un parfum de ciel, de mer et de montagne, un poète a cherché des paroles qui apaisent et qui charment.“

Nicht ohne Geschick, sogar nicht ohne ein Etwas von dichterischem Schwung, aber mit außerordentlich starken Mitteln und in einer vor allem auf die Sinnlichkeit berechneten Kompositionsmanier zeichnet Rolmer in *Les amours ennemies* ein satirisches Lebensbild aus der Gesellschaft einer kleinen Stadt der Provence. Die erotischen Szenen häufen sich dermaßen, daß man das Buch, wenn man es lediglich unter diesem Gesichtswinkel ansieht, kaum tief genug rangieren kann. Dennoch die Darstellung zeigt unfraglich auch einige künstlerische Qualitäten; Humor und Satire versteht der Verfasser zu handhaben.

Giessen. M. Schian.

Schneegans, Heinrich. *Studium und Unterricht der romanischen Philologie.* Heidelberg 1912. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 8⁰. IX + 135 S. Preis geh. 3.60 Mk.

Unter dem Titel „Studium und Unterricht der romanischen Philologie" hat H. Schneegans folgende, z. T. schon gedruckte Vorträge und Abhandlungen vereinigt: I. Die Ideale der neueren Philologie. II. Die neuere französische Literaturgeschichte im Seminarbetriebe unserer Universitäten. III. Die Frage der Doktordissertationen. IV. Die bayerische und preußische Prüfungsordnung. V. Die Anfänge des Unterrichts in den romanischen Sprachen in Bayern. VI. Die Lektorenfrage in Bayern. VII. Die Anfänge der Romanistik an der Universität Bonn. VIII. Les avantages d'un séjour à l'étranger pour l'étude des langues modernes. IX. Ratschläge an Studenten und Studentinnen. X. Das Examen der „Agrégation d'Allemand" in Frankreich.

Während die Aufsätze V und VII anschaulich geschriebene Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie geben, sind alle anderen Ausführungen des Buches der großen und wichtigen Frage gewidmet, in deren Dienst — wie allgemein bekannt — H. Schneegans seit Jahren mit unermüdlichem Eifer, mit immer gleicher Wärme und Beredsamkeit, mit Wort und Schrift, in Theorie und Praxis sich gestellt hat, der Frage nämlich, wie das Studium der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten zu vertiefen sei.

Die Ausführungen und Forderungen, die H. Schneegans vor mehreren Neuphilologenversammlungen unter allgemeiner Zustimmung vertreten hat, lassen sich leicht auf einige Hauptgrundsätze zusammendrängen: Das Studium der neueren Sprachen soll nicht sein Genüge finden in dem einseitigen Erwerb grammatischer Kenntnisse oder der Fähigkeit tadellosen Hin- und Herübersetzens, sondern es soll leiten zu einem Eindringen in den Geist der großen Schriftsteller der anderen Völker, es soll die Eigenart der Nachbarvölker verstehen lehren, es soll überhaupt seine Jünger mit großen geschlossenen Kulturidealen vertraut machen. Es soll Bildungswerte vermitteln. Damit das Studium der romanischen Philologie solche Forderungen befriedigen könne, dürfe in Universitätsvorlesungen und Übungen der Schwerpunkt nicht allzu nachdrücklich und einseitig auf die altfranzösische Grammatik verlegt, sondern müsse auch die neuere Literaturgeschichte in wissenschaftlicher Weise behandelt werden. Vor allen Dingen aber solle nur e i n e Sprache als Hauptfach getrieben werden, nicht sollten Französisch und Englisch als gleichwertige Fächer nebeneinander treten. Überhaupt solle weniger Wert auf das Vielerlei der oberflächlichen Kenntnisse, weniger Wert auf die Breite als auf die Tiefe des Wissens gelegt werden.

Solche Forderungen kann wohl jeder Lehrer und Lernende auf hohen und höheren Schulen an seinem Teile vertreten, ja, er muß sie sich zu eigen machen, wenn er das wissenschaftliche Studium an und für sich als ein Mittel zur inneren Bereicherung des menschlichen Wesens auffaßt. In dem Umstande jedoch, daß eine solche Auffassung vom Wert des Studiums nicht allgemeiner verbreitet ist, liegt der Hauptgrund, der, wie überhaupt das Hochschulstudium, so auch das Studium der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten heute verbesserungsbedürftig macht.

Die Universitäten werden immer mehr staatliche Anstalten zur Vorbereitung auf das Staatsexamen. Am Ende der Universitätszeit winkt dem Studenten nicht die herrliche Gewißheit nun auf eigenen Füßen in geistiger Beziehung zu stehen, gelernt zu haben selbständig über das erworbene und noch zu erwerbende Wissen verfügen zu können, nicht der Freibrief lebendiger, persönliche und allgemeine Werte wirkender Bildung winkt ihm, sondern er steckt vergnügt in die Tasche den Schein, der ihn zu irgend einer Staatsanstellung berechtigt.

Nun soll man nicht gering über Staatsexamen oder Staatsanstellung denken. Beide müssen sein. Aber wie die Sachen heute liegen — ich spreche allerdings aus wirklicher Erfahrung nur von den bayerischen Verhältnissen — sind zwei grundverschiedene Dinge die wissenschaftliche Forderung und das Staatsexamen. Es ist doch wohl so: Romanische Philologie ohne beständige Rücksichtnahme auf das Staatsexamen kann heute auf den Universitäten nicht gelehrt werden. Ja, es ist sogar so, daß die bayerische Prüfungsordnung z. B. in ihrer praktischen Anwendund den Begriff der romanischen Philologie gar nicht kennt. Sie spricht ausschließlich vom Französischen; denn nur das Französische hat nach Bestehen des Staatsexamens der Lehrer zu unterrichten. Von der Möglichkeit ein Sonderexamen im Italienischen abzulegen, wird so gut wie nie Gebrauch gemacht. Der beste Universitätslehrer würde in einer noch so ausgezeichneten Vorlesung über Dante, in einer Vorlesung, in der er das Bild einer denkwürdigen Kultur und einer großen dichterischen Persönlichkeit zu entwerfen sich bemühte, er würde in einer solchen Vorlesung vielleicht die Hälfte, vielleicht ein Viertel der Zuhörer haben, die scharenweis in ein Kolleg über altfranzösische Grammatik kommen würden, nur weil eine Staatsexamensvorschrift lautet: „Der Kandidat hat einen mittelalterlichen französischen Schriftsteller zu übersetzen und zu erklären und im Anschluß daran Fragen aus der historischen Grammatik zu beantworten.“ Daher kennen zwar die meisten Studenten der romanischen Philologie die Straßburger Eide und das Alexiuslied, Aucassin und Nicolette und das Rolandslied, haben aber nie einen Blick in Dantes Divina Commedia

getan und verbinden nur höchst dürftige Vorstellungen mit dem Namen und dem Werk eines Petrarca, Ariosto, Tasso, Calderon, Cervantes, Corneille, Racine, Pascal, Voltaire, Rousseau, V. Hugo, Musset, Taine, Renan u. s. w.

Der Begriff des menschlich und künstlerisch Charakteristischen und Wertvollen scheint bei der Auswahl und bei der Anlage des Studiums der Philologie nicht die gebührende Rolle zu spielen. Aber wir müssen ihn zugleich mit der Forderung nur eines, aber gründlich und allseitig zu studierenden Hauptfaches wieder stärker in den Vordergrund rücken. Wir müssen uns auch klar darüber sein, daß es Unwichtiges und Wichtiges in Studium und Unterricht gibt, Vorhöfe und Tempel, daß wir nicht so lange in den einen verweilen dürfen, um schließlich keine Zeit mehr zum Betreten der anderen zu haben. Wir wollen wohl Treue, Fleiß und Geduld im Einzelnen und Kleinen immer wieder lernen und lehren, aber wir wollen die gleiche Treue und Geduld an den großen und schönen Schöpfungen des Geistes üben, zur Schulung unserer Intelligenz und zur Bereicherung unseres Wesens. Alles menschliche Tun, das nicht in irgend einer Weise, in bescheidenem Maße diesem Zwecke dient, ist eitel und unnütz. Daß die Lebensarbeit von wissenschaftlich arbeitenden Männern, daß die schönsten Jahre lern- und bildungsfreudiger Jugend, daß das Studium unserer Wissenschaft in innigstem Zusammenhang mit solchen menschlich bedeutenden Zwecken stehe, ist eine ideale Forderung, der wir — Lehrer und Lernende, jeder an seinem Teil — nach besten Kräften zur Verwirklichung verhelfen sollten. Trotz aller Hindernisse, die in Examensvorschriften, Schwäche der menschlichen Natur, Schlendrian und Langsamkeit des akademischen Betriebes, Macht der Phrase und was es sonst an großen und kleinen Widerständen geben mag, sich darbieten und immer darbieten werden.

Verbesserungsbedürftig ist das Studium der romanischen Philologie nicht, weil etwa die ältere Generation nicht ihre Pflicht getan hätte. Eine derartige Anklage wäre falsch und sicher nicht nach dem Sinne von H. Schneegans. Ein Blick auf die Summe der geleisteten Arbeit muß jeden mit Bewunderung und Dankbarkeit für das aus dem Nichts unter Mühe und Entsagung geschaffene Werk erfüllen. Verbesserungsbedürftig deshalb, weil alles Menschenwerk verbesserungsbedürftig ist, weil Stillstand Rückschritt ist und weil immer Augenblicke kommen, da die alten Bahnen sich zu neuen Richtungen kehren müssen. Verbesserung unter Nutzbarmachung der von den Vorderen gewonnenen Werte, indem wir in sie hineinlegen alle ernsten und berechtigten Forderungen, die wir selbst und das Bedürfnis der Zeit als solche erkennen. Verbesserung, indem einer dem anderen die Hand reicht, wir selbst bescheidene Arbeiter zwischen gestern und morgen.

Ein jeder energischer Helfer und Förderer, wie H. Schneegans mit seinem glücklichen Temperament und dem Vertrauen gebenden Optimismus es ist, hat Anspruch auf unseren Dank und sollte seinen Lohn für seine Arbeit zum mindesten in unserer Mitarbeit finden.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Französische Belletristik in neuen Schulausgaben.

1. **Mme de Witt,** née Guizot, *Les Petits Enfants, contes d'une mère.* Für den Schulgebrauch bearbeitet v. Adelheid Sydow. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch. Autorisierte Ausgabe. Dresden, G. Kühtmann, 1911. 1,20 Mk. — 102 S. Text + 10 S. Anmerk. + 31 S. Wörterbuch + 38 S. Fragen.
2. **Mme la Comtesse de Ségur,** née Rostopchine, *Les Malheurs de Sophie.* Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch bearbeitet von Meta E. Meyn. Dresden, G. Kühtmann, 1911. — 1,20 Mk. 83 S. Text + 15 S. Fragen + 8 S. Anmerk. + 22 S. Wörterbuch.
3. **Mme de Ségur,** *Mémoires d'un âne.* Im Auszug mit Anmerkungen z. Schulgebrauch herausgegeben von L. Meyn. Bielefeld-Leipzig, Velhagen-Klasing, 1912. Preis 1 Mk. — VI + 114 S. Text + 12 S. Anhang.
4. **Mme E. de Pressensé,** *Petite Mère.* Im Auszuge mit Anmerkungen z. Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Lehnert. Ebenda 1911. Preis 1,10 Mk. — V + 133 S. Text + 15 S. Anhang.
5. **Jeanne Mairet,** *La Petite Princesse.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Oberlehrerin H. Brandt. Autorisierte Ausgabe. Ebenda 1911. Preis 0,90 Mk. — IV + 93 S. Text + 13 S. Anhang.
6. **Georges Nouvel,** *Pierre et Jacques.* Herausgegeben von F. Holl. Alleinberechtigte Ausgabe. Mit 15 Illustrationen und 1 Karte. Bielefeld-Leipzig, Velhagen-Klasing, 1911. 1,60 Mk. VIII + 168 S. + 57 S. Anhang.
7. **Mme Julie Lavergne,** *Trois nouvelles.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Mühlan. I. Teil: préface, Text, Anhang. IV + 94 S. 1,40 Mk. II. Wörterbuch 0,30 Mk. Leipzig, R. Gerhard, 1912.
8. **Edm. About,** *Le Roman d'un brave homme.* Pages choisies et annotées par R. Neumeister et Henry-d'Ollières. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1911. Preis 1,10 Mk. — IV + 51 S. Text + 43 S. Anhang. [= Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, herausgegeben von M. F. Mann, No. 26.]
9. Mosaik von **Prosper Mérimée.** Auswahl. Aug. Scherl, Berlin. Preis 50 Pf. 1911. [= Sprachenpflege, System Aug. Scherl, Band 1]. 101 S.
10. *Französische Kriegsnovellen* (*Contes militaires*). Erzählungen neuerer französischer Schriftsteller. Mit Anmerkungen zum

Schulgebrauch herausgegeben von O. G l ö d e. Mit 5 Karten. Autorisierte Ausgabe. Velhagen und Klasing, Bielefeld, 1912. Preis 1,30 Mk. — XIV + 114 S. Text + 77 S. Anhang.

11. Maurice Maeterlinck, *La Vie des Abeilles.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch, herausgegeben von C. T h. M ü l l e r. Autorisierte Ausgabe. Mit 1 Bildnis. Ebenda, 1912. 0,80 Mk. — VIII + 80 S. Text + 12 S. Anhang.

12. *Paris et les Parisiens I.* Morceaux choisis et annotés en collaboration avec L. Petry par R e n é D e l b o s t. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1912. 1. texte avec 14 gravures et une carte VIII + 126 S., geb. 1,50 Mk., geh. 1,20 Mk. 2. notes 71 S., 0,60 Mk.

13. C. Schindler, *Choix de Poésies françaises.* Bern, A. Francke, 1911. 44 S.

14. *Les Grands Poètes romantiques: Lamartine, V. Hugo, Musset, Vigny, Th. Gautier.* [= La littérature par les textes. Collection publiée par H. M a t t h e y et P. R o c h e s vol. II] Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1911. 190 S. 2,40 frs.

15. *Auswahl französischer Gedichte für Knaben- und Mädchenmittelschulen, nach Stoffgruppen geordnet,* von E r n s t K ä r g e r und A g n e s F ü h r. Hannover-List, Carl Meyer (G. Prior), 1911. XII + 91 S. Text + 31 S. Wörterbuch.

1. und 2. sind für kleine Kinder geschrieben und können somit für unsere Schulen, wo die zusammenhängende, vom Lehr- und Übungsbuch unabhängige Lektüre doch frühstens mit dem 13. Lebensjahr beginnt, nicht in Betracht kommen.

3. erzählt die Leiden und Freuden eines Esels im Dienste harter und guter Herren. Die nicht aufdringlich hervortretende Moral weist auf gute Behandlung der in unserem Dienst stehenden Tiere hin. Das leicht und gefällig geschriebene Büchelchen kann guten Schülern unserer Mittelstufe zur Privatlektüre empfohlen werden.

4. enthält die Erlebnisse zweier ihrer Mutter beraubter, armer Kinder, die in Abwesenheit ihres bei einem Bau verunglückten Vaters auf die Güte fremder Menschen angewiesen sind. Das Büchlein, das den wichtigsten Wortschatz in gefälliger, keine Schwierigkeiten bietender Darstellung vorführt, kann mit Rücksicht auf Sprache und Inhalt unseren Mädchenschulen als erste Lektüre empfohlen werden. — Druckfehler: 14, 13 asssiettes; 25, 3 es statt les; 25, 4 en statt j'en.

5. Diese Erzählung erinnert durch ihren Grundgedanken und Aufbau an Burnett's Little Lord Fauntleroy, der sie wohl beeinflußt hat, dem sie jedoch an Kraft, Natürlichkeit und Wirkung nicht gleichkommt. Bezüglich der Verwendung des Buches gilt das bei No. 4 Bemerkte. — Druckfehler: 23, 18 *ramarqua* statt *remarqua*; Anhang S. 4, 4 v. o. *chateau* statt *château.*

6. Dies Buch, von drei Pariser Schulmännern und Verfassern verschiedener Lehrbücher nach den Forderungen der letzten französischen Volksschullehrpläne geschrieben, zeigt eine ähnliche Anlage wie Bruno's *le Tour de la France par deux Enfants* und *Francinet.* In Form einer lehrhaften Erzählung führt es aus dem Gebiet der bürgerlichen Moral, der Geographie und Wirtschaftslehre Frankreichs und seiner Kolonie Algier, der Naturwissenschaft und Technik das vor, was in den Mittel- und Oberklassen französischer Elementarschulen behandelt werden soll. In dem hier vorliegenden Auszug sind die Leçons de choses des Originals so beschnitten, daß die Einheit der Erzählung gewahrt ist. — Schöne Abbildungen charakteristischer Gebäude, Denkmäler und Gegenden erhöhen die Anschaulichkeit. — Der Anhang ist sehr gewissenhaft gearbeitet. In der Anmerkung

zu 17, 11 liegt wohl nur ein Druckfehler vor, indem der Jura als ein „Gebirgszug zwischen Grenoble und Fichtelgebirge" bezeichnet ist; mit Grenoble ist wohl Genf und mit dem Fichtelgebirge wohl das Sichelgebirge (les Monts Faucilles) gemeint; doch ist diese Bestimmung auch sachlich falsch. — Druckfehler im Anhang zu 74, 9: Austerlitz 1804 statt 1805.

7. Die hier vereinigten Novellen sind Perlen der französischen Erzählungsliteratur. *Minon-Minette*, dem Bande „*Fleurs de France*" entnommen, führt in die Kreise des französischen Adels vor und während der Revolution; wir sind Zeugen der Gefahren, denen die königstreuen Adligen und die nicht vereidigten Priester von Seiten der Jakobiner ausgesetzt sind. Die Darstellung ist jedoch einseitig, indem die Berechtigung der Forderungen des Volkes nicht erörtert wird. — *La Branche d'Acacia*, den „*Jours de Cristal*" entnommen, führt das Leben eines fleißigen Studenten der Medizin in Paris und seine glückliche Vereinigung mit der schönen Tochter eines reichen Nachbarn vor, dem er in schwerer Stunde seine erste ärztliche Tätigkeit gewidmet. — *Histoire d'une dentelle*, den „*Neiges d'Antan*" entnommen, zeigt in rührender Form, welche Opfer die Putzsucht der vornehmen Damen in den Kreisen der armen Spitzenmacherinnen gefordert. Die drei Novellen geben in anschaulicher Schilderung ein treues Bild der Kreise, in denen sie spielen, und lehren, ohne in den Ton trockener Moral zu verfallen, treue Pflichterfüllung und Nächstenliebe. Sie können besonders den Schülerinnen der Mädchenschulen und -Seminare als Privatlektüre empfohlen werden. — Druckfehler: S. 9, 10 ist hinter *elle* ein Komma statt Punkt zu setzen; — S. 30, 16 lies *ils* statt *il* — S. 49, 21 lies *au* statt *du* — S. 49, 23 lies *du* statt *au* — S. 81, 5 v. u. „*Füllen*" statt „*Fällen*". — Die Erklärung zu 51, 3 *quitte à la retrouver* genügt nicht, da sie nicht auf den konzessiven Charakter dieser Wendung gerade an dieser Stelle hinweist. — Das Wörterbuch ist nicht vollständig. Besonders ist nicht ersichtlich, warum gewisse Vokabeln im Anhang statt im Wörterbuch aufgeführt sind.

8. Dieser Auszug aus dem bekannten Roman des einst so gefeierten Schriftstellers ist geeignet, die charakteristischen Seiten seiner Darstellungsweise vorzuführen. In leichter gefälliger Sprache, die Ernst und feinen Spott in echt französischer Weise paart, lernen wir das Leben des Bauern, des Handwerkers, des Beamten, des Gymnasiasten in einer kleinen französischen Stadt kennen. Der Gedanke des Fortschritts in der Entwicklung der Familie vom Vater zum Sohn und Enkel lehrt ernste sittliche Auffassung des Lebens. Die wechselvollen politischen Geschicke Frankreichs seit der Revolution sind geschickt in die Erzählung eingeflochten. Da es dem Ganzen jedoch zugunsten der köstlichen Kleinmalerei an lebhafter und belebender Handlung fehlt, so dürfte es unsere Schüler weniger ansprechen. Jedoch kann jedem Lehrer empfohlen werden, das Kapitel V (*le Collège*) zur Darstellung des Lebens in französischen Internaten heranzuziehen: es gibt in Kürze das Wesentliche des Inhalts von Daudet's *Petit Chose*. — Druckfehler: 39, 6 fit statt fît. — Zu Dieuze (Seite III) durfte bemerkt werden, daß diese Stadt jetzt zu Deutschland gehört. — Die Erklarung zu 7, 22 erklärt den Text nicht, indem die Weißenburger Linien, die doch 1792 eine Rolle spielten, gar nicht erwähnt sind. — Die Erklärungen und Definitionen des Anhangs sind dem Grundsatz der Diesterwegschen Sammlung entsprechend französisch gegeben; wie die Katze um den heißen Brei, geht man da oft der unmittelbaren Verdeutschung aus dem Wege, um nach Erklärung eines unbekannten Ausdrucks mit Hilfe von andern ebenso unbekannten Wörtern schließlich doch zur Erkenntnis zu gelangen, daß erst die Hinzufügung des deutschen Wortes volle Klarheit schafft.

9. Dieses Bändchen ist das erste einer Sammlung „Sprachenpflege, System August Scherl". Der Grundgedanke ist, daß die Aneignung einer fremden Sprache und ihres wichtigsten Wortschatzes spielend durch fleißiges Lesen immer neuer und interessanter Erzählungen mit Hilfe der gegenüberstehenden Verdeutschung erreicht werden soll. Es versteht sich von selbst, daß diese Methode nur zur passiven Fähigkeit des oberflächlichen Verständnisses gedruckter Texte führen kann. — Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen des Professors Kabisch, des Bearbeiters der neuesten Auflage des Wörterbuchs von Thibaut. Das vorliegende Bändchen enthält: *Mateo Falcone*, ein würdiges Seitenstück zu *Colomba*, — *Vision de Charles XI, roi de Suède* — *l'Enlèvement de la redoute* — *la perle de Tolède.* Der Druck ist zu klein, besonders der der deutschen Übersetzung.

10. Die hier vereinigten Soldatennovellen, eigenartige Ausschnitte aus der französischen Geschichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, stellen gewissermaßen die Entwicklung des französischen Kriegers seit Ludwig XIV. dar. Dem Buche *Au Temps du Panache* von Henry d'Estre (1904), der die auf Ruhm gerichtete Begeisterung und Tapferkeit der Offiziere des Sonnenkönigs, der Sanskulottes der Revolution und der Grenadiere Napoleons I. so trefflich gekennzeichnet, sind entnommen: I. *Raffinés d'Honneur*, eine Skizze, die die militärische Eifersucht zweier Offiziere vor der Erstürmung von Valenciennes (1677) unter den Augen des Königs darstellt, — II. *Sambre-et-Meuse*, ein Bild der spartanischen Selbstzucht und Genügsamkeit der Truppen, die 1793 Frankfurt besetzt hielten, ohne sich nach den überstandenen Strapazen und bei der Strenge des Winters zu Ausschreitungen in der reichen Stadt hinreißen zu lassen, — III. *Rivaux de Gloire*, ein Bild der Eifersucht der Offiziere und Soldaten, an deren Spitze Bonaparte i. J. 1797 ganz Oberitalien erobert, auf die von Hoche und Bernadotte herangeführten Truppen der Rheinarmee — IV. *les Petits Tambours*, eine Szene aus dem Kampf bei Borodino 1812. — Eine weitere Skizze aus dem russischen Feldzug ist die bekannte Erzählung *la Prise de la Redoute* von Mérimée. — Die Leiden und Greuel des algerischen Feldzugs gegen Abd-el-Kader (1845) schildert *les Chasseurs d'Afrique*, dem Buche *Les Bachi-Bozouks et les Chasseurs d'Afrique* von Vicomte de Noé (1861) entnommen. — Alle weiteren Novellen stellen Ereignisse des Krieges 1870—71 dar. *La Rançon*, dem Buche *Une Epoque, les Braves Gens* der Brüder P. et V. Margueritte entnommen, erzählt eine Episode aus dem Kampf um Le Bourget, — *le Pigeon de Coulmiers*, aus derselben Quelle stammend, begleitet im Geiste den Flug der Brieftaube, die von Tours aus die Kunde vom Rückzug der Bayern und von der Wiederbesetzung von Orleans durch die Franzosen nach Paris überbringt. — *Petits Enfants*, aus *l'Abattoir* von Félicien Champsaur (1910), führt in die Umgegend des Schlachtfeldes von Spichern. *Les Mères*, ein Auszug aus *Contes du Lundi* von A. Daudet, führt in das belagerte Paris. — *La Veuve*, eine Episode aus *Ames de Soldats* vom Kommandant Le Tersec (1907), erzählt, wie die Witwe eines bei Sedan gefallenen Brigadiers des Generals Margueritte bestimmt wird einzuwilligen, daß ihr einziger Sohn sich dem Dienst für das Vaterland widmet.

Der Kommentar gibt des Guten viel zu viel, indem der Herausgeber seiner Erklärungswut keine Zügel anzulegen verstand. Unter der Fülle geographischen, historischen und besonders biographischen Kleinkrams wird das, was der Leser zunächst sucht, oft geradezu erstickt. Die Erklärung zu 8, 19 gibt über alles Mögliche Auskunft, nur nicht über das, was der jugendliche Leser zunächst sucht: die Veranlassung und Umstände der Gefangennahme des Papstes in Anagni. — Bei 49, 7 ist nicht erklärt, wer der Kaiser ist und in welcher

Schlacht sein Sohn geschlagen wurde. — Druckfehler: Anhang S. 6 *Coudom* statt *Condom*.

11. Die berühmte Abhandlung des flämischen Dichters zeichnet sich durch klare Vorführung der Tatsachen des Lebens im Bienenstaat und durch die anregenden Betrachtungen und Beziehungen zum Leben der Menschen und des Weltalls aus. Als biologische Abhandlung eines Sachkundigen und eines Dichters, dem das Getriebe der Bienenwelt die Gesetze des Alls, das Walten des Lebensgeistes, das Wirken des Gottes „Zukunft" widerspiegelt, kann das Werkchen in der vorliegenden gut kommentierten Ausgabe unsern Primanern als ernste Privatlektüre nur bestens empfohlen werden.

12. Diese Sammlung von Skizzen, Szenen, Betrachtungen, Gedichten aus der Feder der neuesten und anerkannten Schriftsteller und Journalisten führt uns den Charakter der Pariser, das ernste und heitere Leben und Treiben auf der Straße, im Laden, in der Familie, im Theater vor. Als besonders gute Stücke sind zu bezeichnen: *l'Arrivée* aus Daudet, *Trente ans de Paris*, und *La Bohême en famille* aus desselben Schriftstellers *Ménages d'artistes*, — *l'aventure de Crainquebille*, *Guignol*, *l'Ermitage* und *A l'Opéra* von Anatole France, *Un accident à Paris*, *A l'Elysée* und *les Parisiens et la campagne* von E. Berr, dem Mitredakteur des Figaro, — *le Coucher du soleil* von Fr. Coppée, — *Noël à l'école* von Frapié, *la Parisienne* von H. Taine, — *Un philosophe moderne* aus *le Disciple* von Paul Bourget, — *De l'aigrette au château historique* von Marcel Prévost. — Der Kommentar, nur in französischer Sprache abgefaßt, hätte sich in den biographischen und literarischen Notizen über Schriftsteller und andere Personen viel kürzer halten können, dafür aber eine größere Anzahl seltener und moderner Wörter, an denen der Text sehr reich ist, erklären sollen. — Den Grundsätzen der Sammlung entsprechend sind grammatische Zusammenstellungen von Beispielen des Gebrauchs des Subjonctifs, des Partizips, des Gerondifs, der Inversion und volkstümlicher Wendungen und Kürzungen gegeben. Auch das *vocabulaire systématique* ist als Mittel zur Einübung des Wortschatzes zu begrüßen. — Die Illustrationen sind eine wertvolle Veranschaulichung des im Text Gebotenen. — Die schwächste Leistung der Ausgabe ist der Kommentar, indem er in sprachlicher und sachlicher Hinsicht viel zu wünschen übrig läßt. Eine Fülle seltener, auch in besseren Wörterbüchern unauffindbarer Wörter (*palabre* 5, 13, *sobre de* 9, 19, *calepin* 10, 32, *vache* (= *sergent de ville*) 11, 14, *violon* (= *prison*) 12, 30, *caboche* (= tête) 28, 1, *merlan* (= *garçon coiffeur*) 29, 11, *lubin* 29, 2 usf.) ist nicht erklärt; wo soll der sich vorbereitende Schüler sich darüber belehren? Sachliche Anmerkungen fehlen z. B. zu *Coblentz* 44, 10 (Sammelpunkt der französischen Royalisten und Reaktionäre während der Revolution!), zu *la Danseuse de Ségoffin* für 61, 32, zu *Spinoza* 103, 15, zu *le Vésinet* 105, 24, zu *Elzévir* 111, 3, zu *Reynolds* und *Gainsborough* 117, 9. — Unverzeihlich groß ist die Zahl der Druckfehler: außer den auf S. 126 angegebenen habe ich mir angemerkt: 3, 24 *déja* statt *déjà*, 17, 16 *çà* statt *ça (= cela)*, 20, 31 *de groupes* statt *des g.*, 37, 29 *préoccopation*, 42, 11 *ou* statt *on*, 51, 31 *partique* statt *pratique*, 61, 5 *Opèra*, 61, 26 *le cheveux*, 63, 7 *Boujon* statt *Boujan*, 127 *campage* statt *campagne*.

13. Diese kleine, für deutsche Schulen bestimmte Sammlung enthält kürzere und längere Gedichte zum Auswendiglernen. Ob eine solche Sammlung nötig ist? Und wenn, dann wird man doch die Gedichte von Charles d'Orléans, Ronsard und Malherbe aus dem 15., bezw. 16. Jahrh. nicht wählen. Warum sind von neueren Dichtern Musset und Coppée nicht berücksichtigt?

14. Diese Sammlung vereinigt in vortrefflich ausgewählten Proben die Perlen der großen Romantiker Lamartine, Victor Hugo, Musset,

Vigny und Th. Gautier. Ein Studium derselben gewährt vollständigen Einblick in den Charakter und Entwicklungsgang ihrer Poesie. Die Sammlung kann aufs wärmste empfohlen werden.

15. Auch diese „Auswahl französischer Gedichte" ist mit feinem Geschick und Sinn für poetische Form und poetischen Gehalt getroffen. Die Ordnung nach Stoffgruppen [I. Nature: 1. *saisons*, 2. *journée*; II. *l'Homme*: 1. *la vie humaine dans la famille*, 2. *la nature humaine*, 3. *la vie sociale*, 4. *la nature humaine et la vie sociale*, 5. *patrie*, 6. *histoire*; III. *Dieu*] ist als durchaus gelungen und als Erleichterung der Arbeit des Lehrers zu bezeichnen. Die bedeutenden Dichter sind gebührend vertreten.

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

Miszellen.

Zur Stellung des französischen attributiven Adjektivs.

(Zu Philippsthal's Miszelle in Band XL, Heft 2 und 4, S. 104).

Zu Philippsthals Bemerkungen seien mir zweierlei Nachträge gestattet, solche betreffs der Auffassung der von ihm beigebrachten Stellen und solche bibliographischer Natur.

Philippsthal hat gezeigt, wie durch Voranstellung eines Gentiladjektivs vor sein Substantiv eine besondere Nuance diesem Adjektiv anhaftet: aber diese zu determinieren und zu erklären, ist, wie ich glaube, ihm nicht gelungen. In dem Einleitungsabsatz meint er, die vorangestellten Adjektiva (dieser Ausdruck ist m. E. besser als „die invertierten Adjektiva") hätten „nicht mehr die ihnen zukommende individuelle, sondern eine allgemeinere Bedeutung": *sa japonaise petite maman* ‚seine [nicht wirklich japanische!] japanisch aussehende kleine Mama' „allgemeiner" als etwa *sa maman japonaise* ‚seine japanische Mutter'. Von diesen Beispielen vollkommen verschieden ist nun der Typus *ces légendes... sont restées peu chrétiennes dans la c h r é t i e n n e Bretagne.* Hier heißt *la chrétienne Bretagne* nicht ‚die christlich-artige', sondern ‚die echt-christliche' Bretagne. Zum Schluß sagt dann Verf., „daß auch diese Art Adjektiva der allgemeinen Regel folgen; weil sie meistens verstandesmäßig distinguieren, wie Gröber sagt, folgen sie dem Substantiv so gut wie immer; weil sie gelegentlich rhetorisch oder affektisch gebraucht werden, stehen sie mitunter vor dem Substantiv." Ich meine, „rhetorisch" sind diese Adjektiva nur insoweit als sie oft ironisch gebraucht sind (das wäre also dieselbe Anwendung des Terminus „rhetorisch" wie in „rhetorische Frage" = ‚ironische nur scheinbare Frage'), und ist wirklich *sa japonaise petite maman* ‚seine japanisch aussehende Mama' „affektischer" als ‚seine japanische ‚Mama'?

Wie sollen wir nun aber diese beiden so verschiedenen Nuancen des vorangestellten Adjektivs, die „irreale" (‚nicht wirklich japanisch, sondern nur so aussehend') und die im Gegenteil die „Echtheit" betonende (‚wirklich christlich, echt christlich'), erklären? *l'élégante et parisienne journée des Drags* gibt den Aufschluß: aus der Gleichstellung mit *élégante* sehen wir, daß *parisienne* appellativisch[1]) geworden

[1]) Eine ähnliche Appellativisierung von Gentilnamen liegt auch vor, wenn im Ital. bisweilen das Adverb gebraucht wird: Fogazzaro, Piccolo mondo antico S. 341: *lo chiamava valsoldesemente «el vecc»* ‚in der Sprache von Valsolda', Serao, Capelli di Sansone S. 254: *Si allontanava dimenandosi inglesemente sulle anche* ‚auf englische Weise', wie etwa sonst *lentamente* u. dgl. oder wie in Conquista di Roma S. 264 *dondolandosi mastodonticamente*: wie in den obigen frz. Beispielen durch die V o r a n s t e l l u n g , so wird durch die W o r t b i l d u n g das Gentiladjektiv den anderen Adjektiven gleichgestellt.

ist, also, mit Haas zu reden, nicht selbständig apperzipiert wird (wie in *la journée parisienne*), sondern mit dem Substantiv einen Apperzeptionskomplex bildet, daher als selbstverständlicher Begleiter des Substantivs erscheint: nicht aus dem sprachlichen Ausdruck, sondern aus der Berücksichtigung der Situation ergibt sich, ob wir die Irrealitäts- oder die Echtheitsnuance hineinzuinterpretieren haben: ganz so wie wir im Deutschen wissen, daß in einem Ausdruck „fliehend den amerikanischen Genüssen des Lunaparks", wenn von Paris die Rede ist, „amerikanisch" nicht wirklich „amerikanisch", sondern gleich dem (übrigens häufigeren!) „amerikanisierend" ist, so weisen wir in frz. *fuyant donc ce Luna Park aux américaines délices* den Gedanken an ein wirkliches Amerika ab, nur daß im Frz. die Stellung des Adjektivs diese Prüfung des sprachlichen Ausdrucks erleichtert: grade die Tatsache, daß durch die Voranstellung das Adjektiv zum selbstverständlichen Begleiter des Substantivs herabgedrückt wird, während in Wirklichkeit dieses Adjektiv nicht diesem Substantiv beigegeben werden kann, macht es eindeutig, daß wir es mit einer vergleichsweisen, oft ironischen Redeweise zu tun haben. Paßt dagegen in der äußeren Situation das Gentiladjektiv zum Substantiv, dann kann es nur die Bedeutung ‚echt + x' haben (‚echt christlich', wir sagen im Deutschen, um diese Selbstverständlichkeitsnuance anzudeuten, auch ‚doch echt christlich'). Daher erkläre ich *leur asiatique idiome touranien* anders als der Verf., der meint: „*asiatique* ist hier ganz überflüssig, da *touranien* diesen Begriff mit einschließt; aber der rhetorischen Figur des Chiasmus zu liebe wurde *asiatique* hinzugefügt, und ihm als dem am wenigsten bezeichnenden Wort mußte die abschwächende Stellung vor dem Substantiv gegeben werden." Erstens liegt wo nur drei Begriffe vorhanden sind, kein Chiasmus vor, zweitens wie soll das „rhetorische" oder „affektische" *asiatique* in „abschwächender Stellung" stehen?[2]) Drittens ist es gar nicht überflüssig, sondern heißt eben ‚echt asiatisch', wozu *touranien* als nähere, distinguierende Bestimmung hinzutreten kann. Aus diesem *un asiatique idiome touranien* wäre sofort die Irrealitätsnuance zu gewinnen, wenn man etwa *un asiatique idiome hongrois* sagte. Der tatsächlich in dem Beispiel *ces légendes... sont restées peu chrétiennes dans la chrétienne Bretagne* vorliegende Chiasmus erklärt sich wieder ganz einfach durch die für den Franzosen bestehende Selbstverständlichkeit des Epithetons *chrétienne* bei *Bretagne*. Wie weit fremdländische (englische oder deutsche?) Vorbilder bei dieser Voranstellung der Gentil- wie der sonstigen Adjektiva mitwirken mögen, ist nicht auszumachen.[3])

[2]) Der Verf. hat hier bei Lücking's Unterscheidung (§ 239) des „selbstverständlichen" und „affektvollen" vorangestellten Adjektivs grade das Wesentliche nicht berücksichtigt: das Ausbleiben, bezw. Eintreten des Redetones: entweder er faßt das *asiatique* „affektvoll", dann hat es den Ton und steht nicht in abschwächender Stellung, oder er faßt es (wie ich in allen Fällen tue) als „selbstverständlich", dann ist es satzunbetont.

[3]) Das fremder (deutscher oder latinisierender?) Einfluß manchmal maßgebend ist, glaube ich an dem Adjektiv *impérial*, Plattner, Ausführl. Gramm. IV S. 21, zu erkennen: *Strasbourg, la vieille impériale cité*; *l'impériale cité* (sc. Wien), *l'impérial sauf-conduit, l'I. R. police* (= k. k. Polizei), davon verallgemeinert *ses impériales oreilles* und *cette impériale enfant*. Allerdings auch bei *royal*, *princier* anzutreffen, was immerhin eine Verallgemeinerung von *impérial* sein kann. Das Italienische ahmt, dort wo es französisiert, den übertragenen Gebrauch von imperialis sowie die Stellung nach: Serao, Conquista di Roma S. 25 (die Campagna) *era un imperial deserto che*

Das Bibliographische, was ich nachzutragen hätte, wäre, daß Plattner Ausf. Gramm. IV S. 3 ff. die Gentiladjektive unter den Adjektiven, die vor dem Substantiv stehen können, gesammelt hat: es sind (von *cosmopolite*, *provincial* abgesehen[4]) *chinois*, *gothique*, *normand*, *olympien*, *parisien* (nicht von der Akademie anerkannt) *catholique*, *protestant*, ferner von Personennamen gebildet: *voltairien*, *homérique*. Auf S. 38/9 spricht er von der relativen Seltenheit dieser Fälle gegenüber der größeren Häufigkeit der chiastischen Fälle wie *ainsi la Gascogne ibérienne n'aime pas l'ibérienne Espagne*, das mit Recht neben *le public qui sait écouter les paroles chastes avec de chastes oreilles* gestellt wird: dadurch, daß *ibérienne*, *chastes* einmal genannt sind, bedürfen sie das zweite Mal nicht der isolierenden Nachstellung, sondern nur der „einverleibenden" (wenn ich so sagen darf) Voranstellung. Das Beispiel auf S. 38 *ce breuvage américain y était aussi profondément inconnu que l'homérique ambroisie* zeigt ebenfalls Chiasmus, hier ist jedoch sehr schön zu sehen, wie nicht rein rhythmische Gründe die Ausdruckswahl beeinflußten: in *ambroisie* ist *homérique* als beinahe selbstverständlich inbegriffen, was bei dem keineswegs eindeutig mit *américain* verbundenen *breuvage* nicht der Fall ist.

Wien. L. SPITZER.

nessun albero allietava, während der autochthone Giuliani in seiner *Delizie* schreibt: *quel vivo chiarore di luna che si rifletteva nel fiume i m p e r i a l e* (*imperiale* ist kursiv gedruckt).

[4]) Auch ein Adjektiv wie *moderne* kann durch die Voranstellung ironische Färbung erhaltan, so wenn Fouché Delbosc, Rev. Hisp. 1911, S. 6 schreibt: *les modernes fauconniers veulent mettre quelques cérémonies dans leurs rapports avec leurs auxiliaires ailés* (*les modernes fauconniers*, die schon keine echten Falkner mehr sind! es ist übrigens klar, daß ein „Mode"-Wort wie *moderne* am chesten die „moderne" Wortstellung zeigt).

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. August 1913.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Barrau-Dihigo, L. Catalogue de la bibliothèque Gaston Paris. Première partie: Généralités et linguistique. Paris 1912 [Société amical Gaston Paris].

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 50: Faures-Ferramosca. Paris, Impr. nationale. 1912. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Dubois, P. Bio-bibliographie de Victor Hugo de 1802 à 1825. Paris, H. Champion 1913. 10 fr.

Henriot, É. La bibliothèque Spoelbergh de Lovenjoul [In: Rev. des Bibliothèques XXIII 1—3. Janvier-mars 1913, S. 109—114].

Lehrerbibliothek, Die neuphilologische. Ein Verzeichnis meist neuerer Werke f. das Studium u. die Praxis sowie guter Lehrmittel u. der meisten Sammlungen v. Schulausgaben. Zusammengestellt v. e. bayer. Neuphilologen. 32 S. gr. 8⁰ München, R. Oldenbourg 1913. 1.20.

Cognets, J. des, Manuscrits de Lamartine [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1 (1913)].

Paton, Lucy Allen. Notes on manuscripts of the *Prophécies de Merlin* [In: Publicat. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVIII (1913), 2].

Thomas, A. Un manuscrit perdu du roman du *Comte d'Anjou* [In: Romania XLII (1913), S. 268 f.].

Baudrier (président). Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle. Ouvrage couronné par l'Académie des inscriptions et belles-lettres. 10e série ornée de reproductions en fac-similé. Lyon, Louis Brun. Paris, A. Picard et fils, 1913. In-8, 480 p. et tableau généalogique.

Lepreux, G. Gallia typographica ou Répertoire biographique et chronologique de tous les imprimeurs de France, depuis les origines de l'imprimerie jusqu'à la Révolution. Série départementale. T. 3: Province de Normandie. 1er volume. 1re, 2e et 3e parties. (Seine-Inférieure, Eure, Calvados.) Paris, H. Champion. 1912. In-8, 516 p. [Revue des Bibliothèques. Supplément VII.]

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annuaire de la Société de Littérature Wallonne. Liège 1913.

Bulletin du Dictionnaire Général de la langue Wallonne. 8e Année. 1913. Nos 1—2: [Sommaire: *Notre Orthographe.* — Pour un Musée de la

Vie wallonne, par *J.-M. Remouchamps.* — Statuts. — Commission du Musée. — *Vocabulaire-Questionnaire* (10e cahier). — *Liste des Correspondants* qui ont répondu au 5e, au 7e, au 8e et au 9e questionnaire. — *Notes d'Étymologie et de Sémantique.* — 61. Le w. *damanè* et autres noms du doigt annulaire, par *Jules Feller.* — 62. w. sovèrdia, par ***Alphonse Maréchal*** et *Jean Haust.* — 63. w. rèni, roni, runin, arèni, rune; 64. rèvioûle; 65. w. tchèssâ-pareûse; 66. pariou, par *Jean Haust.* — *Chronique.*]

Mélanges offerts à M. Emile Picot par ses amis et ses élèves. 2 Bände. Paris, librairie D. Morgand, 1913. LXX, 558, 648 S. 8⁰.

Raynaud, Gaston. Mélanges de philologie romane. XX-358 pages et portrait: 10 fr. Paris H. Champion. [Table des matières: Avant-Propos. Notice Biographique. Bibliographie des travaux originaux de G. Raynaud. Première Partie. Dissertations et textes divers 1. *Dissertations*: La mesnie Hellequin. — Le poème perdu du comte Hennequin. — Quelques mots sur Arlequin. — Le jeu de la briche ou la briche-musard. — Deux nouvelles rédactions françaises de la légende des Danseurs maudits. — Rigot; a tire larigot = a tire le rigot. — *2. Textes.* Chartes françaises du Ponthieu. — Le miracle de Sardenai. — Poème moralisé sur les propriétés des choses. — *Deuxième Partie. Littérature Narrative*: *1. Dissertations.* La Chastelaine de Vergi. — Un nouveau manuscrit du Petit Jean de Saintré. — *2. Textes.* Le dit de Jean le Rigolé. — Le Ju de le capete Martinet. — Des avocas, De la jument au deable, De Luque la maudite, trois dits tirés d'un nouveau manuscrit de fableaux. — Le clerc de Voudoi. — Nouvelle charte de la Pais aus Englois. — Un nouveau Dit des femmes. — Le dit du Cheval à vendre publié d'après un manuscrit du château de Chantilly. — Le dit du Hardi cheval. — Le dit des Outils de l'hôtel. — Une nouvelle version du fabliau de La nonnette. — *Troisième Partie. Littérature Lyrique*: Deux Jeux-partis inédits d'Adam de la Halle. — Les Congés de Jean Bodel. — Les Chansons de Jean Bretel. — Jean Moniot de Paris, trouvère du XIIIe siécle. — La Complainte de Paris en 1436. — Ballade adressé à Charles VII contre Arthur de Richemont, connétable de France. — *Note Complémentaire.*]

Revue du seizième siècle [Publications de la société Rabelaisienne. Nouvelle série]. I. fasc. 1—2: [Sommaire: *Statuts.* P. 1. — *Liste des membres.* P. 5. — I. *Abel Lefranc.* La guide des chemins de France de Charles Estienne. P. 19. — II. *Jean Plattard.* La procédure au XVIe siècle d'après Rabelais. P. 28. — III. *Henri Hauser.* Comment Louise de Savoie a rédigé son Journal. P. 50. — IV. *René Sturel.* Notes sur Étienne Dolet, d'après des inédits. P. 55. — V. *Lucien Romier.* La mort de Henri II. P. 99. — VI. *Armand Garnier.* Un scandale princier au XVIe siècle (à suivre). P. 153. — VII. *Pierre Villey.* L'influence de Montaigne sur Charles Blount et sur les déistes anglais (à suivre). P. 190. — VIII. *Jean Plattard.* Le système de Copernic dans la littérature française au XVIe siècle. P. 220. — *Chroniques.* P. 238.]

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Hazard, P. Discours sur la langue française. Prix d'éloquence. 1912. Paris, Hachette et Cie, 1913. In-16, 59 p.

Booker, J. The French „Inchoativ" -Suffix *-iss* and the French *-ir-* Conjugation in Middle English. Chapel Hill, 1912. L, 109 S. 8⁰ [Studies in philology ... of the University of North-Carolina IX].

Brüll, Hugo. Untergegangene u. veraltete Worte des Französischen im heutigen Englisch. Beiträge zur französ. u. engl. Wortforschg. (X, 278 S.) gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer. 1913. 10 Mk.

Salverda, de Grave, J.-J. L'influence de la langue française en Hollande d'après les mots empruntés. Leçons faites à l'Université de Paris en janvier 1913. Paris, H. Champion (Édouard Champion), 1913.

Vossler, K. Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwickelung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur klassischen Neuzeit. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandl. [Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. IV. Reihe: Altertumskunde. Kulturgeschichte].

Ernoult, A. Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzung von *H. Meltzer.* Heidelberg, Carl Winter, 1913 [Indogermanische Bibliothek. Zweite Abteilung. Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek. V. Band].

Bally, Ch. Le Langage et la Vie. Genève. Édition Atar. Heidelberg, Carl Winter, 1913. 111 S. Kl. 8⁰. Mk. 1.60.

Ettmayer, K. von. Zur Charakteristik des Altfranzösischen (Schluß) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 200—203].

Hoepffner, E. Zur chronologischen Fixierung altfranzösischer Texte [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 3].

Hummel, Fritz. Zur Sprache und Verstechnik des Sone de Nausay. Dissert. Berlin 1912. 68 S. 8⁰ und 1 Karte.

Ryniewicz, A. Die Sprache Jean Lemaires de Belges. III [In: Časopis pro moderni filologii III, 2. 3.].

Settegast, F. Über einige Fälle von Wortverschmelzung (Kreuzung) im Romanischen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 2] 1. Frz. *Baron*; 2. ital. *orma*, rum. *urmŭ* „Spur, Fußstapfe"; 3. ital. *notare (nuotare)*, rum. *înnotà*, afrz. *noer* „schwimmen"; 4. frz. *guaîne* (neufrz. *gaîne* „Scheide" (Futteral), bes. „Schwertscheide"; 5. Frz. *gui* „Mistel"; 6. ital. *fia*, *fiata*; frz. *fois*, afrz. *foie*, *foiee* „Mal".

Steinhauer, Heinz. Die Sprache des altfranzösischen Abenteuerromans Amadas et Ydoine. 59 S. 8⁰. Münster, Universitätsbuchh. F. Coppenrath, 1913. 1.50 Mk.

Acher, J. Sur l'*x* finale des manuscrits [In: Rev. d. l. rom. LVI (1913), S. 148—158].

Högberg, P. und *C. Voretzsch.* Zu *mon*, *ton*, *son* vor Feminina [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), S. 382—384] (Zu Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 600).

Nyrop, Kr. Grammaire historique de la langue française. Tome IV. VIII, 496 S. gr. 8⁰. Copenhague 1913. Leipzig, O. Harrassowitz. 8 Mk.

Patterson, Sh. G. Concerning the type *beau-père*, *belle-mère* [In: Mod. Lang. Notes XXVIII (1913), 3].

Stimming, A. Altfranz. *volenté*, *volentiers* und Verwandtes [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4. S. 466—471].

Thomas, A. Sur la date de la chute du *d* intervocalique an Gaule [In: Romania XLII, 87].

Andresen, H. Prov. *vas* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), S. 357].

Barbier fils, P. Noms de poissons [In: Rev. d. l. rom. LVI (1913), S. 172—247].

— Note sur les sens du mot *Picot* [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Bechtel, A. Die französisch-deutsche Terminologie der Luftschifffahrt und der Flugtechnik [In: Zs. f. das Realschulwesen XXXVIII (1913), 5].

Block, O. Notes de lexicographie Lorraine et franc-comtoise [In: Romania XLII (1913), 255—258] (1. *grief* et ses dérivés; 2. **novelaison*).

Bruckner, W. roman. *guidare*, got. *widan* (ahd. *wetan*) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 205—210].

Buttin, C. L'Origine du verbe «Rater» et les anciennes armes à feu. Paris, J. Schemit, 1913. In-8, 15 p.

Canard, M. Essai de Sémantique. Le mot „Bourgeois" [In: Rev. de phil. franç. et de littérature XXVII, 1].

Charencey, Cte de. Etymologies françaises (*Anicroche. — Barguignier. — Bielle. — Cafouret. — Chagrin. — Crapaud. — Galvauder. — Garçon. — Goguette. — Gourme. — Jobard. — Joli. — Maraud. — Marmot. — Nigaud. — Ravauder. — Requin. — Revêche. — Tarabiscoter. — Tarabuster. — Trigaud. — Angorie. — Gourgandine.*) [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Crescini, V. *Gabella* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Derocquigny, J. E. *grouse*, F. *greuce* [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1 S. 93].

— E. *hatchment*, F. *hachement* [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 94 f.].

— E. *relent*, A. F. *relenter* [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 96 f.].

Dorveaux, P. Synonymes anciens et modernes d'„*Ecchymose*" [In Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Jeanroy, A. Prov. *far col e cais* [In: Romania XLII, 79—83].

Jenkins, T. Atkinson, French Etymologies: 1. fr. *harnais*, eng. *harness*; 2. fr. *lanière*, eng. *lanyard*; 3. fr. *cocu*, eng. *cuckold*; 4. fr. *contretemps*; 5. o. fr. *hause*, 'tax', 'dues'; 6. o. fr. *enor*, 'earing'; 7. o. fr. *desnir*, 'grow old'. 8. o. fr. *feire*, lat. *foria*; 9. o. fr. *escalibor* [In: Mod. Philol. X, 4 S. 439—450].

Lang, H. S. unten p. 113

Morel-Fatio, A. *Chateaux en Espagne* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Nyrop, Kr. L'étymologie du verbe *tuer* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Peneau, E. Les Origines de *La Tremblade* et l'Etymologie de ce nom. La Rochelle, impr. N. Texier. 1913. In-8, 14 p. [Extrait de la «Revue de Saintonge et d'Aunis», février 1913. Publication de la Société des Archives historiques de Saintonge et de l'Aunis].

Poirot, J. Lorrain *pmot*, *kmot* = pomme, pomme de terre [In: Neuphilol. Mitteil. No. 3/4 1913].

Schuchardt, H. Altrom. *bessu* Gewohnheit; der Grammatiker Virgilius Maro [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 2].

Sperber, A. Frz. *blé*, afrz. *blef*, *blou*, prov. *blat*, ital. *biavo*, *biado*, friaul. *blave*, afrz. *bloi* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 212 ff.].

Spitzer, L. Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen (Nachtrag) [In: Wörter und Sachen V, 124—128].

Stipp, Fr. W. Die Benennungen des Jahres und seiner Teile auf dem Boden des heutigen Frankreich. Bonner Dissertation, 1912.

Suchier, H. Das älteste Vorkommen des Wortes *coisel* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Thomas, A. *Noletedau* [In: Annales de Midi. Janv. 1913. S. 70].

Toynbee, *P.* A note on *storia*, *storiato*, and the corresponding terms in French and English, in illustration of Purgatorio X, 52, 71, 73 [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Urtel, *H.* Prolegomena zu einer Studie über die romanischen Krankheitsnamen [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/2].

Urtel, *H.* Zum Namen des Wiesels [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 210—212].

Weeks, *R.* *bornes Artu* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Cipriani, *C. J.* A contribution to the study and the teaching of tenses in French [In: Mod. Philology X, 4. S. 489—510].

Gamillscheg, *E.* Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre. Wien 1913. In Kommission bei Alfred Hölder [Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-Histor. Kasse. 172. Band, 6. Abhandlung].

Helmer, *E.* Die Vertretung hypothetischer Nebensätze durch andere Konstruktionen im Französischen. Göttinger Dissertation 1913.

Hille, *K.* Untersuchungen über die Gradadverbien im Französischen. Göttinger Dissertation 1911.

Kieckers, *E.* Zu den Schaltesätzen im Lateinischen, Romanischen und Neuhochdeutschen [In: Indogerm. Forsch. XXXII, 7—22].

Kjellmann, *H.* La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonnelle en français des origines au XVe siècle. Thèse pour le doctorat. Upsal 1913. Imprimerie Almquist & Wiksell. 338 S. 8⁰.

Lerch, *Eug.* Satzglieder ohne den Ausdruck irgend einer logischen Beziehung [In: Germ.-rom. Monatsschrift V (1913), 353—367].

Marinet, *G.* Notes de Sintaxe. Une particularité de la langue de Voltaire [In: Rev. de phil. franç. et de littérat. XXVII, 1].

Mönch, *E.* Die Verwendung des Gerundiums und des Participiums Praesentis im Französischen. Göttinger Dissertation 1912.

Muller, *H. F.* Origine et histoire de la préposition "à" dans la locution "faire faire quelque chose à quelqu'un". Poitiers, imprimerie. A. Masson. 1912. 199 S. 8⁰.

Schmedtper, *Aug.* Die verkürzten Nebensätze im Französischen. Göttinger Dissert. 1912.

Spitzer, *L.* *Sans la bataille de Chéronée, Démosthène eut sauvé la Grèce* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4. S. 476].

Schulze, *A.* *Peut-être* [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913), S. 385—388].

Andresen, *H.* *Villeneuve* und *Neuville* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), S. 355—357].

Cipriani, *Charlotte J.* A note on the accentuation of some French names of Germanic origin [In: Mod. Lang. Notes XXVIII, 5].

Gröhler, *H.* Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen. 1. Teil: ligurische, iberische, phönizische, griechische, gallische, lateinische Namen. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung [Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. V. Reihe].

Joret, *Ch.* Les Noms de lieu d'origine non romane et la Colonisation germanique et scandinave en Normandie. Paris, Auguste Picard, 1913. In-4, 68 p. [Mémoire envoyé au congrès du Millénaire normand en juin 1911, revu depuis, complété et refondu presque en entier.]

Kalbow, Wern. Die germanischen Personennamen des altfranzösischen Heldenepos und ihre lautliche Entwicklung. VI, 179 S. gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer, 1913. 7 Mk.

Perrenot, Th. Études de toponymie franco-comtoise. Les noms de lieu en *-ans*, *-ange* dans la partie occidentale de la „Maxima Sequanorum" considérés comme anciens établissements burgonds [In: Mémoires de la Soc. d'Émul. du Doubs 1911. Besançon 1912. S. 301—348].

Sabarthès, abbé. Dictionnaire topographique du département de l'Aude comprenant les noms de lieu anciens et modernes. Paris, E. Leroux, 1912. 1er mars 1913. In-4, LXXIX-599 p. [Dictionnaire topographique de la France comprenant les noms de lieu anciens et modernes, publié par ordre du ministre de l'instruction publique et sous la direction du comité des travaux historiques et scientifiques.]

Beaulieux, Ch. Le premier traité d'orthographe française imprimé [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Chlumsky, J. L'appareil de M. Meyer pour mesurer la hauteur musicale de la parole [In: Rev. de Phonétique III (1913), 1].

Dauzat, A. Notes sur la palatalisation des consonnes [In: Romania XLII, 23 ff.].

Rousselot, l'Abbé. Dictionnaire de la prononciation française (suite) (avec 15 fig.) [In: Rev. de Phonétique III (1913), 1].

Saint-Genès, M. de. Cours de gramophonie [In: Rev. de Phonétique III (1913), 1].

Schuchardt, H. Zur Lautbeschreibung [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, S. 204 f.].

Soames, L. Introduction to English, French & German phonetics with reading lessons and exercises. Third Edition, revised and partly rewritten by *Wilhelm Viëtor.* London, Macmillan and Co, 1913. XXIX + 267 p. 8⁰.

Baldensperger, F. Notes lexicologiques (suite) [In: Rev. de Phil. française et de littérat. XXVII, 2 (1913), S. 92—99)].

Clédat, L. Contribution à un nouveau dictionnaire historique et „de l'usage", la famille du verbe „vêtir" [In: Rev. de Phil. franç. et de littérature XXVII, 1].

— Contribution à un nouveau dictionnaire historique et «de l'usage». Les mots qui se rattachent à «odium» [In: Rev. de Phil. franç. et de littérat. XXVII, 2 (1913), S. 126—128].

Gillot, Hub. u. *Gust. Krüger.* Dictionnaire systématique français-allemand. Französisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausg. f. Deutsche. I. Bd., 2. Abtlg. S. 639—1335 u. XXXII S. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch, 1912. 11 Mk.

Jourjon, A. Remarques lexicographiques (suite) [in: Rev. de Phil. franç. et de littérat. XXVI, 2 (1913), S. 100—125].

Levy, Emil. Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen u. Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. 31. Heft. 7. Bd. S. 385—512. gr. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1913. 4 Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Heiss, H. Die Entstehung des romantischen Trimeters [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913), S. 356—377].

Lang, H. R. The Original Meaning of the Metrical Ferms *estrabot, strambotto, estribote, estrambote* [Aus: Scritti varii di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier. Torino 1912].

Rudmose-Brown, T. B. English and French Metric [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1. S. 104—108].
Scholz, M. Die Alliteration in der altprovenzalischen Lyrik. [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4].
Ziemann, G. Vers- und Strophenbau bei Joachim Du Bellay. Königsberger Dissert. 1913.

Gaiffe, F. L'art poétique abrégé de *Claude de Boissière* (1554) [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Barennes, J. Viticulture et vinification en Bordelais au moyen âge. Bordeaux, Mounastre-Picamilh, 1912. VII, 186 S. 8^0 (Enthält Angaben über die Sprache der Winzer. S. Romania XLII, 315).
Bruneau, Ch. Étude phonétique des patois d'Ardenne. Paris, H. Champion, 1913. X, 536 + 61 S. 8. 15 frcs.
— La limite des dialectes wallon, champenois et lorrain en Ardenne. Paris, H. Champion, 1913. 6 frcs.
Déresse, A. Le patois de Villefranche-sur-Saône (suite) [In: Revue de phil. franç. et de littér. XXVII, 1].
Fleischer, F. Studien zur Sprachgeographie der Gascogne. Halle a. S., Niemeyer, 1913 [Beiheft 44 der Zs. f. roman. Phil.].
Höfele, K. Quellen für das Studium der neueren languedokischen Mundart von Montpellier. Greisfwalder Dissertation 1913.
Jeanjaquet, J. Les cris de Genève [In: Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse Romande. XI, 4].
Krüger, Fr. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. Hamburg 1913 [Sonderabdruck aus ,,Revue de dialectologie romane" III—V].
Michalias, R. Glossaire de mots particuliers du dialecte d'oc, de la commune d'Ambert (Puy-de-Dôme). Paris, H. Champion, 1912. In-8 à 2 col., 104 p. [Extrait de la «Revue de philologie française». 1912.]
Roques, G. Grammaire gasconne (dialecte de l'Agenais), précédée d'une lettre à M. A. Fallières, président de la République, et de l'antériorité du gascon sur le latin; Jasmin devant la critique. Réponse aux philologues. Gascon et Languedocien. Montaigne et la Langue française. Origine et Prononciation du gascon. Poésies gasconnes avec traduction littérale. Glossaire gascon-languedocien. Bordeaux, Féret et fils. Paris, L. Mulo, 1913. In-8, 222 p. 4 fr.
Schönig, R. Rom. vorkonsonantisches *l* in den heutigen französischen Mundarten. Halle, Max Niemeyer, 1913 [Beiheft 45 der Zs. f. rom. Phil.].

Sainéan L. Les emprunts de l'argot [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVII, 1].

Mazoyer, R. La vie panote (au Puy) il y a cinquante ans et les écrivains patois [In: Bull. hist. et scient. etc. de la Haute-Loire I (1911), S. 192—94].
Pittolet, C. A propos d'Aubanel de Nîmes, de Jean Reboul et de Pierquin, dit ,,de Gembloux" avec quelques renseignements nouveaux sur Sainte-Beuve et Le Félibrige. [In: Rev. d. l. rom. LVI, janvier-mars 1913].

Bartavéu, lou. Armana poupulari en prouvençau, per lou bel an de Dieu 1905 (quatrenco annado), 1907 (sieisenco annado), 1909 (vuechenco annado), 1911 (desenco annado). Villedieu-Vaison, chez tous les libr., marchands de journaux, etc. 1905—1911. 4 brochures in 16 avec grav. et annonces. 1905, 52 p.; 1907, 54 p.; 1909, 54 p.; 1911, 92 p. Chaque brochure, 20 cent.
Cartabèu de Santo Estello adouba et publica per lou bureu dóu Counsistori félibren, nº 10. Avignon, Roumanille. 1912—13. Petit in-8, 239 p. 3 fr. 50.
Michelin-Bert. On Dmîndje è Piaintchtè. Un Dimanche aux Planchettes, Récit en patois des Montagnes neuchâteloises. Publié et annoté p. *J. Jeanjaquet.* Neuchatel 1913 [Extrait du «Musée Neuchatelois» 1912—1915].
Versepuy, M. Les Noëls vellaves [In: Bull. hist., scient., artistique, agricole, illustré de la Haute-Loire. 1911. S. 75—85].

Boismoreau, docteur E. La Médecine populaire en Vendée. La Fontaine aux sorciers et la Fontaine aux loups à Saint-Mesmin-le-Vieux (Vendée). Paris, H. Champion. 1912. In-8, 12 p. [Bibliothèque historique de la France médicale, nº 40.]
Caffort, père. Prouberbis et Redits narbouneses recullits et rengats per letro alfabetico.; per Moussu Caffort péro, surgen à Narbonno. Narbonne, impr. F. Caillard. 1913. Petit in-8, 86 p.
Cosquin, E. Les Mongoles et leur prétendu rôle dans la transmission des contes indiens vers l'occident européen. Étude de Folk-Lore comparé sur l'introduction du «Siddhi-Kûr» et le conte du «Magicien et son Apprenti». Niort 1913 [Extrait de la Revue des Traditions Populaires. (Année 1912)].
Gerold, Th. Volkstümliche französische Lieder aus Arienbüchern und Chansonsammlungen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts [In: Arch. f. n. Sprachen CXXX (1913), S. 312—323].
Gilbert, H. Countes de la Lunaira. Ouvrage suivi de notes étymologiques par Pierre Malvezin. Paris, J. Gibert, 1913. Petit in-8, 62 p. 2 fr.
Gougaud, L. La soule en Bretagne et les jeux similaires du Cornwall et du pays de Galles [In: Annales de Bretagne. Juillet 1912].
Novati, Fr. Bigorne e Chicheface. Ricerche d'iconografia popolare [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Sébillot, P. Le Folk-Lore. Littérature orale et Ethnographie traditionnelle. Paris, O. Doin et fils. 1913. In-18 jésus, XXII-395 p. [Encyclopédie scientifique, publiée sous la direction du docteur Toulouse. Bibliothèque d'anthropologie.]

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Carco, Fr. Les femmes et la poésie [In: Le Cahier des Poètes. Févr. mars 1913].
Cohen, G. Le thème de l'Aveugle et du Paralytique dans la littérature française [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Crohns, Hjalmar. Den trolösa hustrun i två medeltida sagosamlingar. Helsingfors 1912. 101 S. 8⁰ (Vgl. A. Långfors Romania XLII, S. 317).
Peter, Curt v. Die Entwicklung des französischen Romans von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine Studie. 56 S. 8⁰ Berlin, L. Simion Nf. 1913. 2 Mk.

Routh, H. V. The Future of Comperative Literature [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1].

Wilmotte, M. La culture française en Belgique. Paris, H. Champion. XII, 350 S. 8⁰. 3 fr. 50.

Bédier, J. Un personnage de Chanson de Geste non identifié jusqu'ici [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109] (Englebert de Saint Richier in *Anseïs de Carthage*].

Benary, W. Hervis von Metz und die Sage vom dankbaren Toten II. [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII. 2].

Bruce, J. Douglas. Human automata in Classical Tradition and Mediaeval Romance [In: Mod. Phil. X, 4. S. 511—526].

Chaytor, H.-J. The Troubadours. Cambridge, University Press, 1912, VIII, 148 S. Kl. 8⁰.

Craig, H. The origin of the Old Testament plays [In: Mod. Philology X, 4. S. 473—488].

Fœrster, W. Der Feuertod als Strafe in der altfrz. erzählenden Dichtung [Aus: Studien zur Englischen Philologie Heft L, Lorenz Morsbach gewidmet].

Hilka, A. Altfranzösische Zaubersprüche [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4. S. 460—464].

Huet, G. Le thème de *Camaralzaman* en Italie et en France au Moyen-Age [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Jordan, L. Wie man sich im Mittelalter die Heiden des Orients vorstellte [In: German.-roman. Monatsschrift, 1913. S. 391—400].

Långfors, A. Deux témoignages inédits sur le costume des élégants au XIVe siècle [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Lefebvre des Noettes (commandant). La Tapisserie de Bayeux, datée par le harnachement des chevaux et l'équipement des cavaliers. Caen, H. Delesques. 1912. In-8, 31 p. avec fig. et planches. [Extrait du «Bulletin monumental», année 1912.]

Lewent, K. Zur provenzalischen Bibliographie [In: Arch. f. n. Sprachen CXXX (1913), S. 324—334].

Loth, J. L'« Ystoria Trystan» et la question des archétypes des romans de la Table Ronde [In: Ac. des Inscriptions & Belles-Lettres. Comptes-Rendus. Mars-avril 1913. S. 92—100].

Malsch, J. Die Charakteristik der Völker im altfranzösischen nationalen Epos. Heidelberger Dissertation 1912.

Moore, O. The Young King, Henry Plantagenet (1155—1183) in Provençal and Italian literature [In: The Romanic Review IV (1913), 1].

Olschki, Leonardo. Paris nach den altfranzösischen nationalen Epen. Topogr., Stadtgesch. u. lokale Sagen. Mit 3 Abb. u. 4 Plänen. Heidelberg: Winter 1913. XVII, 313 S., 3 Taf. 10 Mk.

Poisson, G. L'origine celtique de la légende de Lohengrin [In: Revue Celtique XXXIV (1913), 2. S. 182—202].

Stengel, E. Einige Bemerkungen über die altfranzösischen poetischen Bearbeitungen des Lebens Christi und der Jungfrau Maria [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Sturel, R. Essai sur les traductions du Théâtre grec en français avant 1550 [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 2].

Suchier, W. Eine mittelniederländische Bearbeitung altfranzösischer Minnefragen [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/2].

Wiedenhofen, Aug. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der französischen Farce. 87 S. 8⁰. Münster, Universitäts-Buchh. F. Coppenrath 1913. 2 Mk.

Wroblewski, L. Französische Skizzen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. [Auch erschienen als Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. des Kgl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg. Ostern 1915].

Young, K. La procession des Trois Rois at Besançon [In: The Romanic Review IV (1913), 1. S. 76—83].

Aneau, B. A study in humanism (continued) [In: The Romanic Review IV (1913), 1. S. 27—57.]

Beaunier, A. Visages de femmes. Jacqueline Pascal, Mlle de Roannez, Mlle Magdelon, Mme de Sabran, Lucile de Chauteaubriand, Mme de Staël et de Beaumont, Rahel, Marceline Desbordes-Valmore, Ohé, Adèle, Mlle Schopenhauer, Marie de la Morvonnais, Eugénie de Guérin. La Mode sous le deuxième Empire. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913. In-16, 385 p. 3 fr. 50.

Berthet, J. «La Maison de Socrate le Sage», de Louis-Sébastien Mercier, et «Socrate et sa femme», de Banville [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 2].

Bonnefon, P. Leconte de Lisle et Béranger, d'après des documents inédits [In: L'Amateur d'autographes et de docum. histor. Janv. 1913].

Borgerhoff, J.-L. Le théâtre anglais à Paris sous la Restauration. Paris, Hachette et Cie. 1912. 245 S. 8⁰.

Cazamian, Louis. Etudes de Psychologie littéraire. [L'évolution intérieure du gout. — L'intuition Panthéiste chez les Romantiques anglais. — Le Mécanisme de l'humour. — Le Romantisme français et l'esprit Germanique. — Les sentiments anglais et l'entente cordiale. — Histoire littéraire et histoire sociale. — La cité de la nuit tragique.] Paris, Payot & Cie. 3 fr. 50.

Curzon, H. de. La Parodie au théâtre. Les Folies dramatiques (1853). Paris, Fischbacher. 1913. Grand in-8, 16 p.

Du Bled, V. La Société française du XVIe au XXe siècle. IXe série: XVIIIe et XIXe siècles, le Premier Salon de France; l'Académie française; l'Argot. Paris, Perrin et Cie. 1913. In-16, 297 p.

Duval, L. Le Théâtre à Alençon au XVIIIe siècle. Paris, impr. Plon-Nourrit et Cie. 1912. In-8, 15 p. et 2 grav. [Ce mémoire a été lu à la réunion des sociétés des beaux-arts des départements, tenue dans l'hémicycle de l'Ecole des beaux-arts, à Paris, le 10 avril 1912.]

Feugère, A. Raynal, Diderot et quelques autres «Historiens des deux Indes» [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 2].

Fischer, E. W. In memoriam Gustave Flaubert, v. Caroline Franklin-Grout, Guy de Maupassant, Edm. et Jules de Goncourt, Emile Zola. V, 159 S. 8⁰. Leipzig, K. Wolff, 1913. 4 Mk.

Fleischmann, H. Le Cénacle libertin de Mlle Raucourt (de la Comédie-Française). D'après des documents inédits tirés des archives de la Comédie-Française, des archives nationales, des archives de la Préfecture de la Seine, les pamphlets galants, les mémoires et les témoignages des contemporains. Paris, Bibliothèque des Curieux, 4, rue Furstenberg. 1912. In-8, 335 p. avec XXIV grav. et planches hors texte, 7 fr. 50. [L'Enfer de la galanterie à la fin de l'ancien régime].

Gauchez, M. La jeune littérature belge [In: Mercure de France. 1er avril 1913].

Gillouin, R. Essais de critique littéraire et philosophique. Mme de Noailles, Mme Colette Willy, Maurice Barrès. Charles Demange, Jean Moréas, William (James). Paris, B. Grasset. 1913. In-16, 297 p. 3 fr. 50.

Giraud, V. Maîtres d'autrefois et d'aujourd'hui. Essais d'histoire morale et littéraire. Montaigne, Châteaubriand, Sainte-Beuve, Taine, Brunetière, Sully Prudhomme, Angellier, Gabriel Hanotaux. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, X-314 p. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Gourmont, R. de. Promenades littéraires; 4e série: Souvenirs du symbolisme et autres études. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-18 jésus, 349 p. 3 fr. 50.

Helfert, Vlad., Die Zensur der französischen Komödie in Wien im J. 1770 [In: Časopis pro moderni filologii III, 2 u. 3].

La Ménardière, C. de. L'Esprit politique et l'Esprit littéraire dans une grande famille française au XVIIe siècle. (Correspondance du duc de la Trémouille et Mémoires du prince de Tarente). Discours prononcé à la séance publique de la Société des antiquaires de l'Ouest, le 20 janvier 1913; par C. de la Ménardière, président. Poitiers, impr. G. Roy. 1913. In-8, 43 p. [Extrait des «Mémoires de la Société des antiquaires de l'Ouest», t. 6, année 1912.]

Le Breton, A. Le Roman au XVIIe siècle; 2e édition revue et augmentée d'une «Carte du Tendre». Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, X-323 p. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Lote, G. Napoléon et le romantisme français [In: Romanische Forschungen XXXIII (1913), 1. S. 247—304].

Mestral-Combremont, J. de. La belle Madame Colet. Une déesse des Romantiques. 1 vol. in-18. Paris, Fontemoing. 3 fr. 50.

Muller, J. et *G. Picard.* — Les Tendances présentes de la littérature française; interwiews et réponses d'Henri de Régnier, de l'Académie française, Emile Verhaeren, Paul Adam, Louis Bertrand, Elémir Bourges, Henry Bataille, Henry Bernstein, René Boylesve, Nicolas Beauduin, André Beaunier, Canudo, Lucie Delarue-Mardrus, Rémy de Gourmont, Gustave Kahn, Pierre Mille, Joseph Périer, etc. Niort, impr. Clouzot. Paris, E. Basset et Cie. 1913. In-16, XLI-372 p. 3 fr. 50.

Poiteau, E. Quelques écrivains de ce temps: Emile Poiteau, Henry Bordeaux, Emile Faguet, Paul Déroulède, Georges Clémenceau, Jules Lemaître, Jean Aicard, René Doumic, Maurice Maeterlinck, René Bazin, Octave Mirbeau, Maurice Barrès, Henry de Régnier, Pierre Loti, Judith Gautier, Paul et Victor Margueritte, Adolphe Brisson, Jean Richepin, Henry Bernstein, etc. Paris, B. Grasset. 1913. In-16, 314 p.

Rageot, G. Le nouveau Roman de la Bourgeoisie [In: Revue de Paris 1er mai 1913].

Rondel, A. Conférence sur la bibliographie dramatique et sur les collections de théâtre, donnée le 4 décembre 1912, sous le patronage de l'Association des bibliothécaires français à l'Ecole des hautes études sociales. Marseille, l'auteur, 2. place Saint-Ferréol. 1913. Grand in-8, 31 p. [Extrait du «Bulletin de la Société de l'histoire du théâtre» . N° «de janvier-février-mars 1913.]

Samouillan, A. La Société française au XVIIIe siècle, d'après les mémoires. Paris, J. de Gigord. 1913. In-18 jésus, 771 p.

Soubies, A. Le Théâtre italien de 1801 à 1913. Paris, Fischbacher. 1913. In-4, IV-186-IV p. avec gravures et tableau, 15 fr.

Souriau, M. Deux mystiques normands au XVIIe siècle: M. de Renty et Jean de Bernières. Paris, Perrin. 4 frcs.

Weiss, N. Jean Calas, Pierre Sirven, MM. L. Labat, E. Faguet et E. Galland [In: Bulletin de la Soc. de l'hist. du protestant. fr. LXII. Mars-avril 1913. S. 150—173].

b) Einzelne Autoren.

Balzac, J.-L. Guez de. — *J.-B. Sabrié.* Les idées religieuses de J.-L. Guez de Balzac. Paris. Alcan 1913.

Barbey d'Aurevilly polémiste en province p. *G. Lebas.* [In: Mercure de France 16 juin 1913.]

Baudelaire. — *A. Glatigny.* La maladie de Baudelaire [In: L'intermédiaire. 20 mars 1913].

Beaupoil de Sainte-Aulaire. — *C. Jouhanneaud* Le poète académicien B. de Sainte-Aulaire (1648—1742). Limoges 1912 (Extr. du Bull. de la Soc. arch. du Limousin).

Béranger. S. oben p. 117 *Bonnefon.*

— La mort de Béranger [In: L'Amateur d'autographes. Décembre 1912].

Chateaubriand. — *F. Baldensperger.* A propos de Chateaubriand [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 2].

— Les Menteries de Chateaubriand; par le docteur *Potiquet.* Paris, L. Laisney. 1912. In-16, 62 p. 1 fr. 25. [Chateaubriand et l'Hystérie.]

— *L. Dagas.* La timidité de Chateaubriand [In: Mercure de France. 16 mai 1913].

— *É. Dejean.* La dernière Ambassade de Chateaubriand [In: Rev. de Paris. 15 mai et 1er juin 1913].

Christine de Pisan. — *J. Longnon.* Une femme de lettres au XVe siècle: Christine de Pisan [In: La revue critique des idées et des livres. 25 mai 1913].

Claude le Petit, sein Leben und seine Werke von *Friedrich Schröder* Rostocker Dissertation, 1913. 154 S. 8⁰.

Cotin, Charles von *Clara Kunckel.* Königsberger Dissert. 1913. [Teildruck.]

Crestien. — Eine neue Stelle für Crestien de Troies von *O. Schultz-Gora* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4. S. 464 f.].

Delavigne. — *Alcée Fortier.* Casimir Delavigne intime [In: Publicat. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVIII (1913), 2].

Diderot. — *G. Maire.* Les origines du matérialisme de Diderot [In: La revue critique des idées et des livres. 10 juin 1913].

— *Chanoine Marcel.* Le frère de Diderot. Didier-Pierre Diderot, Chanoine de la Cathédrale et grand Archidiacre du diocèse, fondateur des écoles chrétiennes de Langres. Paris, Honoré & Édouard Champion 1913. 3 fr. 50.

Dorvalle. — *Raimbault-D'Hauterive, R. N.* Contribution à l'étude de la période romantique. Charles Dovalle. Sa vie; son œuvre (d'après des documents inédits). Paris, G. Crès et Cie. 1913. In-8, XII-218 p. avec grav., 6 fr.

Fénelon. — *Catalogue* des ouvrages de Fénelon conservés au département des imprimés de la Bibliothèque nationale. Paris, Imprimerie nationale. 1912. (1er mars 1913.) In-8 à 2 col., col. 7 à 188. [Extrait du «Tome 50 du Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale». Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Flaubert. — *J. de Gaultier.* Le génie de Flaubert. Edition de Mercure de France. Paris 1913. 3 fr. 50.

— *Éd. Mayniau.* La Jeunesse de Flaubert. Paris. Éditions du Mercure de France. 3 fr. 50.

Gautier, Théophile. — *H. Boucher* Iconographie générale de Théophile Gautier (suite) [In: Bulletin du Bibliophile. 15 octobre, 15 nov. et 15 décembre 1912].

Gautier de Coincy. — *Lommatzsch, Erhard.* Gautier de Coincy als Satiriker. X, 123 S. gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer, 1913. 4 Mk.

Gavaudan. — Le Troubadour Gavaudan et le Velay; par *C. Fabre.* Le Puy-en Velay, impr. Peyriller, Rouchon et Gamon. 1913. In-8, 22 p.
Gilles. S. unten p. 129 *Montaigne.*
Gringore. — *Ch. Oulmont.* Pierre Gringore et l'entrée de la reine Anne en 1504 (D'après un document inédit) [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Guida de Rodez. — *Fabre, C.* Guida de Rodez (1211—1266). Son rôle dans la poésie provençale, sa vie [In: Bullet. histor. scient. etc. de la Haute-Loire. I (1911). S. 151 f.].
Héroët, A. — *J. Arnoux.* Un précurseur de Ronsard Antoine Héroët. Néo-platonicien et poète 1492—1568. Paris, H. Champion. 2 fr.
Hugo, V. S. oben p. 108 Dubois.
— *V. Hugo*, ses idées religieuses de 1802 à 1825 par l'abbé *Pierre Dubois.* Paris, H. Champion, 1913. 7 fr. 50.
— *V. Hugo.* His life and work. By *A. F. Davidson.* London, E. Nash. 1912. XIII, 351 S. 8⁰.
Jacques Mathieu. — *B. Sturel.* Notes sur Maistre Jacques Mathieu le Bazochien [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Jean de La Taille. — *H. Stein.* Un ancêtre du poète Jean de La Taille [In: Annales de la Soc. histor. et archéol. du Gâtinais XXIX (1911), S. 23—28].
Jehan de Brie. — *A. Thomas.* A propos de Jehan de Brie [In: Romania XLII, 85 f.].
La Fontaine; par *G. Michaut.* T. Ier Paris, Hachette et Cie. 1913. In-16, VII-290 p. 3 fr. 50.
— La Vie de Jean de la Fontaine; par *Louis Roche.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913. In-16, 420. p. 3 fr. 50.
Lamartine, et les deux «Éléonore» p. *P. M. Masson* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France. XX, 2].
— La Vie intérieure de Lamartine; par *Jean Des Cognets.* D'après les souvenirs inédits de son plus intime ami, J. M. Dargaud, et les travaux les plus récents. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1913. In-18 jésus, 468 p.
— *Rouchon, U.* Les origines vellaves de Lamartine [In: Bulletin histor., scientif. etc. du Haute-Loire I (1911), S. 159].
— *H. Cochin.* La pensé religieuse de Lamartine [In: Le Correspondant. 10 mars 1913].
La Mennais. — La Jeunesse de La Mennais. Contribution à l'étude des origines du romantisme religieux en France au XIXe siècle, d'après des documents nouveaux et inédits; par *Christian Maréchal.* Paris, Perrin et Cie., 1913. In-8, VIII-719 p.
— *Lamennais*, sa vie et ses doctrines. III: l'Education de la démocratie, 1834—1854; par l'abbé *Charles Boutard.* Tours, impr. E Arrault et Cie. Paris, Perrin et Cie., 1913. Petit in-8, 489 p.
— La Famille de La Mennais sous l'ancien régime et la Révolution, d'après des documents nouveaux et inédits; par Christian Maréchal. Tours, impr. E. Arrault et Cie. Paris, Perrin et Cie., 1913. In-8, 354 p.
Laprade, V. de. — *P. Hervelin.* Le centenaire d'un poète méconnu. Victor de Laprade [In: Le Correspondant 25 janv. 1913].
Laurent d'Orléans auteur de la Somme-le-Roi p. *P. Mandonnet* [In: Rev. d. l. rom. LVI, janvier-mars 1913].
Leconte de Lisle. S. oben p. 117 *Bonnefon.*
Leconte de Lisles Weltanschauung. Eine Vorstudie zur Ästhetik der école parnassienne. 2 Teile. Von *A. Rosenbauer.* Progr. des Alten Gymnasiums zu Regensburg im Schuljahre 1911/12 und 1912/13.
Maupassant, Guy de, intime p. Mme X [In: La Grande Revue 25 mars 1913.]

Millevoye, le poète p. *F. Strowski* [In: Le Correspondant 10 févr. 1913].

Molière en Angleterre 1660—1670 par *J. E. Gillet*. Paris, H. Champion 1913. 240 S. 8⁰. [Extrait des Mémoires publiés par la Classe des lettres et des sciences morales et politiques et la Classe des beaux-arts de l'Académie royale de Belgique. Deuxième série collection in -8⁰. t. IX, 1913].

— *Molière* et le Droit; par Ferdinand Sanlaville. Paris, Fontemoing et Cie., 1913. In-16, 231 p.

— *A. du Fresnois*. M. Paul Adam contre Molière [In: La Revue Critique des idées et des livres. XXI, No 125. 25 juin 1913].

— *Molière* et Montausier. Von *Ph. Aug. Becker* [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913), S. 384 f.]

Montaigne, philosophe-moraliste. Etude, Méditations philosophiques; par *Emile de Rey-Pailhade*. Toulouse. E. Privat. 1912. In-16, 155 p.

— *Montaigne* et le *Timber* de Ben Jonson p. *P. Villey* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Montesquieu. — Les Grands Philosophes. Montesquieu; par *Joseph Dedieu*. Paris, F. Alcan, 1913. In-8, VIII-358 p. 7 fr. 50.

Moussard, P. — *A. Chérel*. Un pré-romantique: P. Moussard, auteur de la «Libertéide» (1802) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 2].

Nerval. — *A. John*. Gérard de Nervals Beziehungen zum Orient. Greifswalder Diss. 1912.

Nostradamus p. *Jean Valère* [In: Mercure de France CIII. 16 mai 1913. S. 311—321].

Olényx du Mont-Sacré. — *J. Malhorez*. Le poète Olényx du Mont-Sacré, bibliothécaire du duc de Merc'œur (1561—1610) (fin) [In: Bulletin du Bibliophile. 15 octobre 1912].

Pascal et Méré, à propos d'un manuscrit inédit p. *Ch. H. Boudhors* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1. 2 (1913)].

— *A. Suarès*. Trois hommes. Pascal, Ibsen, Dostoïevski. Paris, Éditions de la Nouvelle Revue Française. 1913. 3 fr. 50.

— Pascal pamphlétaire. Bibliographie analytique et critique des Lettres Provinciales p. *A. Maire*. Paris, H. Champion. 50 fr [En souscription].

— *A. Beaunier*. Autour de Pascal: Jacqueline Pascal [In: Revue de Paris. 1er avril 1913].

— *A. Beaunier*. Autour de Pascal: Mademoiselle de Roannez [In: Revue de Paris. 15 avril 1913].

— Pascal et son temps. 3e partie: Les provinciales et les pensées. Nouvelle édition remaniée et complétée. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 3 fr. 50.

Perdigon. — Eine Anspielung auf die Geschichte von der Katze und der Kerze bei Perdigon von *O. Schultz-Gora* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 4. S. 465].

Pixerécourt. — *W. G. Hartog*. Guilbert de Pixerécourt, sa vie, son mélodrame, sa technique et son influence. Paris, H. Champion 1913. 5 frcs.

Rabelais. — Les Condisciples de Rabelais, la Scolarité médicale de Montpellier au XVIe siècle; par *Paul Delmas*. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 1913. In-8, 23 p. avec grav. et fac-similés.

Renan. — *M. Tourneux*. Une profession de foi d'Ernest Renan [In: l'Amateur d'autographes et de docum. histor. Janv. 1913].

Roland, Mme, au Vaudeville p. *Cl. Perroud* [In: L'Amateur d'autographes et de docum. histor. Janvier 1913].

Rostand, E. p. *J. Haraszti*. Paris, Fontemoing et Cie. 3 fr. 50.

Rousseau, J.-J. et Houdon pendant la Révolution [In: Mercure de France 1er avril 1913].
— *Lacassagne, professeur A.* La Mort de Jean-Jacques Rousseau. Lyon, impr. A. Rey. 4, rue Gentil. 1913. In-8, 57 p. et 2 grav.
— *H. Buffenoir.* Les portraits de J.-J. Rousseau (suite). Les gravures de l'œuvre de Houdon [In: Annales Révolutionnaires. Janv.-févr. 1913].
— *E. Jovy.* Quelques mots de Lalande sur Jean-Jacques Rousseau à Mouquin en 1769 [In: Bulletin du Bibliophile. 15 octobre 1912].
— *M. Duparchy-Jeannez* J.-J. Rousseau d'après son écriture [In: L'Amateur d'autographes. Octobre 1912].
— *P. Sakmann.* Das Rousseauproblem und seine neuesten Lösungen [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/3].
— *Rousseau, J.-J.*; par *George Fonsegrive.* Paris, Bloud et Cie. 1913. In- 16. 63 p. [Philosophes et Penseurs. Science et Religion, 674.] Quelques mots au sujet du manuscrit de Jean-Jacques Rousseau. Considérations sur le Gouvernement de la Pologne, et sur sa réformation, pour faire suite à l'article ayant pour titre: le Comte de Wielhorski et J.-J. Rousseau; par le marquis de *Girardin.* Paris, H. Leclerc. 1912. In-8, 16 p. [Extrait du «Bulletin du Bibliophile».]
— Quelques notes de Lalande sur Jean-Jacques Rousseau à Mouquin en 1769; par *Ernest Jovy.* Paris, H. Leclerc. 1912. In-8, 15 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile.]
— *Brandes, Frdr. H.*: Rousseau als Freiwerber. Lustspiel. 115 S. 8⁰. Lemgo, F. L. Wagener, 1912. (Nur direkt.) 2 Mk.
— Iconographie des œuvres de Jean-Jacques Rousseau pour faire suite à l'iconographie de Jean-Jacques Rousseau, suivie d'un addendum à cette iconographie; par *le comte de Girardin.* Paris, Ch. Eggimann. In-8, XII-263 p. et 12 planches.

Ryer, Piere du, écrivain dramatique p. *H. Carrington Lancaster* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 2].

Sainte-Aulaire. — Le Poète académicien Beaupoil de Sainte-Aulaire (1648—1742); par *Camille Jouhanneaud.* Limoges, Ducourtieux et Gout. 1912. In-8, 17 p. avec ann. [Extrait du «Bulletin de la Société archéologique et historique du Limousin».]

Sainte-Beuve. S. oben p. 114 *Pittolet.*

Sand. — *Johanna Rüggeberg.* Die Persönlichkeit George Sands in ihren Werken. Bonner Disserstation. 1912.

Somaize. — *J. Warshaw.* The Case of Somaize [In: Mod. Lang. Notes XXVIII, 2].

Staël, Mme de. — *P. Hazard.* A Coppet, en 1802 [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1 (1913), S. 166].
— La mort de Mme de Staël d'après une lettre inédite de A.-W. Schlegel [In: L' Amateur d'autographes. Octobre 1912].

Vigny, A. de, et *G.-H. Charpentier* (documents inédits) par *J. Marsan* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1 (1913)].

Voiture and Steele by *M. V. Young* [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1. S. 93].

Voltaire et le docteur «Chérubique» p. *V. Pinot* [In: Rev. d'Hist. littér. de la fr. XX (1913), 2].
— *Bengesco, G.* Les Comédiennes de Voltaire. Paris, Perrin et Cie. 1912. In-18 jésus, 335 p. 3 fr. 50. [Etudes sur le XVIIIe siècle.]
— *S. Lenel.* Un ennemi de Voltaire: La Beaumelle [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX, 1 (1913)].
— *F. Baldensperger.* La chronologie du séjour de Voltaire en Angleterre et les *Lettres philosophiques* [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/3].
— *Voltaire* et le Canada p. *A. Aulard* [In: La Révolution française XXXII, 7 (1913)].

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Bartsch, Karl. Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles), accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. 11. éd., entièrement revue et corrigée par Prof. *Leo Wiese.* XII, 543 S. Lex. 8⁰. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1913. 14 Mk.

Bertoni, G. Noterelle provenzali [In: Rev. d. l. rom. LVI, janvier-mars 1913].

Caillet, L. Acte passé à Valence au sujet des revenus perçus sur diverses terres situées dans le mandement de Livron (1318) [In: Rev. d. l. rom. LVI (1913), S. 159—171].

Champion, Ed. Notes sur un recueil formé par Philibert de Pingon [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Diehl, E. Lateinische altchristliche Inschriften mit einem Anhang jüdischer Inschriften. Ausgewählt und erklärt. 2. Aufl. Preis 2,20 Mk. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag, 1913) [Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann, 26—28].

Fiefs (les) de Saint-Remi de Reims aux XIIIe et XIVe siècles. Documents publiés par *Gaston Robert.* Reims, L. Michaud. Paris, A. Picard et fils. 1913. Id-8, 117 p.

Grand, D. Charte berrichonne de 1268 [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Jeanroy, A. Notes sur l'histoire d'un chansonnier provençal [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Koschwitz, Eduard. Les plus anciens monuments de la langue française, publiés pour les cours universitaires. 2 vols. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1913. 2.70 Mk. I. Textes diplomatiques, notices bibliographiques et corrections. 8. éd. V, 53 S. m. 2 Fksms. 1.20 Mk., geb. 1.50 Mk. — II. Textes critiques et glossaire. 3. ed. VIII, 92 S. 1.50 Mk., geb. 1.80 Mk.

Langlois, E. Fragments d'un roman de la Table Ronde [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Rouquette, J. et *A. Villemagne.* Cartulaire de Maguelone. T. 1. Fascicule n⁰ 4: Episcopat de Jean de Montlaur, I (1160—1190). Montpellier, L. Valat, 1912. In-8. 209 à 368 p. 5 fr.

Vingt fables d'Ésope. Traduction française du XVe siècle. P. p. *H. Vaganay* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109.]

Der *Alexanderroman* des Archipresbyters Leo untersucht und herausgegeben von *Friedrich Pfister.* Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung [Sammlung mittellateinischer Texte, herausgegeben von Alfons Hilka 6].

Arondela, de ton chantar m'azir, p. *G. Bertoni* [In: Annales du Midi. Janvier 1913. S. 58—63].

Amadas et Ydoine. — S. oben p. 110 *Steinhauer.*

Anseïs de Carthage. — S. oben p. 116 *Bédier.*

Arthus. — Historia Meriadoci and de Ortu Waluuanii. Two Arthurian Romances of the XIIIth Century in Latin Prose ed. by *J. Douglas Bruce.* Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1913 [Hesperia. Ergänzungsreihe: Schriften zur engl. Philol. 2. Heft].

Aucassin et Nicolette. Texte critique accompagné de paradigmes et d'un lexique par Herm. Suchier. 8ème éd. Avec une table contenant la notation musicale. XV, 136 S. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1913. 2.60 Mk.

La *Bataille de Trente*, a Middle-French poem of the fourteenth Century. A Dissertation submitted to the faculty of the graduate schools of arts and literature in candidacy for the degree of Doctor of Philosophy by *H. R. Brush* [Reprinted from Mod. Phil., Vol. IX, Nº 4 and Vol. X, Nº 1, 1912. Chicago 1912].

Charles d'Orléans. — *Pierre Champion.* Du succès de l'œuvre de Charles d'Orléans et de ses imitateurs jusqu'au XVIe siècle [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Chevalier au cygne. — S. oben p. 116 *Poisson.*

Chevalier au Barizel. — Der Ritter mit dem Fäßchen. Freie Umdichtung des altfranzösischen „Le Chevalier au Barizel" von *Karl Schröer.* Straßburg 1913. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Christi Leben von der Geschichte von der Samariterin bis zur Passion. Altfranzösische Version in achtsilbigen Reimpaaren nach den Pariser Hss. Arsénal 5204, Bibl. Nat. fr. 9588 und den entsprechenden Kapiteln der Bible von Geufroi de Paris. Greifswalder Dissertation von *Max Fleischer.* 1913.

Christine de Pisan. Épître d'Othea, déesse de la Prudence, à Hector, chef des Troyens. Reproduction des 100 miniatures du manuscrit de Jean Hiélot p. *J. van den Gheyn.* Paris, Fontemoing et Cie. 20 fr.

Compilatio Singularis Exemplorum. — *A. Hilka.* Neue Beiträge zur Erzählungsliteratur des Mittelalters (die Compilatio Singularis Exemplorum der Hs. Tours 468, ergänzt durch eine Schwesterhandschrift Bern 679. Breslau 1913, Aderholz [Sonderdruck aus dem 90. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterl. Kultur].

Complainte du prisonnier d'Amours p. *A. Piaget* [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Comte d'Anjou. S. oben p. 108 *Thomas.*

De claustro anime. — *Thomas, A.* Le *de claustro anime* et le *Roman de Troie* [In: Romania XLII, 83—85].

Dicts Moraux. — *Blum, A.* De l'esprit satirique dans un recueil de «Dicts moraux» accompagnés de dessins du XVe siècle [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Eide. — *C. W. Wahlund.* Trois siècles (1576—1875) de littérature relative au plus ancien monument de la langue française. Les Serments de Strasbourg de l'an 842 [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Eneas. — *E. Faral.* Chronologie des romans d'*Eneas* et de *Troie* [In: Rev. d. l. rom. LVI. Avril-juin 1913. S. 129—147].

Eustachius. — *W. Foerster.* Zur Textkritik des Placidas (Eustachius) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 225—230].

Fait des Romains. — *J. Pirson.* Bruchstücke einer neuen Handschrift der Fait des Romains [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913), S. 381—383].

Folquet de Marseille. — *A. Jeanroy.* A propos d'une recente édition de Folquet de Marseille [In: Romania XLII (1913), S. 259—262].

Froissart. — *E. Hoepffner.* La chronologie des «Pastourelles» de Froissart [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Gauthier d'Argies. — Chansons inédites de Gauthier d'Argies, trouvère picard du XIIIe siècle, p. p. *Eug. Vaillant.* Paris, A. Messein, 1913. 137 S. 8⁰.

Guillaume le Breton. — *C. R. Borland* et *R. L. G. Ritchie.* Fragments d'une traduction française en vers de la Chronique en prose de Guillaume le Breton [In: Romania XLII, 1—22].

Guillaume IX. — Les chansons de Guillaume IX duc d'Aquitaine (1071—1127) éditées p. *Alfred Jeanroy.* Paris, H. Champion, 1913 [Les Classiques français du Moyen age].

Guilhem de Cabestanh. — *A. Långfors.* Anc mais nom fo semblan (Bartsch, Grundriss, n⁰ 213, 2). Échantillon d'une édition critique [In: Neuphilol. Mitteilungen 1913. Nr. 3/4].

Godefroi de Bouillon. — *H. A. Smith.* Studies in the Epic Poem Godefroi de Bouillon [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVIII, 1].

Hervis von Metz. S. oben p. 116 *Benary.*

Histoires tirées de l'Ancien Testament, zum ersten Male herausgegeben nebst Einleitung, sprachlicher Untersuchung und Anmerkungen von *Hugo Loh.* Dissertation Münster i. W. 1912.

Historia septem sapientum. II. Johannis de Alta Silva Dolopathos sive De rege et septem sapientibus nach den festländischen Handschriften kritisch herausgegeben von *Alfons Hilka.* Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung [Sammlung mittellateinischer Texte, herausgegeben von Alfons Hilka 5].

Historia septem sapientum. Die Fassung der Scala celi des Johannes Gobii iunior nach den Handschriften kritisch herausgegeben von *A. Hilka.* [Sonderabdruck aus der Festschrift für Alfred Hildebrandt, 1913].

Houratz es hom per despendre. — Das Sirventes *Honratz es hom per despendre.* Bemerkungen dazu von *Leo Spitzer* und *Adolf Kolsen* [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913), S. 388 f.].

Hueline et Aiglantine. — *G. Bertoni.* Nota sul testo di *Hueline et Aiglantine* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), S. 342 f.].

Huon de Bordeaux. — *M. Kinney.* Notes on the Geography of Huon de Bordeaux [In: Romanic Review IV (1913), 1. S. 118—124].

Jean d'Anneux. — *H. Martin.* La diatribe de Jean d'Anneux [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Jehan Lelièvre. — *E. Wickersheimer.* Le Traité de la saignée de Jehan Lelièvre, Maitre Régent en la Faculté de Médecine de Paris († 1418). [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Jourdain de Blaivies. — *K. Unger.* Mitteilungen aus der Alexandrinerversion der Chanson von Jourdain de Blaivies. (Inhaltliches Verhältnis zur Zehnsilbnerredaktion, Textprobe der Arsenalhandschrift, Varianten zur Handschrift von Tournay.) Greifswalder Dissert. 1912.

Le *Jugement d'Amours,* Textausgabe mit Anmerkungen und vollständigem Glossar. Von *J. Schmidt.* Jenaer Dissertation 1913.

Karleto p. p. *J. Reinold.* (Schluß) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 2. 3].

Katharinenlegende, Die altčechische. Textausg. von *Frz. Spina.* III, 107 S. gr. 8⁰. Prag, Akadem. Antiquariat Taussig & Taussig, 1913. 2.50 Mk.

— Die altčechische, der Stockholm-Brünner Handschrift. Einleitung. Text m. Quellen. Wörterbuch. Von *Frz. Spina.* XXXIV, 106 S. gr. 8⁰. Prag, Akadem. Antiquariat Taussig & Taussig, 1913. 7.50 Mk.

Lion de Bourges. — *K. Zipp.* Die Clarisse-Episode des Lion de Bourges. Greifswalder Dissertation 1912.

Le *livre de preuve* p. p. *L. Brandin* [In: Romania XLII (1913), 204—254].

Lévrier Archilès. — Le roman du Lévrier Archilès. Fragment d'un poème français composé en Italie p. p. *A. Thomas* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Mabinogion (les) et autres romans gallois, tirés du Livre rouge de Hergest et du Livre blanc de Rhydderch, traduits avec une introduction, un commentaire explicatif et des notes critiques; par *J. Loth.* Edition entièrement revue, corrigée et augmentée. T. 1. Paris, Fontemoing et Cie, 1913. In-8, 443 p.

Marcabru. — *K. Lewent.* Beiträge zum Verständnis der Lieder Marcabrus [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 3 u. 4].

Marguerite de Navarre. — *F. Gohin.* Huitains inédits de Marguerite de Navarre et d'un amant platonique [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Mazère. — *G. Sessler.* Die Komödien Mazères. Heidelberger Dissert. 1912.

Merlin. — S. oben p. 108 *Paton.*

Mistere de Saint Adrien. — *M. Chatelain.* Notes sur le Mistere de Saint Adrien [In: Romania XLII (1913), 264—268].

Ovide moralisé. — *C. De Boer.* Sur un fragment publié de l'*Ovide moralisé* [In: Romania XLII, 76—79].

Perdigon. — *G. Bertoni.* Un giudizio *de plano* e la prova del duello in una strofa di Perdigon [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), S. 344—349].

Petit Pont. — Les Laudes et Complainctes de Petit Pont p. p. *Jean Babelon* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Pierre de Provence et la belle Maguelonne éditée p. A. Biedermann. Paris, H. Champion. Halle, M. Niemeyer, 1913. 4 Mk.

Prière anglo-normande en quatrains p. p. *M. Esposito* [In: Romania XLII (1913), S. 262—264].

Roland. — The song of Roland, translated into English verse by *Arthur S. Way.* Cambridge University Press 1913.

— *Fr. Bliss Luquiens.* The reconstruction of the original Chanson de Roland [Aus: Romanic Review IV, 1. S. 112—117].

Roman de la Rose. — *Jean Bonvyer* et *Gustave Lanson.* Notes sur un passage du roman de la Rose [In: Rev. de Phil. française et de littérat. XXVII, 2 (1913). S. 31—91].

Roman de Troie. S. oben p. 124. *De claustro anime.*

Sainte Enimie. — *G. Bertoni.* Sur quelques formes de la Vie de sainte Enimie [In: Annales du Midi. Janv. 1903. S. 64—68].

Saint Trophime. — *J. Gazay.* Le roman de saint Trophime et l'abbaye de Montmajour [In: Annales du Midi. Janv. 1913].

Siège d'Orléans. — *J. Fabre.* La Délivrance d'Orléans. Mystère en trois actes avec prologue et épilogue suivi de la reproduction des meilleurs pages de l'àncien «Mystère du Siège d'Orléans». Paris, Hachette et Cie. 1 fr. 50.

Somme-le-roi. S. oben p. 120. *Laurent d'Orléans.*

Sone de Nausay. S. oben p. 110. *Hummel.*

Tristan. — S. oben p. 116. *Loth.*

— *M. K. Pope.* A note on the dialect of Beroul's "Tristan" and a conjecture [In: Mod. Lang. Review VIII (1913), 2].

— *E. Brugger.* Zum Tristan-Roman (Schluß) [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/2].

Troie, roman de. S. oben p. 124. *Eneas.*

Vie de Sainte Agathe (Rédaction anglo-normande en vers) p. p. *Louis Brandin* [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Willame. — *H. A. Smith.* The Composition of the Chanson de Willame. I. The Refrain [In: The Romanic Review IV (1913), 1. S. 84—111].

Yder. — *W. Færster.* Zu Yder Z. 2506 [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 4. S. 466].

Anthologie des écrivains français des XVe et XVIe siècles. Prose, publiée sous la direction de *Gauthier-Ferrières.* Paris, Larousse. 1913. Petit in-8, 172 p. 20 portraits, dont 4 hors texte, 10 autographes.

Anthologie des écrivains français des XVe et XVIe siècles. Poésie publiée sous la direction de *Gauthier-Ferrières*. Paris, Larousse. 1913. Petit in-8, 160 p. 16 grav. dont 4 hors texte, 8 autographes.

André de la Vigne. — *E. R. Wickersheimer*. Deux imitations de la *Ressource de la Chrétienté* [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Balzac, Guez de. — Une lettre de Guez de Balzac au cardinal de Richelieu [In: L'Amateur d'autographes, octobre 1912].

Balzac, Honoré de. La Comédie humaine; Texte revisé et annoté par *Marcel Bouteron* et *Henri Longnon*. Illustrations de *Charles Huard*, gravées sur bois, par *Pierre Gusman*. Études de mœurs: Scènes de la vie de province. III. Les Parisiennes en province: l'Illustre Gaudissart; la Muse du département; les Rivalités; la Vieille Fille. Paris, L. Conard. 1913. In-8, 445 p. 9 fr. [Œuvres complètes d'Honoré de Balzac, X.]

Banville. S. oben p. **117**. *Berthet*.

Bayle. — *Fr. P. Denis*. Lettres inédites de Pierre Bayle [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1903), 2].

Beaumarchais. Théâtre avec une notice et des notes, par *Ch. Beauquier*. Le Barbier de Séville. Paris, A. Lemerre. 1913. Petit in-12, XIX-231 p. et un portrait-frontispice gravé à l'eau-forte, 5 fr. [Petite Bibliothèque littéraire (auteurs anciens).]

Benoit de Canfeld. — *A. Rébelliau*. Le *Chevalier Chrestien* du Père Capucin Benoit de Canfeld (1609) [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Béranger. Textes choisis et commentés par *Stéphane Strowski*. Paris, Plon-Nourrit & Cie. Cart. 2 fr. 25.

Bossuet. — *Eug. Griselle*. Un sermon inédit de Bossuet [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 2].

Brebeuf. — *F. Lachèvre*. Les „Entretiens solitaires" de G. de Brebeuf [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1 (1913), S. 162].

Chateaubriand. — Correspondance général p. avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles par *Louis Thomas*. Avec un portrait inédit de Mme de Marigny. Tome III. Paris, H. et Éd. Champion. 1913.

— Lettres et billets inédits de Chateaubriand [In: L'Amateur d'autographes Décembre 1912].

— *F. Baldensperger* and *J. M. Carré*, La première Histoire indienne de Chateaubriand et sa source américaine [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1].

Chénier, A. Textes choisis et commentés par *Firmin Roz*. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913. In-16, II-348 p. avec portrait, 1 fr. 50. [Bibliothèque française, XVIIIe siècle.]

Coppée, Fr. Lettres à sa sœur Annette publiées avec une introduction et des notes p. J. Monval [In: Le Correspondant io août 1912].

Corneille. — Polyeucte entre les mains de Voltaire, Baretti et Paradisi p. *Cesare de Lollis*. [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

— *Ph. Martinon*. Les innovations prosodiques chez Corneille [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX, 1 (1913)].

Diderot. S. oben p. **117**. *Feugère*.

Dixains catholiques. — *A. Cartier*. Les dixains catholiques et Jaques Estauge imprimeur à Bâle [In: Mélanges Picot I. S. oben p. **109**].

Du Bellay, J.-J. Marc Bernard. Les jeux rustiques de Joachim du Bellay [In: La revue critique des idées et des livres. 25 mai 1913].

— S. oben p. **114** *Ziemann*.

Dumas, Alex. Marie Antoinette u. ihr Ritter. (Der Chevalier v. Maison Rouge.) Episode v. 1793. Aus dem Franz. Neu bearb. v.

Max Pannwitz. 4. Aufl. 2 Bde. in 1 Bd. 176 u. 168 S. kl. 8⁰. Stuttgart, Franckh, 1913. 2 Mk., geb. in Leinw. 3.50 Mk.
D'Urfée. — *A. Tilley.* The date of d'Urfées l'Astrée [In: Mod. Lang. Rev. VIII, 1. S. 101].
— *H. Vaganay.* Les très véritables maximes de Messire Honoré d'Urfé, nouvellement tirés de l'Astrée. Lyon, H. Lardanchet. 1 fr. 50.
Flaubert. — *Frédérik A. Blossom.* La Correspondance de Flaubert [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX,1 (1913), S. 194—197].
— Quatre billets inédits de Flaubert [In: L'Amateur d'autographes. Décembre 1912].
— *Jules de Gaultier.* Le Bovarisme de Salammbô [In: Mercure de France 1er mai 1913].
Gautier, T. Emaux et Camées. Portrait de l'auteur gravé sur bois; par P. Eug. Vibert. Paris, G. Crès et Cie. 1913. In-18 jésus, 231 p. 7 fr. 50. [Les Maîtres du livre.]
Gérard de Nerval. Œuvres choisies. Notice et annotations par *Gauthier-Ferrières.* Paris, Larousse. 1913. Petit in-8, 232 p. et 4 grav. hors texte.
Girardin, Mme de, Textes choisis et commentés par *Jean Balde.* Paris, Librairie Plon s. d. Prix: 1,50. [Bibliothèque Française. XIXe siècle].
Heredia. — *J. Madeleine.* Les premiers vers de José-Maria de Heredia [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX, 1 (1913), S. 198—200].
— *E. Zilliacus.* Sur les sources de quelques sonnets de H. ne figurant pas dans les «Trophées» [In: Neuphil. Mitteilungen. No. 3/4, 1913].
Hugo, V. — *Christina M. Maclean.* Victor Hugo's use of "Les Délices de la Grande Bretagne" in "L'Homme qui rit". [In: Mod. Lang. Review VIII (1913), 2].
Lamartine. Œuvres choisies. Publiées avec une introduction, des notices et des notes, par ***René Walz.*** Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, XLVIII-300 p. 3 fr. 50.
— *Cain, H.* et *R. Gastambide.* Graziella, poème romantique en quatre actes et cinq tableaux d'après le roman de Lamartine. Musique de Jules Mazellier. Livret seul. Paris, Calmann-Lévy. 1913. In-18, 69 p. 1 fr.
— Les «Harmonies» de Lamartine. Nouvelles études; par *Gustave Allais.* Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris; libr. de la même Société. 1913. In-8, 103 p.
— *G. Lanson.* Manuscrit de «La mort de Socrate» de Lamartine [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
— S. *Cognets.*
Lamennais. — *Ch. Marechal.* Note critique sur les lettres de Lamennais à Mgr Bruté [In: Rev. d'Hist. littéraire de la France XX, 1 (1913), S. 163—165].
— *F. Duine.* Lettres inédites de La Mennais et documents nouveaux [In: Annales de Bretagne XXVIII, 2. Janvier 1915].
Le Blond, J.-G. — *Charlier.* Jean Le Blond et son Apologie de la langue française [In: Rev. de l'Instruction publique en Belgique].
Leconte de Lisle. — *L. F. Benedetto L'Hélène* de Leconte de Lisle [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Lemaire des Belges, Jean. S. oben p. 110 *Ryniewicz.*
Maeterlinck. — *Cl. B. Marx.* Le sentiment de la Mort chez Maeterlinck [In: Merc. de France 1er avril 1913].
Marot. — *Éd. Rahir.* La première édition des œuvres de Clément Marot [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].
Mercier, L.-S. S. oben p. 117 *Berthet.*
Mérimée, P. — *M. Souriau.* Les variantes de «Mateo Falcone» [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 2].

Mikhaël. — *M. Coulon.* Le symbolisme d'Ephraïm Mikhaël [In: Mercure de France. 1er févr. 1913].

Montaigne. — *R. Dezeimeris.* Annotations inédites de Michel de Montaigne sur les „Annales et Chroniques de France“ de Nicole Gilles (suite) [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XX, 1 (1913)].

— Essais. Reproduction en phototypie de l'exemplaire avec notes manuscrites marginales, appartenant à la ville de Bordeaux, publiée avec introduction par M. ***Fortunat Strowski***, professeur à la Sorbonne. Livre 1er. Livre 2e. Livre 3e. Paris, Hachette et Cie. 1912. 3 vol. grand in-4. Livre 1er, 10 p. et planches 1 à 274; livre 2e, planches 275 à 714; livre 3e, planches 715 à 1024.

Rabelais. — *L. Karl.* Sur la Mort de Pan dans Rabelais et quelques versions modernes [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

— *Rabelais* et Cornelius Agrippa p. *A. Lefranc* [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

— *W. F. Smith.* Identification of Don Philipe des Marays, Viceroy de Papeligosse in "Gargantua", c. 15 [In: Mod. Lang. Review VIII (1913), 2].

— *Rabelais* on Language by Signs. By *W. F. Smith* [In: Mod. Lang. Review VIII (1913), 2].

— *É. Roy.* Un régime de santé du XVe siècle pour les petits enfants, et l'hygiène de Gargantua [In: Mélanges Picot I. S. oben p. 109].

Racine. Textes choisis et commentés p. *Charles Le Goffic.* 2 vol. Paris, Librairie Plon. [Bibliothèque française. XVIIe siècle]. Preis 1,50 fr. pro Band.

Raynal. S. oben p. 117 *Feugère.*

Renan. — *R. Krüger.* Die dramatischen Dichtungen Ernest Renans, ihre Vorbilder und Quellen. Greifswalder Dissert. 1913.

Rod, Édouard. II. Les œuvres de la maturité p. *V. Giraud* [In: Rev. de deux mondes. 1er avril 1913].

Ronsard. — Pour mieux connaître Ronsard. Le IV livre des Odes. Et se donne chez l'Auteur 1913 [Extrait des Annales Fléchoises, no 1, Janvier-Février 1913].

— *H. Vaganay.* Pour mieux connaître Ronsard. Le II. livre des Amours. Et se donne chez l'Auteur à Lyon 1913 [Extrait de la Revue des Bibliothèques, nos 1—3, Janvier-mars 1913].

— *H. Vaganay.* Pour l'Édition critique du IIe Livre des Amours de Ronsard [In: Revue des Bibliothèques XXIII (1913), 1—3, S. 1—55].

Rostand. — *Meyer, C.* La princesse Lointaine d'Edmond Rostand. analyse et commentaire critique, esthétique et littéraire. Le troubadour Sire Jauffre Rudel, prince de Blaye, étude. VIII, 175 S. gr. 8⁰. Strasbourg, 1913. Straßburg, J. H. E. Heitz. 6 Mk.

Rousseau, Jean Jacques. Textes choisis et commentés par Albert Bazaillas, professeur de philosophie au lycée Condorcet. T. 1. T. 2. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913. 2 vol. petit in-8. T. 1, II-339 p. avec portrait; t. 2, 319 p. chaque vol., 1 fr. 50. [Bibliothèque française, XVIIIe siècle.]

— Les Confessions. Edition intégrale publiée sur les manuscrits de la Bibliothèque de Genève. Portraits de J. J. Rousseau et de Mme de Warens, gravés sur bois par P. E. Vibert. T. 1 et 2. Paris, G. Crès et Cie. 1912. 2 vol. petit in-8. T. 1, 391 p.; t. 2, 588 p. 7 fr. 50 le vol. [Les Maîtres du livre.]

— *L. Delaruelle.* Encore les sources de Rousseau dans le premier discours [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 2].

— *Marquis de Girardin.* Quelques mots au sujet du manuscrit de Jean-Jacques Rousseau *Considérations sur le Gouvernement de Pologne et sur sa réformation*, pour faire suite à l'article ayant pour

itre *Le Comte de Willhorski et J.-J. Rousseau* [In: Bull. du Bibliophile. 15 nov. 1912].

— *A. Schinz.* Histoire de l'Impression et de la Publication du *Discours sur l'Inégalité*, de J.-J. Rousseau [In: Publicat. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII (1913), 2].

Saint-Simon. Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwurdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Leipzig in Insel-Verlag 1903. 417 S. 8⁰.

Saint Vincent de Paul. Textes choisis et commentés p. *J. Calvet.* Paris, Librairie Plon. Prix: 1,50 [Bibliothèque française. XVIIe siècle].

Staël, Mme de. Seize lettres inédites de Mme de Staël, avec une introduction de Charles de Pomairols. Paris, Edition du Temps présent, 76, rue de Rennes. 1913. In-8, 32 p.

Stendhal. Œuvres complètes publiées sous la direction d'Édouard Champion. Vie de Henri Brulard p. intégralement pour la première fois d'après les manuscrits de la Bibliothèque de Grenoble p. *H. Debraye.* 2 vol. Paris 1913. Librairie ancienne Honoré et Édouard Champion.

— Œuvres. Le rouge et le noir (Bibliothèque française). 559 S. [Bibliotheca romanica. Straßburg, J. H. E. Heitz. N⁰ 168—174].

— *A. Paupe.* Les manuscrits de Stendhal [In: L'Amateur d'autographes. Nov. 1912].

Verlaine, P. Œuvres posthumes. T. II. Paris, A. Messein. fr. 6.

Vigny, Alfr. de. Notes sur "Daphne" [In: Rev. de Paris. 15 mars 1913].

— *M. Wilmotte.* A propos d'un passage d'Alfred de Vigny [In: Mélanges Picot II. S. oben p. 109].

Villon, F. Œuvres, publiées avec préface, notices, notes et glossaire: par *Paul Lacroix.* Paris, E. Flammarion. 1913. In-12, XXXIV-359 p. 3 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

— *Pierre Champion.* L'art de François Villon [In: La Revue Critique des idées et des livres. 10 et 25 juillet 1913].

— rédactions et notes; par *Marcel Schwob.* Paris, impr. J. Dumoulin, 5, rue des Grands-Augustins. 1912. In-8, VII-153 p.

Voltaire. S. oben p. 112 *Marinet.*

— Une lettre de Voltaire à Georges Ier [In: Mercure de France. 16 avril 1913. S. 895].

— *Voltaire.* Zadig od. Das Geschick. Eine morgenländ. Geschichte m. 40 (eingeklebten) Radierungen v. Marc. Behmer. Übertr. v. Ernst Hardt. (11. Werk der Pan-Presse.) 77 S. 33×25,5 cm. Berlin, P. Cassirer, 1912. 0,80 Mk.

— Tancrède. Rédaction primitive d'après le manuscrit de Munich avec les variantes de l'édition définitive publiée pour la première fois par *L. Jordan* [Bibliotheca Romanica 175. 176. Bibliothèque Française].

— *Ch. Charrot.* Quelques notes sur la „Correspondance" de Voltaire [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX, 1 (1913). S. 167—193 (à suivre)].

— *F. Caussy.* Voltaire inédit. Le chapitre des *Arts* de *l'Essai sur les mœurs* [In: Rev. des deux mondes 1er mai 1913. S. 103—139].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Ackermann, Rich. Das pädagogisch-didaktische Seminar f. Neuphilologen. Eine Einführung in die neusprachl. Unterrichtspraxis 202 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1913. geb. 3 Mk.

Dietz, C. Der Unterricht in den neueren Sprachen an der Oberrealschule. Vortrag mit einem Nachwort über die deutsche Lektüre in den oberen Klassen. 22 S. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer. 0,60 Mk.

Kahle, R. Englischer und französischer Sprachunterricht. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1913 [Pädagogischer Jahresbericht von 1912].
Klatt, W. Rousseaus 'Profession de foi du vicaire Savoyard' als Schullektüre [In: Neue Jahrbücher 1913. II. S. 124—137].
Merian, S. Dialektologische Exkursionen des Romanischen Seminars in Basel [In: Arch. f. n. Spr. CXXX (1913) 1/3].
Schad, G. Die Sprachvergleichung im neusprachlichen Unterricht. I. Anfangs-Unterricht. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums nebst Realschule zu Höchst a. M. Ostern 1913.
Simonnot, E. Grammatische und stilistische Übungen im fremdsprachlichen Unterricht [In: Neuphil. Mitteil. 1913 No. 3/4].
Walsemann, H. Methodik des elementaren und höheren Schulunterrichts. Für den Gebrauch in Seminaren und Oberlyzeen herausgegeben. T. III: Methodik des französischen und englischen Unterricht in höheren Lehranstalten jeder Art von *B. Röttgers.* Verbesserter, erweiterter und durch dreizehn Probelektionen vermehrter Neudruck aus Schumann-Voigts Lehrbuch der Pädagogik. III. Band. Mit einem Anhang für die Mittelschulen. Preis: 3,50 Mk Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover-List, Berlin.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Bauer, Ernst. Französische Reimgrammatik. Regelreime zum spiel. Erlernen und sicheren Festhalten der Schwierigkeiten im Französischen. Nach mnemotechn. Grundsätzen verf. 2. [Titel-]Ausg. 36 S. 8⁰. Stuttgart, J. F. Steinkopf, [1912] 1913. 0,80 Mk.
Berlitz, M. D. Le genre des substantifs. 38 S. 8⁰. Berlin, S. Cronbach, 1913. 1,50 Mk.
Boerner, Otto u. *H. Gaßner.* Grammatik zum Lehrbuch der französischen Sprache f. Gymnasien. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Gaßner, Grammatik.) VI, 137 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. 1,80 Mk.
— Übungsbuch der französischen Sprache f. Gymnasien. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Gaßner, Übungsbuch.) Mit 10 Abbildungen u. 1 Vollbild im Text sowie 5 Taf. VIII, 296 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. 3,60 Mk.
Boerner, Otto. Précis de grammaire française à l'usage des classes de français de l'enseignement secondaire en Allemagne. Traduit de l'allemand par Prof. Jos. Delâge. 2. éd. X, 199 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 2,80 Mk.
— u. *Rud. Dinkler.* Grammatik zum Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. Ausg. f. preuß. Mittelschulen. Als Ergänzung zu dem 2. Teile u. der „Oberstufe" unter Mitarbeit v. Mittelsch.-Rekt. Osk. Leschhorn hrsg. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Dinkler-Leschhorn, Grammatik.) IV, 94 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 0,90 Mk.
Bolling, M., A. Erzgraeber. Elementarbuch f. höhere Mädchenschulen. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) 1. Tl.: Klasse VII. Mit 1 (farb.) Münztaf. 65 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1913. geb. 1,00 Mk.
Fortsetzung u. d. T.:
— Elementarbuch f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) 8⁰. Ebd. 2. Tl. Klasse VI u. V. Mit 1 farb. Karte v. Frankreich. 104 S. 1913. geb. 1,30 Mk.

Carion, O. Méthode nouvelle pour l'étude des homonymes de la langue française. Halle (Saale), H. Gesenius, 1912.

Connor, James. Manuel de conversation français-italien à l'usage des écoles et des voyageurs. — Manuale di conversazione italiano-francese ad uso delle scuole e dei viaggiatori. (Méthode Gaspey-Otto-Sauer.) 2. éd., revue et corrigée par Gaston Le Boucher. VIII, 224 S. kl. 8⁰. Heidelberg, J. Groos, 1912. 2,00 Mk.

Delavanne, Jean u. *Emil Hausknecht.* Parlons et composons. Sprech- u. Aufsatzschule. Sprechübungen u. Musterstücke zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Förderung der Sprechfertigkeit u. zur mündlichen Vorbereitung französischer Aufsätze. 6. Heft. 88 S. m. 1 Taf. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter, 1913. 1,60 Mk.

Emmrich, P. u. *A. Wolf.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Volksschulen. 2. Tl. Mit 6 Abbildungen und 1 (eingedr.) Plan von Paris. 132 S. gr. 8⁰. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1913. Geb. 1,60 Mk.

Engelke, K. Cahier de notes. Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen, eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterricht gewonnenen sprachlichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken. 2. Aufl. VI, 192 S. kl. 8⁰. Gotha, F. A. Perthes, 1913. 1.50 Mk.

Enkel, H., Th. Klähr u. *H. Steinert.* Lehrbuch der französischen Sprache für Bürgerschulen (Knaben- und Mädchenklassen.) II. Tl. 10. völlig umgearbeitete Auflage v. Schuldir. Frdr. Hoffmann u. Lehrer Arth. Müller. (Hrsg. von der Vereinigung für fremdsprachl. Unterricht [Abteilung des sächsischen Lehrervereins]). VIII, 291 S. mit 33 Abbildungen. 8⁰. Dresden, A. Huhle, 1913. 2,50 Mk.

Fetter, Joh., R. Alscher, K. Ullrich. Französische Schulgrammatik. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Wien, 1913. A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis: geb. 2 K 20 h.

— — — La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen. V. Teil. 8. Aufl. Wien, 1913. A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis: geb. 2 K 40 h.

Fetter, J. und *K. Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. 4. Teil. Mit 19 Abbildungen, 1 Plane von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien, 1913. A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis: geb. 2 K 40 h.

— — Französische Sprachschule für Bürgerschulen und verwandte Lehranstalten. III. Teil. 4. Aufl. Wien, 1912. A. Pichlers Witwe & Sohn.

Gratacap, M. u. *A. Mager.* La conversation méthodique. Sujets de conversation française avec les mots et locutions permettant de les traiter. (Hilfsbuch zur Übung der französischen Konversation in den oberen Klassen der Mittelschulen.) (7 gravures, 4 fig., 1 [farb.] plan special de Paris et 1 [farb.] carte de France.) 317 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag, 1913. Geb. 4 Mk.

Hammer, Wilh. Art. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache f. Mädchenlyzeen. — Manuel pratique de la langue française à l'usage des écoles secondaires de jeunes filles. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder. 1. Schulj. VII, 142 S. mit 78 Abbildungen. 1913. Geb. 1,60 Mk. 2. Schulj. VII, 145 S. mit 67 Abbildungen. 1913. Geb. 1,70 Mk.

Irmer, K. Lehrbuch der französischen Sprache für Mittelschulen und verwandte Anstalten. Nach den „Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen" vom 3. 2. 1910 abgefaßt. Abschließender Teil: Lesebuch. Mit vielen Abbildungen, 1 (farb.) Karte von Frankreich und 1 (farb.) Plan v. Paris. VIII, 275 S. 8⁰. Flensburg, A. Westphalen, 1913. 2,60 Mk.

Klöpper, Clem. Französische Synonymik für höhere Schulen und Studierende, mit besonderer Berücksichtigung synonymischer Unterschiede in der Phraseologie und des Aufsatzes. Zum Ge-

brauch bei der Anfertigung von Exerzitien und freien Arbeiten. 5. Auflage. 216 S. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch, 1913. 3,20 Mk.

König, Art. u. *Fritz Rohfeld.* Lehrbuch der französischen Sprache. Zum Gebrauch in Militäranwärter-Schulen, sowie zum Selbststudium. III, 120 S. 8⁰. Wittenberg, R. Herrosé, 1913. 1,60 Mk.

Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen und weiterführende Bildungsanstalten. Bearb. von *W. Gall, M. Kämmerer, J. Stehling.* 3. Tl. Klasse IV. Von *M. Kämmerer* u. *J. Stehling.* VIII, 94 S. mit Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1913. Bisher u. d. T.: Ducotterd u. Stehling: Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. 1,40 Mk.

Lotsch, Merkblätter für den Gebrauch unregelmässiger Verben. Schriftzeichnung von A. Knab. II. Serie. Französisch. 1—10 Blatt. Berlin, C. Flemming, 1913. Zusammen bezogen 20; einzelne Blatt 2,50 Mk.

Mayer-Bornecque. Lehrbuch der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. Unterstufe. Wien 1913. F. Tempsky. Pr. geb. 2 K. 20 h.

Maquet, C., L. Flot et *L. Roy.* Cours de langue française. Grammaire et Exercices, Analyse, Vocabulaire, Composition française. Rédigé conformément aux programmes officiels et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910, relatif à la nomenclature grammaticale. Enseignement primaire. Cours élémentaire et moyen, 55 leçons sur textes, 600 exercices, 100 rédactions. Paris, Hachette et Cie, 1913. In-16, 192 p. avec grav., cartonné 1 fr.

Mentor-Repetitorien. Band 2. Französisch I. Mentor-Verlag. Berlin-Schöneberg. 1 Mk.

Neufelds Sprachführer. Französisch. Vollständig neu bearb. von *G. Glanz.* 65.—74. Taus. XXIV, 293 S. 16⁰. Berlin, Neufeld & Henius, 1913. 1 Mk.

Pfeffer, P. u. *O. Ganzmann.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit Zeichnungen von Hellmut Eichrodt. Für Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen und höhere Mädchenschulen. In 4 Tln. 8⁰. Berlin, Reuther & Reichard. I. Tl. (Sexta, bezw. 7. Klasse der höheren Mädchenschule.) VIII, 128 S. m. Fig. 1913. geb. 1.50 Mk. II. Tl. (Quinta u. Quarta, bezw. 6. u. 5. Klasse der höheren Mädchenschule.) Mit 1 farb. Karte von Europa und 1 Plan von Paris. XII, 364 S. 1913. geb. 3.60 Mk.

Pünjer, J. u. *H. Heine.* Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Kleine Ausg. (Ausg. B.) Mit e. Anh. 3., verb. Aufl. VIII, 143 S. m. 10 Beilagen. 8⁰. Hannover, C. Meyer, 1913. geb. 2.20 Mk.

Schmidt, H. u. *Jean Tissèdre.* Französische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch f. höhere Lehranstalten. 2., durchgeseh. u. verm. Aufl. 67 S. 8⁰. Dresden, C. A. Koch, 1913. 1.20 Mk.

Schöpke, Otto, Frz. Scheibner u. *Max Gaßmeyer.* Lehrgang der französischen Sprache f. Realanstalten. I. Tl. 4. Aufl. XII, 294 S. gr. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1913. 3 Mk.

Sues, S. Gallizismen und Redensarten aus der französischen Umgangssprache. 7. Aufl. Genève, R. Burkhardt; Leipzig, C. Cnobloch, Paris, A. Eichler.

Ullrich, Karl. Lehrbuch der französischen Sprache f. Realgymnasien und Gymnasien. 2. Tl. Für die IV. Klasse der Realgymnasien und den 2. Jahreskurs an Gymnasien. Mit 4 Bildern u. 1 farb. Karte von Frankreich. IV, 181 S. gr. 8⁰. Wien, A. Pichlers Wwe. & Sohn, 1912. 2 Mk.

Violets Sammlung v. Sprachplatten-Texten zum Unterricht mit Hilfe der Sprechmaschine. Französisch. 2. Heft. XX, 144 S. 8⁰. Stuttgart, W. Violet, 1913. 1 Mk., einzelne 0,04 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Breitinger, H. Die Grundzüge der französischen Literatur nebst 1. Abriß der Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische. 9. Aufl., umgearb., erweitert u. ergänzt von *E. Leitsmann.* VIII, 198 S. 8⁰. Zürich, Schulthess & Co., 1913. 2.80 Mk.

Auteurs français. Hrsg. v. Prof. Dr. F. J. Wershofen. 8⁰. Trier, J. Lintz. 23. Contes de Provence, par Mistral, Roumanille, Daudet, Arène, Le Goffic, Aicard. Ausgewählt u. erklärt v. *F. J. Wershoven.* 99 S. 1912. 1 Mk.; Wörterbuch (48 S.) 0.20 Mk. — 24. En Bretagne, Description — vie — contes et légendes, par Michelet, Souvestre. Flaubert, Coppée, Loti, France, Brizeux. Hrsg. u. erklärt von *F. J. Wershoven.* 103 S. 1913. 1 Mk. — XX. Flaubert: Un cœur simple. Wörterbuch v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 46 S. 1913. 0,20 Mk. — XXI. Comédies par Molière, Brüeys, Marivaux, Picard, Musset. Wörterbuch v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 36 S. 1913. 0,20 Mk. — XXII. Balzac et Mérimée: Nouvelles. Wörterbuch v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 50 S. 1913. 0,20 Mk.

Bibliothèque française. kl. 8⁰. Dresden, J. Kühtmann. 95. Thiers, Adolphe: Bataille de Leipzig. Auszug aus: Histoire du consulat et de l'Empire. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch bearb. von Gymn.-Lehrer Dr. Küsswetter. VII, 60 S. m. 1 Karte. 1913. geb. 0,80 Mk., Wörterbuch (26 S.) 0,20 Mk.

Bize, Louis et *Wern. Flury.* Cours supérieur de langue française. La France et les Française. Littérature—histoire—géographie, colonisation. V, 268 S. 8⁰. Zürich, Schulthess & Co. 1913. geb. 2.60 Mk.

Bloch, G. Evénements du jour. Französisches Lese- und Konversationsbuch für Sekundarschulen, Progymnasien, Realschulen, kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschulen. Bern, A. Francke, 1913.

Brandt, Hildeg. Premières lectures. Für den Schulgebrauch hrsg. 49 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1913. geb. 0,85 Mk.; Wörterbuch (29 S.) geb. 0,30 Mk.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. von Max Frdr. Mann. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 35. Poésies modernes. Choisies et annotées par Max Frdr. Mann. Avec une préface de Anatole Le Braz. XVIII, 82 S. 1913. geb. 1,40 Mk. — 37. Contes populaires. Annotés par K. Wehrhan. V, 58 S. 1913. geb. 0,95 Mk.

Dumas, Alexandre. La tulipe noire. Für den Schulgebrauch hrsg. v. *Helene Kränzlin.* 113 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1913. geb. 1,20 Mk.

Foa, Mme Eugénie. Trois histoires de jeunes filles. Für den Schulgebrauch hrsg. v. *Frieda Ramdohr.* 77 S. 8⁰ Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1913. geb. 1 Mk.; Wörterbuch. 34 S. geb. 0,30 Mk.

Francillon, Cyprien. Un mois en France. 2. éd. revue et augmentée. VII, 230 S. 8⁰ Hannover, C. Meyer, 1913. 2,40 Mk.

Gerhards französische Schulausgaben. kl. 8⁰. Leipzig, R. Gerhard. Nr. 28. Chatelain, Auguste: Au pays des souvenirs. Mit der alleinigen Berechtigung für das deutsche Sprachgebiet zum Schulgebrauch hrsg. u. erklärt v. A. Mühlan. 1. Tl.: Einleitung, Text u. Anmerkgn. 110 S. 1913. geb. 1,50 Mk.; 2. Tl. Wörterbuch (23 S.) 0,40 Mk.

Goedels neusprachliche Schultexte (8⁰) u. Präparationen (gr. 8⁰). Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Heft 6 u. 6b. Corneille, Pierre: Le Cid. Tragédie (Text) 62 S. 1913. geb. 0,75 Mk. Präparation von K. Schmidt. IV, 21 S. 0,45 Mk. — Heft 8 u. 8b. Daudet, Alphonse: Le petit chose. Histoire d'un enfant. Für den Schulgebrauch in Auswahl hrsg. von Ernst Wehrmann. 86 S. 1913. geb. 0,90 Mk.; Präparation. IV, 36 S. 0,75 Mk.

Goedels neusprachliche Schultexte (8⁰) u. Präparationen (gr. 8⁰). Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Bd. 4a. Molière, Jean-Baptiste: Les femmes savantes. Comédie (Text.) 64 S. 1913. geb. 0,75 Mk.; Präparation, von C. Friesland. IV, 36 S. 1913. 0,75 Mk.

Hartmanns, Mart., Schulausgaben (französischer Schriftsteller). Neue Aufl. kl. 8⁰. Niederlößnitz, Dr. P. Stolte. Nr. 19. Laurie, A.: Mémoires d'un collégien. Hrsg. von Konr. Meier. Autoris. Ausg. 4., verb. Aufl. 10.—12. Taus. XIV, 111 u. 53 S. Leipzig 1913. 1,20 Mk.

Jugendlesebücher, Fremdsprachliche, illustrierte. Hrsg. von Dir. Fr. Wittmann u. Ob.-Realsch.-Prof. G. Schmidt. kl. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. kart. je 1 Mk. — 8. Bd. La Fontaine: Fables. Hrsg. von G. Schmidt, illustr. von Gertr. Stamm-Hagemann. VII, 127 S. 1913.

Kühn, K., R. Diehl u. *A. Preime.* Französisches Lesebuch für Gymnasien. Mit 40 Jllustr., 3 eingedr. Kartenskizzen, 1 farb. Plan von Paris, 1 farb. Karte der Umgebung von Paris und 1 farb. Karte von Frankreich. XIX, 282 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1912. 3 Mk.

Le Bourgeois, F. Mon tour de France. Avec 6 gravures hors texte et 1 carte. 194 S. kl. 8⁰. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1913. geb. 3 Mk.

Reformbibliothek, Neusprachliche. Hrsg. Drs. Bernh. Hubert und Rich. Kron. Neue Aufl. 8⁰. Leipzig, Dyk. 2. Bd. Nouvelles, 4, modernes. Annotées par Bernh. Hubert. 3. éd. 82 u. 47 S. 1913. 1,25 Mk.

Sammlung englischer und französischer Autoren. Hrsg. von Frz. Eigl und Rich. Lederer. kl. 8⁰. Troppau, Buchholz & Diebel. Nr. 19. Racine, J.: Athalie. Tragédie tirée de l'écriture sainte (1691). XIII, 92 S. 1913. 0,40 Mk.

Schriftsteller, Französische, aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte u. Naturwissenschaft. Hrsg. von Prof. Dr. J. Ruska. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. geb. 1,60 Mk. — 7. Turgot, Anne-Rob.-Jacques, Baron de l'Aulne: Réflexions sur la formation et la distribution des richesses. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. von Rich. Arndt. 127 S. 1913.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. von L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 8⁰. Berlin, Weidmann. 64. Bdchn.: Renaudin, Paul: Mémoires d'un petit homme. Récits et causeries sur la vie sociale. Auswahl. Zum Schulgebrauch hrsg. von J. Hengesbach. VII, 128 S. 1913. geb. 1,40 Mk.

Sprachenpflege, System August Scherl. Französisch. (Französisch und Deutsch.) kl. 8⁰. Berlin, A. Scherl. geb. je 0,60 Mk. — 30. Bd. Gozlan, Léon: Geschichte e. Diamanten (Histoire d'un diamant.) Französische Bearbeitung und Übertragung ins Deutsche von W. Vielet. 3. Bd. S. 191—287. 1912. — 31. Bd. Gozlan, Léon: Geschichte e. Diamanten. (Histoire d'un diamant.) Französische

Bearbeitung und Übertragung ins Deutsche von W. Violet. 4. Bd. S. 287—377. 1912. — 32. Bd. Baudelaire, Charles: Der junge Zauberer. (Le jeune enchanteur.) Französische Bearbeitung und Übertragung ins Deutsche von W. Spiro. 93 S. 1913. — 34. u. 35. B. Feydeau, Ernest: Die Gräfin von Chalis. (La comtesse de Chalis.) Französische Bearbeitung und Übertragung ins Deutsche von Dr. Fritz Strohmeyer. 2. u. 3. Bd. S. 111—313. 1913. — 36. bis 38. Bd. Noriac, Jules: Menschliche Torheit. (La bêtise humaine.) Französische Bearbeitung und Übertragung ins Deutsche von W. Grabert. 1.—3. Bd. 285 S. 1913.

Werneke, H. Französisches Lesebuch der Oberstufe. 283 S. 8^{0}. Düsseldorf, L. Kinet, 1913. geb. 2,50 Mk.

Referate und Rezensionen.

***Dire* und *chanter*, singen und sagen, als Einzelbegriffe und als Formeln.** Philologische und psychologische Bemerkungen über Sprache, Dichtung und Musik.

„Aus einer wider Wunsch und Erwarten sich dehnenden Arbeit über den Rhythmus französischer Poesie und Prosa sind die hier in gedrängter Zusammenfassung vorgelegten Beobachtungen herausgehoben," schreibt A. Thurau im Vorwort seiner Schrift über Singen und Sagen,[1]) deren Besprechung ich für die ZFSL. übernommen hatte. Und aus dieser, wider Wunsch und Erwarten sich dehnenden Besprechung sind die vorliegenden Bemerkungen hervorgegangen, die ich in der Reihenfolge aneinander füge, wie sie sich aus der Lektüre der Schrift Thurau's ergaben. Die Anzahl und Natur dieser Bemerkungen beweist zur Genüge, wie anregend jene Lektüre wirkt. Und daß bei der Behandlung eines Themas, das in so viele Gebiete hineingreift, verschiedene Ansichten notwendigerweise zu verschiedenen Resultaten führen, liegt auf der Hand. So stelle ich im folgenden ausschließlich meine Auffassung und Beantwortung der Probleme dar, wo sie von Thurau's Ausführungen abweichen, oder wo ich eine Ergänzung für angebracht hielt.

Zunächst führe ich die Überschriften der einzelnen Kapitel an, um den Leser von vornherein zu orientieren und lasse dann gleich meine Bemerkungen im oben angedeuteten Sinne folgen.

I. *Dire et chanter* und andere verwandte Formeln.
II. Mischkunst im Liede.
III. Der Wechselstil im Liede.
IV. Singen und Sagen in der erzählenden Dichtung.
V. Wechselstil im Drama.

Das erste Kapitel befaßt sich näher mit den verschiedenen Formeln, die im Alt- und Neufranzösischen dem deutschen

---

[1]) *Singen und Sagen.* Ein Beitrag zur Geschichte des dichterischen Ausdrucks von Gustav Thurau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912.

„Singen und Sagen“ entsprechen. In den Fällen, wo Singen und Sagen, oder *dire et chanter* oder irgend eine andere Formel als solche gebraucht wird, ist es verfehlt, für die einzelnen Bestandteile deren etymologischen Bedeutungswert einzusetzen und anzunehmen, daß Singen = *chanter*, *canere*, im musikalischen Sinne, und Sagen = *dire*, *dicere* ist. Die figürliche Verwendung ursprünglich konkreter Wurzeln und deren Ableitungen ist eines der spezifischen Elemente des poetischen Ausdrucks. Wer wird z. B. gerade bei dem Worte Ausdruck oder *expression* an den ursprünglichen Sinn der Wurzel denken? In der altfranzösischen Literatur kommen die beiden Termini *dire* und *chanter* viel seltener zu der klischéartigen Formel *dire et chanter* verknüpft vor, als einzeln oder getrennt. Ebenso in der provenzalischen Dichtung. Sind beide Termini getrennt verwendet, wie in der Passion und im Leodegarlied, so bedeutet das *dire* „berichten, erzählen“, und das *chanter* weist auf den musikalischen Vortrag des Gedichts hin.

Von den zahlreichen Belegen aus der provenzalischen Lyrik seien nur ein paar angeführt: in seinem Planh auf den Tod des Richard Löwenherz setzt Gaucelm Faidit die beiden Wörter dicht nebeneinander, ohne sie jedoch zur Formel zu verbinden. Er schreibt nicht: *dir e chantar*, sondern: *m'aven a dir en chantan e retraire* „ich muß singend ausdrücken und berichten (worüber ich ewig klagen und weinen soll)“. Die Verwendung der beiden Wörter *dir* und *chantar* resp. *dire* und *chanter* ergab sich im gesungenen Liede gleichsam notgedrungen. Mit den Worten des Gedichts sagt uns der Dichter, was er denkt und fühlt, und im Romanischen ist das Wort *dire* das natürlichste, gebräuchlichste, knappste und zugleich schärfste. Ebenso „sagen“ im Deutschen. Kein anderes Wort würde dieselben Dienste leisten. Daß das Lied gesungen wird, ändert an der Sache nichts. Schon einer der ältesten Troubadours, der sonderliche Marcabru verwendet das Wort *dir* in zweien seiner Lieder, zu denen er selbst die Melodien komponiert hat und die uns erhalten sind.[2])

Das eine (Mel. der Troub. Nr. 144) beginnt:

Pax in nomine domini!
Fetz Marcabrus los motz e l so.

Dann fährt er fort: *Aujatz que di*: ... Warum sagt er *di*, wenn doch das Lied gesungen wird? Warum nicht *chan?*

Dasselbe gilt von dem anderen Liede (Mel. der Troub. Nr. 142):

Dirai vos senes duptansa
D'aquest vers la comensansa.

---

[2]) S. das Verzeichnis dieser notierten Lieder in meinen *Melodien der Troubadours*, Straßburg 1908, S. 33, Nr. 141—144.

Auch dies wird gesungen. *Chantar* ist ein musikalischer Ausdruck, der sich mehr auf die Form bezieht.

Genau denselben Wert wie oben hat das *dirai* in den Lais der Marie de France. Die Verse 27, 28 aus Eliduc gehören nicht hierhin. *Si cum avint, vus cunterai, La verité vus en dirai*, ist auszuscheiden. *Dire la vérité*, wo also *dire* mit einer näheren Bestimmung versehen ist, hat mit dem absoluten *dire* als Bestandteil der Formel *dire et chanter* nichts zu tun. Man s a g t die Wahrheit, auch wenn man es singend tut. Wie schon angedeutet, ist lat. *canere* und *cantare* mit all den Formen und Ableitungen, die sich in den romanischen Sprachen herausgebildet haben, ein musikalischer Terminus, der sich ebensowohl auf den gesanglichen Vortrag vermittelst der menschlichen Stimme, als auch auf das Spielen auf irgend einem Musikinstrument bezieht.[3])

Besonders hervorzuheben ist zu S. 9 ff., daß in der gesamten mittelalterlichen Literatur *legere*, *lire* das laute Vorlesen und nicht etwa das Lesen mit den Augen allein bedeutet. Die *lectio*, ein dem Gebrauch der Kirche entnommener Ausdruck, wurde seit den ältesten Zeiten zur Musik gerechnet, weil die menschliche Stimme als das erste und wichtigste Musikinstrument betrachtet wurde und bei den alten Grammatikern sogar die einzelnen Satzteile vom musikalischen Standpunkt aus betrachtet wurden.[4]) Hauptsächlich die Tonfälle am Ende der Haupt- und Nebensätze mußten nach bestimmten Kadenzen ausgeführt werden. Aus den hierzu verwendeten Zeichen hat sich, nebenbei bemerkt, die abendländische Notenschrift entwickelt.

Über die Art des rezitierenden Vortrags oder Vorlesens handeln viele Theoretiker, speziell über die *lectiones* erbaulicher Schriften belehren uns die Mönchsregeln des frühen und späten Mittelalters.

---

[3]) Im modernen Kabarettlied begegnet uns der Ausdruck *chanter* in dem Sinne von „singend preisen" noch ziemlich oft. Ich zitiere hier z. B. den Refrain des Lieder: *Je ne chante que le vin.* Text von Ch. Carol, Musik von Xavier La Mareille, wo es heißt:

> *Le poète chante l'amour*
> *Et le financier la richesse,*
> *L'amoureux chante nuit et jour*
> *Auprès de sa blonde maîtresse*;
> *Laissant à chacun son refrain*
> *Moi je ne chante que le vin,*
> *Laissant à chacun son refrain*
> *Moi je ne chante que le vin* (bis).

[4]) So heißt es im Traktat des Hieronymus de Moravia, Coussemaker, *Script. de Mus. Medii Aevi*, I, Seite 74: *Antiqui non quamdam in musica consonantiam tonum appellabant*; *quidam autem grammatici distinctiones et accentus orationis usurpato nomine. Rursus latini cantores non parvam esse similitudinem inter cantus et accentus prosaicae locutionis ad modum psallentis considerantes, nomen ad hoc sanxerunt utrisque fore commune. Sicut enim toni grammatice sumpti in tres dividuntur species, gravem scilicet, circumflexum et acutum, ita et in cantu tres distinguntur varietates.*

Schwietering's Annahme,[5]) daß die alt- und mittelhochdeutsche Formel „sagen und lesen" geradezu als Umschreibung des Pfaffen- und Mönchsberufs dient, wird auch dadurch gestützt, daß der terminus technicus für den Vortrag der Lektionen nicht etwa *lectiones legere* lautete, sondern vielmehr: *lectiones d i c e r e*. Das *legere*, *lire* ist sonach eine einfachere Gattung des *cantus*, der den Begriff einer musikalischen Komposition in sich schließt.

Ob es heißt: *chanter une chanson*, oder *dire une chanson*, hat in den meisten Fällen mit der vom Dichter gemeinten Vortrags a r t nichts zu tun. Die Wahl zwischen den beiden Formen scheint mir vielmehr abhängig zu sein von der eu- oder kakophonischen Wirkung, die eine solche Wiederholung des konsonantischen und vokalischen Klanges wie *chanter une chanson* auf das akustische Feingefühl des betreffenden Individuums ausübt. Der eine wird diese Wiederholung kraftvoll und höchst poetisch finden, dem andern wird es zischend, stotterig, schwerfällig und nicht mundgerecht vorkommen. Was dann ? Der nächstgeeignete Ausdruck bleibt das sinngerechte *dire*, um so mehr als das darauffolgende *chanson* zur Genüge hervorhebt, daß es sich um Gesang handelt und der Hörer dies wahrnehmen kann, ohne daß der Sänger ihm es noch extra ankündigt. *Dire* bezeichnet jedenfalls am prägnantesten die Funktion des Gedichttextes.

In den Versen aus dem R e n a r t l e n o u v e l: *Lors une cançon de carole La Roine dist et chanta*, sind die beiden letzten Verba nicht, wie Thurau vorschlägt, als Tautologie aufzufassen. Das *dist* bezieht sich auf das vorhergehende *une chanson de carole*; dann trug die Königin ein Tanzlied vor und sang: ... Folgt das betreffende Lied.

Daß in dem darauffolgenden Zitat (S. 13) *Ai chançon dite et chantée* das *dire* mit „dichten" zu übersetzen sei, ist unzutreffend. Dafür hat die Kunstsprache den Terminus *faire*. *Ai chançon dite et chantée* ist eben der vollständige Ausdruck für den gesungenen Vortrag eines Liedes. Das *dire* gilt für die Worte oder den Inhalt, *chanter* für die Form oder Melodie. Unrichtig ist auch die Behauptung (S. 15), daß die eine Stelle aus dem Poème moral, wo es heißt: *Et puis si vos dirons de Carlon et d'Ogier*, darauf gedeutet werden könne, daß „Gedichte über die alten epischen Helden in dieser Zeit (XIII. Jahrhundert) gewiß (?) nicht mehr gesungen sind." Das Gegenteil lehrt uns der ausführlichste Theoretiker des ausgehenden XIII. Jahrhunderts, J o h a n n e s d e G r o c h e o , dessen Lehre ich in der zweiten Mitteilung an die *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*[6]) zur Bestimmung

---

[5]) Julius Schwietering, *Singen und Sagen*. Göttingen 1908, S. 29, zitiert nach Thurau, S. 9.

[6]) Gedruckt in den *Comptes rendus des séances de l'année 1911*, p. 39 ss. Da diese Mitteilung gerade gedruckt wurde, als ich nach

des musikalischen Vortrags der Chansons de Geste nutzbar gemacht habe. Mit Bestimmtheit bezeugt dieser Zeitgenosse die Pflege der gesungenen Heldenlieder, die er an die Spitze des *Cantus* stellt, und liefert uns außerdem die technische Beschreibung der einzelnen Bestandteile, die Vortragsanleitung und Bestimmung des *cantus gestualis*.[7])

Zu S. 18 dürfte es angebracht sein, den Begriff *chanconete* etwas näher zu bestimmen. Gewöhnlich werden die leichteren Liedgattungen der älteren Lyrik mit diesem Namen belegt. Der obengenannte Theoretiker Johannes de Grocheo rechnet unter die *cantilenae* nicht nur die Rondeaux,[8]) sondern auch die weniger erhabenen Chansons[9]) und außerdem die Estampie und alle andern gesungenen Tanzlieder und instrumentalen Tanzweisen. Die altfranzösische Lyrik besitzt eben keine feste Terminologie. Ich greife irgend welche Belege, z. B. aus dem auch von Thurau zitierten Renart le nouvel heraus: *dist ensement ceste canchon haut de cuer gay*: folgt der Refrain:

Diex comment durer porrai, ai mi, ahai .... (Vgl. Mel. der Troub. S. 115 Nr. 37, nach Kodex Paris, *Bibl. Nat. F. Fr. Nr. 25,566*, fol. 161 d).

Ibidem fol. 165 d: *li luparde en cantant ensi che motet plain de melodie*: folgt der Refrain:

Vous arez la singnourie, amis, de moi (Mel. der Troub. S. 115, Nr. 40).

Ibidem fol. 166b: der Refrain:

Chapelet de vengue et nouvel ami ferai, wird als „*rondet*" angekündigt. Gleich darauf erscheint ein weiterer Refrain unter dem Titel: *d'une douce vois fu dis joliement cis cans*:

De no compagnie ne soit nus s'il n'est amans (Mel. der Troub. S. 116, Nr. 43).

Amerika fuhr, hatte ich keine Gelegenheit, die Korrektur zu überwachen, und so schlichen sich einige Fehler in den Satz. Die Notenbeispiele auf Seite 3 sind verkehrt gesetzt worden; wenn man sie von rechts nach links liest, erhält man das Richtige.

[7]) Den genauen Text werde ich weiter unten im Zusammenhang abdrucken.

[8]) *Quae autem (formae musicales) in voce humana fiunt, duobus modis sunt: aut enim dicamus „cantum", aut „cantilenam". Cantum autem et cantilenam triplici differentia distinguimus: aut enim gestualem, aut coronatum, aut versiculatum; et cantilenam „rotundam", aut „stantipedem", aut „ductiam" appellamus.*

[9]) *Cantus versualis est qui ab aliquibus cantilena dicitur, respectu coronati et ob eius bonitatem in dictamine et concordantia deficit, sicut gallice: „Chanter m'estuet quar ne m'en puis tenir", vel „Au repairier que je fis de Prouvence".* Über diese Aussagen des Grocheo handle ich eingehender in einem im Druck befindlichen Aufsatz in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift.

Aus diesen Belegstellen finden wir für die eine Gattung der Refrains die Bezeichnungen *canchon*, *motet*, *rondet* und *cans*. Ebenso findet sich an anderer Stelle der Terminus *cantilena* für Motette und Kondukte und umgekehrt.

Ich halte die lyrischen Refrains für ursprüngliche instrumentale Tanzmotive, an die bei Gelegenheit irgend eine sentenzenartige Verszeile aus dem Gebiete der volksmäßigen Erotik angepaßt wurde. Als Tanzmotiv bildete er eine *note*, und in seiner ausgebildeten Form ergab sich aus ihm das *Rondeau* und das *Motet enté*[10]) S. 20. Daß man heutzutage den allgemeinen Ausdruck *dire la musique* für den Vortrag eines Musikstücks gebraucht, hätte wohl einer gewissen Einschränkung bedurft, da dies meines Wissens nur eine ganz vereinzelte Redensart ist.

Daß in dem S. 22 angeführten Vers: *Jugleor chantent et vielent et timbrent* die drei Satzaussagen eine tautologische Formel bilden, ist eine sicherlich verfehlte Annahme Thurau's. Dasselbe gilt von der in der Fußnote untergebrachten Zusammenstellung aus der Karlsreise: *Et chantent et vielent et rotent cil jogler.* Vielmehr sollen dadurch die verschiedenen Fertigkeiten der Spielleute genauer bezeichnet werden: die einen singen, die andern spielen auf der Fiedel, andere auf der Leier und andere trommeln.

Das Pastorellenzitat: *en hault dist et si notoit un novel son* (S. 23, vgl. auch S. 41) ist so auszulegen, daß der Vortragende ein neues Lied — eigen oder entlehnt — selbst sang und gleichzeitig auf einem Instrument begleitete. *Note* ist ein ständiger Ausdruck für die reine, textlose Melodie, im Gegensatz zu *son*, das vielmehr die Melodie als Bestandteil des gesungenen Liedes bezeichnet.

Die drei Stellen aus Aucassin, wo unmittelbar vor der Rubrik *or se cante* — die eine Bühnenanweisung darstellt — die überleitenden Schlußworte des vorhergehenden Prosaparagraphen lauten: *si commença a dire*, haben durchaus nichts Auffälliges an sich; der Narrator berichtet, daß die zuletzt genannte Person auftritt, und das *or se cante* gehört gar nicht in den Rahmen der Erzählung, es ist vielmehr, wie gesagt, lediglich eine Vorschrift betreffs der Bühnenaufführung der primitiven komischen Oper. Das *dire* steht hier zu dem *chanter* nicht in unmittelbarer Beziehung, die gestattet, die beiden Worte als Bestandteile der Formel „Singen und Sagen" zu betrachten. Zum Vergleich weise ich nur auf die von jeher am Palmsonntag dramatisch, von drei Klerikern rollenweise vorgetragene Passionsgeschichte hin, wo ebenfalls der Narrator regelmäßig die nächste sprechende resp. singende Person mit einer Formel einführt wie: *et ait illis*,

[10]) Auch das *Motet enté* und das *Rondeau* betrachte ich als Schöpfungen, deren Prinzip auf die das ganze Mittelalter beherrschende Tropierungs- und Interpolationssucht zurückzuführen ist.

oder *et dixit Jesus*, oder: *dicit illis Pilatus* u. a. m., und in jedem Falle s i n g t Jesus oder Pilatus, oder die Synagoge den folgenden Passus, obgleich der Narrator ankündigt: *ait, dicit* oder *respondet*. In den Kirchen, in denen nur e i n Kleriker oder *cantor* zur Verfügung stand, hatte dieser durch Ton- oder Stimmwechsel die verschiedenen redenden Personen zu „markieren"; die einzelnen Stimmwechsel wurden zu diesem Zwecke in den Handschriften durch bestimmte Zeichen angedeutet. —

Zu dem abrupten Sprung von Aucassin zu Offenbach und dem modernen Kabarettgesang (S. 25) sei bemerkt, daß die sogenannte *chanson à diction* eine bestimmte Spezialität gewisser Kabarett- und Tingeltangelartisten bildet. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen modernen Chanson und Chansonnette und ganz speziell von der sogenannten *chanson à voix*, wie schon der Name besagt, dadurch, daß der *diseur* oder die *diseuse* die Mühen und Sorgen der Melodie schlechthin dem begleitenden Klavier oder Orchester überläßt und den eigenen Mangel an Stimmitteln oder musikalischem Gehör durch möglichst realistische, um nicht zu sagen exzentrische, Deklamation zu verschleiern sucht. Die Erfahrung lehrt, daß neun Zehntel der „Diseurs" und „Diseuses" das „genre" der *chanson à diction* auserkoren haben, weil ihnen das Nötige zu einem echten *artiste lyrique* fehlte und sie dennoch das Überbrettel-Gewerbe nicht aufgeben mochten. Fälle wie Yvette Guilbert bilden eine seltene Ausnahme unter der Legion der Orpheusjünger zweiten Grades.

Terminologische Erörterungen, wie die in diesem Kapitel, sind in jedem Falle eine heikle Sache. Zu deren Bearbeitung gehört nicht nur eine gründliche Belesenheit und strenge Methode, sondern auch das Verständnis für die praktische Seite der fraglichen Gattung, in unserem Falle also, wo es sich um das Singen im Mittelalter handelt, ist die Kenntnis der theoretischen und praktischen Musikausübung jener Zeit eine unumgängliche Voraussetzung für jeden, der sich mit diesem Thema befassen will. Das ist nun aber ein Gebiet, wo der Arbeit viel, der Arbeiter aber wenige sind, und so ist in der Regel derjenige, der die Musik des Mittelalters angreift, wesentlich auf eigenes Material angewiesen.[11])

---

[11]) Das Kapitel ist bei Thurau weniger ausgearbeitet als die anderen. Die Belege sind aus zweiter oder dritter Hand entlehnt und ohne sicheren Plan zusammengestellt. Ungünstig wirken auch die übersehenen Druckfehler. Fälle, wie z. B. die Behandlung des Verfassernamens des Buches: *Les Jongleurs en France au moyen âge*, der zuerst als F a v a r , dann als F a r a r und nachher als F a r a l erscheint, erschweren der Kritik das Urteil. Selbst in den Zitaten sind zu viele Ungenauigkeiten unverbessert geblieben: S. 7, Z. 9, lies *vos* für *nos*. — S. 8, Z. 4, *Domino* für *domini*. — S. 12, Z. 12 v. u., *canteors* für *conteors*. — S. 16, Z. 7 v. u., *coustume* für *coustumes*. — S. 22, Z. 5 v. u., *chantent* für *chantant*. — S. 23, Z. 3 v. u., *français* für *française*. — S. 27, Z. 12, lies Machault., usw.

Das zweite Kapitel, Mischkunst im Liede, handelt von der Verbindung gesprochener und gesungener Rede, hauptsächlich im Melodrama, und befaßt sich vornehmlich mit Rousseau's und Benda's Theorien. Hier geht Thurau gründlicher auf interessante Streitfragen der Literatur- und Musikgeschichte ein. Mit vollem Recht bemerkt er, daß für die Aufklärung und Darstellung der Geschichte des Melodramas bis jetzt sehr wenig getan worden ist, obwohl die vergleichende Literaturforschung Hand in Hand mit der musikgeschichtlichen Forschung gehen muß. Ob die Musik dem Libretto, oder die literarische Forschung der musikalischen unterzuordnen sei, ist eine müßige Frage. In dieser Hinsicht ist Thurau's Standpunkt warm zu begrüßen, da seine Arbeit Zeugnis dafür ablegt, daß er die Kunstdenkmäler als Ganzes ins Auge faßt, und nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, bloß die rein philologische Seite herausgreift und alle anderen Momente als nicht zum Rüstzeug des Philologen gehörig, beiseite schiebt.

Rousseau's Darstellungen über Musik müssen mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Er ist ein spekulierender Theoretiker, der ohne kritischen Geist meist vorgefaßte Ideen entwickelt, die selbst zu seiner eigenen Praxis nicht immer stimmen. Seine philosophischen Bemerkungen über die Musik sind erst recht unkritisch und vorhergefaßt negativ, wenn es sich um historische Kritik handelt. Ich verweise z. B. nur auf das Urteil, das er im zweiten Teil seiner Novelle Héloise über Lully's Opern fällt, wo er den Gesang bezeichnet als: *mugissements, à la fois sans justesse et sans douceur*, das Orchester: *charivari sans fin*, *ronron trainant et perpetuel*, *sans chant ni mesure et d'une fausseté criante*, u. s. f., also gerade das Gegenteil dessen, was Lully, nach dem Zeugnis der Zeitgenossen, tatsächlich verdient. Seine Ästhetik ist die einer niederen Gattung, die er auch in der einseitigen Pflege des Melodramas an den Tag gelegt hat. Der Abschluß des Kapitels bei Thurau ist etwas dürftig. Vor allem hätte doch das künstlerisch vollendetste aller Melodramen

---

Auch die beigegebenen Notenbeispiele sind zu berichtigen — die von Thurau benutzten Quellen sind mir leider hier nicht zugänglich, doch sind die nachverzeichneten Korrekturen vorzunehmen, selbst wenn Thurau's Abdruck getreu wäre —: S. 64, die vorletzte Note der zweiten Linie soll ein Viertel sein; der darauffolgende Takt ist rhythmisch umzuändern in: $^1/_8$ $^1/_8$ $^1/_8$ $^1/_{16}$ $^1/_{16}$ $^1/_8$ $^1/_8$

In der nächsten Textzeile lies *votre* für *notre*. Vor der letzten Silbe ist der Taktstrich zu ergänzen. — Im Notenbeispiel S. 90 dürfte die erste Note besser ein Viertel sein. Da die Melodie zu dem Vers: *J'ai été tué bien malheureusement* auch zu dem Vers passen muß: *Tu m'as tué bien méchantement*, der zwei Silben weniger hat, ist richtiger so zu rhythmisieren:

J'ai été tué bien malheureusement
Tu m'as tué bien mé-chantement.

S. 96 soll die drittletzte Note der ersten Zeile ein Fähnchen haben.

behandelt oder wenigstens genannt werden sollen, D a u d e t's *Arlésienne*, mit der unsterblichen Musik eines der größten musikalischen Genies aller Zeiten, Georges B i z e t's. Auch J. M a s s e n e t's Musik zu L e c o n t e d e L i s l e's Erynnien hätte nicht unerwähnt bleiben sollen.

Das dritte Kapitel, der Wechselstil im Liede, behandelt in geordneter Darstellung die Geschichte des mit Prosaeinlagen durchsetzten, gesungenen Liedes, vom XII. Jahrhundert bis heute. Der Vergleich zwischen Raimbaut d'Aurenga's *Ne sai que s'es* und der „cantefable" von Aucassin und Nicolette scheint mir ziemlich unglücklich. Raimbaut's Ding ist ein Launenprodukt, das sich höchstens aus der damals blühenden Interpolierungsmanie herleiten läßt, die mit den Tropen einsetzte und die Literatur der *épîtres farcies* und zuletzt die Formen des Refrainrondeaus ins Leben rief.

Die Annahme, daß die Pastourellenrefrains, „die namentlich durch ihre Klangnachahmungen einen naturalistischen und vom regelrechten Gesange abweichenden Vortrag forderten, auch gegebenenfalls verschiedener, u. a. dem Sprechgesang nahekommender Nüancierung verfielen," ist nach dem oben Gesagten irrig. Die Refrains, in erster Linie die Pastourellenrefrains, sind ursprünglich rein musikalische und selbständige, melodische Sätzchen oder Motive, auf die, ihrer leichten und angenehmen Singbarkeit wegen, eine sentenzenartige Zeile oder zwei, angepaßt wurde. So nur erklärt sich die auffallende Tatsache, daß auf ein und dasselbe musikalische Motiv mehrere verschiedene Kehrreimtexte unterlegt und gesungen werden konnten. Hätte Thurau die Notation des von ihm S. 42 angedeuteten[12]) Refrains näher betrachtet, so würde er erkannt haben, daß über den zwölf Silben nicht nur zehnmal derselbe Ton gleichmäßig wiederholt wird. Ich drucke hier den Refrain ab und setze die Noten darüber:

g c g g g g g g g g g c
he o dorelo dorelo dorelo do.

Wir haben hier allerdings die Schallnachahmung eines Instruments, und zwar die am leichtesten auf einem Blasinstrumente ausführbare Quintenkadenz vor uns. Schallnachahmungen stellen aber nur einen Bruchteil des in Refrains verwendeten musikalischen Materials dar.

Willkommen zu heißen sind die schönen Lichtdrucktafeln, die Thurau seiner Schrift beigegeben hat. Hauptsächlich die erste wird uns zur näheren Bestimmung der strophischen Form des Vaudevilles und auch zur Erkenntnis des Versrhythmus des Hahnreiliedes B a s s e l i n's: *Or sus! or sus!* von Nutzen sein.

---

[12]) Thurau's Angabe als: Bl. 43a ist unrichtig. Gemeint ist wohl die Pastourelle *Chevauchoie lez un bruel*, auf Blatt 46 (Raynaud, Nr. 994) die einen *dorenlot-* oder *dorelo*-Refrain hat.

Das Lied beginnt mit dem Ausruf: *Or sus! or sus*, der auf eine Notenfolge gesungen wird, die eher an eine Karfreitags-Lamentation erinnert, als an einen Anruf. Jedenfalls soll gleich dadurch die komische Stimmung geschaffen werden. Plötzlich springt die Melodie eine ganze Oktav in die Höhe und begleitet in keckem Gange die dreiste Ankündigung: *Pardessus tous les aultres begny soit le coqu!* Dann folgt abermals eine durchaus choralmäßig klingende Phrase zu der wunderlichen Aussage: *Onques tel oisel ne fust veu.* Gerade wie im frühmittelalterlichen Rondeau des XIII. Jahrhunderts wird dann das erste Motiv wiederholt, das sich diesmal vorzüglich zur teilnehmend und gleichsam Mitleid ausdrückenden Anrufung eignet: *Janin! Janot!* und das Motiv des ersten *Par dessus tous les aultres begny soit le coqu* kondensiert sich dermaßen, daß es zur Frage paßt: *es-tu point marié?* — *Hé oui!-dist-il* fährt das Lied weiter, abermals im Kirchentone, und mit kläglichem Rhythmus, *que dieu en ait bon gré*, auf denselben Noten wie das vorhergehende *es-tu point marié.* Er nimmt alle Kraft zusammen und singt weiter, stufenweise vom hohen c zum d herunterfallend: *A une dame qui d'aymer m'a prié* und gleichsam neckisch knüpft sich an diesen Seufzer unmittelbar, ohne Pause, und mit Einschiebung einer verbindenden Note als Auftakt das musikalische Refrainmotiv an, das am Anfang und in der Mitte schon ertönt hatte, *Hé Janin! Janot!* gefolgt von der Frage: *es-tu point marié?* Gesungen macht das Lied einen furchtbar komischen Effekt, viel mehr als der Text allein erreichen könnte. Soviel über den Karakter der Melodie.

Um die rhythmische Behandlung und Gliederung der einzelnen Verse leichter verfolgen zu können, drucke ich hier das vollständige Lied ab.[13])

Or sus! Or sus!
Par dessus tous les aultres
Begny soit le coqu!
Onques tel oisel ne fust veu!
Janin! Janot! Es-tu point marié?
Eh oui! dist-il, que dieu en ait bon gré!
A une dame qui d'aymer m'a prié.
Hé Janin! Janot! Es-tu point marié?

Hé dieux! Hellas!
Puis le jour de mes nopces
Oyseau suis devenu.
Janin, mais quel oyseau es-tu?
Es-tu pinchon, linot, merle ou cahu?
Nennin! dist-il, je suis ong vray coqu.

[13]) Strophe I entnehme ich dem mit der Originalmusik versehenen Faksimile, die folgenden Strophen drucke ich nach Thurau's Text ab.

En Normandye sommes cent mille et plus.
O dieux! Hellas! Oyseau suis devenu!

Janin! Janot!
Ainsi que dist la femme
Beste t'es devenu.
Hellas! je suis homme perdu.
Es-tu donc singe, marmot ou chat barbu?
Nennin! dist-il, je suis un cerf cornu,
Allant par ville tout chaussé et vestu.
Janin! Janot! Beste t'es devenu!

Der Elfsilber *A une dame qui d'aymer m'a prié* (Vers 7) wird musikalisch wie der gewöhnliche daktylische Zehnsilber behandelt, nur daß im vorletzten Takt vier gleichwertige Noten statt 2 + 1 + 1 gesetzt werden. Dem Refrain-Anruf:

Janin! Janot! Es-tu point marié?

der ersten Strophe entspricht in der dritten der Vers:

Es-tu donc singe, marmot ou chat barbu,

der eine Silbe mehr zählt. Musikalisch wird dieser Unterschied dadurch ausgeglichen, daß von den drei Noten, die zur Silbe *nin* gehören, die erste losgelöst und dem *Es* zugewiesen wird, während *tu* die beiden folgenden erhält. *Es-tu donc singe* entspricht dann rhythmisch dem *Janin! Janot!* In der zweiten Strophe Vers 5, ist das stumme *e* von *merle* zu elidieren.

Die musikalisch-rhythmische Behandlung des Wortakzentes ist auch lehrreich. Der Kürze halber stelle ich nur die korrespondierenden Silben mit den durch die unzweideutige Notation gelieferten dynamischen Akzenten der guten Taktzeiten untereinander:

Or	*sus!*	*Or*	*sus!*			
Ja-	*nin!*	*Ja-*	*not!*	*Es-tu*	*point ma-*	*ri- é?*
Hé	*dieux!*	*Hé-*	*las!*			
Es-	*tu*	*pin-*	*chon,*	*linot,*	*merle ou*	*ca- hu?*
O	*dieux!*	*Hé-*	*las!*	*Oyseau*	*suis*	*de-- ve-nu!*
Ja-	*nin!*	*Ja-*	*not!*			
Es-	*tu donc*	*sin-*	*ge,*	*marmot ou*		*chat bar-bu?*
Ja-	*nin!*	*Ja-*	*not!*	*Beste*	*t'-es*	*de-- ve- nu!*

Aus dieser Zusammenstellung ergeben sich die Folgerungen auf den ersten Blick. Die musikalischen Akzente verteilen sich unterschiedslos auf betonte und unbetonte Silben: *Es-tu*, *linot*, *marmot* und *beste* haben nicht nur den dynamischen Taktakzent auf der zweiten Silbe, auch quantitativ tritt diese Silbe scharf hervor mit drei Zeiten, gegenüber der ersten, unbetonten Silbe, die nur e i n e Zeit ausfüllt. Doch spricht eine Tatsache deutlich dafür, daß wir es hier mit einem v o l k s t ü m l i c h e n ,

oder wenigstens für das Volk berechneten Liede zu tun haben, nämlich das verhältnismäßig seltene Zusammenfallen unbetonter Silben auf schweren Taktzeiten. Im Kunstliede begegnet der Antagonismus zwischen Wortakzent und musikalischem Akzent viel häufiger als im Volksliede. Dies bezieht sich allgemein auf das ganze Gebiet der gesungenen französischen Dichtung, von den ältesten Zeiten bis heute.

Die ersten Herausgeber des Basselin'schen Liedes hatten die strophische Gliederung nicht erkannt. Die vier letzten, gleichgereimten Zehn- resp. Elfsilber betrachteten sie als das Couplet, alles was davorstand, hielten sie für Prosa-Einschiebsel. Mit Hilfe der Musik ergibt sich die ihrem Charakter nach durchaus regelmäßige Gliederung, die wir oben durchgeführt haben.

Lieder mit mehr oder minder langen, gesprochenen Interjektionen gehören zumeist der niederen Kabarettkunst an. Thurau führt in seiner Schrift eine schöne Anzahl Belege an, denen ich noch einige typische Beispiele hinzufüge.

Den Hauptbestandteil des satirischen Volksliedes bilden seit dem XII. Jahrhundert in Frankreich die spöttelnden Nachahmungen von Sprache und Sitte der Auvergnats, Normands und Bretons. Einer der neueren Liederdichter, der es verstand, solche Lieder zu schreiben, die in einigen Wochen nicht nur über das ganze Land, sondern weit über die Grenzen hinaus wie ein Lauffeuer sich verbreiteten,[14]) Frédéric Bérat, hat die Normandie zum Gegenstand seiner Lieder gewählt. In unser Kapitel gehört zunächst das für zwei Personen angelegte Trinklied La Normande.[15]) Da ich das Lied als weniger unter literarischen Kreisen bekannt voraussetze, drucke ich es hier ab.

Zidor: (très gaiement)
No z'avons ti bu! chez la mèr'Grivelle, no z'avons ti bu!

---

[14]) Ein typisches Beispiel für die Verbreitung solcher Lieder liefert das Lied *Ma Normandie*, von Frédéric Bérat. Jedermann kennt die romantisch-sentimentale Strophe:

Quand tout renaît à l'espérance
Et que l'hiver fuit loin de nous,
Sous le beau ciel de notre France,
Quand le soleil revient plus doux;
Quand la nature est reverdie,
Quand l'hirondelle est de retour,
J'aime à revoir ma Normandie,
C'est le pays qui m'a donné le jour.

Diese chanson kam im Jahre 1837 heraus und erzielte einen Buchhändlerumsatz von über 30 000 Exemplaren. Sonderbar ist, daß in den Sammlungen deutscher Volkslieder eine ziemlich getreue Übersetzung von Bérat's Text als:

Wenn alles wieder sich belebet . . . .

mit derselben Melodie, als „Volkslied, Verfasser unbekannt“, steht.

[15]) Nicht zu verwechseln mit dem obengenannten: *Ma Normandie.*

Nicolas:
No z'avons ti ri! chez la mèr'Grivelle, no z'avons ti ri!
C'est cha du plaisi,
J'sis tout étourdi.

Zidor:
C'est cha du plaisi,
J'sis tout endormi.

Nicolas:
No z'avons ti bu! no z'avons ti ri!
C'est cha du plaisi,
Ah oui! c'est cha du plaisi!

Zidor:
No z'avons ti bu! no z'avons ti ri!
C'est cha du plaisi!

Ensemble:
Oh oui! c'est cha du plaisi!

Einem zeitgenössischen Bericht nach ist es unmöglich zu sagen und zu glauben, welcher Beliebtheit sich dies vaudevillistische Duett erfreute. Die „*paysannerie*" mit der Beibehaltung der dialektalen Eigenheiten ist eine der ephemeren Erscheinungen, von denen man nicht weiß, welchem Glücksstern sie die oft wunderbare *vogue* verdanken. Die Bezeichnung „albern" ist geradezu ein Schmeichelwort für Dinge wie das ebengenannte Säuferlied, und doch muß e t w a s darin sein, das den Millionen und Millionen Leuten, die sich daran ergötzten, zusprach. Dieses e t w a s liegt nicht im Text allein, auch nicht in der Musik allein, wenn auch mehr in der Musik als im Text, was daraus hervorgeht, daß solche Melodien für alle möglichen Arrangements umgeschrieben und verwertet, und weitergespielt werden, nachdem der Gedichttext längst in Vergessenheit geraten ist.

Nicht der absolute poetische oder ästhetische, noch der sittliche Gehalt solcher Lieder ist maßgebend für den eventuellen Erfolg oder Mißerfolg. Es kommt einzig und allein darauf an, w i e und d u r c h w e n das betreffende Lied zuerst auf die Bühne gebracht wird. In einem Wort, n i c h t i m g e d r u c k t e n L i e d l i e g t d e r W e r t , s o n d e r n i n d e r A r t u n d W e i s e d e s V o r t r a g s. Darin besteht eben der Hauptunterschied zwischen wahren Kunstdichtungen und vulgären Machen, wie die Gassenhauer, daß die ersteren einen eigenen ästhetischen Wert haben, der in der idealisierten Substanz der Worte oder der Weise, oder beider liegt, während bei den Liedern der niederen Ordnung alles auf das Äußerliche, sinnlich Wahrnehmbare der praktischen Ausführung ankommt.

Eine andere *chanson normande* von demselben B é r a t folgte bald auf die eben angeführte und ich führe sie hier an, weil sie zu der Gattung gehört, wo nach den gesungenen Zeilen

des Couplets längere oder kürzere Prosabemerkungen eingeschaltet werden, deren Bestimmung es ist, den für alle Strophen gleichbleibenden Refrain herbeizuführen. Das Lied trägt den Titel: *le Marié.*

J'sis marié d'puis c'matin,
J'ai l'cœur cotent,
M'n âme est à s'n aise.
J'sis marié d'puis c'matin,
On n'peut pus m'dir' t'es t'un gamin,
Toi, t'es t'un galopin.

Couplet:
M'n oncl' m'avait dit:
Si t'es ben sage,
A ton mariage
J'te f'rai plaisi.
Et v'là qui m'donne
Un' mont' qui sonne.
Pauv' oncl' chéri,
T'as pas menti!
(Parlé):

Quand j'irai à la ville et pis que l'mond' verra mon cordon su la grand'route, i m'diront comm'cha: Dit'donc, monsieu, quelle heur'qu'il est, si vo plaît? Moi, j'répondrai:

J'sis marié d'puis c'matin, etc......

Ist das nicht der Gipfel des Stumpfsinns? Und doch haben die Leute für einige Wochen riesige Freude daran gehabt, und der Verleger verkaufte mehr Exemplare in den ersten acht Tagen, als ein anderer in einem Jahr von einem künstlerisch vollkommenen Sonnet hätte absetzen können.

Aus dem Répertoire des modernen Caf' Conc' seien auch einige Beispiele solcher Mischlieder angeführt. Vorbemerkt sei, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle um Zweideutigkeiten handelt, die auf dem Papier, der Zensur halber, nur angedeutet werden, aber von den „Künstlern" *ad libitum* erweitert werden. Solch ein Beispiel ist die chanson *Lison mon p'tit rat*, Text von A. Trebitsch, Musik von O. Cremieux und J. B. Boldi, auf die Bühne gebracht vom „*fin diseur*" Mayol, dessen ganze Renommée während der 10 Jahre Überbrettelns, die ihn endlich zum Millionär machten, auf der niedrigsten Zweideutigkeit beruhte.

Ich gebe hier nur die letzte Strophe:

Lison mon p'tit rat, donn'moi tes jolis bras,
Donne moi ta bouche et tes p'tits estomacs.
Donne moi tes hanches

Ta jolie main blanche
Donn'moi tout tout tout tout c'que tu voudras.
(Parlé):
Huit jours après ....
(Chanté):
Je n'peux pas vous dir'ce qu'elle me donna,
La plus bell' fill' du mond'n'peut donner que c'qu'elle a.

Das ist ein Meisterwerk der Prosodie, und ein ahnungsloser Metriker, der die Natur der französischen Versifikation nach solchen Beispielen zu untersuchen käme, würde wohl viel kostbare Zeit aufwenden, bevor er erkannt hätte, daß der letzte Vers, der in der regulären Schriftsprache sechzehn Silben zählt, hier ein Elfsilber ist. Das Beispiel ist immerhin lehrreich zur Untersuchung der Synkope und Elision in der gesungenen Umgangssprache, sowie auch der Reinheit der Reime bei solchen Dichtern (!).[16])

Ein anderes Beispiel für eingestreute Prosabemerkungen entnehme ich ebenfalls dem „Répertoire Mayol". Text und Musik von einem L. Lust. Titel: *Le p'tit panier.* In der letzten Strophe wird gesungen:

Comme Adam et Eve,
Car il faisait chaud,
Tous deux on enlève
Culott', caraco.
Hélas! un gendarme
Nous avait suivis,
Et malgré nos larmes
Prit tous nos habits.

Dann folgt als „*parlé*" vorgeschrieben:

Il ne nous a laissé qu'une chose à chacun; Ninette son petit panier et à moi la grappe de raisin, sans ça nous n'aurions plus pu chanter: folgt der Refrain, auf den in allen diesen Liedern es in erster Linie ankommt und worum sich alles dreht, von dessen Melodie auch der Erfolg mit abhängt.

In Wirklichkeit sind die in solchen Liedern eingestreuten Prosabemerkungen unendlich viel häufiger als die nur nach dem gedruckten Material urteilenden Literaten annehmen. Es gibt nur wenige, ungeschickte *chansonniers, chanteurs* oder *diseurs*, oder wie man diese Zunft betiteln will, die nicht die Ritournellen, Zwischenspiele zwischen den einzelnen Strophen, mit allerlei mehr oder minder witzigen und unsauberen Apostrophen an das Publikum und kommentierenden Bemerkungen zum Gedichttext ausfüllen, die nichts dabei verlieren, nicht gedruckt zu werden.

[16]) Es gibt in ähnlichen Liedern Verse, in denen ebensoviel Apostrophe als Vokale stehen.

Es muß als eine Entweihung des Begriffs „Volkslied" betrachtet werden, wenn in den meisten Arbeiten über den Gegenstand solcher Schund unter diese Gattung gebracht wird. Für das Tingeltangel sind diese Gebilde bestimmt, dort wird der Unkrautsamen in die Lüfte gestreut und verbreitet sich dann, auf dem geeigneten Boden der leichtlebigen Halbwelt, zuerst, nicht aber im ganzen Volke. Auch aus einem anderen Grunde sind diese Lieder nicht zum Volkslied zu rechnen; sie ermangeln jeder höheren, idealen, nationalen oder kulturellen Tendenz und sind weiter nichts als Mittel zu leichtem Gelderwerb. Der Reimschmied, der den Text zusammenschreibt, indem er aus vorhergehenden „*succès*" hier und da einen Vers oder Gedanken borgt, der Gelegenheitskomponist, der sich ebenfalls aus früheren, erfolgsichern Liedern die besten Zeilen aneignet, indem er nur soviel an den Originalen ändert, als unbedingt nötig ist, um sich der gerichtlichen Verfolgung für unrechtliche Aneignung fremden, geistigen Eigentums zu entziehen, der Verleger, der den Druck und Verkauf übernimmt und der Künstler, der sich nur unter der Bedingung dazu hergibt, es zu *créer*, d. h. es während einer bestimmten Anzahl Aufführungen in einem bestimmten Kabarett oder Variété zu singen und seinen Namen und Bild auf das Titelblatt des Handformats zu drucken, sie haben alle nur ein Ideal: die *droits d'auteur*, d. h. die Dividenden, die aus dem Ertrag des Liedes möglicherweise zu erzielen sind, wenn es ein „Erfolg" wird und, sei es nur auch einen Monat lang, in einem Teil der nach Tausenden und Abertausenden zählenden *beuglants* oder Tingeltangels gesungen wird, von denen ein jedes von 5—10 Prozent der täglichen Kasseneinnahme an die *Société des auteurs et compositeurs de musique* abgeben muß, die dann am Jahresschluß einem jeden Autor und Verleger den ihm zustehenden Anteil auszahlt. Diese Dividenden variieren zwischen einigen Centimes und 50 000 Fr. für ein Jahr. Und solche Produkte niedriger Spekulation soll man mit dem edlen Namen Volkslied belegen?

Thurau's Schrift liefert ein Lied, von dem er annimmt, daß es durch kirchliches Vorbild, in dem Gebet und Gesang in der Masse wechseln, beeinflußt ist und in bewußtem Zusammenhang steht mit dem Eselsfeste alter Zeiten. Beide Annahmen scheinen mir unzutreffend, da die Anknüpfungspunkte viel zu allgemein sind. Außerdem finde ich im Text nichts von einem Esel, es sei denn, daß in Vers 2 *âme* für *âne* verdruckt ist.

Quand le bonhomme s'en va
Trouvit la tête à son âne
Que le loup mangit au bois.
(Parlé): *O tête, pauvre tête*
Tâ-qui chantas si bé
L'Magnificat à Vêpres!

Daß die melodische Struktur bei den französischen Liederkomponisten dem psalmodierten Gesang zuneigt, wie Thurau am Abschluß des Kapitels (S. 69) schreibt, ist nur bei einer beschränkten Anzahl von Kunstdichtern der Fall. Allgemein kann man behaupten, daß die französische Rhythmik sowohl in der Musik, als auch in der Poesie viel freier und folglich auch reicher an Kombinationen ist als die deutsche. Wenn aber einige der modernsten Komponisten, wie z. B. Berlioz und Saint-Saëns das *Dies irae*, oder Vincent d'Indy das *Pange lingua* als musikalische Motive in ihre Kompositionen aufnehmen, oder Debussy im ersten Akt von Pelléas den Brief Golaud's durch Geneviève in psalmodischer Rezitation vorsingen läßt, so haben wir es doch hier nur mit vereinzelten, bewußten und gewollten Nachahmungen zu tun und nicht mit einer genetischen Entwickelung.

Der gregorianische Gesang ist seiner Natur nach ein künstlerisches Ideal, ein Meisterwerk von Innigkeit und Natürlichkeit. Jedesmal wo ein wahrer Künstler ebenso spontan und natürlich komponiert, wie dies die alten Kirchenmusiker getan haben, wird es leicht sein, Beziehungen herzustellen zwischen dem einen und dem anderen Lied, vorausgesetzt, daß die tonale Ästhetik des Modernen nicht zu weit von der des alten Kirchengesanges entfernt ist. Daß diese Ähnlichkeit verhältnismäßig öfter bei einem Franzosen der Fall sein wird als bei einem Deutschen, Engländer oder Slaven, liegt in der Natur der Sache: die prosodischen und rhythmischen Prinzipien sind in den ersteren identisch, in den letzteren aber verschieden.

Auch ein anderes Moment darf nicht außer Acht gelassen werden. Im katholischen Frankreich wird das in der Kindheit so empfindliche und rezeptivisch veranlagte musikalische Gehör notwendigerweise nach der tonalen und rhythmischen Ästhetik des im Gottesdienst vorgeschriebenen Gregorianischen Gesanges gebildet und befruchtet. Diese Ästhetik ist aber grundverschieden von der des mehr als tausend Jahre jüngeren deutschen, evangelischen Chorals. Der gregorianische Gesang ist frei, wird nur von besonders dazu geschulten Sängern ausgeführt und beruht auf dem Prinzip der absoluten, ohne akkordische Begleitung konzipierten Melodie nach den antiken Skalen. Das lutherische, protestantische oder evangelische, presbyterianische, methodistische, unitarische u. s. f. Kirchenlied hingegen wird von der ganzen Gemeinde, im Chor, gesungen, was jede rhythmische Freiheit ausschließt; außerdem sind alle diese Choräle zu einer Zeit komponiert oder arrangiert worden, wo die harmonische, akkordische Begleitung bereits zu den unentbehrlichen Bestandteilen der Melodie gehörte, wodurch auch das eigentliche Wesen der alten Skalen, die keine Akkorde zulassen, verloren ging.

Schärfer als in der Polyphonie wird die melodische Verkörperung des auszudrückenden Gedankens in der unbegleiteten Monodie erzielt, deren Rhythmus in gewissem Sinne das Werden und die Bewegungen des geheimen, psychologischen Prozesses vermittelst der Stimme und Gebärde materialisiert wiederspiegelt. Je nachdem sich ein Denkakt ruhig oder aufwallend, zustimmend oder absprechend, zu- oder mißtrauend, angenehm oder unangenehm, heiter oder betrübt in der unerforschbaren Werkstatt der Seele entwickelt, reihen sich die einzelnen Silbenkomplexe ruhig oder stoßweise, mit auf- oder absteigender Tonrichtung, mit hell oder dunkeltönenden Vokalen, mit tönenden oder rauhen Konsonanten, zu kurzen oder langen, wie an einem Faden zusammenhängenden oder abgerissenen Motiven aneinander, in denen ihrerseits die Verteilung der kleineren rhythmischen Einheiten, geregelt durch den Abstand der einzelnen Hochtöne, in unendlicher Mannigfaltigkeit erfolgen kann. Deswegen nehme ich an, daß ein freier Rhythmus und eine höhere Ordnung der natürlichen Sprachmelodie, oder mit anderen Worten, eine absolute Melodie, getreu und ungehemmt den intimen Verlauf der Gedanken und Gefühle vermittelst der Stimme wiederzugeben imstande ist. Dagegen kann in einem mechanisch taktmäßigen, und durch die Harmonie unter das Joch des Konventionellen gestellten Liede von getreuer Wiedergabe der originalen Emotion keine Rede sein. Solch einem Liede fehlt die Fähigkeit der lebendigen Darstellung der Gedanken, so wie sie sich zuerst entwickeln; die frei rhythmisierte Monodie hingegen besitzt diese Fähigkeit im höchsten Grade.

So erklärt sich die Tatsache, daß bei manchen Komponisten unleugbare Anklänge an den gregorianischen oder den einfachen, sogenannten psalmodierenden Gesang der katholischen Kirchenmusik nachgewiesen werden können. Solche Übereinstimmungen oder anscheinende Entlehnungen ergeben sich unter der Voraussetzung, daß der Komponist in der t o n a l e n Bewegung der Melodie die natürliche Inflexion der S p r a c h m e l o d i e beachtet und im m u s i k a l i s c h e n R h y t h m u s der Melodie weder gegen den R h y t h m u s d e s G e d a n k e n s , noch gegen die, dem betreffenden Gemütszustande entsprechende Betonung der einzelnen W ö r t e r verstößt. Daß z. B. in der künstlerischen Emphase oder im Schimpfen und Fluchen, das ich am liebsten mit einer psychologischen Explosion vergleiche, die Akzente verstärkt und an den Anfang gerückt werden, beweist schon an sich die Abhängigkeit der Betonung und des Rhythmus vom seelischen Zustande des Subjekts, und die Notwendigkeit der Heranziehung der Psychologie als Hilfsmittel der Sprach- und Musikwissenschaft.

Wie verhält sich nun die musikalische Ästhetik der Franzosen und Deutschen gegenseitig zu der der gregorianischen Melodien?

Aus der historischen Entwickelung der Nation und ihrer Sprache ergibt sich die Wahrscheinlichkeit der Annahme einer engeren Beziehung zwischen der französischen Musik und dem alten Gesang der Kirche von selbst. Steht nicht die moderne f r a n z ö s i s c h e M u s i k in demselben Verhältnis zu dem mit dem Christentum importierten Kirchengesang, in dem die moderne f r a n z ö s i s c h e S p r a c h e zu der importierten lateinischen steht, in welcher die zum Gottesdienst gehörenden Gesänge komponiert und gesungen wurden? Derselbe Gesang ist zwar auch mit dem Christentum nach Deutschland importiert worden, hat sich aber dort unter dem Einfluß der vom Romanischen grundverschiedenen Eigentümlichkeiten der germanischen Sprache nach einer anderen Richtung entwickelt. Jedes Volk hat seine eigenen rhythmischen und melodischen Eigenheiten im Liede, und diese Eigenheiten sind identisch mit den rhythmischen und melodischen, spezifischen Grundprinzipien seiner Sprache.

Allgemein wird angenommen, daß die Erforschung der Sprachen in bezug auf Aussprache, Intonation und Rhythmus für alle, außerhalb der der nächsten Gegenwart angehörigen Zeiten verloren ist, und daß dies eine Wissenschaft der Zukunft ist, die mit dem in Phonogrammarchiven aufgespeicherten Material allein operieren kann. Diese Annahme scheint mir nicht zutreffend zu sein. Sprachrhythmus und Sprachmelodie bilden den Kern der alten Melodien, und wo immer musikalische Denkmäler irgend einer Zeit vorhanden und verstanden sind, kann aus den Melodien nicht nur das rhythmische und tonale Prinzip der gesprochenen Sprache, sondern auch das rhythmische und klangliche Empfinden des Individuums erforscht werden, von dem das Lied herrührt. Und die Resultate werden in all den Fällen eine absolute Zuverlässigkeit beanspruchen können, wo wir wissen, daß Dichter und Komponist in e i n e r Person vereinigt waren, wo also der musikalische Ausdruck weiter nichts ist als eine höhere Ordnung des lebendigen, gesprochenen Worttextes. Das Wesen dieser „höheren Ordnung" kann durch den Vergleich psychologisch entsprechender Stellen erkannt werden, und nach Ausscheidung dessen, was zur höheren Ordnung gehört, bleibt das eigentlich der Sprache Angehörige zurück.

Aus der engen Beziehung zwischen dem Singen und dem Sagen erweist sich auch die abwechselnde Verwendung beider Gattungen im volkstümlichen und Kunstlied als etwas Natürliches. Bekanntlich wird in den französischen Literaturgeschichten der Verfasser des Rosenromans als der Erfinder der Technik bezeichnet, den Gesang einer erzählenden Dichtung durch eingestreute entlehnte oder selbsterfundene Lieder zu unterbrechen.[17]) G u i l l a u m e d e D ô l e dürfte aber in Wirklichkeit schwerlich auf

[17]) Vgl. Thurau, S. 70 ff.

das Verdienst Anspruch erheben, diese Neuerung in der Form erfunden zu haben. In die religiösen Dramen, die nachweisbar seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts aufgeführt wurden und sich einer großen Beliebtheit und Verbreitung erfreuten, wurden schon lyrische Einlagen, entweder nach dem Vorbild, oder nach der Melodie eines bekannten liturgischen oder auch lyrischen Gesangs gebildete Lieder eingestreut.

In dem provenzalischen Mysterium der hl. Agnes sind zahlreiche solcher Einlagen in die Handlung eingeflochten,[18]) die auf die als bekannt vorausgesetzten Melodien von kirchlichen Hymnen, lateinischen Kunstliedern und auch von Troubadourliedern gesungen wurden. Ich erwähne dies geistliche Schauspiel hier, weil es in mehr als einer Hinsicht wertvolle Feststellungen zu machen gestattet, die in den Bereich des Singens und Sagens fallen.

Zunächst können wir aus der Verwendung von entlehnten Melodien, deren ursprüngliche Abfassungszeit ungefähr 150 Jahre vor den *terminus ad quem* des Schauspiels fällt, auf die staunenswerte Popularität der alten Troubadourlieder schließen. Wenn der Autor dieses Dramas, — dessen Tätigkeit ich, entgegengesetzt der Meinung K. Bartsch's und der auf dessen erster Angabe fußenden Literarhistoriker, in das zweite Drittel des XIII. Jahrhunderts setze — sich damit begnügen konnte, vorzuschreiben: ... *et faciunt omnes simul planctum in sonu del comte de peytieu*, und daß dann jeder wußte, daß damit die Melodie des im ersten Viertel des XII. Jahrhunderts entstandenen Liedes: *Pos de chantar m'es pres talentz*[19]) gemeint war, und noch mehr, wenn derselbe Autor diese Melodie als noch so allgemein bekannt voraussetzen durfte, daß ohne weiteres ein anderer Text dazu gesungen werden konnte, so ist das sicherlich das beredtste Zeugnis für die Pflege, Ausbreitung und Langlebigkeit dieses Liedes. Dasselbe gilt für das Zitat: *Angelus ... et facit planctum in sonu illius romancii de sancto Stephano*, und dann wird auf die Melodie der *Epître farcie de St. Etienne*, deren Entstehungszeit ebenfalls ins XII. Jahrhundert fällt, ein neues Lied gesungen. Eine andere Entlehnung einer Troubadoursmelodie, wozu wir auch die Zeit der Abfassung des Originals kennen, ist mit derselben knappen Formel angekündigt: *mater facit planctum in sonu albe Rei glorios uerai lums e clardat.* Es ist damit die wundervolle Alba des Guiraut de Bornelh[20]) gemeint, deren Komposition in die Wende des XII—XIII. Jahrhunderts fällt. Den jüngsten *terminus a quo* endlich liefert uns das Beispiel: *et Aines ... facit planctum in sonu*: *si quis cordis et oculi*, womit die Melodie zu einem latei-

[18]) Eine Liste der lyrischen Interpolationen dieses geistlichen Schauspiels habe ich in meinen *Melodien der Troubadours* S. 23 f. zusammengestellt.

[19]) *Melodien der Troubadours* Nr. 74.

[20]) Ibidem Nr. 86.

nischen Liede gemeint ist, das dem als Prediger und Dichter bekannten, 1236 gestorbenen Pariser Kanzler Philippe de Grève zugeschrieben wird.[21]) Dies beweist auch die Popularität lateinischer Lieder, es sei denn, daß die Melodie durch die französische Übersetzung *Li cuers se vait de l'oil plaignant*, als deren Verfasser in der Handschrift Paris, *Bibl. Nat.*, *F. Fr.*, *Nouv. Acqu. 1050, fol. 191* derselbe Kanzler angegeben wird,[22]) sich über das ganze Land verbreitet hätte. Jedoch spricht die Angabe des Agnes-Mysteriums eher zugunsten des lateinischen Liedes. Fassen wir nun diese Daten zusammen, so finden wir, daß in dem Schauspiel der hl. Agnes Lieder eingeflochten werden, deren Beliebtheit sich über einen Zeitraum von nahezu 150 Jahren ausdehnt.

Der Rosenroman ist nicht der einzige seiner Art, der solche lyrischen Einlagen in die Erzählung einflicht. Durch das ganze XIII. Jahrhundert hindurch blüht dieser Stil in der Literatur[23]) und findet seinen künstlerischen Abschluß im großartigen Roman de Fauvel, der mehr als hundert solcher lyrischen, ein- und mehrstimmigen, lateinischen und französischen, geistlichen und weltlichen Einlagen enthält, unter anderen auch mehrere Lieder des oben genannten Kanzlers Philippe de Grève. Das auf dem Vorsatzblatt des Ms. Paris, *Bibl. Nat. F. Fr. 146* befindliche Verzeichnis zählt 24 + 10 *motez*, 24 + 8 *proses et lays*, 14 *rondeaux, balades et refferez* und 52 *Alleluyes*, *antenes*, *respons*, *ygnes et uerssez* auf, zu denen die Hs. mit nur wenigen Ausnahmen die Melodien in vorzüglicher Notenschrift liefert.

Gesungene Einlagen, die aber hier nicht Entlehnungen, sondern zum Werk selbst gehörende Bestandteile bilden, sind bekanntlich auch in die reizende Cantefable Aucassin und Nicolete eingeflochten. Der Form nach, d. h. der ausschließlichen Verwendung von Laissen, die auf ein und dasselbe musikalische Motiv mit besonderem Abschluß jeder Laisse gesungen werden,

[21]) Die Noten sind in der Hs. des Mysteriums der hl. Agnes für dieses Lied nicht aufgezeichnet worden, können aber leicht nach anderen Handschriften ergänzt werden.

[22]) Raynaud, Nr. 349; in beiden Handschriften auch die Melodie, die, trotz einiger äußerlichen Varianten mit der des lateinischen Liedes identisch ist, so daß wir also auch danach, mittelbar die Melodie des in der hl. Agnes angegebenen Klagegesanges: *Senier, milias gracias ti rent* einsetzen könnten. Das ist abermals ein Beispiel, woraus sich gewichtige Schlüsse auf die Behandlung des Wortakzentes im Verse ziehen lassen, wenn auf ein und dieselbe Melodie drei verschiedene Texte in lateinischer, französischer und provenzalischer Sprache überliefert sind.

[23]) Außer den bei Jeanroy, *Origines de la poésie lyrique en France* S. 116 verzeichneten Denkmälern, die solche lyrischen Einlagen aufweisen, ist zu nennen der mittlerweile erschienene *Roman de la dame à la lycorne* und auch Gauthier de Coincy's Marienlegenden, die eine schöne Sammlung von Liedern enthalten, die z. T. auf weltliche Vorbilder zurückgehen.

sind diese Einlagen nicht lyrisch, sondern episch-rezitativisch, da sie genau der Beschreibung entsprechen, die der zeitgenössische Johannes de Grocheo von der Form des *cantus gestualis* gibt, wenn er schreibt: „*Versus autem in cantu gestuali ex pluribus versiculis efficitur qui in eadem consonantia dictaminis cadunt. In aliquo tamen cantu clauditur per versum ab aliis consonantia discordantem, sicut in Gesta quae dicitur de Girardo de Viana.*[24]) *Numerus autem versuum in cantu gestuali non est determinatus, sed secundum copiam materiae et voluntatem compositoris ampliatur. Idem autem cantus debet in omnibus versibus reiterari.*"

Diese Definition belehrt uns unzweideutig — und vor diesem Zeugnis eines so zuverlässigen, zeitgenössischen Gewährsmannes, wie Grocheo, hat jede abweichende Konjektur eines modernen Literaten zu weichen — daß die einzelnen Abschnitte der *Chanson de geste* sich aus mehreren, auf denselben Reimklang ausgehenden Versen zusammensetzen, daß aber in einigen dieser *Chansons de geste* diese Abschnitte, die wir als Laissen bezeichnen, auf einen andersreimenden Vers ausgehen, wie in der Geste des Girard de Viane. Daß diese Angabe richtig ist, weiß jeder Romanist. Die Anzahl der Laissen, fährt Grocheo fort, ist nicht bestimmt, sondern kann je nach der Fülle des Stoffes und der Absicht des Dichters erweitert werden.

Nun kommt die dokumentarische Bestätigung der ziemlich, aber nicht ganz allgemein von den Literarhistorikern rezipierten Annahme des gesungenen Vortrags der *Chansons de geste*: Ein und dieselbe Melodie ist in allen Laissen zu wiederholen.

Da die Struktur der in die Prosaerzählung eingeflochtenen Gesänge diesen Angaben genau entspricht — die Laissen sind jede für sich assonierend und endigen auf einen von den anderen abweichenden Vers, und dieselbe Melodie wird in allen Laissen wiederholt — sind die Einlagen der Cantefable folglich besser als epische, denn als lyrische zu betrachten, wenn auch einige derselben einen mehr lyrischen Inhalt haben. Auch in den regulären *Chansons de geste* befinden sich lyrische Stellen in die Erzählung eingesprengt.

Episch sind auch die zahlreichen Wiederholungen, *redites*.[25]) Diese, der Gesamtheit des älteren *cantus gestualis* gemeinsame Eigentümlichkeit, gewisse Ausdrücke oder Formeln mit geringen oder gar keinen Änderungen zu wiederholen, scheint mir nicht immer und nicht notwendigerweise volksmäßig zu sein, wie

[24]) Vgl. meinen Aufsatz: *La Musique des Chansons de Geste*, a. a. O. S. 39/40.

[25]) Thurau stellt auf S. 81 seiner Schrift einige *redites* aus Aucassin und Nicolete zusammen. S. 82 ist Z. 20 mout für mont und Z. 22 Aucassins zu lesen.

Thurau annimmt.[26]) Die Wiederholung eines Wortes oder eines ganzen Gedankens ist ein psychologisches Mittel zur Verstärkung der vom Dichter beabsichtigten und bei der ersten Hervorbringung als nicht ganz erzielt angenommenen Wirkung, eine gewisse Eindringlichkeit, die den Zuhörer auf das betreffende Wort aufmerksam machen und ihm ermöglichen soll, während des durch die Wiederholung hervorgerufenen Verzugs in dem Fortschritt der Handlung oder Schilderung den speziellen Sinn und die Absicht des Dichters voller zu erfassen. Die *redites* in den *chansons de geste*, in den Novellen und Bühnendichtungen haben dieselbe psychologische Bestimmung, die dem Leitmotiv in der Musik zukommt, dessen Verwendung schon im gregorianischen Gesang und in den lyrischen Kompositionen des XII. und XIII. Jahrhunderts nachgewiesen werden kann.

Die mechanischen Wiederholungen in den Kindergeschichten und Volksmärchen haben eine mehr äußerliche Tendenz, das Kind oder der einfache Mensch aus dem Volke besitzen nur eine begrenzte Auffassungs- und Einbildungskraft, und so ist in diesen Fällen der Zweck der Wiederholungen nicht, dem Zuhörer feinere Nüanzierungen des Ausdrucks oder eine besondere Absicht des Erzählers zu verstehen zu geben; derartige Wiederholungen sind vielmehr als Verzögerungsmittel zu betrachten: der Faden der Geschichte wickelt sich so etwas langsamer ab, und die Zuhörer können bequemer folgen.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn es sich um Kunstgebilde handelt; da soll der Zuhörer mit jeder Wiederholung etwas herausfinden, worauf das redende oder handelnde Subjekt einen ganz besonderen, möglicherweise durchaus subjektiven Nachdruck legt. Oder auch, das Subjekt selbst hat das Gefühl, daß es beim erstenmal nicht den Ausdruck getroffen hat, der den Gedanken getreu und kraftvoll wiedergibt, es wiederholt die betreffende Stelle mit einer Änderung des Wortes, der Intonation, oder der Gebärde. Das psychologische Moment der Wiederholung ist also in diesem Falle das Gefühl des durch die erste Ausdrucksweise nicht voll erreichten und vermittelst der variierten Wiederholung erstrebten Verständnisses einer besonderen Absicht des Subjekts. *Bis repetita placent*: bei der zweiten oder noch öfteren Wiederholung vollzieht sich die sinnliche Wahrnehmung leichter und vollständiger als bei der ersten, man ergreift besser den vollen Gehalt des vom Künstler beabsichtigten Effekts. Unter diesem psychologischen Gesichtspunkte fasse ich die *redites* in der kunstmäßigen Literatur des Mittelalters, und die genaue, oder variierende, oder imitierende Wiederholung von

[26]) „Volksmäßig sind auch die Wiederholungen, *redites*, die z. T. die Diktion der alten Epen kopieren, z. T. in den Versstücken fast rondelartigen Wirkungen nahekommen" S. 81.

musikalischen Sätzen in der Tonkunst des Mittelalters sowie auch der Neuzeit auf.

Diese Frage von der Wiederholung spielt in der Erkenntnis des Wesens und der Entwickelung der Volksmärchen in dem oben angedeuteten Sinne eine Rolle. Thurau's Schrift enthält ein anziehendes Kapitel über diesen Punkt (S. 80—110). Sehr lehrreich sind die Proben aus der englischen Volksliteratur, vor allen die Schauerballade *The strange visitor*, auf deren durchaus musikalisch gegliederte Vortragsweise ich hier noch ganz besonders verweise; die Deklamation dieses Gedichts beruht auf dem universellen Prinzip der doppeltaktigen Periode, d. h. der durch beliebig viel unbetonte Silben getrennten Aufeinanderfolge und Verbindung von je zwei Akzenten zu einem rhythmischen Ganzen. Ich drucke den Anfang der Geschichte ab, indem ich den rhythmischen Vortragswert der Silben dadurch andeute, daß ich die Bestandteile des Taktes genau von Zeile zu Zeile untereinander setze:

A	*wife*	*was*	*sitting*	*at her*	*reel*	*a*	*night*
And	*aye*	*she*	*sat*	*and*	*aye*	*she*	*reeled*
And	*aye*	*she*	*wished*	*for*	*com-*	*pa-*	*ny.*
	In	*came a*	*pair*	*o'*	*braid*	*braid*	*soles*
And	*sat*	*down*	*at*	*the*	*fire*		*side*;
And	*aye*	*she*	*sat*		..... *etc.*		
	In	*came a*	*pair*	*o'*	*sma'*	*sma'*	*legs*
And	*sat*	*down*	*on*	*the*	*braid*	*braid*	*soles*;
And	*aye*	*she*	*sat*		..... *etc.*		
	In	*came a*	*pair*	*o'*	*muckle*	*muckle*	*knees*
And	*sat*	*down*	*on*	*the*	*sma'*	*sma'*	*legs*;
And	*aye*	*she*	*sat*		..... *etc.*		
	In	*came a*	*pair*	*o'*	*sma'*	*sma'*	*thees*
And	*sat*	*down*	*on*	*the*	*muckle*	*muckle*	*knees*;
And	*aye*	*she*	*sat*		..... *etc.*		

Dann kommen der Reihe nach: *muckle muckle hips*, *sma' sma' waist*, *braid braid shouthers*, *sma' sma' arms*, *muckle muckle hands*, *sma' sma' neck*, *great big head*, bis die Beschreibung des Phantoms vollständig ist, immer ganz genau nach dem obigen Schema. Die Alte fragt:

What way have ye sic braid braid feet? .—.
Muckle gang---ing, muck--le ganging,

antwortet die Erscheinung grob.

What way have ye sic sma' sma' legs?

fragt die Alte weiter, und Gevatter Tod antwortet in weinerlichem Tone:

Aih late and wee moul.

Und dieser Ausruf, der musikalisch genau im Rhythmus der ersten Zeilen bleibt, wenn auch in kontrahierter Form, wird nach den Fragen, die der ersten Aufzählung entsprechen, wiederholt, bis endlich die Alte das Herz hat, sich zu erkundigen: *What do you come for?* Worauf der Tod mit einem kreischenden Ton: *at the top of the voice, with a wave of the arm and a stamp of the feet* ruft: *For you!* und unter dem dadurch hervorgerufenen äußerst dramatischen Eindruck auf die Zuhörer endigt die Geschichte. Ich habe mir das Stück von geübten, englischen Rezitatoren vortragen lassen, und immer kam der symmetrische Rhythmus heraus, den ich aus der Struktur der Zeilen herausgelesen hatte.

Der rhythmische Satz, der quantitativ zwei Takte umfaßt, erscheint in diesem Gedicht in verschiedenen Kombinationen und Verteilungen von kleineren Notenwerken bezw. Silben, von dem fünfsilbigen Ausruf bis zum zehnsilbigen Satz: *In came a pair of muckle muckle knees. . .*

Thurau's daran anschließende Bemerkungen über die musikalischen Einlagen in den negro-englischen Märchen aus Jamaica (S. 107 ff.) sind nicht minder anziehend. Die vergleichende Märchenforschung und überhaupt das Studium des ganzen folkloristischen Gebiets ist aber immer noch nicht weit genug fortgeschritten, um mit größerer Wahrscheinlichkeit festzustellen, was bei solchen Denkmälern eigentlich volkstümlich und primitiv ist, und was auf unmittelbaren Einfluß der durch Europäer importierten Ideen und Formen zurückzuführen ist. Für eine ganz beträchtliche Anzahl von sogenannten Niggerliedern und Cowboy-Balladen sind bereits populär gewordene Opernarien und europäische, sogenannte Volkslieder als Quelle nachgewiesen worden.

Das Interessanteste ist in exotischen Liedern der Rhythmus, weil das etwas ist, das mit den intimsten Lebens- und Rassenproblemen verknüpft ist. Die Verschiedenheiten in der Natur des eingeborenen, individuellen Rhythmus bekundigen sich nicht nur in der Sprache und im Gesang, sondern, wohl zuerst und am sinnlich greifbarsten, im Tanz und in der die Sprache begleitenden Gebärde. Wie barbarisch kommt einem Europäer ein *Ragtime* vor, den er im Heimatlande hört! Wie natürlich und passend hingegen findet er ihn, wenn ein Nigger oder eingeborener Amerikaner ihn spielt, singt oder tanzt! Rhythmus ist eben etwas Eigenes, eine mit jeder sinnlichen Äußerung verknüpfte und dieselbe regulierende, geheime Lebenskraft.

„Wechselstil im Drama" ist der Titel des letzten Kapitels von Thurau's Schrift, jedenfalls auch der beste Teil derselben. Verf. zeigt sich hier als feinfühligen Literaten, der den Punkt erreicht hat, wo die Tatsachen nicht nur gekannt, sondern bereits soweit assimiliert sind, daß die tieferen Probleme der Entwickelung in den Vordergrund treten.

Zu Racine's und der Begründer der französischen Oper Ästhetik hätte besonders hervorgehoben werden können, daß die deklamatorische Wiedergabe des Textes das wahre rhythmische Muster für dessen musikalische Verarbeitung war. Die Komponisten, Grétry und Lully, z. B. gingen immer in die Vorstellungen des *Théâtre Français*, um dort die künstlerische Interpretation der Dramen nach Rhythmus und Intonation zu studieren. Andrerseits erfahren wir aus den Briefen und Schriften des jüngeren Racine, daß der große Dramatiker den Schauspielern seine eigenen Intonationen und Interpretationen sowohl in bezug auf Tonhöhe, als auch auf Rhythmus vorschrieb, mit Musiknoten aufzeichnete und sogar mechanisch eindrillte, bis sie auch die feinsten Nüancen so ausführten, wie er es wollte. Wer sich nun einen Augenblick das Extravagante, *sublime* der Racine'schen Ausdrucksweise vergegenwärtigt, der wird sich ohne Mühe ein Bild machen können davon, was des in den höheren Regionen schwebenden Dramatikers Deklamation gewesen sein muß! Plötzliche Stimmwechsel und Tonfälle von mehr als einer Oktave, ellenlange *Hélas!* und ähnliche Ausrufe unterschieden Racine's Deklamation gerade so sehr vom natürlichen Sprachrhythmus und der gewöhnlichen Sprachmelodie, als sein Vokabularium, seine Ideen und seine ganze Ausdrucksweise von der nüchternen Volkssprache differieren.

Wenn wir also daran festhalten, daß Lully sich an die künstlerische Ausführung und Diktion der Schauspieler Racine's band, und in seinen Rezitativen eigentlich weiter nichts tat, als die Deklamation Racine's musikalisch zu übertragen und zu harmonisieren, so können wir mit ziemlicher Sicherheit aus solchen Rezitativen den ursprünglichen, vom Dichter beabsichtigten Versrhythmus wiederherstellen und auch auf die Sprachmelodie höherer Ordnung der Deklamation sichere Rückschlüsse ziehen. Es ist dies eine Arbeit, mit der ich mich seit einiger Zeit befasse, und worüber ich in der Folge weiteres zu veröffentlichen gedenke.

Es besteht, kurz gesagt, ein enger Zusammenhang zwischen der poetischen Deklamation eines klassischen Dramas und dessen musikalischer Behandlung, hauptsächlich in dem damals so blühenden Rezitativ, so daß wir einerseits mit Hilfe des notierten Rezitativs die gleichzeitige Deklamation, andrerseits aus der Deklamation die Grundzüge der damaligen Versifikation und die Behandlung des Sprachakzents im Verse erkennen können.

Lully's ungeheurer Einfluß auf das Werden der französischen Oper und die Kampagne, die er mit Erfolg gegen die rein äußerliche und unlogische Vokaliserei der Italiener führte, bewährte sich durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch und erlaubte zunächst dem bedeutendsten Musiker auf dem Gebiete

der Oper vor Wagner, Jean Philippe Rameau,[27]) den Grundstein zu der Kunst zu legen, auf die der kosmopolitische Ritter Gluck das Prinzip der vollendeteren musikalischen Bühnendichtung aufbaute.

Von da an suchte man in der Musik ein dem Sinn und Gehalt des Worttextes genau entsprechendes, möglicherweise ergänzendes Mittel zur Erzielung einer einheitlichen, ästhetischen Wirkung des Ganzen, ein Prinzip, das schon den Gesängen der Kirche seit den ältesten Zeiten zugrunde lag und in dessen Durchführung auch mit der Hauptwert der gesamten mittelalterlichen Liedkomposition lag, wo, wie wir wissen, in der Regel Dichter und Komponist in ein und derselben Person vereinigt waren: die Einheit von Wort und Ton. Rousseau's Urteil über diese Frage ist, wie schon oben angemerkt, einseitig und voreingenommen; er wirft den dramatischen Komponisten und hauptsächlich Lully gerade das vor, was deren bewußtes Ziel war, wenn sie dem gesungenen Rezitativ einen dominierenden Rang in der Oper anwiesen.

In der modernen Kunst ist festzustellen, wie Thurau trefflich bemerkt,[28]) daß „die Bühnendeklamation, der lyrische Vers, der nicht mehr Vers nach herkömmlicher Regel ist, der dramatische Gesang und die musikalische Liedkomposition gleicherweise aus den Schranken der überlieferten Formen heraustreten in Bahnen, die die poetische Rede in bedenkliche Nähe der Prosa, diese zur Emphase der Poesie, und den Gesang zum rezitativischen mit dem gehobenen Sprechvortrag rivalisierenden Stil führen." Nur für die Lieddichtung muß diese Feststellung eingeschränkt werden, denn ich glaube nicht, daß wir in solchen Liedern eine generelle, natürliche und historische Entwickelung vor uns haben. betrachte vielmehr das Gehenlassen des Rhythmus als ein Pendant zur *nonchalance* unserer hypermodernen Ästhetik, wo wir es nicht mit einer bloßen Neuerungssucht zu tun haben. Für die Kunstdichtung lehrt allerdings das Studium der Verstechnik, daß die symmetrische Starrheit, die von altersher dem gesungenen Verse

[27]) Vgl. die folgenden Monographien: *Grétry*, par Henri de Curzon, *Lully*, par Henry Prunières, *Gluck*, par Jean d'Udine und *Rameau*, par L. de la Laurencie, in der Sammlung: *Les musiciens célèbres*, Paris, H. Laurens éditeur.

[28]) A. a. O. S. 127. Wenn Th. in der Fußnote schreibt: „Die französische, auch deutsche Lyrik, die auf demselben Abwege ist, prätendiert keineswegs Gedankenfügung, sondern „de la musique avant tout", Klang und freien Rhythmus zu vorwiegend sinnlicher Wirkung," so will er doch damit wohl nicht andeuten, daß die Gedankenfügung überhaupt keine Rolle spielt? Verlaine's Satz ist auf die Wahl der Versform gerichtet, doch wäre es gerade in seinen Gedichten schwerer als in denen irgend eines anderen Modernen, die Gedankenfügung abstreiten zu wollen. Eine fesselnde Gedankenfügung in einer harmonischen Form, dies scheint mir besser auf die poetische Ästhetik unserer Zeit zu passen.

durch das musikalische Taktmaß einverleibt wurde, allmählich mit der Trennung von Poesie und Musik verschwindet, und daß die Poesie nach eigenen Gesetzen operiert, die in der Ästhetik der Verslibristen zu gar keinen Gesetzen geworden sind. Aber, wie gesagt, das ist nur der Fall in der kunstmäßigen Dichtung. Bei dem gesunden, volkstümlichen Singen und Sagen gehört ein prägnanter, musikalischer Rhythmus zu den Hauptanforderungen des Sagens und des Singens.

Das einzige, bisher leider so gut wie nicht angewandte Mittel zur Erkenntnis des wahren Rhythmus eines Liedes, ein Mittel, das nach genügender Erweiterung auch zur Erkenntnis des Sprachrhythmus führen muß, sei das Lied nun in deutscher, französischer, englischer oder irgend einer anderen Sprache verfaßt, liegt im Rückschluß vom musikalischen Rhythmus der Melodie auf die Behandlung der Wortakzente in den Liedern, von denen wir wissen, daß Dichter und Komponist in einer Person vereinigt sind, wie dies im Mittelalter fast immer, und in der modernen Lieddichtung auch noch häufig genug vorkommt, oder auch aus der gleichartigen Untersuchung solcher Lieder, von denen wir wissen, daß der Komponist die künstlerische Interpretation und Betonung unmittelbar beim Dichter eingeholt hat oder daß beide zusammen gearbeitet haben, wodurch wir eine gewisse Gewähr erhalten dafür, daß Wort- und Tonausdruck nahezu ebenso einheitlich sind, als wenn beide aus derselben Inspiration flössen.

Nur in den allerseltensten Fällen, glaube ich, gibt sich ein Liederkomponist die Mühe, lange Reihen von aabbabba etc. aufzumalen und die einzelnen Wortakzente daraufhin zu prüfen, daß sie auch mit dem Schema ff stimmen — das bleibt zukünftigen Dissertationen überlassen. Darauf allein kommt es dem Dichter an, daß der vorschwebende Gedanke so getreu, kräftig und harmonisch wie möglich, und gleichsam idealisiert in seinem Werk Gestalt nehme. Die hinzutretende Musik ist heutzutage darauf angewiesen, die Stimmung oder augenblickliche, seelische Färbung zu schildern und durch Töne festzulegen, so daß entweder der Komponist selbst oder ein anderer Künstler bei der Reproduktion der Musik den ursprünglichen Seelenzustand herbeiführen und wiedererkennen und die Absicht des schöpfenden Geistes erfassen und ausführen kann.

Der moderne Begriff Musik ist meilenweit von seiner ursprünglichen Bedeutung abgelenkt worden. Das hat die allmähliche Entwickelung, Vervollkommnung und der immer weiter um sich greifende Gebrauch der Musikinstrumente mit sich gebracht. Bei dem Erklingen des Wortes Musik denkt heute wohl jeder zunächst an Instrumentalmusik, wenn nicht sogar an einen Edison, Pathé oder Victrola-Apparat! Dies war nicht immer so. Sehen wir nur aus einigen Äußerungen von Theoretikern, was das Wort vor Jahrhunderten und Jahrtausenden bedeutete.

Die Pythagoreer identifizierten das Wort μουσική schlechthin mit Gesang. Und diesen wieder teilten sie in zwei Gruppen: den fortlaufenden und den unterbrochenen Gesang. Der fortlaufende Gesang ist derjenige, den wir beim Sprechen und lauten Lesen verwenden, wo die Stimme die verschiedenen Tonstufen durchmißt, ohne daß es möglich wäre, die genauen Tonhöhen zu unterscheiden und die einzelnen Töne scharf voneinander zu trennen. Im unterbrochenen Gesange dagegen sind die Töne voneinander getrennt, die Intervalle zwischen denselben sind scharf abgegrenzt und genau erkennbar.

Des Aristoxenos von Tarent, Aristoteles Schülers, Dreiteilung der Musik in Harmonie, Rhythmik und Metrik lebte über Boetius und Isidor von Sevilla's Etymologien hinweg, durch das ganze Mittelalter hindurch in den Traktaten der philosophierenden Musiktheoretiker weiter. All diese Theoretiker erkennen der Musik den ersten Rang zu unter den *artes liberales*. Bis ins vierzehnte Jahrhundert blieb der Begriff *musica* identisch mit Gesang. Aus den zahlreichen Definitionen lese ich die ersten besten aus: *Unde scire debemus quod musica est liberalis scientia perite cantandi copiam subministrans*, heißt es in dem Tractatus cuiusdam Aristotelis.[29] *Musica est veraciter canendi scientia et facilis ad canendi perfectionem via.*[30] Ich will auch noch die Einteilung der Musik in ihre obengenannten drei Bestandteile anführen: *Tres autem sunt musicae partes, et hoc primum secundum Ysidorum, in libro tertio ethimologiarum*, id est: *armonica, rithmica, metrica. Armonica est quae decernit in sonis acutum et gravem. Rithmica est quae requirit incursionem verborum, utrum sonus bene aut male cohereat. Metrica est, quae mensuram diversorum metrorum probabili ratione cognoscit, ut, verbi gratia, heroicum, iambicum, elegiacum*[31] etc.

Noch unser spezieller Gewährsmann für die Kenntnis der Musik des dreizehnten Jahrhunderts, Johannes de Grocheo, lehrt: *Dicamus igitur quod musica est ars vel scientia de sono numerato, harmonico, sumpto ad cantandum facilius deputata.*

Worauf es mir hier hauptsächlich ankommt, ist, die Tatsache hervorzuheben, daß von Anfang an die menschliche Stimme nicht nur im Kunstgesang, sondern auch in der gewöhnlichen und gehobenen Rede als in erster Linie in das Gebiet der Musik gehörend betrachtet wurde, und zu zeigen, wie verhältnismäßig lange Singen und Sagen so eng aneinander geknüpft waren, daß sie ihrem Wesen nach nur eins bildeten. Auf die

[29] Coussemaker, *Scriptor. de Mus. medii aevi* I, p. 252.
[30] Ibid., p. 5, im Traktat des Hieronymus de Moravia dem Johannes Gallicus zugeschrieben.
[31] Ibid., p. 7, nach der Definition des Isidor v. Sevilla. Dazu vgl. die entsprechenden Stellen bei Walther Odington, Couss. *Script.* I, 193; ferner im Pseudo-Aristoteles, l. c. p. 252.

Unterscheidung von mehr und weniger, die in melodischer und rhythmischer Hinsicht die Prosa der Rede von der Deklamation des Redners oder Schauspielers, und diese wiederum vom musikalischen Gesang unterscheidet, ist seit dem ersten Versuch durch die alten Theoretiker bis auf den heutigen Tag immer und immer wieder hingewiesen worden. Welcher Art aber diese Unterschiede sind, das ist kein rein musikalisches Problem; hier hat die Psychologie einzugreifen und den Zusammenhang zwischen dem seelischen Zustand des Sagenden oder Singenden und der Materialisierung der sich entwickelnden Emotionen und Affekte vermittelst der Sprache, Stimme, Gesten und weiterer Muskelbewegungen zu untersuchen.

Mittlerweile muß die philologische Arbeit der Sprach- und Literaturforschung den Boden vorbereiten, unterstützt durch ein mit derselben wissenschaftlichen Methode vorgehendes Studium der Musik, in bezug auf die Töne und auf die literarische Entwickelung der verschiedenen Gattungen vom ersten Refrain bis zur modernen Oper. Dann erst wird es möglich sein, über Singen und Sagen erschöpfend zu schreiben.

University of Illinois. J. B. Beck.

Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae. Untersuchungen zur Geschichte der lateinischen Sprache von Einar Löfstedt. Uppsala, Almquist und Wiksell; Leipzig, Otto Harrassowitz in Kommission. Uppsala 1911. 359 S. 8⁰.

Der ausgezeichnete Kenner der lateinischen Sprachgeschichte und speziell des Spätlateins beschenkt uns mit einem ausführlichen sprachlichen Kommentar zur *Peregrinatio* der sog. Silvia oder besser Aetheria, jener Pilgerschrift, die vermutlich, nach Karl Meisters neuen Untersuchungen (Rhein. Mus. 1909), aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts stammt. Die Vorzüge der früheren Arbeiten Löfstedts treten hier noch in besonderem Maße hervor: Es ist keine bloß sammelnde, statistische Arbeit im Sinne der älteren Forschung über Vulgärlatein, sondern eine kritisch-historische Untersuchung, die vor allem den Beziehungen des Spätlateins zur Sprache der älteren Zeit nachgeht und so Licht auf beide Gestaltungen der Sprache fallen läßt; und dies wird erreicht durch eine umfangreiche und genaue Kenntnis der Literatur, die in jedem Fall reichliches Material zur Verfügung hält. Die äußere Anlage des Kommentars ist die, daß der Verf., der Darstellung der Aetheria folgend, der Reihe nach in mehr oder minder ausführlichen Einzeluntersuchungen sprachlich interessante Stellen des Textes behandelt und von hier aus, ohne sich allzu ängstlich an den etwas engen Begriff „Kommentar zur

Aetheria" zu binden, eine Reihe kritisch-historischer Ausführungen bietet. Es sind, wie der Untertitel besagt, *Untersuchungen zur Geschichte der lateinischen Sprache*, die sich an den Text der *Peregrinatio* anschließen. Ausführliche Indices geben den mehr zufällig und lose aneinander gereihten Stücken das feste Rückgrat der systematischen Darstellung.

Auf das, was der Kommentar in reichlicher Fülle im einzelnen bietet, will ich hier um so weniger eingehen, als bei der etwas verspäteten Berichterstattung das Buch ohnehin bereits in den Händen aller Interessenten ist. Dagegen mag ein Wort zu den die Einleitung bildenden prinzipiellen Erörterungen Löfstedts gestattet sein.

Die Sprache der Aetheria, so sagt Löfstedt mit Recht, gehört dem *Vulgär-* oder *Volkslatein* an. L. versteht darunter nicht „die im Munde des ungebildeten Volkes lebende Sprache, über die wir nur sehr wenig wissen, sondern vielmehr diejenige Stilgattung bezw. Stilgattungen, welche der Volks- oder Umgangssprache näher stehen als die durch literarische Technik und Tradition ausgebildete gehobene Ausdrucksweise; es handelt sich also keineswegs um das reine Vulgäridiom, sondern um die freiere und nachlässigere Sprache im Gegensatz zur strengeren und kunstvolleren." Dabei verweist L. auf die terminologisch abweichende Ansicht W. Krolls (Rhein. Mus. LII 572 f.), nach welchem das Wesen der Vulgärsprache eben darin besteht, gesprochen und nicht geschrieben zu werden. Es ist kürzlich voneinander unabhängig von verschiedener Seite (von O. Immisch, Neue Jahrbb. 1912, 27 ff. und vom Ref. im Rhein. Mus. 1912, 195 ff.; vgl. Berliner philol. Wochenschr. 1912, 1120 ff.) auf die sprachgeschichtlichen Parallelen zwischen Griechisch und Latein, speziell im Vulgärlatein und im Vulgärgriechischen und auf den Wert hingewiesen worden, den das Studium des Vulgärgriechischen auch für die Erforschung des Vulgärlateins hat.[1]) Dies zeigt sich auch als fruchtbar bei jener Frage nach dem Wesen des Vulgärlateins. Man bezeichnet die hellenistische Volkssprache, die griechische Sprache nach der Zeit Alexanders des Großen, als *Koinē*. Diesem Begriff entspricht auf unserm Gebiet der Ausdruck *Spätlatein*. Beide Termini bezeichnen ein in sich durchaus vielgestaltiges Gebilde: Einmal die gesprochene Sprache des unteren Volkes, die wir in der Koinē dank der zahllosen nichtliterarischen Papyri ungleich viel besser kennen als im Lateinischen; dann die Verkehrssprache der Gebildeten; ferner aber auch die Sprache der Literatur, die durch mehr oder weniger ausgebildete schulmäßige Technik von der Umgangs-

[1]) S. dazu neuerdings L. Radermacher, *Indogerm. Forsch.* XXXI (1913) Anz. S. 19 und Fr. Rostalski, *Die Sprache der griechischen Paulusakten mit Berücksichtigung ihrer lateinischen Übersetzungen.* Progr. Myslowitz 1913.

sprache geschieden ist, wobei auch, wie Kroll (a. a. O. 573) für das Lateinische richtig bemerkt, zu beachten ist, daß mit dem Augenblick, wo der Schreiber den Griffel zur Hand nimmt, die Reflexion beginnt, und er deshalb viele Ausdrücke und Formen zurückhält, welche er in der Unterhaltung ungescheut gebrauchen würde. Je nach dem Grade jener Technik, der Bildung und des Festhaltens an der überkommenen Tradition ist der Unterschied innerhalb der geschriebenen Koinē ein ungeheurer. Der gesprochenen Volkssprache stehen am nächsten Schriften wie die Heiligenleben, die Schriften des Neuen Testaments u. a., am fernsten Schriftsteller, welche sich der archaisierenden Reaktion anschlossen. So gibt es eine ganze Stufenleiter innerhalb der geschriebenen Koinē. Und genau dasselbe sehen wir beim Spätlatein. Auch hier müssen wir das (uns wenig bekannte) gesprochene Idiom von dem geschriebenen Spätlatein unterscheiden. Und in letzterem treffen wir gleichfalls auf große Unterschiede, die hauptsächlich durch den Grad der Bildung des Verfassers bestimmt sind, aber auch durch das innere Verhältnis, in welchem er zum absichtlichen Archaisieren steht. Wenn jene nichtliterarischen griechischen Papyri der gesprochenen Sprache des Volkes sehr nahe stehen und die geschriebene literarische Koinē sich mehr und mehr von der Verkehrssprache entfernt, so ist genau dasselbe auch im literarischen Spätlatein und seinem Verhältnis zur gesprochenen Vulgärsprache der Fall. Daher ist es nicht richtig, wie Wölfflin (Arch. f. lat. Lex. IV 259) meinte, daß unsere Aetheria genau so gesprochen habe wie sie schrieb. Noch größer wird der Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort in der späteren Zeit, wo *vulgärlateinisch* geschrieben und *romanisch* gesprochen wird. Hier ist die Kluft größer wie im Griechischen.

Ein bezeichnendes Beispiel! Der Archipresbyter Leo, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Neapel den griechischen Alexanderroman ins Lateinische übersetzte, — (der Text ist von mir in Hilkas Samml. mittellateinischer Texte H. 6 herausgegeben worden; eine Abhandlung über seine Sprache wird demnächst erscheinen) — bedient sich hier zweifellos des Vulgärlateinischen. Daß er dies Idiom, das er schreibt, nicht gesprochen hat, ist gewiß: er hat jenes Latein mühsam gelernt, hauptsächlich auch durch das Studium der Vulgata; jedenfalls noch mühsamer wie unsere Aetheria, deren Schriftsprache der damals gebräuchlichen Umgangssprache noch näher stand. Was Leo gesprochen hat, davon vermögen wir uns im einzelnen keine Vorstellung zu machen. Es war eine romanische Sprache, die dem Lateinischen noch näher stand wie das Italienische, das etwa drei Jahrhunderte nach ihm Dante schrieb, und zweifellos stand sie dem von Leo geschriebenen Vulgärlatein ferner wie der gesprochenen Sprache des 13. Jahrhunderts. Seine Schrift-

sprache liegt auf der Verlängerungslinie, die vom Altlatein über die Vulgata und Gregor von Tours führt, seine Umgangssprache aber in der Richtung von Altlatein über die Verkehrssprache der Kaiserzeit zur Sprache Dantes. Diese letztere Linie entfernt sich vom Altlateinischen viel mehr wie jene literarische Vulgärsprache, da die Sprache der Literatur durch Technik und Tradition konservativer ist wie die gesprochene Sprache. Aus diesem Grund ist es auch fast unmöglich, allein durch sprachliche Indizien ein vulgärlateinisches Literaturprodukt zeitlich genauer zu fixieren. Daher muß auch Löfstedt darauf verzichten, die auf sachlichen Gründen beruhende zeitliche Ansetzung der Aetheria durch Meister sprachlich weiter zu erhärten. In dieser Beziehung ist die Diglossie von Umgangs- und Schriftsprache größer wie im Griechischen. So war das Griechisch, das Leo um 950 als Gesandter in Konstantinopel sprach, nicht so sehr verschieden von der Sprache, in welcher der Alexanderroman seiner griechischen Handschrift geschrieben war.

Ganz gewiß hat die Umgangssprache des Leo auf seine literarisch gebrauchte Sprache einen gewissen Einfluß gehabt; dieser ist aber im einzelnen schwer festzustellen, da wir wohl seine Heimat, Neapel, kennen, nicht aber die von ihm gesprochene Sprache. Noch schwieriger liegt es bei der Aetheria, deren Heimat wir nicht einmal mit voller Sicherheit bestimmen können. Man hat Spanien und, mit besseren Gründen, Gallien vorgeschlagen. Wir wissen, daß unsere Wissenschaft mit der lokalen Bestimmung von Schriftdenkmälern schon manche Enttäuschung erlebt hat. Auch Löfstedt ist in dieser Beziehung sehr vorsichtig, hält aber doch mit Meister die gallische Herkunft der Aetheria für sehr wahrscheinlich.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Münchener Texte, herausgegeben von Friedrich Wilhelm. Heft 6: *Die Gedichte des Archipoeta*, herausgegeben von Max Manitius. Georg D. W. Callwey in München 1913. 65 S. 1,20 Mk.

Friedrich Wilhelm in München gibt neben seinem neubegründeten *Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance* noch eine Sammlung *Münchener Texte* heraus, die, wie die bisher erschienenen oder angekündigten Hefte erkennen lassen, deutsche und lateinische Texte des Mittelalters enthalten sollen. Von lateinischen Texten erschien bisher der *Ludus de Antichristo* als Heft 1, herausgegeben von Fr. Wilhelm selbst (1912), als erster Versuch, den vollständigen Text, so weit er rekonstruierbar ist, vorzuführen, mit knapper Einleitung und kritischem Apparat, dann die vorliegende Ausgabe

von Manitius. So verfolgt diese Sammlung zu einem Teil dieselben Zwecke wie die früher angekündigte (Ztschr. XXXIX 1912, 1 ff.) *Sammlung mittellateinischer Texte*, die Alfons Hilka herausgibt und die sich trefflich bewährt und rasch vorwärts schreitet.

Von dem sog. *Archipoeta*, dessen Name wir nicht einmal kennen, wissen wir nichts, als was wir seinen Gedichten selbst entnehmen können. Manitius prüft und untersucht alle diese einzelnen Angaben in der Einleitung seiner Ausgabe aufs genaueste und es gelingt ihm auf diese Weise, einen immerhin anschaulichen Lebensabriss von dem Dichter zu geben, vor allem auch von dem Menschen und Künstler, von seinem Verhältnis zu Reinald von Dassel und seinen äußeren und inneren Erlebnissen. Auf Grund dieser Untersuchung werden auch die erhaltenen zehn Gedichte in der wahrscheinlichen chronologischen Reihenfolge gegeben. Wie die Überlieferung über die Person des Dichters, so ist auch die Überlieferung der Gedichte selbst äußerst dürftig. Nirgends ist die Sammlung als Ganzes zu uns gekommen; das meiste gibt cod. Gotting. Philol. 170 s. XIII; ein weiteres Gedicht ist in vielen Handschriften überliefert; noch eines dazu geben zwei andere Handschriften. Danach ediert Manitius die Gedichte, indem er zum kritischen Apparat noch zahlreiche Erklärungen und nützliche Hinweise fügt. Die prächtige Ausgabe der formvollendeten Dichtungen ist demjenigen gewidmet, der um ihre richtige Einschätzung sich die größten Verdienste erworben hat: Wilhelm Meyer.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Sammlung mittellateinischer Texte, herausgegeben von Alfons Hilka. Heft III: *Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche* des Mittelalters aus Handschriften gesammelt von Jakob Werner. Heidelberg 1912. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VIII und 112 S. kart. 2,20 Mk.

Hilkas Sammlung mittellateinischer Texte (s. diese Zeitschr. XXXIX S. 1 ff.) schreitet trefflich vorwärts. Der auf dem Gebiet der mittellateinischen Literatur bestens bekannte Herausgeber, Jakob Werner, gibt hier auf Grund mittelalterlicher Sammlungen nach einer Anzahl von Handschriften (Basel A. XI. 67, s. XV. Darmstadt 2225, s. XV. München clm. 7977, s. XIII. Paris Bibl. Nat. lat. 6765, s. XII. München clm. 17142, s. XII. St. Gallen Stiftsbibl. 841, s. XV) eine gewaltige Menge mittellateinischer Sprichwörter. Die Anordnung ist aus praktischen Gründen, da es sich auf diesem Gebiet vorerst noch um Materialsammlung handeln muß, eine alphabetische. In den Anmerkungen werden außer textkritischen Noten auch zahlreiche

Nachweise über die Herkunft einzelner Sprichwörter gegeben; einige Nachträge hierzu aus Horaz, Vergil, Ovid, Juvenal, Petronius, den Disticha Catonis u. a. liefert Manitius, *D. Lit.-Ztg.* 1912, 1957 f. Diese Nachweise lassen erkennen, aus was für mannigfaltigen Quellen solche Sprichwörtersammlungen zusammengeflossen sind, aber auch, was für Arbeit noch nötig ist, um einmal ihre Entwicklungsgeschichte zu schreiben. Hierfür hat der Herausgeber in vortrefflicher Weise vorgearbeitet. Der Index erleichtert die Orientierung nach sachlichen Gesichtspunkten.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Historia septem sapientum. I. Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung einer orientalischen Fassung der *Sieben weisen Meister* (Mischle Sendabar) herausgegeben und erklärt von Alfons Hilka. (Sammlung mittellateinischer Texte herausgeg. von Alfons Hilka 4.) Heidelberg 1912. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XXV und 35 S. 1,20 Mk.

Von der vielgestaltigen Geschichte der *Sieben weisen Meister* lassen sich, nicht der Sprache sondern der inhaltlichen Zusammengehörigkeit nach, zwei große Gruppen unterscheiden, eine östliche und eine westliche. Der orientalische Ursprung der ganzen Erzählung steht fest. Sie wird zum erstenmal bei dem arabischen Historiker Masudi im 10. Jahrhundert erwähnt. Der ursprüngliche arabische Text stammte vielleicht, nach Benfey sicher, aus Indien. Die meisten Bearbeitungen der orientalischen Gruppe, die spanische, hebräische, syrische und persische gehen direkt, die griechische durch Vermittlung eines syrischen Textes, auf arabische Vorlagen zurück. In dieser östlichen Gruppe gehen die syrische, griechische und spanische Bearbeitung zusammen für sich, die hebräische steht abseits, da sie eine Reihe von Erzählungen jener Gruppe nicht bietet, dafür aber vier neue Stücke einschiebt. Die westliche Gruppe wird vor allem durch die in zahlreichen Handschriften und alten Drucken vorliegende lateinische *Historia septem sapientium* (im folgenden = Hist.) repräsentiert, die wiederum in viele Sprachen übersetzt wurde. Daneben steht, nur drei Stücke aus der Auswahl von Hist. enthaltend, sonst ganz andere Geschichten bietend, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßte lateinische Bearbeitung des *Johannes de Alta Silva* (im folgenden = Joh.), auf welche die altfranzösische Übersetzung des *Dolopathos* zurückgeht. Über die Vermittlerrolle zwischen beiden großen Gruppen ist man völlig im Unklaren; verschiedene Hypothesen sind darüber aufgestellt worden.

Mit des überaus rührigen Alfons Hilka neuer Publikation ist der Forschung gerade für diesen Punkt ein neuer Anstoß versetzt worden. Denn Hilka entdeckte in einer jüngst für die Kgl. Bibliothek in Berlin (lat. qu. 618) angekauften Handschrift, die in Italien zu Beginn des 15. Jahrhunderts geschrieben ist, eine *historia de septem sapientibus*, die bisher gänzlich unbekannt war. Der Entdecker, dem neben der französischen auch die mittellateinische Philologie schon manche wertvolle Gabe verdankt, sah sofort, daß es sich um die Übersetzung des mehrfach (freilich ungenügend) edierten hebräischen Textes *Mischle Sendabar* handelte, mit dem der neue Text in ganz wichtigen Abweichungen gegenüber den übrigen orientalischen Versionen Hand in Hand geht. Damit besitzen wir die erste lateinische Übertragung dieses Stoffes, die nachweislich auf einen orientalischen Text zurückgeht. Denn für die beiden vorhin genannten lateinischen Versionen läßt sich das orientalische Original nicht nachweisen. Es liegt nun nahe, in dem neuen Text den bisher vermißten Vermittler zwischen Orient und Occident zu sehen, und Hilka möchte sich auch in diesem Sinne entscheiden, „wiewohl ein solcher Schluß, beruhend auf dem zufälligen Funde dieses einzigen Textes, zur Vorsicht mahnen muß.“

Gegen eine bestimmte Bejahung dieser Frage kann ich schwerwiegende Bedenken nicht unterdrücken. Denn von den zwanzig Geschichten des neuen Textes enthält die occidentalische Hist., welche fünfzehn Stücke gibt, nur vier, Joh. gar nur eine einzige, die zudem auch sonst in Frankreich bekannt war. Die letzte Geschichte des neuen Textes fehlt in der hebräischen Historia, mit der er sonst zusammengeht, kehrt aber in einigen Zeugen der occidentalischen Hist. wieder, so daß die Möglichkeit offen ist, daß dies Stück eben aus Hist. in den Berliner Text eingesetzt wurde oder daß beide es gemeinsamer Quelle entlehnten. Ähnliches ist auch für den Schluß des neuen Textes zu konstatieren. Demnach möchte mir folgende Ansicht erwägenswert scheinen: Zur Zeit der Kreuzzüge kam die Erzählung von den *Sieben weisen Meistern* aus dem Orient nach Frankreich, wo sie, unter mannigfacher Vertauschung der einzelnen Geschichten weitere Verbreitung fand. Zu der Gruppe, die auf diesem Import beruht, gehört u. a. Hist. und das Excerpt in der *Scala Coeli* und ihre Bearbeitungen. Davon getrennt steht unser neuer Text, der unabhängig von jenen aus dem Hebräischen übersetzt wurde, daneben aber, besonders am Schluß, eine Beeinflussung seitens jener im Occident bereits existierenden Gruppe erfuhr. Demnach müßte der neue Text etwa im 13. oder 14. Jahrhundert entstanden sein, vielleicht auch kurz vorher. Freilich wird über alle diese Fragen die Zukunft noch zu entscheiden haben.

Hilka selbst hat dafür aufs beste vorgearbeitet. In der Einleitung behandelt er die Stellung des Textes genauer, beson-

ders sein Verhältnis zur hebräischen Vorlage, für deren endgültige Edition er natürlich von großer Wichtigkeit ist. Der Text selbst wird in der Orthographie der Handschrift gegeben: der textkritische Apparat konnte sehr kurz gefaßt werden. Dazu gibt Hilka in den Anmerkungen zahlreiche Nachweise besonders aus den hebräischen Texten, zudem sind in der Ausgabe selbst die Abweichungen der lateinischen Bearbeitung von der hebräischen Vorlage durch Sperrdruck hervorgehoben. Ein knappes Glossar und eine sehr dankenswerte Tabelle, welche einen Überblick über den Bestand der orientalischen Gruppe gewährt, bildet eine willkommene Zugabe zu diesem neuen überaus wertvollen Geschenk[1], das der tätige Forscher der Wissenschaft gemacht hat.

Heidelberg. FRIEDR. PFISTER.

Suchier, Hermann und **Birch-Hirschfeld, Adolf,** *Geschichte der französischen Literatur.* Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band: Die ältere Zeit. Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert. Von H. Suchier. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1913. XI, 333 S. Preis geb. 10 Mark.

Diese vor zwölf Jahren in erster Auflage erschienene, verdienstvolle Darstellung der französischen Literatur erscheint nunmehr in zwei getrennten Bänden von neuem. Der vorliegende erste, von H. Suchier geschriebene Band zeichnet sich aus durch die strenge Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der die literarischen Erscheinungen in ihrem Inhalt vorgeführt und nach ihrer Eigenart und Bedeutung gewürdigt werden. Suchier imponiert nicht, will wohl auch gar nicht imponieren durch die künstlerische Kraft, mit der er in großen Zügen den gewaltigen und vielartigen Stoff etwa zu meistern suchte. Es kommt ihm ganz offenbar darauf an durch die Exaktheit im einzelnen, immer wieder, bei jeder Persönlichkeit, bei jedem Werke, bei jeder Zusammenfassung von Gruppen, Strömungen, Zeitaltern, durch die kritisch wohl überlegte Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse ein Bild zu geben, das so genau wie möglich den Gang der französischen Literatur durch die von ihm behandelten Jahrhunderte hindurch veranschaulicht. So ist seine Literaturgeschichte das vortreffliche Beispiel einer auf gründlicher, nur

[1]) Korrekturnachtrag: Inzwischen ist auch erschienen: *Historia septem sapientum. II. Johannis de Alta Silva Dolophatos sive De rege et septem sapientibus* nach den festländischen Handschriften kritisch herausg. von *Alfons Hilka* (Samml. mittellat. Texte 5). Ferner die Ausg. der Fassung der *Scala Cœli* von *Hilka* in der *Festschrift für Alfred Hildebrandt*, 1913, S. 54–80. Ueber beides wird noch referiert werden.

durch das persönliche Studium zu erwerbenden Sachkenntnis beruhenden, objektiven Darstellung. Man wird ganz selten in der Lage sein, ihm zu widersprechen, da Suchier mit wenigen Ausnahmen — mit voller Berechtigung — nur die sicheren Resultate der Forschung gibt. Das hindert nicht, daß man gelegentlich einen Satz anders, schärfer, oder auch weniger scharf formuliert sehen, daß man hier und da etwas weniger Reserve und etwas mehr Schwung finden möchte. Es kann wohl auch vorkommen, daß man einmal erstaunt ist über eine sehr kühne Behauptung, der man nicht so ohne weiteres zustimmen kann. Eine solche kühne Behauptung ist z. B. der auf S. 61 sich findende Satz: „So ist also durch das Beispiel dieses hochbegabten, wenn auch sittenlosen Mannes die moderne Literatur ins Leben gerufen worden." Suchier schreibt dieses Verdienst dem Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien zu, den er als Begründer der Troubadourpoesie bezeichnet. Aber wenn es auch richtig ist, die Troubadourpoesie als den Anfang aller modernen Lyrik zu betrachten, so geht es doch nicht an, einen einzelnen Mann, den ältesten bekannten Troubadour, zum Vater der modernen Literatur zu stempeln. Der Graf mag durch sein Beispiel auf andere Standesgenossen eingewirkt haben, aber ins Leben gerufen hat er die neue höfische Dichtung nicht. Jedenfalls läßt sich ein solches, kaum denkbares Verdienst, nicht beweisen.

Ein wichtiger Bestandteil des Buches sind die meist aus Handschriften, mit großer Sorgfalt und mit glücklichem Geschmack ausgewählten und gut wiedergegebenen Illustrationen. Sie bringen eine geradezu unentbehrliche Anschaulichkeit in die Darstellung hinein, sie vermitteln eine direkte Vorstellung von mittelalterlichem Leben und von mittelalterlicher Kunst; sie lassen die Dichtungen und die Dichter in ihrem Zusammenhang mit den höfischen Kreisen erkennen, kurz, sie sind eine notwendige Ergänzung zu dem Texte. Eine aufmerksame Betrachtung dieses Bildschmuckes wird dem Leser der Literaturgeschichte für die richtige Erfassung des ästhetischen Wertes mancher mittelalterlicher Literaturdenkmäler von hohem Nutzen sein. Es ist aus diesem Grunde nur zu begrüßen, daß die neue Auflage auch eine Reihe von neuen Abbildungen und farbigen Tafeln bringt.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

— —

Strachey, G. L., sometimes scholar of Trinity College, Cambridge, *Landmarks in French literature.* London, Williams and Norgate [Home University Library of modern knowledge. Vol. 35] 256 S. 8⁰.

Das vorliegende Büchlein gibt in sieben Aufsätzen einen Überblick über die Entwicklung der französischen Literatur

von den ältesten Zeiten bis gegen Ende des XIX. Jahrhunderts. Sie betiteln sich I. *Origins. — The middle ages*; II. *The Renaissance*; III. *The age of transition*; IV. *The age of Louis XIV*; V. *The eighteenth century*; VI. *The romantic movement* und VII. *The age of criticism.* Die Aufsätze sind gut und interessant geschrieben und zeigen eine ziemlich gründliche Kenntnis der Materie. Die hervorragenden Autoren und Werke — nur solche werden besprochen — sind vorzüglich charakterisiert. Zur Einführung in das Studium wird sich diese Schrift allerdings nicht empfehlen, da sie bei dem Leser zu viele Kenntnisse voraussetzt und nicht genug populär gehalten ist. Aber jeder, der mit dem Gegenstande schon vertraut ist, wird sie mit Nutzen und auch mit Vergnügen lesen und an den treffenden Urteilen des Verfassers oft seine Freude haben. Von kleinen Irrtümern, die uns aufgefallen sind, seien die folgenden erwähnt. Seite 7 heißt es: „*With a very few exceptions, every word in the French vocabulary comes straight from the Latin.*" Die nichtlateinischen Elemente des Französischen sind doch mehr als „*a very few exceptions.*" — S. 15. „*Together with the Chanson de Roland—though in such an infinitaly different style—Aucassin et Nicolete represents the most valuable elements in the French poetry of this early age*". Hier scheint doch eine Unterschätzung vieler bedeutender Werke der altfranzösischen Literatur vorzuliegen. — S. 175. Mit „*Ecrasez l'infame*" meinte Voltaire nicht die Religion, sondern die christliche Kirche (s. D. F. Strauss, *Voltaire*, 2. Aufl. S. 278). — Zu einigen Bedenken geben die letzten Kapitel Anlaß. In einem Buche, welches über Flaubert, Maupassant, die Parnassiens, Baudelaire und Verlaine handelt, sollten die Namen Zola, Augier und Dumas fils nicht fehlen. Warum Frau von Staël und Scribe totgeschwiegen sind, und George Sand so kurz abgetan wird, ist auch nicht verständlich. Das Literaturverzeichnis auf S. 253 ist recht dürftig ausgefallen. — Manche andere Einzelheiten ließen sich noch anführen, ohne daß wir deshalb unser Urteil über das Ganze abschwächen wollten.

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Schneider, Hermann. *Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich; Untersuchungen über ihre Entstehungsgeschichte.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1913. 8⁰. VIII, 420 Seiten. Preis 15 Mk.

Das ergebnisreiche Buch zerfällt in drei Teile. Der erste Teil behandelt die verschiedenen Wolfdietrichtexte, deren Stammbaum neu und in wesentlichen Punkten anders geordnet wird, als in der nach Müllenhoffs Vorarbeiten von Amelung und Jänicke im Deutschen Heldenbuch III und IV (1871—73)

veranstalteten Ausgabe. Diese Frage geht die mittelhochdeutsche Literaturgeschichte ausschließlich an. Wir besitzen im Text A einen verhältnismäßig guten Vertreter des alten Heldengedichtes, während die Texte C und W und vor allem der große Wolfdietrich D (vgl. den Stammbaum auf S. 180) immer mehr in die Bahnen des Abenteurerromanes einlenken. Wenn sich die sehr eingehenden textlichen Untersuchungen und Ergebnisse des Verfassers als richtig bewähren, wird eine neue darauf begründete Ausgabe des Gedichtes, das die fortschreitende Bearbeitung besser als das deutsche Heldenbuch anschaulich macht, wünschenswert. Auf S. 180 skizziert Schneider den Inhalt des vor den Texten liegenden Urgedichtes. Über Entstehungszeit und Heimat der einzelnen Gedichte werden keine neuen Ansichten aufgestellt. Diese Fragen scheinen immer noch unlösbar zu sein.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit der literarhistorischen Stellung der Wolfdietrichgedichte, wobei aber wegen der verschiedenen Texte mancherlei verwickelte Fragen auftauchen, insofern die späteren Bearbeitungen andre Einflüsse aufweisen, als das Urgedicht. In vielen Fällen ist auch zweifelhaft, ob der Wolfdietrich der nehmende oder gebende Teil ist. Jedenfalls aber sind die literarischen Einwirkungen, die der Wolfdietrich im Original und in den Bearbeitungen aufnahm, überaus zahlreich. In sieben Abschnitten behandelt der Verfasser die Entlehnungen aus den deutschen Heldengedichten, den Spielmannsepen, den Volksliedern und Märchen, den höfischen Romanen, den französischen Gedichten, aus Legenden und der Bibel. Den Romanisten geht das fünfte Kapitel besonders an. Hier stellt Schneider die einzelnen Züge zusammen, in denen sich der Wolfdietrich nahe mit den typischen Eigenschaften der Chansons de geste berührt. Da sind die Jugendabenteuer des Helden, der Befehl zur Aussetzung des Kindes *(Chevalier au cygne, Boeve de Haumtone)*, die unbändige Wildheit des heranwachsenden Knaben *(Enfances Guillaume, Doon de Mayence)*, die Räuber, die sich voreilig in die Beute teilen und vom Helden alle bis auf einen erschlagen werden *(Moniage Guillaume, Elie de St. Gille, Erec, Chevalerie Ogier)*, die Meisterschaft im Messerwurf *(Gaufrey)*, die Gefühlsausbrüche und Frömmigkeit der Helden, ihre Pilgerfahrten und endlich ihr Mönchtum *(Moniage)*. Die brünstige Liebe der Heidin Marpaly zu Wolfdietrich erinnert auffallend an die Minnetollheiten der Sarazenenprinzessinnen in den Chansons. Auch der Typus der gefährlichen Jungfrau, deren Liebe leicht zu gewinnen ist, hinterher aber verhängnisvoll wird, begegnet in französischen Gedichten *(Chevalier à l'épée)*. Das hilfreiche Roß ist den französischen Epen bekannt, am schönsten Bayart in den Haimonskindern, das den schlafenden Recken bei Gefahr weckt, wie den Wolfdietrich sein Roß Falke beim

Herannahen des Wurmes. Der Drachenkampf Wolfdietrichs erinnert auch sonst an Einzelheiten französischer Berichte (S. 295). Endlich werden noch wunderbare Eingriffe übernatürlicher Wesen, Riesen und Zwerge erwähnt. Manches, was Schneider in diesem Abschnitt anführt, ist allgemein und kann zufällig sein. Andres ist sicher aus französischen Vorlagen entnommen und zwar auch aus solchen, die in der deutschen Literatur nicht bearbeitet wurden. Wie ging die Entlehnung vor sich? Schneider S. 302 denkt an kurze, liedhafte Zusammenfassungen französischer Gedichtinhalte, die sich in Deutschland verbreitet hätten. Für diese Vermutung spricht kein Zeugnis, sie scheint mir durchaus willkürlich und unbegründet. Daß unter den Spielleuten aber manche der französischen Sprache mächtig waren und vom Inhalt französischer Gedichte Kenntnis hatten, ist durchaus glaubhaft. Neben der auf Übersetzungen und freien Bearbeitungen beruhenden literarischen Einwirkungen der französischen Dichtung auf die mittelhochdeutsche muß man eine mündliche Vermittlung annehmen, die sich gerade in der Verbreitung von Einzelheiten, die aus dem alten Zusammenhang losgelöst und in neue Verbindungen eingerückt wurden, namentlich in spielmännischen Kreisen zeigt. So konnte mancher deutsche Dichter aus zweiter Hand von seinen kundigen Genossen einzelne Züge aus der französischen Literatur erfahren, aus Werken, die niemals im Ganzen übersetzt wurden und in der deutschen Literatur demnach keine unmittelbare Vertretung fanden. Es würde sich verlohnen, diese Frage der mündlich vermittelten französischen Einflüsse, der nicht literarischen Unterströmung einmal im Zusammenhang zu untersuchen. Ich glaube, die mhd. Literaturgeschichte könnte daraus manchen Aufschluß gewinnen.

Nach Abzug aller literarischer Entlehnungen aus höfischen, französischen und geistlichen Quellen, die auf S. 322 übersichtlich zusammengestellt sind und das beständige Anwachsen solcher Bestandteile in den späteren Bearbeitungen vorführen, gelangt der Vf. zum Inhalt des von den Zutaten gereinigten ursprünglichen Wolfdietrichgedichtes: Wolfdietrich wurde als der Sohn des heidnischen Königs Hugdietrich in Konstantinopel geboren. Ein Verräter bestritt die Echtheit seiner Geburt. Nach dem Tode des Vaters nahmen die jüngeren Brüder diesen Vorwurf auf. Der Meister Berchtung und seine Söhne standen treu zu dem Helden, wurden aber geschlagen und gefangen. Wolfdietrich zog aus, mit Schwert und Roß seines Vaters, die ihm der Meister ausgehändigt hatte, und einer Rüstung versehen, die ihm ein Einsiedler gab. Sein Weg sollte ihn zu Ortnit nach Lamparten führen, wo er Hilfe erbitten wollte. Unterwegs erlebte er ein Reiseabenteuer auf der Burg eines Heiden, der ihm feindlich entgegentrat, während sich die Tochter in ihn verliebte. Er kam nach Lamparten, hörte Ortnits Gattin dessen

im Kampf mit einem Drachen erfolgten Tod beklagen, erbot sich zur Hilfe und tötete das Ungeheuer. Dann gab er sich der Königin zu erkennen, übernahm die verlassene Herrschaft Ortnits, rüstete ein Heer aus, befreite seine Mannen und bestrafte seine treulosen Brüder.

Der dritte Teil des Buches ist der Wolfdietrichsage gewidmet, wobei besonders die Ansichten von Voretzsch (*Epische Studien* I 1900) berichtigt und die mythologischen Phantasien Müllenhoffs über die Ortnitsage und ihre ursprüngliche Verbindung mit Wolfdietrich widerlegt werden. Schneider tritt für die Selbständigkeit der Wolfdietrichsage ein. Er erkennt als Kern die merowingische Theodorichsage von Dietrich, dem Sohne des Hugo, dem Floovant d. h. Chlodowing, dem Chlodwigsohne. Aus der Floovantsage werden verschiedene mit der Wolfdietrichsage übereinstimmende Züge nachgewiesen. Auch andre französische Gedichte lassen Spuren der alten Merowingersage erkennen. So ist z. B. der gefürchtete Kaiser Hugo von Konstantinopel aus der Karlsreise, über dessen Herkunft bisher nichts ermittelt war, Hugdietrich von Konstantinopel, wie er in den mhd. Gedichten erscheint. Die Verlegung der Merwowingersage nach Konstantinopel macht Schneider sehr wahrscheinlich durch die Gleichung des im Zeichen des Kreuzes siegreichen Konstantin und Chlodwig. Das Merowingerlied von Dietrich, dem Hugosohne von Konstantinopel ward bei den fränkischen Spielleuten verbreitet und bildet die Grundlage der mhd. Wolfdietrichdichtung. Das fränkische Lied, dessen Inhalt S. 377 bestimmt wird, steht der von den literarischen Zusätzen gereinigten Wolfdietrichdichtung sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihr durch das Fehlen der Beziehungen zu Ortnit. Nach seiner Fehde mit den Brüdern zog Wolfdietrich ins Elend, bekämpfte Räuber und Sarazenen, unter diesen besonders einen Fürsten, dessen Tochter dem Helden freundlich gewogen war, ihm gegen ihren eignen Vater beistand und vom besiegten Heidenfürsten zur Gattin gegeben wurde. Mit Hilfe seines Schwiegervaters eroberte Wolfdietrich Rom und Italien und überwand und bestrafte schließlich seine Brüder.

Die Ortnitsage ist ursprünglich ganz selbständig gewesen. Ihr Inhalt wird im Ortnit A, der zwischen 1220 und 1230 geschrieben ist, mit dem Wolfdietrich nur in sehr lose Verbindung gebracht. Ortnits Taten sind die Brautfahrt, wobei der Zwerg Alberich ihm beisteht, und der Kampf mit dem Drachen, der für den Helden tödlich ausfällt. Damit ist die alte Ortnitsage zu Ende. Hertnit von Gardareich d. i. Rußland hieß der Held in den norddeutschen Liedern. Ein süddeutscher Spielmann verstand, wie Müllenhoff richtig sah, unter Gardareich den Gardasee. So wurde die Sage an neue Örtlichkeiten verlegt. Die Brautfahrt ins Morgenland ist der Spielmannsdichtung geläufig und paßte

besonders gut zum süddeutschen Ortnit von Lamparten. Im Ausgang des 12. Jahrhunderts erfolgte die Verknüpfung der Ortnit- und Wolfdietrichsage, die als Fortsetzung sich zwanglos anschloß, indem Wolfdietrich bei seiner Fahrt nach Lamparten die Rache für Ortnit übernahm und den Drachenkampf siegreich bestand. Bei dieser Verschmelzung wurde die Ortnitsage nicht verändert, wohl aber die Wolfdietrichsage. Wolfdietrich überkam Ortnits Reich und seine Witwe. So wurde die Heidin Marpaly, die einstige erkorene Braut und Gattin des Recken, als eine bloße Episodenfigur in den Hintergrund gedrängt, sie verlor ihre Rechte an Ortnits Witwe: „was ursprünglich Ziel der Reise Wolfdietrichs gewesen war, das berühmte Schloß des Heiden, wurde nun zur bloßen Durchgangsstation".

Schneiders Untersuchungen sind sowohl nach der rein philologischen als auch nach der sagengeschichtlichen Seite sorgfältig und umsichtig geführt. Die Tatsachen der Überlieferung kommen zur Geltung, keine phantastischen Konstruktionen werden uns zugemutet. Wenn auch noch manches Rätsel ungelöst bleibt, so verdankt die Wolfdietrichforschung doch dem Buche allseitige Förderung mit sicheren, wohlbegründeten Ergebnissen.

W. Golther.

Benary, Walter. *Die germanische Ermanarichsage und die französische Heldendichtung.* Halle, 1912 (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 40). 8⁰. 78 Seiten. Preis 2,80 bezw. 3,60 Mk.

Ermenrich ist in der mhd. Dichtung wegen zweier Schandtaten berüchtigt: er schickt seinen Sohn Friedrich auf eine gefährliche Gesandtschaft ins Wilzenland, wobei derselbe ums Leben kommt; er läßt seine Neffen, die Harlungen, aufhängen während der Abwesenheit ihres Pflegers, des treuen Eckehart. Beide Male folgt er dem Rat des bösen Sibich. Hiermit vergleicht Benary die Einleitung der Haimonskinder: Kaiser Karl sendet seinen Sohn Lohier auf Rat seiner Umgebung zu Beuve d'Aigremont; Lohier wird von Beuve erschlagen. Beuve und seine Brüder müssen versprechen, an Karls Hof zu kommen, um ihm zu huldigen; auf dem Wege dahin wird Beuve überfallen und getötet. Im Huon de Bordeaux tritt ein einzelner Verräter, Amauri, in den Vordergrund. In den französischen Gedichten sind die zwei Ereignisse der gefährlichen Gesandtschaft und des verräterischen Überfalls in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Ich kann in diesen Gleichungen nur die teilweise und sehr allgemeine Übereinstimmung von Sagenmotiven, aber keineswegs dieselbe Sagengrundlage erkennen. Nach Benary würden die Haimonskinder aber die Harlungenbrüder sein! Er sucht diese Behaup-

tung, die mir sehr gewagt erscheint, durch den Nachweis germanischer Eigennamen zu begründen. Aber diese Namen fügen sich im Französischen nicht etwa einer zusammenhängenden Sage ein, sondern müssen von überall her aufgespürt werden. Da wird das Brüderpaar Aimon und Maugis mit dem mhd. Heime, dem Sohne des Madelger verglichen. Da werden die Sarazenenfürsten Begon und Saforet auf Bieco und Sibicho der Ermanarichsage zurückgeführt; im Auberi von Burgund soll der treue Eckehart im roi Egart vorliegen. Die Ermenrichsage wäre also in ihre Einzelbestandteile und Namen aufgelöst und weit zerstreut worden. Ich vermag alledem keine Beweiskraft beizumessen. Noch bedenklicher scheint mir der Versuch, Spuren der Svanhildsage nachzuweisen. Auf S. 70 wird Renouts Blick, mit dem er zweimal das aus den Fluten auftauchende Roß Bayart rettet, mit Svanhilds glänzenden Augen, die, gefesselt am Boden liegend, die gegen sie losgetriebenen Rosse zurückscheucht, verglichen. „Mir scheint, wir haben hier einen deutlichen Rest der alten Svanhildsage, nur daß Mensch und Tier vertauscht sind"?! Im Auberi von Burgund begegnet König Ouri von Bayern, seine Tochter heißt Sonnehout. Ouri wird auf Auberi, dem Sonneheut ihre Liebe entgegenbringt, eifersüchtig. Der Name Sonneheut mag wol = Swanahild sein; auch die Eifersucht stimmt mit der alten Ermanarichsage. Aber sonst auch gar nichts! Germanische Namen in den altfranzösischen Epen und vereinzelte Motive, die in völlig verschiedener Verwendung und Umgebung in deutschen Sagen vorkommen, berechtigen nicht zur Annahme unmittelbarer Abhängigkeit. Da verlangen wir doch bessere und bestimmtere Beweise.

Rostock. WOLFGANG GOLTHER.

Kristian von Troyes. *Yvain*; Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar, herausgegeben von Wendelin Foerster; vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Halle a. S., Verlag von M. Niemeyer, 1912. 8⁰. LXVI, 292 Seiten. (Romanische Bibliothek Nr. V.)

Kristian von Troyes. *Yvain*; Textausgabe mit Einleitung, herausgegeben von Wendelin Foerster. Halle a. S., Verlag von M. Niemeyer, 1913. 8⁰. XXXI, 185 Seiten. (Romanische Bibliothek: Textausgabe.)

Die beiden Ausgaben stimmen im Textteil überein, die kleine läßt das Glossar und die Anmerkungen weg: „dafür erscheint demnächst ein selbständiges, alle Kristian sicher gehörenden Romane umfassendes Wörterbuch, dem eine literarhistorische

Einleitung und eine knappe Darstellung seiner Sprache vorausgeschickt ist.“ Die Einleitungen der beiden Ausgaben ergänzen sich, indem einzelne Fragen bald hier, bald dort eingehender behandelt werden.

Die neuen Ausgaben des Ivain bieten in den literarhistorischen Teilen wesentliche Ergänzungen. Die ganze Einleitung ist übersichtlicher gegliedert, sie zerfällt in sechs Abschnitte: Zeitbestimmung des Ivain, Komposition, Quellen, Entstehung, Nachahmungen, Übersetzungen und Bearbeitungen, handschriftliche Überlieferung. Die kleine Ausgabe hat dieselben Abschnitte, nur in etwas anderer Anordnung. Als Quellen des Gedichtes zählt Foerster den Gewitterborn im sagenreichen Wald von Broceliande, die leicht getröstete Witwe, das Märchenmotiv von der Befreiung einer Jungfrau aus der Gefangenschaft eines Riesen, den dankbaren Löwen, das Ringmotiv, die Wundersalbe, die Seidenweberinnen, Ivains Waldleben, den Rechtsstreit der zwei Schwestern auf. Das Witwenmotiv wird aus dem Thebanerroman abgeleitet: „dieses wird außer durch mehrfache wörtliche Übereinstimmungen besonders durch drei Züge, welche den beiden Romanen gemeinsam sind und allen andern Versionen fehlen, gesichert. 1. Der neue Gatte ist zugleich der Mörder des ersten, 2. diese Tatsache ist der Witwe bekannt und 3. sie entschließt sich nicht nur selbst, um ihr Reich zu schützen, sofort zu dieser Heirat, sondern wird dazu obendrein noch von den Großen und Bürgern ihres Reichs (den Baronen Laudinens) aufgefordert und veranlaßt.“ Eine Reihe von wörtlichen Übereinstimmungen erweisen die auch von anderer Seite anerkannte Abhängigkeit des Ivain vom Thebanerroman. Die Märchenformel von der aus der Gewalt eines Riesen befreiten Jungfrau findet Foerster bekanntlich in älterer Fassung im Lanzelotroman. Die Ivainfabel entsteht daraus durch die Zufügung der Gewitterquelle und des Witwenmotivs in der Gestalt der Jocaste-Edipussage, also auf rein literarischem Wege. Der Ivain tritt in ganz klares Verhältnis zu den klassischen Romanen von Theben, Troja und Eneas: „der Verfasser hat sich an diesem klassischen Dreigestirn herangebildet und das dort Gelernte weiter vervollkommnet.“ Für den Ivain kommt ferner die charakteristische Eigenschaft des „Thesenromanes“ in Betracht: im Gegensatz zum Erec, der das Verliegen des Ritters betrifft, behandelt der Ivain den Ritter, der über seinen Abenteuern die Minnepflicht vernachlässigt. In der kleinen Ausgabe schildert Foerster sehr anschaulich die Komposition des Ivain. Die knappe schematische Inhaltsangabe läßt die Anlage und Zusammensetzung klar erkennen. Die Einleitung führt mit Calogrenants Bericht das Hauptabenteuer vor. Dann folgt Ivains Quellenfahrt, sein Sieg und seine Werbung um Laudine, Ivains Schuld und Ivains Sühne, womit eine große Abenteuerfahrt verbunden ist, die endgültige Lösung.

d. h. die Versöhnung der beiden Gatten. Mit Recht hebt Foerster hervor, daß die Fabel durchaus einheitlich und sinnvoll gefügt ist. Auch in der etwas lockereren Abenteuerreihe des vierten Teiles erkennt man eine wohlüberlegte Steigerung. Aus alledem erhellt, daß der Ivain eine bedeutende literarische Schöpfung ist, die man Kristian nicht absprechen kann. Die französische Literaturgeschichte hat keinen Raum für einen Vorläufer Kristians, der diese Tat vollbracht haben könnte. Und Kristian würde zu einem vollkommen unselbständigen Abschreiber, der alle literarischen Anspielungen seiner Vorlage genau kopierte und dessen Ansehen unbegreiflich erscheint, wenn sein ganzer Ruhm bereits dem unbekannten Vorgänger zuerteilt werden muß. In der kleinen Ausgabe S. XXIX wendet sich Foerster gegen die Hypothese eines Kristian, „der fremde, fertige Romane abschreibt und, man beachte diesen stets von den Widersprechern erhobenen Vorwurf, obendrein verschlechtert. Diesem Zerrbild, das Unkenntnis der altfranzösischen einschlägigen Dichtung hervorgezaubert hat, steht gegenüber die auffällige Tatsache, daß die Mit- und Nachwelt diesen kleinen Dekadenten immer preist und den großen unbekannten Schöpfer hartnäckig ignoriert.“ Wie oft schon wurde den Gegnern dieser Standpunkt vorgehalten! Aber bisher fast immer umsonst! Das Gespenst des großen Unbekannten wird immer wieder beschworen.

Durch Zenkers Arbeiten sind in der letzten Zeit die kymrischen Prosaromane zu neuen, unverdienten Ehren gelangt. Wenn sie mit Kristians Romanen zu einer verlorenen gemeinsamen Urquelle zurückführen, dann entsteht allerdings jene geheimnisvolle, spurlos verschwundene, reiche afz. Romanreihe, durch deren Abschrift Kristian zu so merkwürdigem Ansehen gekommen wäre. „Die drei kymrischen Bearbeitungen stehen und fallen alle zusammen. Sie stehen in der ganzen keltischen Literatur einzig da, von allen andern keltischen Erzählungen grundverschieden und tragen den sicheren französischen Ursprung auf der Stirn.“ „Wir haben einen Beweis dafür, daß auch die kymrische Fassung auf Kristians Roman zurückgehen muß. Er wird durch die Tatsache geliefert, daß Kristian sein Witwenmotiv sich direkt aus dem Thebanerkrieg geholt hat, und da die andern Redaktionen alle entscheidenden Einzelzüge wiedergeben, so müssen diese aus Kristian stammen, da sie diese Züge weder erfunden noch aus Theben geholt haben können. Durch die Feststellung dieser Entlehnung ist die sog. Mabinogionfrage endlich aus der Welt geschafft.“ Ich bezweifle freilich, daß der unbegreifliche Mabinogionwahn so rasch zur Ruhe kommen wird. Die Gegner werden, unbekümmert um literargeschichtliche Erwägungen und Ergebnisse, ihre bewährte Zählmethode fortsetzen und mit unbekannten Größen rechnen. In der kleinen Ausgabe finden sich noch einige weitere beachtenswerte Gedanken zur Mabinogion-

frage. Foerster hebt den seltsamen Zufall hervor, „daß der nach französischen Übersetzungsvorlagen auslugende Kymre ausgerechnet gerade dieselben drei Romane des Unbekannten in seiner greifbaren Nähe findet, die Kristian zwei Menschenalter vorher in die Hände gefallen sein sollen! Sollte es nicht vielmehr eine der vielen damals vorhandenen Kristian-Sammelhandschriften gewesen sein?" Über die Mabinogion besitzen wir bisher eigentlich nur eine einzige ernst zu nehmende Arbeit, die Thurneysens über den Peredur in der Zeitschrift für keltische Philologie 1910, S. 185 ff., und diese entscheidet sich für die Abstammung des Peredur aus Kristians Perceval, wobei die Eigenart und Selbständigkeit des kymrischen Bearbeiters zu ihrem vollen Rechte anerkannt wird. Leider bringt Windisch in seinem Buche über *das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur* (Leipzig 1912) keine Förderung der Frage. Der Keltist wiederholt hier nur die haltlosen Behauptungen der Romanisten, statt mit eignen Gedanken und selbständigen Mitteln die Untersuchung aufzunehmen. Der Kenner der keltischen Literatur wird mit Leichtigkeit die Mabinogion den übrigen Übersetzungen aus dem Altfranzösischen zur Seite stellen und ihre besonderen Eigenschaften erweisen. Eine gründliche Stiluntersuchung müßte auch darüber entscheiden, ob die drei kymrischen Prosaromane von einem oder mehreren Verfassern stammen, ob das Verhältnis zu Kristians Gedichten verschieden ist, ob mehr oder weniger kymrische Zusätze vorliegen, die den französischen Roman der neuen Umgebung anzupassen bestimmt sind. Über diese so nahe liegenden Fragen „hat die Forschung nicht einmal begonnen und damit sollten die Keltisten endlich den Anfang machen, statt in einem ihnen fremden Gebiete unhaltbare Hypothesen aufzustellen." Es schwebt ein seltsames Verhängnis über den Mabinogion: der Romanist und Sagenforscher arbeitet damit ohne die geringste Kenntnis ihrer literar-geschichtlichen Voraussetzungen; der Keltist aber ermangelt wiederum der nötigen romanistischen Kenntnisse. So entsteht ein endloses Wirrsal über eine im Grunde so einfache Frage. Die Mabinogion gehören in eine Reihe mit den übrigen ausländischen Bearbeitungen der Kristianschen Romane. Unter diesem Gesichtspunkt müßte einmal gründlich und vorurteilsfrei von einem wirklichen Sachverständigen die ganze Frage untersucht werden. Das Ergebnis würde sicher die Foerstersche Ansicht vollauf bestätigen und die Haltlosigkeit der Mabinogionschwärmer erweisen, die einem alten romantischen Vorurteil zuliebe gegen alle Erfahrungstatsachen der französischen und der vergleichenden Literaturgeschichte des Mittelalters angehen und völlig grundlos den kymrischen Prosabearbeitungen eine andre Stellung aufzwingen, als den übrigen ausländischen Nachahmungen der Kristianschen Romane.

W. Golther.

Lommatzsch, Erhard, *Gautier de Coincy als Satiriker.* Niemeyer Halle a. S. 1913 123 S. 8⁰.

„Denn unser Mönch, der spätere Großprior von Saint-Médard bei Soissons, ist nicht nur der hymnenreiche, zart und innig empfindende Panegyriker der heiligen Jungfrau, der aus ihrem Wunderbrunnen das Wasser des Lebens zu schöpfen nicht müde wird, der auf den üppigen Gefilden ihrer Großtaten die schönsten Blüten zu pflücken und zu einem anmutigen, duftigen Strauß zu binden weiß; er ist nicht nur der lebensvolle und warmherzige Erzähler, der an den trüben wie an den freudigen Geschicken seiner Helden und Heldinnen sichtlich persönlichen Anteil nimmt und sich allein damit sofort die Sympathie seiner Leser sichert .... Gautier de Coincy ist auch ein eindringlicher Sittenprediger und ein satirischer Beobachter und Kritiker seiner Zeit" (S. 3/4). Es war ein glücklicher Griff, aus der literarischen Doppelbegabung eines mittelalterlichen Mirakeldichters von der lyrisch-religiösen Inspiration den didaktisch-weltlichen Realismus abzusondern, den Realismus eines vom *siecle* Abgewandten darzustellen: wir lernen so jene mittelalterliche Seele verstehen, die, wenn auch durch Kirchenglasfenster blickend, die Welt in ihrer Farbigkeit und Vielgestaltigkeit sah. So wie Gautier de Coincys Mirakel an den erdentrückten Hymnus die *queue* heften, das „Schwänzchen" Irdischkeit, das mit dem Hymnus kontrastiert und ihn so in noch höhere Höhen emporhebt, so sah der klösterliche Pessimist des Mittelalters seine Hymnen, seine Panegyrik, seine Lyrik immer im Hinblik auf die Erde, auf der „es nicht so zugeht" wie in den lichten Höhen, auf der es anders zugehen sollte. Aus den den Legenden angehängten Epilogen *(queues)*, aus den Prologen des Mirakelbuches, den Exkursen in den Legenden selbst, aus Abschweifungen und Invektiven, die im Laufe der Erzählung der Dichter einfügt oder seinen Personen in den Mund legt, hat Lommatzsch ein Panorama des mittelalterlichen Lebens zusammengesetzt, wie es dem Auge des Satirikers sich malte; wie wunderbar, daß alle disjecta membra einer Satire — denn eine Satire als selbständiges Dichtwerk hat Gautier nicht geschrieben — sich (fast wie bei Dante) zu einem einheitlichen und vollständigen Gesamtbild des damaligen Lebens und Treibens vereinigen lassen — Lommatzsch hat uns gewissermaßen aus all den Scherbchen ein schönes gotisches Kirchenfenster zusammengesetzt; sein zweites Kapitel „Die Kritik der Stände" bei Gautier, hat er selbst in wahrhaft künstlerischer Weise nach dem Vorbild der Fabel vom *Mariage des neuf filles du diable* gestaltet: „hier verheiratet der Teufel seine älteste Tochter Simonia an die Prälaten der Kirche, die zweite, Hypocrisis, vermählt sich den Mönchen und *faux religieux*, Rapina wird die Braut der Ritter, Usura die der Bürger, Sacrilegium

geht eine Ehe mit den *vilains* ein, Superbia erwählt sich die Frauen — kurz jedes Teufelskind findet einen passenden Liebhaber. Ohne uns damit zu binden, können wir diese Fabel... der Ständesatire Gautiers zugrunde legen" (S. 16). Und auf daß unser Vergleich mit dem aus lauter Bildern des Lebens zusammengesetzten K i r c h e n fenster vollständig stimme — Lommatzsch hat nicht versäumt, bei allen Invektiven des Dichters auf die zeitgenössischen Moralisten und Prediger hinzuweisen, mit denen Gautier inhaltliche und formelle Übereinstimmungen zeigt.

Schon in den Anmerkungen des zweiten Kapitels sind für originelle Vergleiche, Besonderheiten der Diktion, an denen Gautier reich ist, Parallelen gesammelt,[1]) die dieselbe schöne Belesenheit zeigen wie Verf.'s „System der Gebärden"; das dritte zusammenfassende Kapitel ist eine Vorarbeit zur Stilcharakteristik Gautier's, die vorläufig, bevor noch eine kritische Ausgabe Gautiers vorliegt, sich natürlich nur auf besonders Frappantes beschränken kann. Im ganzen also ein schönes

[1]) Z. B. Belege auf S. 20 für *faire dieu de sa panse*, wozu man noch an Rabelais' *messer Gaster*, den *dieu ventripotent* erinnern kann. — S. 29 über afz. *ermoufle*; — S. 36 *fuir comme tarente* ‚wie die Tarantel', — S. 49 *jouster au ni de pie* ‚(prahlerisch) etwas Unmögliches versuchen', — S. 53 über den humoristischen Reim *prince—pince*, — S. 55 über den falschen Baudouin, — S. 58 *chappes fourrées* (von Richtern), — S. 59 *vendere linguam* (von Juristen), — S. 66 wird eine Stelle aus Gautier als Urbild des *che dal collo a ciascun pendea una tasca* (Dante, Inf. c. XVII) erwiesen. — S. 73 interessant der Nachweis des beschämenden Streiches, daß eine Person in einem Korbe aufgezogen wurde, was aus Deutschland bekannt ist (vgl. Grimm s. v. *Korb*), im deutschen *einen Korb geben* noch nachlebt und in Richard Strauß' „Feuersnot" auf die Bühne gebracht wurde; für ital. *corbellare*, bei dem Meyer-Lübke (Rom. Et. Wb. 2269) zwischen *corvus* und *Korb* schwankt, wüßte ich nichts ähnliches aus den volkstümlichen Traditionen anzuführen, höchstens ein aus dem Grenzgebiet der Sette communi stammendes *dar il sacco* (Pitré's *Archivio* XVIII 41). Span. *calabacear un galan*, Bello, Annotac. sobre el lenguaje Bogot. 599 scheint von einer ähnlichen Vorstellung wie prov. *escogossar* ‚zum Hahnrei machen' (davon *cogot* ‚Hahnrei' zu c u c u t i a, Kürbis') auszugehen. — S. 82 Belege für Ausdrücke *fet acroire que blanche chape est toute noire.* — S. 87 über Invektiven der Satiriker gegen auffallende Haartracht, falsche Zöpfe und Schminke. — S. 89 über das Sprichwort *casta est quem nemo rogavit.* — S. 89 zu den von Tobler (Jahrb. XIII S. 106) erwähnten „Opfern weiblichen Wankelmuts" weitere Beispiele aus dessen Handexemplar mitgeteilt. — S. 96 ff. über Reliquientäuscher und falsche Wunderkünstler. — S. 99 Schmähausdrücke Gautiers gegen Widersacher der Jungfrau. — S. 106 über Alliteration bei Gautier. — Im dritten Kapitel: S. 110 Anapher, Variation e i n e s Gedankens, S. 111 Synonymenhäufung, Alliteration, S. 112 Zwischenrufe der Entrüstung, S. 113/4 Bilder und Metaphern, S. 115 Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung, Umschreibung des Ausdrucks ‚verkehrte Welt', S. 116 Wortspiele und Reimkünsteleien, S. 118 etymologisierendes Namenspiel, S. 120 äquivoke Reime und Replikationen von Homonymen und gleichen Wortstämmen.

Buch, kein Produkt bloßen Fleißes, sondern auch künstlerischer Synthese, ein *livre de chevet* aller *médiévistes.*

Wien. LEO SPITZER.

Laigle, Mathilde. *Le livre des trois vertus de Christine de Pisan et son milieu historique et littéraire.* Paris, Champion, 1912. XII u. 375 SS. Groß 8⁰.

Man darf zweifeln, ob ein Lehrtraktat wie das *Livre des trois vertus* oder, wie der andere Titel heißt: *le Trésor de la Cité des Dames* (nicht zu verwechseln mit der *Cité des Dames!*) eine so eingehende, umständliche Monographie verdiente. Weder durch philosophische noch durch künstlerische Eigenschaften zeichnet diese Schrift der unermüdlichen Christine sich sonderlich aus. Neue, wesentliche Charakterzüge zu ihrem Bilde oder zu ihrem Entwicklungsgang bietet sie kaum und hat eher kulturgeschichtliches als literarhistorisches Interesse. Sie hätte ohne Schaden sehr viel kürzer analysiert werden können.

Es ist der Verfasserin gelungen, mit ziemlicher Sicherheit als Abfassungszeit des *Livre des trois vertus* das Jahr 1405 zu bestimmen. Die Aufführung der Handschriften (im ganzen dreizehn), der Übersetzungen und Nachahmungen ist verdienstlich. Die Kritik des Stiles und der Kompositionskunst Christinens hätte schärfer und knapper sein können. Auch bei den Quellennachweisen wäre weniger mehr gewesen. Auf alle Fälle hätte die Verf. die leicht zugänglichen von Fr. Egidi in der *Collezione della Società filologica romana*, Rom 1902 ff. veröffentlichten *Documenti d'Amore* des Francesco da Barberino selbst einsehen müssen, anstatt sich ausschließlich auf A. Thomas' bekannte Arbeit zu stützen.

Der ganze übrige Teil des Buches (S. 107—365) ist nur noch Inhaltsangabe des Traktates und begleitet Christinens Gedanken mit kulturgeschichtlichen Belegen, Beispielen, Parallelen und mit liebenswürdigen, verständigen, sympathischen aber entbehrlichen Reflexionen. Wer über die Stellung und Wertschätzung der Frauen aller Stände am Ausgang des Mittelalters sich unterrichten will, wird diese Monographie nicht ohne Gewinn zu Rate ziehen.

München. KARL VOSSLER.

Lanson, Gustave: *Manuel bibliographique de la littérature française moderne*, t. III, dix-huitième siècle. Paris, Hachette, 1911. Preis 5 fr. t. IV, révolution et dix-neuvième siècle, ebenda 1912. Preis 8 fr.

Lang und undankbar nennt Lanson in der Vorrede zu dem letzten Bande die Arbeit an dem nunmehr glücklich zu Ende

geführten bibliographischen Werke. Lang wohl und entsagungsreich auch, aber undankbar nicht; denn wieviele Arbeiter auf dem Gebiete der neueren französischen Literaturgeschichte mögen wohl fortgesetzt mit dem Gefühle der Dankbarkeit gegen ihren Verfasser die vier Bände des '*Manuel bibliographique*' zu Rate ziehen. Undankbar mag dem Schöpfer derartiger Hilfsmittel sein Werk wohl erscheinen, weil er nicht unmittelbar und offensichtlich erfahren kann, in welchem Umfange es benutzt wird. Undankbar auch deshalb, weil es im Augenblick des Erscheinens schon unvollständig wird und der Ergänzung bedarf. So möge denn der äußere Erfolg des Werkes, der ziffernmäßig festzustellende Absatz der Exemplare, die Notwendigkeit neuer Auflagen (der 1. Band ist bereits in 2. Auflage erschienen) für den wahren, den inneren Erfolg Zeugnis ablegen und die Arbeit des Verfassers lohnen.

Das bibliographische Handbuch Lansons ist nicht etwa eine alphabetisch geordnete Aneinanderreihung der Schriftsteller der verschiedenen Jahrhunderte mit Aufzählung ihrer Werke und der über sie erschienenen Arbeiten. Es ist vielmehr nach historischen und sachlichen Gesichtspunkten in Kapitel eingeteilt, die wieder in Unterabteilungen zerfallen. Es finden sich da Kapitel über Bibliographie zur allgemeinen Kulturgeschichte Frankreichs, zu den Beziehungen zwischen Frankreich und anderen Nationen, über Presse und Journalisten, über politische, juristische und religiöse Beredsamkeit, über Philosophen und Kritiker, über Geschichte und Reisen, über Memoiren und Briefe usw. Ein Kapitel im letzten Bande ist der Romantik im allgemeinen, je eines den bedeutendsten Dichtern der Romantik gewidmet. Ein anderes behandelt den Übergang von der Romantik zur Dichtung der Parnassiens, ein anderes diese Dichtung und die der Symbolisten. Weiter gibt es Kapitel, welche dem Prinzip der Einteilung der Literaturgeschichte nach Gattungen (Lyrik, Roman, Drama) ihre Entstehung verdanken. Die Benutzung des *Manuel* ist aus diesem Grunde nicht so einfach und bequem wie die des *Guide bibliographique* etwa von Thiéme. Die großen Schriftsteller wird man meistens schnell finden, dagegen ist es oft nicht ganz leicht, die Geister zweiten oder dritten Ranges zu entdecken. Man muß oft lange das Kapitel, in dem sie untergebracht sind, suchen. Je ausgedehnter die Kenntnisse des Benutzers sind und je häufiger er das Werk zur Hand nimmt, um so schneller wird er sich in ihm zurechtfinden. Diese Schwierigkeit des Gebrauchs ist notwendig mit der ganzen Anlage des Werkes verknüpft. Wer auf Schnelligkeit und Bequemlichkeit großen Wert legt, dem wird sie als ein Nachteil des Buches erscheinen. Wer dagegen glaubt, daß man auch beim Suchen etwas lernen könne, dem wird dieser Nachteil nicht allzu groß vorkommen. Immerhin wäre es vielleicht nützlich gewesen,

dem Werke ein alphabetisches Verzeichnis der Autoren anzufügen. Die Brauchbarkeit wäre durch diese Zugabe sicher erhöht worden. So kann es vorkommen, daß man lange nach einem weniger bedeutenden Schriftsteller sucht, um schließlich voller Enttäuschung festzustellen, daß er überhaupt nicht in dem Werke enthalten ist.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Molinier, H.-J. *Essai biographique et littéraire sur Octovien de Saint-Gelays, évêque d'Angoulême (1468—1502).* Paris, Librairie Alphonse Picard et fils, 1910. XXI — 307 SS.

Molinier, H.-J. *Mellin de Saint-Gelays (1490?—1558). Etude sur sa vie et sur ses œuvres.* Paris, Librairie Alphonse Picard et fils, 1910. XXXII—614 SS.

Beide Monographien gehören zusammen, und zwar so, daß die größere Arbeit über Mellin de Saint-Gelays die Fortsetzung des Essai über Octovien de Saint-Gelays bildet. Die Studie über Mellin ist am besten gelungen, schon deshalb, weil der Verf. hier eine Methode befolgte, die zu gesicherten Ergebnissen führen kann. In der Studie über Octovien de Saint-Gelays fehlt fast ganz eine Darlegung des für eine richtige Beurteilung des Dichters so wichtigen Milieus und ebenso ein Eingehen auf die Quellen. In der letzteren Hinsicht läßt auch die Mellin-Biographie noch mancherlei vermissen, aber die Lücken sind hier nicht so fühlbar wie dort. Molinier stand bei der Ausarbeitung seines Essai über Octovien insofern vor einer schwierigeren Aufgabe wie bei der Ausarbeitung seiner Studie über Mellin, als Octoviens Dichtungen noch zum großen Teil unveröffentlicht in den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek schlummern. Für die Literaturwissenschaft ist das auch kein allzu großer Verlust, aber die Abfassung eines *Essai biographique et littéraire* wird dadurch sicherlich erschwert, besonders wenn man unter Biographie mehr versteht als ein bloßes Darlegen der äußeren Lebensschicksale.

Molinier ist es nicht gelungen, Octoviens dichterische Art klar herauszuarbeiten und sein literarisches Werk in allen seinen Teilen und Eigenheiten gleichmäßig scharf zu zeichnen. Auch die Gruppierung des ganzen Stoffes unter die beiden Stichworte *le poète courtisan — l'évêque* ist im Grunde doch zu rein äußerlich der Lebensstellung Octoviens entlehnt und nur geeignet, eine Zerreißung des an sich einheitlichen Werdeganges zu bewirken. Auch in dem *L'évêque* betitelten Teil blickt der *courtisan* überall durch. Wenn man überhaupt einen Standpunkt einheitlicher Beurteilung gewinnen und diesen den äußeren Lebensumständen

entlehnen will, so kann es nur der des *courtisan* sein. Als *courtisan* schreibt er seine Dichtungen. Auch seine Übersetzungen, die übrigens, literarhistorisch betrachtet, bedeutender sind als seine eigenen Schöpfungen, sind Leistungen eines solchen. Er läßt kaum eine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Zusammengehörigkeit mit dem Hof zu dokumentieren, sei es auch nur, indem er dem König seine Dichtungen oder Übersetzungen widmet. Das Gelehrte in seinem Werk ist nur höfische Zutat und nicht um seiner selbst willen da. Seine dichterische Betätigung ist so eng mit seiner Eigenschaft als Höfling verknüpft, daß Goujet (*Bibl. Franç.* X. S. 238) meinen konnte, Octovien habe nach seiner Ernennung zum Bischof überhaupt auf die Dichtkunst verzichtet. Das ist freilich ein schon lange überwundener Irrtum. Es gehört mit zu dem Besten, was Moliniers Buch gebracht hat, daß es nun über die Einzelheiten der früher vielfach ignorierten literarischen Tätigkeit in der Zeit seines Bischofsamtes ausführlichen Aufschluß gibt. Überhaupt liegt das Verdienstvolle von Moliniers Arbeit in der sorgfältigen Analyse der Werke Octoviens. Seine Stellung im Gang der Entwicklung der Literatur wird nur nebenbei gestreift, ebenso sein Verhältnis zur Poesie der Rhétoriqueurs. Wenn Octovien auch nicht gerade durch poetische Begabung hervorragt, so ist seine Bedeutung doch durch den Vorrang genügend festgelegt, den er gegenüber anderen seiner dichtenden Zeitgenossen behauptet. Er ist so recht ein Mann seiner Zeit, ohne tiefe Gedanken, nur einer gelegentlichen Kritik von Hof und Hofleben fähig, in seinen poetischen Leistungen von bestem Willen beseelt, im dichterischen Ausdruck nicht überall glücklich und natürlich, am unrechten Ort von überflüssiger Weitschweifigkeit und pedantischer Gelehrsamkeit. Dabei liebt er es, soweit er nicht übersetzt, dieselben Themata zu variieren: Klagen über das Elend Frankreichs und die Verderbnis seiner Bewohner, Abscheu vor dem Krieg, Liebe zum Frieden und Hoffnung auf das Eingreifen Gottes oder der irdischen Obrigkeit. Und das alles noch zum Überfluß nicht selten in die Form von Träumen oder Visionen gekleidet und durch langweiliges Gerede über Camillus oder Trajan und andere Vorbilder römischer Tugend gewürzt. Nur mit E i n e m mag sich ein Biograph Octoviens trösten: auch die Dichter der Folgezeit haben es, als sie sich gleichen Stoffen zuwandten, nicht immer viel weiter gebracht.

Die stattliche Breite, zu der die Mellin-Studie angewachsen ist, hätte ohne Not gekürzt werden können, wenn Molinier darauf verzichtet hätte, hier noch einmal (und zudem mit manchmal wörtlichen Übereinstimmungen!) den Lebensgang und die literarische Arbeit von Octovien de Saint-Gelays zu schildern, bloß deshalb, weil dieser für Mellin von Einfluß gewesen ist. Das eigentliche Interesse am Stoff setzt erst mit der Schilderung

von Mellins Aufenthalt in Italien und der Darlegung des ungleich wichtigeren, geradezu entscheidenden Einflußes ein, den dieser für die Richtung seiner ganzen Dichtung gewonnen hat. Unter dem Einfluß der italienischen Vorbilder wurde Mellin hinausgehoben über die Reimerei der Rhétoriqueurs. Für die Folgezeit wurde dann weiter von Bedeutung seine Freundschaft mit Marot, dem er im Streit mit Sagon als treuer Helfer zur Seite stand, und schließlich, wie einst bei Octovien, sein Eintritt am Hofe. Welche Beziehungen er auch sonst noch anknüpfen mochte, sie werden alle in den Schatten gestellt durch das, was der Hof einem Dichter zu Beginn des 16. Jahrhunderts war. Am Hofe wurde er zu einem Gelegenheitsdichter, dessen Poesien geistreiche Kleinigkeiten sind, im Augenblick geboren und für den Augenblick bestimmt. Mellin de Saint-Gelays gehört nicht zu denjenigen Dichtern, deren Werke man schließt, um nachzusinnen. Wenn er auf den Höhen der Literatur steht, so verdankt er das schließlich doch allein der einflußreichen und führenden Stellung, die er in der Literatenwelt seiner Zeit eingenommen hat. Gegen ihn, und gegen ihn nicht zum wenigsten, richtete sich die *Défense et illustration*. Sollte ihn auch Du Bellays „*Poète courtisan*“ treffen? Hier muß ich, auf Grund früherer Beobachtung, Molinier beipflichten, der eine solche Bestimmung von Du Bellays Satire mit guten Gründen bestreitet und in ihr nichts weiter sehen will, als einen farblosen, gegen das Urbild des poète courtisan gerichteten Erguß, den man bei einer Beurteilung Du Bellays nicht zu hoch in Anschlag bringen darf.[1])

Was Molinier über Mellins Vorlagen und Vorbilder bietet, ist keine erschöpfende Quellenuntersuchung. Nach dieser Seite hin bedarf seine sonst so dankenswerte Studie noch der Vertiefung.[2])

Marburg i. H. KURT GLASER.

Berneburg, Ernst. *Charakterkomik bei Molière.* Marburg a. L. Verlag von Adolf Ebel. 1912.

Nach B's Ansicht haben alle bisherigen Arbeiten über Molières Komik das Wesen derselben noch nicht genügend klar gestellt. Nur auf Grund der Weltanschauung des großen Dichters läßt sich nach ihm das Problem lösen. B. beginnt mit einem Kapitel „Allgemeines über die Komödie und den komischen Dichter“, in dem er die richtige Meinung verficht, daß das Komische wandelbar ist nach Zeit, Ort, Volksart, Bildung. Nachdem er den Unterschied zwischen Verlachen und Belachen festzustellen

---

[1]) Damit erledigt sich ein Einwand, den J. Frank, *Arch. für das Studium der neueren Sprachen* 125 (1910) S. 456 gegen mich erhoben hat.

[2]) Vgl. *Romania* 40 (1911) S. 466—468 und *Revue d'histoire littéraire* 18 (1911) S. 694—696.

versucht hat, geht er dazu über, Molières Komik aus der Zeit heraus begreiflich zu machen und entwirft von dem Siècle de Louis XIV ein Bild, das zu dem gewöhnlich angenommenen im scharfen Kontrast steht, aber gewiß viel Richtiges enthält. Auch seine Ausführungen über die Verschiedenheit der Auffassung des Komischen bei Deutschen und Franzosen sowie über Schau- und Lesepublikum sind recht lesenswert. In einem dritten Kapitel behandelt er Molières Komödie innerhalb der Komödientradition. Der Bedeutung der Form in Molières künstlerischer Entwickelung wird er vollkommen gerecht. Das vierte Kapitel „Molières Komik und seine Weltanschauung" ist die pièce de résistance der Arbeit. Der Begriff der Weltanschauung wird nach Dilthey und Wechssler erörtert. Persönliche Freiheit, Natürlichkeit, vernünftig sittliches Handeln sind Molières Ideale. Gegen Zwang, Unnatur, Unvernunft zieht er zu Felde. Am Erziehungsproblem (Freiheit : Zwang), am Bildungsproblem (Natürlichkeit : Unnatur), am ethischen Problem (vernünftig-sittliches Handeln : Unvernunft) beweist V. die Wahrheit seiner Behauptungen. In einem letzten Kapitel untersucht er etwas genauer einige Charaktere, die uns heutzutage nicht mehr so komisch vorkommen, Arnolphe, Tartuffe, Don Juan, Alceste und Harpagon. Einige Worte über Molières komische Kunst beschließen die Arbeit.

V. hat gewiß vernünftiges Urteil und hat Molière mit Verständnis gelesen. Ich möchte mir nur die bescheidene Anfrage erlauben: Welcher wesentliche Unterschied besteht eigentlich darin zu sagen: Molière verlachte den Zwang, die Unnatur, die Unvernunft, weil gerade das Wesen seiner Weltanschauung in der Liebe zur Freiheit, Natürlichkeit und Vernunft gipfelte, oder Molière griff den Zwang, die Unnatur, die Unvernunft an, weil er seinem Charakter und seiner Entwickelung gemäß sie als Mängel und Fehler erkannte, als ein Nichtseinsollendes, das deshalb satirisiert werden mußte, wie es früher z. B. formuliert worden ist. V. sagt zwar p. 42 „Eine ernsthafte Literaturbetrachtung wird den Begriff der Weltanschauung nicht mehr umgehen können". Recht schön und gut! Ich frage mich aber nur, ob der Begriff früher nicht schon bekannt und voll gewürdigt wurde, ohne daß dem Wort eine so große Bedeutung beigelegt wurde.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Sakmann, Paul. *Jean-Jacques Rousseau.* Berlin 1913. Reuter & Reichardt. 198 S. 8⁰.

Schon in seinem vor kurzem erschienen Buche über Voltaire hat Sakmann eine kräftige Originalität der Auffassung bewiesen. Auch diesmal geht er seine eigenen Wege, überall nachprüfend und nachforschend und nichts auf guten Glauben hinnehmend.

Bei aller Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat er den gelehrten Ballast, den Schutt der Werkstätte beseitigt und das Buch dadurch wie durch seine eigenartige, künstlerisch durchgearbeitete Darstellung jedem gebildeten Leser zugänglich gemacht. Er vernachlässigt das Persönliche nicht, verweilt aber niemals zu lange auf den äußerlichen sterilen Lebensdaten, sondern sucht die innere Biographie Rousseaus zu geben.

Es ist ja längst bekannt, daß im Leben und in den Schriften Rousseaus krasse Widersprüche und Unstimmigkeiten klaffen, daß die späteren Werke öfter wie Schlangenhäute abgestreifter Ideen hinter den früheren liegen, daß seine ursprünglichen Ideale im Laufe der Zeit immer mehr abbröckeln. Sakmann begnügt sich aber nicht damit dies aufzuweisen, sondern macht es auch ersichtlich, wie Herkunft, Erziehung und Lebensschicksale das Denken und Fühlen des neurasthenischen, impressionistischen Rousseau beeinflußt haben, wie aber doch trotz aller seiner Schwankungen und Kompromisse gewisse Grundgedanken immer wieder zum temperamentvollen Ausdrucke gelangen. Rousseau ist eben kein Mann des nackten Denkens, der streng eingehaltenen Folgerichtigkeit, sondern tief unter der Schwelle des Intellekts liegende Affekte und Intuitionen beherrschen seinen Geist, denen er nur hie und da eine nachträgliche logische Begründung zu geben für gut findet.

Rs. Schlagwort: Rückkehr zur Natur! ist oft so mißdeutet worden, als hätte er den Kulturmenschen wieder in einen wilden Bärenhäuter zurückverwandeln wollen. Zu dieser falschen Auffassung trug wohl sehr viel Voltaires Antwort auf die ihm 1755 von Rousseau zugeschickte Schrift *L'inégalité parmi les hommes* bei, in der es unter anderem hieß: „Niemals hat man so viel Geist angewendet, um uns zu verdummen *(nous rendre bêtes)*, man bekommt förmlich Lust, auf allen Vieren zu kriechen, wenn man Ihre Arbeit liest. Doch habe ich seit 60 Jahren diese Gewohnheit verlernt und ich fühle leider, daß es unmöglich ist, sie wieder anzunehmen". (Wenn man Maugras glauben darf, hätten damals sogar einige sonderbare Schwärmer diese Gangart einzuführen versucht.) Auch Sakmann bekämpft nun eindringlich dieses Mißverständnis und zeigt, daß R. bei all seinem sensiblen Lyrismus nicht ohne Wirklichkeitssinn gewesen ist. Schon im 2. *Discours* entfernt er sich von seinem anfänglichen Kurse und empfiehlt einen gewissen Mittelzustand als den glücklichsten und am meisten Dauer verheißenden. In seiner *Dédicace* des 2. *Discours* wird dieser Vater der Revolution zugleich auch der Vorläufer der dereinstigen konservativen Reaktion gegen die Revolution. In seiner Schrift *De l'Économie politique* sagt er, die Freiheit sei das Recht, alles zu tun, was das Gesetz erlaubt. In den *Dialogues* aber (wie wir hinzufügen möchten) spricht sich Rousseau hierüber am deutlichsten aus: „Die menschliche

Natur geht nicht zurück und niemals kann man zu jenen Zeiten der Unschuld und Gleichheit zurückgelangen, wenn man sich einmal von ihnen entfernt hat.“ Ebendaselbst heißt es auch, daß eine Zerstörung der bestehenden Kulturinstutionen nur die äußeren Palliative der Laster, nicht aber diese selbst beseitigen könnte und — daß hierdurch nur anstatt der herrschenden Korruption Räuberzustände eintreten würden. Rousseau will also nur die durch die Überkultur eingetretene Entartung der Leidenschaften wieder durch Anknüpfung an natürliche Zustände eindämmen und die Natur vor Ausschweifungen behüten, ohne ihre Kräfte zu lähmen. Daß er diese gesunden Tendenzen öfter selbst durch allerhand querköpfige Marotten und Verschrobenheiten verdarb, kann seine hohe Bedeutung nicht verringern, denn er ist nicht der erste und nicht der letzte, der in der Verwirklichung der besten Grundsätze die schlimmsten Fehler beging. Theorie und Praxis sind bei ihm sehr verschieden. Wenn auch seine Leitgedanken nicht neu sind und es mit ihnen sich so verhält, wie mit gewissen Gewässern, die nach längerem unterirdischen, verborgenen Laufe sich wieder sammeln und dann plötzlich mit verstärkter Kraft wieder zum Vorschein kommen, so bleibt es doch sein Verdienst, für das, was so viele ersehnten, das erlösende Wort gefunden, es mit der außerordentlichen Werbekraft seiner Feuerseele verkündet und die Poesie des Menschenherzens wieder erschlossen zu haben, nachdem sie unter der starren Decke eines platten, übernüchternen Rationalismus zu ersticken drohte.

Mit Recht ist der größte Teil des Sakmannschen Buches dem *Emile* gewidmet, von dem Rousseau selbst sagt: *Toutes mes idées se tiennent dans l'Emile, mais je ne saurois les exposer toutes à la fois.* Wir können auch aus diesem Teile nur ganz Weniges wiedergeben. Sakmann übt scharfe, unerbittliche Kritik am *Emile*. Er weist besonders daraufhin, wie sehr der aus diesem Werke sprechende Geist mit dem des *Contrat social* kontrastiere und wie sehr sich der Emile vom 2. *Discours*, dem ersten Hohenlied vom freien Einzelmenschen, das Rousseau gedichtet hatte, unterscheide, wie aus dem Utopisten Jean-Jacques ein Idealist geworden sei. Trotz dieser und vieler anderer Mängel aber steht Rousseau auch unter den Reformatoren des Unterrichts an erster Stelle und nicht ohne Grund haben sich Schiller, Goethe, Pestalozzi und Herbart darin als seine Jünger und Schüler betrachtet. Die Stärke Rousseauscher Pädagogik liegt in dem Reichtum ihrer genialen, fruchtbaren Leitmotive, von denen viele für unsere Zeit an Aktualität nichts eingebüßt haben und uns recht modern anmuten. Dies gilt schon von seinen vier Imperativen des Unterrichts: Anschauung, Selbsttätigkeit, Praxis, Zusammenhang! Sehr zeitgemäß klingt es auch, wenn er vor der Vielwisserei warnt, von der schon der dunkle Heraklit sagte, daß sie den

Geist nicht bilde. Nicht was bläht, sondern nur was bildet, soll gelehrt werden, nicht alles Wißbare ist wissenswert. Nur durch Verfehlung gegen diese Prinzipien hat man den Lernenden aus der Pflicht eine Fessel, aus der Arbeit einen Fluch gemacht. Sehr beherzigenswert ist auch, wenn Rousseau bei jungen Leuten die *politesse du cœur* der äußerlichen Höflichkeitsdressur vorzieht, was Bautru noch schärfer faßt mit den Worten: *Honnête homme et bonnes moeurs ne s'accordent pas ensemble.* Auch die positive Bedeutung des Spieles für die Erziehung hat zuerst Rousseau erkannt, während das Mittelalter und der Pietismus dieses als „sündhafte Regung des alten Adam" mißachteten. Es entspricht auch unserem Geschmack, wenn Rousseau die Zerbrechung des kindlichen Eigenwillens durch brutale Gewalt zurückweist. Auch die jetzt so fühlbare Neubelebung der Religion, dieses kräftigste Symptom für das Wiederaufsteigen der Probleme des inneren Menschen, ist ja ganz im Sinne Rousseaus, der richtig erkannte, daß die Religion aus der Kraftfülle der Menschennatur herausgewachsen sei und mit ihr dauernd verknüpft bleibe. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, ein persönliches Verhältnis zum All, ein Leben im Unendlichen zu finden. Er erweist sich aber auch hier, wie sonst, als ein schlechter Praktiker, wenn er seine Theorie in der Schule zu einem ersprießlichen und möglichen Religionsunterricht ausgestalten soll. Mit Recht vermißt Sakmann bei Rousseau ganz den Humor in der Schule, der oft mit herausfordernden Übermut in schwierigen Situationen der stallsteifen Pädagogik erfolgreich ein Schnippchen schlägt. In der Frauenfrage ist Rousseau kein Feminist und hält fest an dem alten Frauenmuster: der weiblichen Frau; doch ist er auch hierin nicht so rückständig, als man gewöhnlich meint.

Josef Frank.

Strowski, Fortunat. *Tableau de la littérature française au XIXe siècle.* Paris, Librairie classique Paul Delaplane, 1912. IX + 538 S. 3 fr. 50.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, in einem handlichen Bändchen die Fülle der Erscheinungen zu bemeistern, durch die das französische Schrifttum des 19. Jahrhunderts den Entwicklungsgang des Geistes der Zeit wiederspiegelt; auch wenn man sich, wie der Verfasser durch den Titel andeutet und in der Vorrede versichert, auf ein Gemälde beschränkt und auf allgemeine Formeln verzichtet. Trotzdem ist der Versuch gelungen. Der Verfasser hat es verstanden, die gewaltige Menge dichterischer Erzeugnisse und Persönlichkeiten im Rahmen der geistigen Strömungen des Jahrhunderts in lebendiger und geistreicher Form darzustellen. Er besitzt die dazu erforderlichen Gaben des klaren wissenschaftlichen Verständnisses, des dichterischen

Nachfühlens und der künstlerischen Wiedergabe. Wenn er in der Vorrede erklärt, daß er bei aller sonstigen Vorurteilslosigkeit doch nie versäumt habe, sittliche Grundsätze maßgebend sein zu lassen, so macht sich dieses Hereintragen persönlicher Überzeugungen doch nie störend bemerkbar. Im Gegenteil kann man überall eine verständnisvolle Weitherzigkeit des Urteils feststellen.

Ganz freilich läßt sich, besonders bei der Darstellung geistiger Strömungen, die allgemeine Geschichtsauffassung des Darstellenden nicht ausschalten. Auch wo sie nicht ausgesprochen wird, ergibt sie sich aus der Ordnung und Begründung der Tatsachen von selbst. Ebenso neu wie bestreitbar scheint mir z. B. die Annahme, daß die französische Romantik ausländischen Ursprungs und daher nur eine vorübergehende Verirrung des französischen Geistes gewesen sei; und daß dieser, sobald er sich wieder auf sich selbst besonnen habe, notwendig zu dem ihm natürlichen Realismus habe zurückkehren müssen (S. 223 f.). Das heißt jede Entwicklung leugnen und die vollkommene Unveränderlichkeit des nationalen Geistes zum Grundsatz erheben. Einer solchen Annahme widerspricht schon die Tatsache, daß die französische Romantik ihre Wurzeln bereits in Rousseau findet und erst später auf die ausländischen Einflüsse hinübergreift. Das geschichtliche Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen, durch das sich Klassizismus, Romantik und Realismus ohne weiteres gegenseitig bedingen, läßt sich heute doch wohl nicht mehr einfach übergehen. Der Geist eines Volkes ist etwas ungemein Verwickeltes; er setzt sich aus einer ungeheuren Zahl einzelner Geister zusammen, die alle wiederum ihre eigne Entwicklung durchzumachen haben. Sie ordnen sich nach ihrer Zusammengehörigkeit zu einzelnen Gruppen, „Strömungen", von denen immer eine vor den andern vorherrscht. Diese herrschende Strömung bestimmt den Geist der Zeit. Wie in der Entwicklung des einzelnen, so lösen noch mehr in der der Gesamtheit immer gegensätzliche Strömungen einander ab, indem eine jede durch Übertreibung ihrer Einseitigkeiten entgegengesetzte Strebungen wachruft. Auf die Verstandeskultur der klassischen Zeit folgte in Frankreich seit Rousseau die Gefühlskultur der Romantik, auf diese wieder der verstandesmäßige Realismus. Dessen Übertreibung, der Naturalismus, führte zu einer Neuromantik, über die man bis jetzt noch nicht hinausgekommen zu sein scheint. Nun mag gewiß der französische Geist vorwiegend der verständigen Klarheit zugewandt sein; darauf deutet ja auch die längere Dauer der entsprechenden Zeiten. Aber es hieße doch sehr einseitig urteilen, wollte man deshalb die mannigfaltigen andern Eigenschaften einfach übersehen und eine Richtung, die, wie die Romantik, durch so viele hervorragende echt französische Geister ausgezeichnet ist und in der französischen

Kultur dauernde Merkmale hinterlassen hat, nur als eine von außen aufgezwungene Verirrung ansehen.

Ich sehe den Wert des vorliegenden Buches nicht in diesen spärlichen allgemeinen Teilen, sondern hauptsächlich in der plastischen Darstellung einzelner künstlerischer Persönlichkeiten. So ist, um nur einiges wenige zu nennen, der Abschnitt über Balzac (S. 262 ff.) ein Meisterstück. Und fast ebenso lebensvoll ist Flaubert (393 ff.) dargestellt. Selbst die etwas zu knappen Seiten, die Daudet (406 ff.) gewidmet sind, werden seinem innersten Wesen doch vollkommen gerecht. Hier und da wirft ein Wort aus den Werken oder Briefen selbst ein scharfes Blitzlicht über den behandelten Gegenstand. Diese Anführungen sind immer ausgezeichnet gewählt; nur wäre es doch wünschenswert, daß die Gepflogenheit wissenschaftlicher Werke, eine deutliche Quellenangabe zu machen, beibehalten würde. Es könnte dadurch dem, der jenen Andeutungen weiter nachgehen möchte, viel unnötiges Suchen erspart werden. Warum nennt der Verfasser die „wenig bekannte Vorrede" Hugos (S. 108; vgl. auch 109) nicht, aus der er so bezeichnende Sätze anführt? Besonders da sich in dieser Vorrede zu den „Odes et Ballades" (Éd. déf. Poésie I. 24 ff.), die aus der Frühzeit stammt, noch viele andere ebenso wichtige Stellen finden.

Das Mißverhältnis zwischen dem Umfang des Stoffes und dem des Werkes gestattete es nicht, auch nur alle bedeutenderen Dichter eingehender zu behandeln. Manche wie Delavigne (117 f.), der ältere Dumas (121 ff.), deren Stil sehr hart beurteilt wird, Zola (408 ff.), Maupassant (411 ff.), Bourget (468 ff) u. a. müssen sich mit wenigen Seiten begnügen, während z. B. Bonald (29 ff.) verhältnismäßig viel Raum beansprucht. Die Dichter der neuesten Zeit werden fast alle nur mit wenigen Sätzen abgetan. Der Verfasser weiß in den ausführlichen Abschnitten so Treffendes zu sagen, daß man auch hier gern etwas mehr von ihm hören würde. Indessen dürfte die Auswahl, die er dabei getroffen hat, allgemeine Billigung erfahren. Er hat einen sehr sicheren Blick für den Kern einer jeden Erscheinung. So spricht auch die Einteilung fast überall an. Nur der große Abschnitt über die im ganzen meisterhaft charakterisierte Romantik leidet unter einer gewissen Zerrissenheit. Bei Victor Hugo, der nacheinander so viele Zeitströmungen mitgemacht hat, war es wohl nicht zu umgehen, daß sein Lebenswerk in verschiedenen weit auseinander liegenden Kapiteln behandelt wurde. Doch war es nicht nötig, seine Dramen, die einer einheitlich bestimmten kurzen Zeitspanne angehören, an verschiedenen Stellen zu behandeln (123 ff. u. 163 ff.). Hier wie bei Alfred de Vigny (126 f. u. 205) u. a. findet sich infolgedessen manche überflüssige Wiederholung. Statt der ausführlichen Allgemeinheiten über Hugo möchte man über einzelnes, wie den großen Roman „Notre Dame", der auch

zweimal besprochen wird (136 f. u. 298), oder die gewaltige haßerfüllte Dichtung der „Châtiments" (294) gern etwas mehr hören. Hugo als Denker hätte eine schärfere Beurteilung verdient. Man erfährt weder, wie ungeheuerlich die Geschichtskonstruktionen der berühmten Vorrede zum „Cromwell" sind, die auch mehrfach behandelt wird (124 und 164), noch daß die geistreichen Gedankensprünge des Buches über „William Shakespeare" an die Maßlosigkeiten eines erregten Größenwahnsinnigen erinnern (vgl. 303 f.). Wenn es richtig ist, daß Hugo sich in seinen Dramen wenig nach den Grundsätzen seiner Vorreden richtet (164 f.), so könnte auch gesagt werden, daß die Vorreden ausnahmslos erst nach den Dramen geschrieben worden sind. Es dürfte wenig Beifall finden, wenn die „Burgraves", deren Inhalt ziemlich unvollständig und wenig treffend wiedergegeben wird, als eins der größten Meisterwerke Hugos hingestellt werden (169); hier fehlt dem Franzosen wohl die Kenntnis des deutschen Mittelalters, um die Naturwidrigkeit derartig erdachter und geschraubter Gestalten und Ereignisse genügend zu würdigen. Trotzdem möchte ich nicht zugeben, daß diese Burggrafen „wahre Banditen" sind.

Überhaupt versagt der Verfasser oft da, wo der Stoff auf ausländisches Gebiet hinübergreift. So fehlt m. E. in dem sonst glänzend geschriebenen Abschnitt über Frau von Staël (40 ff.) der Hinweis auf die bei aller feinen Beobachtung mit der geschichtlichen Wirklichkeit oft in Widerspruch stehende Färbung des Buches über „Deutschland". So ist ferner der Einfluß des unklaren Gefühlsmenschen Rousseau auf den schärfsten Denker der deutschen Aufklärung und der neueren Philosophie überhaupt, auf Kant (14), zweifellos weit überschätzt. Die Bekehrung Chateaubriands zum Christentum ist nicht so aufgeklärt, wie der Verfasser meint (59); sicherlich spielen hier, wie neuere Untersuchungen ergeben haben, Einflüsse aus den dunklen Jahren der englischen Verbannung eine große Rolle. Doch weiß sich der Verfasser andrerseits mit der schroffen Verurteilung der französischen Klassiker durch Schlegel vorurteilslos abzufinden (87). Auch der Einfluß Goethes ist treffend, wenngleich bei weitem nicht vollständig dargestellt (88 f.). Über den von deutschem Geiste so stark durchtränkten Stendhal, namentlich über sein geistreiches Buch „De l'amour" (216), dürfte ein Deutscher günstiger urteilen; doch ist es begreiflich, daß der tiefsinnig holprige, mehr deutsche als französische Stil den Franzosen abstößt. Daß Vignys Bearbeitung des „Othello" reinen Beifall erzielt habe (202), ist nicht ganz richtig; vielmehr wurde der Erfolg durch den Gebrauch des „unanständigen" Ausdrucks *mouchoir* beinahe in Frage gestellt.

Die allgemeinen Kultureinflüsse, die in der Geschichte des Schrifttums wirksam gewesen sind, werden vom Verfasser

mit scharfem Blick erfaßt und zwar kurz, aber treffend und bis zu einem gewissen Grade vollständig dargestellt. Höchstens vermisse ich eine genauere Bestimmung des Einflusses, den der starke Aufschwung der Naturwissenschaften auf den Realismus in Literatur und Philosophie geübt hat. Wir haben es hier mit dem geschichtlichen Gesetz zu tun, nach dem der Geist der Zeit alle Aeußerungen des Kulturlebens gleichmäßig bestimmt. Die meist fälschlich als Grundursachen angesehenen Wechselwirkungen zwischen den einzelnen geistigen Gebieten kommen immer erst in zweiter Linie hinzu. Die Richtung der maßgebenden Geister auf das Klare, Verstandesmäßige, Nützliche, die auf die Romantik folgte, erzeugte das Bürgerkönigtum, den Aufschwung der Naturwissenschaften, den Darwinismus, den Positivismus, den Realismus. Die Naturwissenschaften wirkten aber auch unmittelbar auf die Philosophie Comtes und Renans ein. Bei Renan bewirkt die ziemlich späte Beschäftigung mit Darwin einen scharfen Einschnitt in seiner Denkweise, die bis dahin namentlich von Spinoza abhängig war. Das scheint immer noch nicht genauer untersucht worden zu sein. Hier könnte manches in einer neuen Auflage, die wir dem ausgezeichneten Buch herzlich wünschen dürfen, nachgetragen werden (327 ff. u. 368 ff.). Auch die anregende Seite 385 über Taine verlangt geradezu nach einer Ergänzung über den Einfluß des naturwissenschaftlichen Materialismus des 19. und auch des 18. Jahrhunderts auf diesen ebenso scharfsinnigen wie einseitigen Denker.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Ravasi, Sofia. *Leopardi et Mme de Staël.* Milano Tipografia sociale. 1910. 114 S.

Man hat von Leopardi gesagt: *Cantò l'inferno colle melodie del paradiso*, er sang die Hölle mit den Melodien des Paradieses. Sein Lied, dessen Grundton die Trostlosigkeit des Menschenloses ist, übt heute noch seinen Zauber. Sein Volk hat ihm einen Ehrenplatz unter den großen Nationaldichtern Italiens eingeräumt und seine Werke eifrig gesammelt, durchforscht und erläutert. Die Verfasserin der vorliegenden Schrift zeigt uns eine neue Seite seines geistigen Lebens: seine Beziehungen zu Frau von Staël. Sie hat ihren schwierigen Stoff mit Geist, warmer Liebe und eindringendem Verständnis behandelt. Ihr Buch, in tadellosem Französisch geschrieben, zeugt von großer Belesenheit, die sich auch auf die französische, deutsche und englische Literatur erstreckt. Dabei eröffnet ihre gedrängte Darstellung Ausblicke, die zu Abstechern und längerem Verweilen einladen. Vielleicht hätte eine übersichtlichere Anordnung die Lektüre der inhaltreichen Schrift noch erleichtert. Daß die Zahl der Druckfehler Legion ist, kann nicht verschwiegen werden.

Es mag wundernehmen, wie zwei so verschieden geartete Persönlichkeiten wie Leopardi und Frau von Staël sich berührten: die unruhige, feurige Französin, von der Ugo Foscolo sagte, sie jage im Galopp durchs Leben, die an den Welthändeln tätigen Anteil nahm und das Leben der Salons über alles liebte; auf der anderen Seite der einsame Denker von Recanati „*qui ne vécut qu'avec son âme et sa tristesse, solitaire toute sa vie, même au milieu de la société*", wie Ravasi treffend sagt. Aber nach dem eigenen Wort der Frau v. Staël war ihre innerste Natur, die sich auch in ihren Schriften zeigt, *douloureuse, ardente et triste*; in einer unablässigen Arbeit und Bewegung sucht sie dem beständigen Nagen der Gedanken zu entfliehen. Sie schreibt eine „*épître sur le malheur*", „*réflexions sur le suicide*", und in den Salons selbst führt sie mit Vorliebe philosophische Gespräche.

Über die geistigen Einflüsse von Frau v. Staël auf Leopardi hat erst der „*Zibaldone*", das Tagebuch seines geistigen Lebens, volles Licht verbreitet. In dieses Buch hat er in den Jahren 1817 bis 1832 seine in überreicher Fülle quellenden Gedanken über Philosophie, Literatur, Philologie etc., ebenso seine Gefühle, Entwürfe, kleine Bruchstücke von Gedichten eingetragen. Der Zibaldone ist von 1898—1900 unter dem Titel *Pensieri di varia filosofia e di bella letterature* in 7 Bänden herausgegeben worden.[1]) Auch die *scritti vari inediti di Giacomo Leopardi dalle carte napoletane*, herausgegeben 1906, enthalten wichtige Aufschlüsse.

Persönlich haben sich Leopardi und Frau v. Staël nicht gekannt; ja diese hat von Leopardi überhaupt wohl nichts gewußt. Als sie im Jahre 1815 zum zweitenmal nach Italien kam, war Giacomo, der Sohn des Grafen Monaldo Leopardi, 17 Jahre alt. Es war eine Zeit großer Umgestaltungen. Die Fremdherrschaft, die wie ein Alp auf Italien gelastet hatte, war gefallen, die Nation atmete auf, aber neue Kämpfe bereiteten sich vor auf dem Gebiet der Politik wie der Literatur; beide waren ja damals wie auch später in Italien kaum zu trennen. An die Stelle der Franzosen waren die Oesterreicher getreten. „*L'année 1815 ne marqua pas moins en politique qu'en littérature et en philosophie l'avènement de l'Europe allemande.*" (Ravasi).

In der italienischen Literatur hatten sich nordische Einflüsse schon vorher geltend gemacht durch Youngs Nachtgedanken, Ossians Gesänge, Thomas Grays Kirchhof-Elegie. Dazu kamen später deutsche Dichtungen, besonders Goethes Werther. Im Jahre 1815 schreibt Silvio Pellico, er habe Emilia Galotti und Götz von Berlichingen gelesen: „*Sono cose che sforzano l'ammirazione.*" Giov. Berchet übersetzt 1816 den wilden Jäger und die Leonore von Bürger. Ein heftiger Kampf entbrennt zwischen

[1]) Als Führer durch dieses Labyrinth leistet Prof. Zumbinis Aufsatz „*Attraverso lo Zibaldone*" (in *Studi sul Leopardi* Firenze 1909) nützliche Dienste.

Klassizisten und Romantikern. Uns Deutschen ist dieser Streit bekannt durch Goethes Aufsatz von 1818 (von Ravasi nicht erwähnt): Klassiker und Romantiker in Italien sich heftig bekämpfend. Goethe weist darauf hin, daß die Romantik von Deutschland ausgegangen sei. „Während wir Deutsche uns geruhig des Adjektivums Romantisch bei Gelegenheit bedienen, werden dort mit Romantizismus und Kritizismus zwei unversöhnliche Sekten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, ... da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind, ... so können wir mit Beruhigung zusehen, wie das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt. Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische durch christlich religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt." Er erwähnt als bezeichnend für die Unklarheit der Begriffe, daß der Dichter Vincenzo Monti, der treffliche Übersetzer der Ilias, als eifriger Vorkämpfer für die Klassiker im Felde stehe, daß aber seine Freunde und Verehrer sich auf der Seite der Romantiker befinden und behaupten, Montis beste Werke seien romantisch. Auch die Stellung Leopardis zur Romantik ist ja bis heute stark umstritten. Ravasi sagt, er habe sich zum größten romantischen Dichter Italiens entwickelt. Andere dagegen sagen, er sei in seinen Gedichten und Prosaschriften klassisch geblieben.[2]) Sainte-Beuve bemerkt in seinem geistvollen Aufsatz über Leopardi (*Revue des deux mondes* 1844, S. 566): *il était du moins le classique par excellence entre les romantiques.* Wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Der theoretische Streit der beiden Richtungen wurde in Italien im Anfang des Jahres 1816 eröffnet. Den hauptsächlichsten Anstoß zum Kampfe der Geister gab F r a u v. S t a ë l. Sie war auf einer Reise durch Italien begriffen mit ihrem zweiten Gemahl und ihrem treuen Gefährten A. W. v. Schlegel. Oberitalien, insbesondere Mailand, war der Mittelpunkt des politischen und literarischen Lebens. Die neue österreichische Regierung suchte im Stillen Einfluß auf die Literatur zu gewinnen; namentlich bemühte sich der Gouverneur des lombardo-venetianischen Königreichs, Graf Saurau, die führenden Geister heranzuziehen. Er gründete eine literarische Zeitschrift, *la Biblioteca iltaliana.* Trotz hervorragender Mitarbeiter hielt sich das Blatt nicht lange. Im Jahre 1818 wurde als unabhängiges Blatt der *Conciliatore* gegründet (von Goethe wohlwollend besprochen); er stellte aber auch schon 1819 sein Erscheinen ein.

---

[2]) Vgl. Tommaso Casini, *Geschichte der italien. Literatur* in Gröber, *Grundriß* III. Abschnitt, S. 211.

Auf Veranlassung des Direktors der Biblioteca italiana schrieb Frau v. Staël für diese Zeitschrift einen Artikel, der von P. Giordani ins Italienische übersetzt und am 1. Januar 1816 veröffentlicht wurde, unter dem Titel *Sulla maniera e la utilità delle tradizioni.*[3]) Ihr Buch über Deutschland war schon im Jahre 1814 in italienischer Übersetzung erschienen. In der Biblioteca italiana führt sie aus, daß die schöne Literatur Italiens offenbar erschöpft und verarmt sei und einer Auffrischung bedürfe. Der Klassizismus habe seine Aufgabe erfüllt, er vermöge nicht, das italienische Schrifttum neu zu beleben, dazu seien die nordischen Literaturen geeignet.

Bei dem erregbaren Nationalgefühl der Italiener und ihrem berechtigten Stolz auf ihre alte Literatur war es leicht denkbar, daß Frau v. Staël damit in ein Wespennest gegriffen hatte. Es erschien eine Reihe von Gegenschriften, die zum Teil grobe Beleidigungen gegen sie enthielten. *Una vecchia Pitonessa* (Pythonisse), *una fabbricatrice di libri* wurde sie genannt. Maßvoll entgegnete ihr Giovanni Gherardini. Sie antwortete in einem Brief, in dem sie ihre Behauptungen aufrecht hielt. Der Direktor des Blattes bemerkte dazu, er hoffe, daß ein Italiener ihr antworten werde. Der jugendliche G i a c o m o L e o p a r d i hob den Fehdehandschuh auf. In einem feurigen Brief sagt er, es sei die Schuld Europas, wenn es Dichter wie Alfieri, Monti u. a, nicht kenne. „Wenn unsere Köpfe kalt sind, wird der Norden sie nicht erwärmen. *La scintilla celeste e impulso soprumano vuolsi a fare un sommo poeta*, nicht das Studium fremder Dichter. Lest die Griechen, die Römer, die Italiener und laßt die nordischen Schriftsteller beiseite!“ Am Schluß versichert er Frau v. Staël, deren Schriften er offenbar zum Teil schon kannte, seiner größten Hochachtung, wie er auch die rücksichtslosen Angriffe gegen sie entschieden mißbilligte. Der Brief wurde aus nicht genau bekannten Gründen von der Biblioteca italiana nicht abgedruckt.

Eingehender verbreitet er sich über die Romantik in dem *Discorso di un Italiano intorno alla poesia romantica* von 1818. Er zeigt da noch einen recht unklaren Begriff von der Romantik. Sie wolle volkstümlich sein, aber auch vernünftig, auch metaphysisch (ein hier in spöttischem Sinne gebrauchtes Schlagwort der Zeit). Die Aufgabe der Kunst sei doch nur die Nachahmung

---

[3]) Merkwürdig ist es, daß Frau v. Staël, die als Mitarbeiterin der von der Regierung begünstigten Zeitschrift erscheint, gleichwohl als verdächtig von der österreichischen Polizei überwacht wird. Graf Saurau schreibt über sie an den Fürsten Metternich: *Dans notre siècle les personnes qui ont une réputation littéraire européenne semblent mériter d'autant plus l'attention des gouvernements qu'ordinairement elles tiennent un peu à l'espèce du caméléon* etc. Vgl. M u o n i , *Ludovico di Breme e le prime polemiche intorno a Madame de Staël ed al Romanticismo.* S. 34. P o r t a , *Mme de Staël e L'Italia.* S. 150.

der Natur. Die unberührte Natur sei größer als alle Werke der Menschen. Aber das Einfache, Natürliche genüge dem verdorbenen Geschmack nicht mehr. Man schwärme für eine halberloschene Lampe in einer alten verfallenen Kirche, für eine Prozession in einer engen städtischen Straße und dergl. Die Poesie solle wirksam sein, aber diese Poesie wirke *come il puzzo in chiunque ha odorato*, wie der Gestank auf Menschen mit Geruchssinn. Er ruft die italienische Jugend auf: „Schüler der Griechen seid ihr, nicht der Barbaren. Italiener seid ihr, keine Deutschen oder Engländer!"

Mit einer Erbitterung, in der die nationale Erregung jener Tage nachklingt, spricht er von den Franzosen. Er nennt sie *la più corrotta nazione del mondo, la più lontana dalla natura.* Indem er gegen die geschniegelte Eleganz der französischen Poesie für Einfachheit und Natur eintritt, nähert er sich den Romantikern, die er bekämpft. Schon in den Idyllen Leopardis von 1819, mit ihrem tiefen Gefühl für die Natur, mit ihrer schwermütigen Sehnsucht nach dem Unendlichen finde ich romantische Stimmung. Ist nicht *L'infinito* ganz romantisch *(Sempre caro mi fu quest'ermo colle)*? Und das Gedicht an den Mond *(O graziosa luna)*? Das Lieblingsgestirn der Romantiker ist gar oft der Gefährte des Dichters; vgl. *La vita solitaria (O cara luna al cui tranquillo raggio* etc.*)* oder *la sera del dì di festa (dolce e chiara è la notte senza vento E queta . . . Posa la luna).*

Frau v. Staël, Leopardis Gegnerin von 1816, starb schon am 14. Juni 1817. Ihre Schriften haben auf ihn, wie die Verf. näher ausführt, den größten Einfluß geübt; sie wird im Zibaldone öfter genannt als irgend ein neuerer Nicht-Italiener. Als Philologen ziehen ihn ihre Aussprüche über sprachliche Dinge besonders an, z. B. aus der „Allemagne": *En étudiant l'esprit et le caractère d'une langue on apprend l'histoire philosophique des opinions, des mœurs et des habitudes nationales.* Er wiederholt ihr Wort über die französische Literatur: *L'esprit naturel se tourne en épigrammes plutôt qu'en poésie*, und ihre Bemerkung, daß die französischen Übersetzungen aus anderen Sprachen den Stil und Charakter des Originals nicht wiedergeben (sie nimmt die Übersetzung der Georgica durch Abbé Delille aus). Die Betrachtungen über die deutsche Sprache schöpft er meist auch aus Mme de Staël; eine große Ausführung (*Allemagne* Bd. I, T. 2, Kap. 9) entnimmt er ihr wörtlich. Sie lobt die Voßsche Übersetzung der Ilias, meint aber, in der deutschen Sprache sei einerseits zu viel *flexibilité*, anderseits zuviel *rudesse*; bei Übersetzungen ins Deutsche aus dem stammverwandten Englischen trete dies weniger hervor. Leopardi empfiehlt den Franzosen, auf Amyot und ähnliche ältere Schriftsteller zurückzugehen und da Saft und Kraft zu holen und in die steife Regelmäßigkeit der Sprache Abwechselung und Frische zu bringen. Gelegentlich versetzt er auch der Härte

der deutschen Sprache einen kleinen Hieb. So tadelt er einmal eine schwerfällige Übersetzung des Byronschen Gedichtes „Nachtigall und Rose“ ins Italienische und bemerkt zu dem Vers: *o quanta i suoi sospir spargon fragranza*: „*Ci vuole un Tedesco a pronunziare quest' ultimo verso*“.[4]) Den Stil der Frau v. Staël selbst trifft sein Tadel nicht: *Il suo stile ha molto della pastosità dell' antico al confronto dell'aridità moderna.*

Im zweiten Abschnitt ihres Buches bespricht S. Ravasi die Wandlung Leopardis zum Philosophen und damit zum Pessimisten. Er selbst erzählt von der Veränderung, die 1819 bei ihm eintrat, und die mit körperlichen Ursachen, einem schweren Augenleiden und *uno stato di languore corporale*, zusammenhing. Philosoph glaubt er erst geworden zu sein, nachdem er mehrere Werke von Frau v. Staël gelesen hatte. Ihre Gedanken sagten ihm um so mehr zu, als sie nicht in die starren Regeln eines philosophischen Systems gekleidet waren. Leopardi selbst hat ja kein System in logischer Folge aufgestellt, sondern seinen Gedanken und Stimmungen zwanglos Ausdruck gegeben. In *Corinne*, Staëls berühmtem Roman,[5]) fand er einen Widerhall seiner eigenen Gefühle, die denen der romantischen Jugend entsprachen. Wie Corinne klagt der einsame Leopardi, daß die Einsamkeit ihn martert und seine nächsten Verwandten ihn nicht verstehen.

Im Jahre 1821 schrieb L. den *Ultimo canto di Saffo*, und seine Gedanken berühren sich mehrfach mit denen Corinnes: *L'ordre naturel est-il la douleur? où est-elle la réalité? Il n'y a de sûr que la peine. Inconcevable énigme de la vie.* Und Leopardis Saffo:

Arcano è tutto,
Fuor che il nostro dolor. Negletta prole
Nascemmo al pianto.

Bei L. wiederholt sich oft der Gedanke, daß die neue Zeit im Gegensatz zum Altertum die Fähigkeit zum Glück nicht mehr besitze. Das goldene Zeitalter der Menschheit war ihm das Altertum. Auch hierin ist ihm Frau v. St. vorangegangen. So sagt sie einmal: *L'être moral avait chez les anciens une organisation si saine ... qu'il n'existait presque jamais, comme de notre temps, des âmes mal à l'aise.* Auch nach Leopardis Ansicht glaubten die Alten fest an das Glück und vermochten sich eines reinen Genusses des Daseins zu erfreuen. Die Veränderung in unserer Natur schreibt er dem Christentume zu, das den Grundsatz vom Unglück und von der Nichtigkeit des Lebens förmlich verkündigt habe.

[4]) *Discorso intorno alla poesia romantica* in *Scritti inediti.* S. 262.
[5]) Über die mächtige Wirkung, die dieser Roman auf die Zeitgenossen übte (so auch auf Königin Luise von Preußen) vgl. Lady Blennerhasset, „Frau v. Staël“ III S. 155. Corinne hat auch unseren Dichter Grillparzer zu seiner Tragödie Sappho begeistert.

Allerdings steht es, wie nebenbei bemerkt sein möge, damit einigermaßen im Widerspruch, daß Leopardi selbst in seinen Gesprächen Persönlichkeiten aus dem Altertum mit pessimistischer Stimmung schildert. Der Peripatetiker Theophrastos (500 v. Chr.) bekennt *il sentimento della vanità della gloria e della vita.* Porphyrius, der hellenische Philosoph des 3. Jh. nach Chr., leidet an heftigem Überdruß am Leben, der allerdings, wie er selbst sagt, durch körperliches Leiden mit verursacht ist. Als trefflicher Philologe kannte L. sehr wohl die Aussprüche alter Dichter, die zeigen, daß das Gefühl der Unvollkommenheit alles Irdischen den Alten nicht fremd war. Er selbst führt z. B. das bekannte Wort von Menander an:

Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν ἀποθνήσκει νέος.

Die Verfasserin bespricht die seelische Verschiedenheit zwischen Leopardi und Frau v. Staël. Diese Verschiedenheit wurzelt offenbar hauptsächlich in dem Charakter und Temperament, aber auch in der körperlichen Verfassung. Wenn ich Frau v. St. auch nicht als *nature saine* bezeichnen möchte — dazu war sie doch zu nervös, zu erregbar und zu sehr von ihrem Gefühl beherrscht — so war sie doch eine außerordentlich tatkräftige Natur. Zum schwermütigen Grübeln und Brüten ist sie nicht geschaffen. Sie sucht Vergessenheit der Leiden, richtet ihre Bestrebungen auf das Glück der Gesellschaft und findet in der Not Trost in der christlichen Religion, auf deren Boden sie steht. Unter dem Einfluß der deutschen Philosophie bildet sie sich ein Ideal der sittlichen Vervollkommnung. Leopardi dagegen mißtraut dem Fortschritt der Vernunft und der Bildung. Ein Volk, das seine Illusionen verliert, „*non diventa mica civilissimo, come sognano i filosofi del nostro tempo, la Staël, ma barbaro.*“ „*L'uomo non è fatto per sapere, la cognizione del vero è nemico della felicità*“ (Zibaldone 10. Febr. 1821). An Giordani schreibt er 1820, die Erkenntnis der Wahrheit müsse zur Vernichtung des Lebens führen.[6])

Bald erschließt sich ihm das Denken und Fühlen der von ihm verehrten Frau näher und klarer. Im Anschluß an ihre Ideen entwickelt sich sein philosophischer Idealismus; dieser tritt

---

[6]) Man denkt unwillkürlich an Schillers Worte:

Nur der Irrtum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Merkwürdig ist es auch, daß in Leopardis *Canzone alla primavera* Stoff und Gedanken an Schillers Götter Griechenlands erinnern. Die Verse

Damals trat kein gräßliches Gerippe
An das Bett des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe.
Seine Fackel löscht ein Genius

berühren sich mit ähnlichen Gedanken bei Frau v. St. und L. Von einem Einfluß Schillers kann natürlich keine Rede sein.

hervor in der Anschauung von der geheimnisvollen Kraft, die das Sein belebt, und die sich dem Herzen und der ahnungsvollen Phantasie kundgibt.

Beachtenswert ist ein von der Verfasserin hervorgehobener Gedanke der Frau v. St. (*Allemagne* III c. 10): *L'idéalisme intellectuel fait de la volonté, qui est l'âme, le centre de tout ... La volonté qui est la vie, la vie qui est aussi la volonté, renferment tout le secret de l'univers et de nous-mêmes.*

Es fällt auf, daß in diesen Worten der Schopenhauersche „Willen" liegt, in dem der deutsche Philosoph die Wurzel alles Seins, das Ding an sich erblickt, welches das ganze Dasein erfüllt.[7]) Wenn der Blick des Philosophen die Nichtigkeit alles Irdischen sieht, so kann sich das Auge des Dichters all dem Schönen, das die Erde bietet, nicht beständig verschließen. Mit Frau v. St. beklagt er die unaufhaltsame Flucht der Zeit, die für immer Jugend und Leidenschaft dahinrafft und ganze Generationen dem dunkeln Abgrund zuführt. In dieser Stimmung erscheint ihm nicht eigentlich das Leben selbst schrecklich, sondern der Verlust des Lebens, die Verheerung durch Alter und Krankheit. *La vita è una bella cosa, ma la morte è bruttissima* hat er einst (1819) gesagt. Das scheint nicht zur Grundstimmung seiner Dichtungen zu passen. Aber ähnlich ist der Gedanke in dem Gedicht *Sopra il ritratto di una bella donna* (1831). Die Stimmung wechselt. Anders ertönt des Dichters Lied in dem Gedicht Amore e Morte, das A. de Musset in der Bühnenausgabe von *Les caprices de Marianne* zum Teil übersetzt hat. Er besingt Liebe und Tod als die höchsten Güter: *Cose quaggiù si belle Altre il mondo non ha, non han le stelle.* Da ist der Tod *bellissima fanciulla... Bella morte, pietosa sola al mondo.* Der Gedanke ist derselbe wie in der Frage Delphinens in Frau v. Staëls Roman: *Pourquoi la pensée de la mort se mêle avec une sorte de charme aux transports de l'amour? Ces transports vous font-ils toucher*

[7]) Schopenhauer selbst war von dem Gedanken der Frau v. St. sehr betroffen. Sein Schüler, Dr. Asher fürchtete sogar, man könne seinen Meister des Plagiats beschuldigen. Schopenhauer schrieb an Asher unterm 9. März 1859: Mich hat am meisten die Stelle der Staël interessiert. Sie ist außerordentlich, und es freut mich, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, da sie eine Bekräftigung meiner Grundlehre ist. Sie mir zum Plagiat auszulegen, wäre lächerlich etc. (Dr. Asher, *Arthur Schopenhauer.* Berlin 1871, S. 28). — In einem Brief an ihren Vater sagt Frau v. St.: *Je crois quelquefois que la vie est l'œuvre de la pensée* (*Revue des deux mondes* v. 15. März 1913, S. 326).

Der Pessimist Schopenhauer hat übrigens erkannt, wie sehr Leopardi in der Anschauung von der Nichtigkeit des Lebens mit ihm übereinstimmt. In den Ergänzungen zum 4. Band von „die Welt als Wille und Vorstellung" sagt er: Keiner hat diesen Gegenstand (das Elend der Welt) so gründlich und erschöpfend behandelt, wie Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt; überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema.

aux limites de l'existence? Die schwärmerische Verehrung, die der Dichter hier der Macht der Liebe widmet und die durch seine ganze Poesie hindurchgeht, darf gewiß auch als ein echt romantischer Zug angesehen werden. Romantisch ist auch das Sehnen nach dem Einklang des menschlichen Herzens mit der Natur. Ihre Ruhe, ihre Teilnahmlosigkeit verletzen die stürmisch bewegte Seele. Leopardis Saffo empfindet nur Freude beim Toben der Windsbraut, beim Rollen des Donners, beim dumpfen Brausen der Flut. So erbebt die unglückliche Delphine freudig im Wettersturm. Freilich von einem förmlich organischen inneren Zusammenhang des Menschen mit der Natur, wie ihn unser Novalis[8]) lehrt, will L. nichts wissen. *Ella è cieca e sorda verso tè e tu verso lei.* Und doch steht er der Natur so nahe; sie ist seine Freundin, seine Vertraute.

Wie Lichtblitze zeigt der schwermütige Dichter zuweilen einen Optimismus in der Richtung auf praktische Bestrebungen, auf eine Verbesserung der Lage der Menschen. Er nähert sich damit Frau v. Staël. Das alte Herkommen, die alte strenge Sitte, die sich auf die Religion gründete, ist dahin mit dem alten Glauben (*Discorso sopra lo stato presente dei costumi degl' Italiani* v. J. 1824). Das Fortschreiten der Kultur bringt Korruption. Aber es ist unvermeidlich. So kommt er zur Ansicht von Frau v. Staël: *Les inconvénients des lumières ne sont evités que par un haut degré des lumières.* Er preist sogar in gewissem Sinne die Fortschritte der Zivilisation; er sagt, sie habe früheren unerträglichen Zuständen ein Ende gemacht, das Volk befreit *dalla superstizione, dalla viltà e codardia crudele e sanguinaria, dalla mancanza d'ogni industria, dal languore dell' agricoltura,* Ansichten, die man gewiß „gesund" nennen kann. Noch in seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit einem *Galateo morale*, einem Sittenbuch, wofür er Anregungen in Corinne fand.

Es ist nicht zu verwundern, daß beide Denker sich mit der Frage des Selbstmordes befaßt haben. Beide bekämpfen ihn aus verschiedenen Gründen. Frau v. St. hatte (*influence des passions* von 1796) den Selbstmord verteidigt und ihn unter Umständen als eine lobenswerte Handlung bezeichnet; später aber bekennt sie (*réflexions sur le suicide* 1813): *je me suis toujours repentie de cette parole inconsidérée.* Sie sagt zwar: *on croirait en effet que la vie a pour but de renoncer à la vie*, aber sie betont, daß nicht das Glück, sondern die sittliche Vervollkommnung das Ziel des Lebens sei. Dieses Streben, das sich auf die Religion stützte, werde auch zum Glück des Menschen beitragen. Sie findet im Übrigen das Glück im Besitz *d'une destinée en*

[8]) Frau v. Staël hat die bezügliche Stelle aus Novalis, die Lehrlinge zu Sais, in der Allemagne Bd. III S. 342 frei übertragen.

rapport de nos facultés und Trost im Unglück in einem *travail fort et suivi. Il y a un avenir dans toute occupation, et c'est d'un avenir dont l'homme a sans cesse besoin.* Auch Leopardi, der ähnlich wie Frau v. St. gesagt hat: *Pare che l'essere delle cose abbia per suo proprio ed unico obietto il morire*, bekämpft vom Standpunkt des praktischen Philosophen, geleitet vom natürlichen Gefühl, den Selbstmord als *la cosa più mostruosa in natura.*

Allen den feinen Fäden zwischen beiden Denkern und Dichtern geht die Verfasserin aufmerksam und mit sicherem Blick nach. Sie berührt unter anderem mit einigen Worten die Bedeutung des *ennui*, der *noia*, in beider Schriften. „*Ils déclarent l'ennui un sentiment noble et sublime.*" Leopardi insbesondere faßt den Begriff der *noia* sehr tief: *Il non potere essere soddisfatto da alcuna cosa terrena, nè, per dire così, dalla terra intera... trovare che tutto è poco e piccino alla capacità dell'animo proprio* (vgl. Pensieri LXVII und LXVIII). Im *Canto di un pastore* beneidet der Hirt seine Heerde, weil sie den Sommer *senza noia*[9]) zubringt. Unbedeutende Menschen kennen nach L. die *noia* nur wenig, die Tiere noch weniger oder gar nicht.

Der letzte Abschnitt handelt von den ästhetischen Theorien beider. Auch hier wird wieder der Einfluß der Frau v. St. nachgewiesen. L. erkennt, daß der Charakter der Poesie, wie der Begriff des Schönen, nach Zeit und Ort verschieden ist, und daß zwischen alter und neuer Dichtung ein Gegensatz besteht wie zwischen Phantasie und Gefühl. Keine sklavische Nachahmung der Alten! Keine Belebung der alten Mythologie! Die neuere Poesie muß sich an das Gefühl, an die Tiefe des Gemütes wenden, unseren Gedanken, Empfindungen, Träumen Ausdruck geben. Dem Charakter unserer Zeit entspricht der melancholische Grundzug der Poesie (Staël *de la littérature* P. II C. 5). Frau v. St. hat, ausgehend von der deutschen Lyrik, das begeisterte Lob der l y r i s c h e n Poesie gesungen, Leopardi schließt sich ihr an („*la cima, il colmo, la sommità della poesia*").

In der Musik und in der Architektur erkennen beide Dichter Kunstformen, die nicht wie Malerei und Skulptur auf Nachahmung beruhen, sondern eine besondere Welt für sich bilden. Frau v. St. sagt von der Musik: *Les autres arts se dirigent vers telle ou telle idée*; *celui-là seul s'adresse à la source intime de l'existence.* Ähnliches empfindet sie bei der Architektur: *Un beau monument*

[9]) P. Heyse übersetzt „ungelangweilt" und gebraucht für *noia* auch sonst nur den Ausdruck Langeweile. In dem angeführten Gedicht wechselt *noia* mit *tedio.* Der Begriff der Worte *noia*, *ennui*, deren Abstammung von „in odio" oder „inodiare" außer Zweifel steht, geht bekanntlich weiter als der, den wir gewöhnlich mit Langeweile verbinden, sie bedeuten auch: „Gram", „Verdruß".

d'architecture n'a point pour ainsi dire de sens déterminé, et l'on est saisi, en le contemplant, par cette rêverie sans calcul et sans but qui mène si loin la pensée. Auf Corinne wirkt der Anblick der Peterskirche *comme une musique continuelle et fixée.*[10])

Die Verf. findet die gewichtigste philosophische Begründung des Staël'schen Gedankens über die Tonkunst wieder bei Schopenhauer, für den die Musik nicht wie die anderen Künste das Abbild der Ideen, sondern das Abbild des Weltwillens selbst ist. Sie erwähnt das geflügelte Wort, daß die Architektur gefrorene Musik ist (von Schopenhauer auf Goethe's „erstarrte Musik" zurückgeführt).

Frau v. Staël und Leopardi waren begeistert für die Musik, wie die ganze romantische Zeit. Man hat die Musik die romantischste Kunst genannt. Wir wissen ja auch, welche große Rolle sie in unserer deutschen Romantik spielt, und wie in ihr auch heute noch die Romantik fortlebt. Echt romantisch ist es, wenn Leopardi in später Nacht dem Liede lauscht, das von der Straße heraufklingt und allmählich verhallt oder wenn er dem klagenden Gesang der Nachtigall zuhört, der vom Weh der Zeit zu erzählen scheint, oder wenn im duftenden Lenz Silvia's helle Stimme verlockend zu ihm dringt.

In bezug auf die bildende Kunst ist Frau v. St. sogar konservativer, mehr der Antike zugeneigt als L. Die Schönheit der Skulptur findet sie wesentlich in der erhabenen Ruhe.

Mit Frau v. St. tadelt Leopardi an den Neueren, daß sie in der Poesie wie in der bildenden Kunst zu sehr ins Kleine und Kleinliche gehen. „*En tous genres nous autres modernes nous disons trop.*" „*I moderni mostrando tutti i confini sono privi quasi affatto di quella emozione infinita.*" Ravasi zieht hier wieder treffend Schopenhauer heran, der betont, wie wichtig die Mitwirkung der Phantasie und der Gedankentätigkeit des Beschauers oder Lesers ist, und Voltaire's Wort anführt: *Le secret d'être ennuyeux c'est de tout dire.* Merkwürdig ist es, daß Schopenhauer für die allzu peinliche Nachbildung der Natur

[10]) Vf. streift den Gedanken, die Musik mit dem gesprochenen Drama zu verbinden und erwähnt, daß St. und L. die Einführung des Chors auf die Bühne vorgeschlagen hätten. Staël knüpft ihre Bemerkung (Corinne VII C. 2) an die Tragödie Saul von Alfieri an, in welcher David lyrische Stellen vorträgt. Alfieri selbst will, daß David entweder singe oder daß wenigstens eine kurze musikalische Einleitung den einzelnen Strophen vorausgehe. Leopardi sagt vom Chor: *Il dramma moderno l'ha sbandito e bene stava di sbandirlo a tutto ciò ch'è moderno.* Er empfiehlt ihn also nicht für die moderne Bühne. Frau v. St. spricht über den Chor noch bei Schillers Braut von Messina (*„le choeur doit représenter la postérité"*; Leopardi sagt, er sei *il popolo, l'antichità, gli antenati, la posterità).* Schiller berührt in seiner Abhandlung über den Chor in der Tragödie nicht die Verwendung der Musik; er läßt in der Braut von Messina nur dem ersten Auftreten des Chors Musik vorausgehen.

dasselbe Bild wie Leopardi gebraucht von Wachsfiguren, die nie einen ästhetischen Eindruck hervorbringen können.

Der Dichter soll frei, nicht durch starre Regeln gehemmt, seiner Begeisterung folgen, das fordern beide. Zum dichterischen Schaffen gehört aber auch eine gewisse innere Ruhe und Abklärung. „Wenn das Bild der Unendlichkeit die Seele erfüllt, wenn der Enthusiasmus den Höhepunkt erreicht, kann der Dichter die sich drängenden Ideen nicht sichten, wählen und festhalten." Ravasi vergleicht damit eine Äußerung Schillers in einem Brief an Goethe vom 18. März 1796, der sich allerdings, wie ich beifügen muß, nur auf die dramatische Komposition bezieht; darnach geht der dichterischen Gestaltung bei ihm eine gewisse musikalische Gemütsstimmung voraus *(un état d'âme romantique*, wie Ravasi sagt). Frau v. Staël berichtet auch von Goethe, den sie allerdings als reifen Mann kennen lernte, er verlange, *que l'auteur soit calme alors même qu'il compose un ouvrage passionné.*

Die Kunst soll frei sein von jedem Nebenzweck, von jedem nicht rein ästhetischen Interesse, so erklärt Frau v. Staël im Einklang mit Kants Ästhetik. Leopardi hatte einst in vaterländischer Begeisterung und in Bewunderung der antiken Größe Alfieris daran gedacht, an einer patriotischen Literatur mitzuarbeiten. Aber später gab er den Gedanken auf; er erinnert sich an das Wort der Staël: *Alfieri a voulu marcher par la littérature à un but politique*; *ce but était le plus noble de tous, mais n'importe, rien ne dénature les ouvrages d'imagination comme d'en avoir un.*[11]) Von der deutschen Philosophie und Literatur hatte L. offenbar keine genaue und unmittelbare Kenntnis. Seine Urteile widersprechen sich. Er tadelt (im Jahr 1821) die geistige Schwerfälligkeit der Deutschen, aber bald darauf erkennt er unter dem Einfluß der Frau v. Staël, die ja Deutschland *la patrie de la pensée* genannt hat, die große Geistesarbeit der deutschen Denker, die Vielseitigkeit ihrer Kenntnisse, ihre lebhafte Einbildungskraft an. Auch in der Beurteilung des deutschen Charakters folgt er der Staël: *Non v'ha gente più buona, più mansueta, più ubbidiente, più tollerante di'loro.* Freilich glaubt er, wie die St., daß den Deutschen die Tatkraft fehle. *La tendance contemplative nuit à la puissance d'agir.* Ravasi bemerkt hierzu: *La réalité allait donner à ce jugement un démenti vigoureux.*

Die deutschen Geistesgrößen werden, wie ich beifügen möchte, in L.'s Tagebuch nur selten genannt mit Ausnahme von Niebuhr, F. A. Wolf und einigen anderen Philologen und von Friedrich dem Großen. Eine Bemerkung über Goethe entnimmt er Staëls *Allemagne* (T. II, Kap. 7). Er sagt (Zibal-

[11]) Die Verfasserin führt hierzu „*le distique de Goethe*" an: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt", die verbreitete Form des Verses aus Tasso: „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt."

done II, S. 377), ein freies zwangloses Benehmen in Gesellschaft falle bedeutenden, zu tiefem Nachdenken geneigten Menschen oft schwer, und führt Goethe an (*Au premier moment on s'étonne de trouver de la froideur et même quelque chose de roide à l'auteur de Werther* etc.). Eigentümlich ist die Notiz in Zib. III 332. L. spricht von der Seltenheit einer wahren Freundschaft zwischen Berufsgenossen und sagt: *Schiller, uomo di gran sentimento, era nemico di Goethe.* Die Quelle dieser Behauptung wird nicht genannt. — Bezeichnend für L.'s Anschauungen ist seine Äußerung über Hufelands Makrobiotik (Zib. I 410): Man sollte zunächst lehren, das Leben glücklich zu machen. So wie das Leben jetzt ist, sollte man eher suchen es zu verkürzen als es zu verlängern.

Baden-Baden. W. Haape.

Joret, Charles, membre de l'institut, *D'Ansse de Villoison et l'hellénisme en France pendant le dernier tiers du XVIIIe siècle. Avec un portrait d'après J. Boilly et le fac-similé d'une lettre à Wieland.* (182e fasc. de la Bibl. de l'École des Hautes Études, sciences hist. et philol.) Paris, H. Champion, éditeur. 1910. XII + 539 SS.

Am Eingang seiner Vorrede entschuldigt sich Joret, daß er, ohne Hellenist zu sein, es unternehme, die Biographie eines Hellenisten zu schreiben. Ich kann nicht beurteilen, inwieweit er dem Hellenisten und Philologen Villoison gerecht geworden ist. Aber jedenfalls enthält sein umfangreicher Band so viel des Interessanten für die französische und die vergleichende Literaturgeschichte, daß er schon von diesem Gesichtspunkt aus dankbar zu begrüßen ist. Er gibt ein Stück Geschichte der französischen und europäischen Gelehrsamkeit und zwar wichtige Geschichte gerade aus jener Zeit, wo nicht bloß der Grund zur Entwicklung der Altertumswissenschaft im XIX. Jahrhundert gelegt wurde, sondern wo auch die Literatur mächtige Anregungen von der jungen Altertumswissenschaft empfing, wo in Frankreich eine hellenistisch gefärbte Neu-Renaissance aufzublühen schien, die die alten französischen Traditionen fortgesetzt hätte und die sich nur deshalb nicht ganz entfalten konnte, weil von England und Deutschland die ersten Wellen der romantischen Bewegung herüberfluteten.

Das Geschichtsbild, das im Rahmen einer Biographie gezeichnet ist, wird außerordentlich bunt und mannigfaltig durch die schier unübersehbar zahlreichen Beziehungen, die Villoison weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus mit der damaligen Gelehrtenwelt, besonders auch mit der deutschen Gelehrtenwelt und mit kleinen deutschen Höfen, am engsten mit dem Weimar Wielands, Goethes und Karl Augusts verknüpften. Geschichts-

bild und Biographie sind zum größten Teil auf neuem Material aufgebaut, vor allem ist es Joret gelungen, das was uns von Villoisons ausgedehntem Briefwechsel erhalten blieb, aufzuspüren, zusammenzutragen und zu verwerten. Es ist leider bei weitem nicht der ganze Briefwechsel, immerhin mit den schon bekannten und publizierten eine Summe von mehr als vierhundert Briefen, unter denen sich auch die ersten Briefe an Karl August befinden, die Joret neben Proben von vielen anderen abdruckt. Das Bild von Villoison selbst, von ihm als Gelehrten und als Menschen wird freilich durch die neuen Funde kaum berührt und Joret muß sich begnügen, die Lobrede zu unterschreiben. die Dacier 1806 in der Akademie auf den toten Villoison hielt und in die er, bei aller Bewunderung seiner ungeheuren Gelehrsamkeit, zwar leis, aber doch vernehmlich genug die Kritik seiner Schwächen und Unvollkommenheiten einzuflechten verstand.

B o n n. H. Heiss.

Maigron, Louis, professeur à l'université de Clermont-Ferrand, *Le romantisme et les mœurs. Essai d'étude historique et sociale d'après des documents inédits.* Paris. H. Champion 1910. XIX + 508 SS.

„In China ist die Musik Staatssache und so muß es sein. Wie darf man zugeben, daß jemand das Recht hat, einen oder mehrere zu hypnotisieren, um dann mit dem Hypnotisierten vorzunehmen, was ihm gefällt? Und daß ein solcher Hypnotiseur der erste beste unmoralische Mensch sein darf? Bei uns ist dieses schreckliche Mittel in der Hand eines jeden ...“ So spricht in Tolstois Kreutzer-Sonate Herr Posdnishew. Man füge dazu noch eine kleine Strophe von Goethe (Wohlgemeinte Erwiderung, 1832):

> Jüngling, merke dir in Zeiten,
> wo sich Geist und Sinn erhöht,
> daß die Muse zu g e l e i t e n ,
> doch zu l e i t e n nicht versteht.

Ich wüßte keine besseren Motti für Maigrons Monographie als diese beiden Zitate. Denn sie will vom Anfang bis zum Ende illustrieren, wie gefährlich es für den Jüngling ist, die Muse statt zur Begleiterin zur Leiterin zu wählen, will illustrieren, wie die Literatur hypnotisieren und welch ein schreckliches Mittel sie sein kann, wieviel Unheil und Elend sie anstiften kann, wenn der nächstbeste Dichter sein Publikum mit berückenden Träumen und unmoralischen Theorien vergiften darf, so wie es (nach Maigron) in Frankreich unter dem Bürgerkönigtum geschah, als durch den Einfluß der romantischen Literatur eine große

Anzahl junger hoffnungsvoller Menschen an seelischem und geistigem Siechtum zugrunde ging.

In drei große Teile zerfällt das Buch. Der eine schildert die Verheerungen, die die Romantik im einzelnen Menschen anrichtet, indem sie ihn z. B. die Gegenwart und das Alltagsleben reizlos und schal finden läßt, so daß er in Abenteuern und Exzentrizitäten Nervenkitzel sucht oder sich in spleeniger Stimmung eine Kugel durch den Kopf jagt. Der zweite Teil schildert die Verheerungen in Familie und Gesellschaft, wie sich z. B. die Rechtsbegriffe verwirren, wie das Verbrechen Sympathie, sogar Bewunderung erweckt, wie Ehen durch Leidenschaft und Treubrüche zerstört werden. Der dritte Teil schildert die Abkehr der Romantiker von ihren eigenen Ideen, die sie erschrocken über die praktischen Folgen energisch widerrufen, zeigt z. B., wie George Sand in späteren Jahren die freie Liebe verurteilt und Achtung vor der Ehe, vor der landläufigen Moral predigt.

Alle drei Abschnitte sind reich dokumentiert, am interessantesten ist die Dokumentierung der beiden ersten. Maigron hat eine Fülle von Privatpapieren sammeln können, Briefe, Tagebücher, Prosablätter und Verse, die ganz intime Einblicke in die Seelenzustände einzelner Franzosen und Französinnen zwischen 1832 und 1847 ungefähr erlauben. Die Aufzeichnungen sind von jungen Leuten niedergeschrieben, die meist noch nicht dreißig, aber über zwanzig Jahre alt sind, von Männern, Mädchen und Frauen, die fast alle der breiten sozialen Mittelschicht, der Bürgerschaft und der Beamtenschaft angehören. Neben ein paar Adeligen und ein paar Bohémiens finden sich Töchter bürgerlicher Familien, Frauen von Industriellen, die Frau eines Gutsbesitzers, die eines Notars, eines Arztes, Studenten verschiedener Fakultäten, ein Offizier, ein Ingenieur, ein Notariatskonzipient, der Rayonchef eines Warenhauses usw. Diese Dokumente ergänzt Maigron durch Mitteilungen aus Statistiken, Ehescheidungs- und Kriminal-Statistiken, durch Zeitungsartikel, durch Berichte über Vorgänge in der Gesellschaft, über Verbrechen, über Prozesse, durch Äußerungen aus zeitgenössischem Mund, durch Bekenntnisse von großen und kleinen Romantikern.

Das Bild, das aus dieser reichen Sammlung hervorwächst, ist durchaus unerfreulich und abstoßend. Sie erzählt von nichts als von Lächerlichkeiten, Verrücktheiten, Verirrungen, Verbrechen. Die Lebensausschnitte, die vorüberziehen, sind voll von Trauer, Schmerzen, Neurasthenie und Hysterie. Und der erste Eindruck, den man empfängt, ist ein menschliches Mitgefühl mit so viel verpfuschten und verlorenen Existenzen, die spielerisch und leichtfertig ihr Glück verscherzt haben, mit den Dichterlingen, die Musset, Baudelaire oder die Sand abschreiben und zur Ohnmacht verdammt, durch ihre Sehnsucht nach der Kunst zum bürgerlichen Leben untauglich werden, — Mitgefühl mit all den

jungen Männern und Frauen, die Literatur „spielen", so wie Kinder etwa Indianer spielen und die im Wahnsinn oder durch Selbstmord, vielleicht auch irgendwo in der Gosse enden, wenn sie nicht vorher eine Krankheit wegrafft. Eine Reihe kleiner Tragödien rollt sich vor uns ab, die man nicht ganz kühl und gleichgültig mit ansehen kann, so unbedeutend und wenig sympathisch, wenig imponierend auch ihre Helden und Heldinnen sein mögen.

Nun sind diese Helden und Heldinnen, auch die nicht-dichtenden, vollgepfropft mit Erinnerungen an unverdaute Lektüren, an romantische Bücher. Nach romantischen Büchern haben sie sich ihr Dasein zu gestalten bemüht. Ihre Verwirrungen und Verirrungen sind genau wie ihre Deklamationen und Verse aus romantischen Büchern abgeklatscht. In lichten Augenblicken fühlen sie sich selbst als Opfer der romantischen Bücher, die manch einer pathetisch verflucht. So werden denn die Fälle, die Maigron vorführt, zur Anklagerede und es ergibt sich das nicht mehr ganz neue Schauspiel: auf dem Armesünderbänkchen die Romantiker und ihre Ahnen, Jean-Jacques voran, und vor ihnen thronend ein Literarhistoriker als Staatsanwalt und Richter in einer Person. Maigrons Buch fügt sich in die moderne anti-romantische Bewegung ein (ist aber konzipiert und zum Teil auch schon veröffentlicht worden, ehe die große Abrechnung begann). Und zwar wirken die Anklagen, die er erhebt, aus mehreren Gründen besonders eindringlich. Einmal, weil er nicht bloß mit allgemeinen Erwägungen und Urteilen zu arbeiten braucht, sich nicht damit begnügt, in den Werken der Romantiker nach verderblichen Gedanken zu suchen, um sie zu brandmarken, sondern ihre Verderblichkeit an einer Fülle von Tatsachen anscheinend unmittelbar erweist. Er sagt nicht bloß, die romantischen Gedanken über das Recht auf Liebe, über die Unwiderstehlichkeit der Leidenschaft sind verderblich. Sondern er zeigt diese Gedanken im Alltagsleben am Werk, läßt in die zerrüttete unglückliche Ehe einer eifrigen Leserin der George Sand schauen. Ferner weil er nicht von sehr extremen starren engherzigen Moralbegriffen aus urteilt, sondern sich im Gegenteil eine leidlich bequeme opportunistische juste-milieu-Moral zurecht gelegt hat. Und endlich weil er nicht mit blinder Wut angreift, sondern offenbar unparteiisch bleiben, Licht und Schatten gerecht verteilen will. So versichert er wenigstens im Vorwort und es liegt kein Anlaß vor, daran zu zweifeln. Man hat das Empfinden, daß sein Buch nicht aus einem Vorurteil heraus, sondern durch die Tatsachen selbst, nicht durch subjektive Färbung, sondern fast wider seinen Willen zur Nosographie, zur Beschreibung einer ansteckenden Krankheit geworden ist. Nur frägt es sich, ob er nicht, ohne es zu wollen, unbewußt, von seinem Tatsachenmaterial hingerissen, gewagte Schlußfolgerungen zieht, ob er nicht die

epidemische Ausbreitung der Krankheit bis tief in die Provinz hinein überschätzt, die Nervenzerrüttung und Sittenverwilderung zu schwarz malt und vor allem, ob er nicht die Rolle der Literatur, ihre Schuld und Verantwortlichkeit übertreibt. Diese Frage wäre erst noch nachzuprüfen.

Wenn man sein Buch zum erstenmal liest, legt man es ganz überzeugt aus der Hand. Liest man es wieder, so wird man nachdenklich und skeptischer. Es fällt auf, daß nicht alle Zeugnisse gleich wichtig sind. Die Äußerungen von Gerichtspräsidenten, Staatsanwälten, Rechtsanwälten wird man besser sofort ausschalten. Daß Leute, die sich von Amts wegen entrüsten müssen und die meist der Kunst durchaus fremd, verständnislos, wenn nicht mißtrauisch und feindselig gegenüberstehen, über den unheilvollen Einfluß der Literatur zetern, das war immer so und aus solchen Aussagen könnte man jeder Zeit und jeder Literatur den Strick drehen. Wichtiger sind die Aussagen der „Opfer" selbst. Ihre Zahl ist sehr reich, aber sie mag noch so reich sein, reicher als Maigron's Sammlung, sie spiegeln doch immer nur die geistige Verfassung von so und so viel einzelnen Personen, die noch nicht einmal einen ansehnlichen Bruchteil der ganzen Generation darstellen. Und hier erhebt sich der Haupteinwand. Man wird sagen: um jene, die als Opfer fielen, ist es nicht schade, sie waren offenbar unglückliche schwache kranke Naturen ohne Gleichgewicht und ohne Hemmungen, unreife Menschen, die noch an den seelischen Störungen der Pubertätskrisis litten, angefaulte Menschen, wurmstichiges Fallobst. Wenn wirklich ein Zusammenhang zwischen der romantischen Literatur und ihren Verwirrungen und Verirrungen vorliegt, so kann die Literatur höchstens hie und da einmal den zufälligen äusseren Anlaß bedeutet haben, aber nimmer die Ursache sein. Diesen Einwand ahnt Maigron selbst sehr wohl und sucht ihn in der Vorrede zu parieren. Er gibt zu, daß Vorsichtsmaßregeln notwendig sind und daß jeder Fall mit der sorgfältigsten Kritik untersucht werden muß. Nur sieht man im ganzen Buch nicht, daß er die heikle Prüfung wirklich angestellt und sich vergewissert hat, ob seine „Opfer" normale Menschen von durchschnittlicher Widerstandskraft und Charakterstärke sind, die gesund geblieben wären, wenn ihnen nicht ihre Lektüre den Kopf verdreht hätte. Im Gegenteil, es spricht alles dafür, daß es sich um schwer gefährdete, von vornherein zu Siechtum bestimmte Geschöpfe handelt.

Warum haben denn die Romantiker selbst die Vergiftung mit romantischen Ideen so gut überstanden, auch der wildeste unter ihnen, Berlioz, deren Exzentrizitäten und Verrücktheiten kaum mehr überboten werden können? Warum haben sie so viele andere überstanden? Herr Babinot z. B., der in seiner Jugend vulkanisch-frenetisch wie irgend ein Romantiker die Weiber

an den Haaren auf dem Boden herumschleifte und der trotzdem ein bedeutender Astronom wurde, Professor am Collège de France, Mitglied der Académie des sciences? Und J. J. Ampère, der 1820 mit seinem Freund Bastide spleenige „satanische" Briefe voll zähneknirschender Verzweiflung wechselte, endet er nicht als angesehener Literarhistoriker und Verfasser einer Menge von Werken im Collège de France und schließlich sogar in der Académie française? Besonders lehrreich ist der Fall des alten Herrn (*un aimable vieillard* p. 337 ff.), dem Maigron die interessante Dokumentierung über den Selbstmord-Klub verdankt. Dieser Herr war seinen eigenen Worten nach nicht weniger neurasthenisch als die Gesinnungsgenossen, mit denen er den Klub gründete, er hat selbst den Namen *Suicide-Club* vorgeschlagen, hat sich an der Abfassung der Statuten beteiligt (der eine Paragraph lautete: „*Seul peut autoriser le suicide, le dégoût de l'existence considérée comme mauvaise et indigne d'être vécue*), hat mit seinen Klubbrüdern im schwarz ausgeschlagenen Zimmer vor dem Totenkopf zwischen den zwei künstlichen Blumensträußen gesessen, hat wie sie als Abzeichen einen Totenkopf im Uhrgehänge getragen, wie sie ein aus Byron, aus Obermann und Antony abgeschriebenes Tagebuch geführt, kurz alle ihre Kindereien und Torheiten mitgemacht. Aber dieser Herr hat sich durchaus nicht erschossen, er hat sehr schön den Weg in die bürgerliche Welt und in bürgerliche Gedankenkreise zurückgefunden, er lebte noch zur Zeit, als Maigron sein Buch schrieb, jedenfalls behäbig und geachtet, als Rentner oder in ähnlicher Situation. Und er konstatiert selbst, daß es seinen Kameraden ebenso ergangen ist, daß ihre gesunde Natur gesiegt hat, daß sie Industrielle, Kaufleute, Ärzte, Richter geworden sind. „*Mais il y avait* (fügt er hinzu) *parmi nous deux ou trois âmes plus sensibles, plus délicates, plus maladives, si l'on veut, et qui une fois contaminées n'arrivèrent pas à se guérir. L'un est mort fou à vingt-huit ans; l'autre poitrinaire à vingt-cinq; le troisième s'est suicidé.*" Gerade diese Bemerkung in dem Bericht, dem Maigron so großen Wert beimißt, daß er ihn ausführlich auf eine Reihe von Seiten abdruckt, macht auf den schwachen und angreifbaren Punkt seiner Demonstration aufmerksam.

Einen sehr breiten Raum nimmt in Maigrons Buch der gefährliche Einfluß der romantischen Ideen über Liebe und Ehebruch ein, den mehrere Kapitel darlegen wollen. Hier sind Maigron selbst offenbar schwere Bedenken aufgestiegen, wie sein Vorwort zeigt. Aber was er sagt, kann sie nicht entkräften. Denn die Tatsachen bleiben bestehen. Wenn nicht alles täuscht, hat es schon vor 1830 Dichter gegeben, die die Freuden außerehelicher sündiger Liebe besangen und den Sieg der Leidenschaft über Sitte und Gesetz darstellten. Und dafür, daß es immer Bücher gegeben hat, die demoralisierend wirkten,

bringt er selbst ein Zeugnis, indem er Brantôme, den besten Kenner in solchen Dingen zitiert, der sich soviel Taler wünschte, als Frauen und Mädchen durch die Lektüre des Amadis-Romans verdorben worden sind. Wenn ferner nicht alles täuscht, hat die Menschheit auch nicht bis auf G. Sand, Baudelaire und Genossen gewartet, um Ehebrüche zu begehen und sich in alle Verirrungen und Perversitäten der Liebe, Sadismus, Tribadie, Mord aus Leidenschaft zu verlieren. Was Maigron aus der Skandal- und Gerichtschronik der Gesellschaft unter dem Bürgerkönigtum beibringt, verblaßt, um nur einen Fall zu nennen, gegen die großen Prozesse des XVII. Jhrs., gegen die Enthüllungen, die sich an die Namen der Frau von Brinvilliers und der Voisin knüpfen. Und alle Verfehlungen, die seine Dokumente aufdecken, wären, da sie nichts Neues bedeuten, sondern nur das wiederholen, was sich immer und überall ereignet hat, auch ohne die romantische Literatur verbrochen worden. Die arme Frau Noëmi B*** zum Beispiel wäre gewiß auch ohne G. Sand, ohne *Valentine* oder *Jacques* gelesen zu haben, hart am Ehebruch vorbeigestreift. Aber — und das bringt auf die Sphäre, wo der von Maigron behauptete Einfluß sich wirklich und in ausgedehntestem Maß äußert — sie hätte sich nicht larmoyant und pathetisch als unverstandene Frau, als Opfer der Gesellschaft gefühlt, die Briefe, die sie mit ihrem Verführer wechselte, hätten anders geklungen, sie hätte ihm keine so insipiden Phrasen von widerlicher Talmi-Poesie geschrieben, ihre Liebe hätte andere Formen angenommen, sich weniger literarisch im romantischen Modegeschmack und in der G. Sand-Schablone ausgedrückt.

Gewiß sind die jungen Männer und Frauen, die mit ihren Lächerlichkeiten an uns vorüberziehen, Opfer ihrer Lektüren, aber nicht ganz in dem Sinne, wie Maigron meint. Sie bemühen sich, ihren bewunderten Romanhelden und -heldinnen die Äußerlichkeiten abzugucken, die Pose, die Gebärden, den verzückten Augenaufschlag oder das schmierenkomödiantenhafte Augenrollen, das sentimentale, weltschmerzliche oder teuflisch-ironische Lächeln, das Zähneknirschen, die Grimasse der Wut oder der Verzweiflung, die Tränen, die Seufzer, die Schreie — vor allem aber bemühen sie sich, ihre Rhetorik zu kopieren, die schwüle bilderreiche Phraseologie der Liebe, die sie noch abgeschmackter machen und mit noch mehr Schwulst verbrämen. Dafür bietet Maigrons Buch eine Fülle der interessantesten Belege. Nur ist dieser Einfluß im Grunde recht harmlos und es ist wirklich nicht einzusehen, warum gesunde normale junge Menschen, nachdem sie eine Zeitlang so zu ihrem eigenen und ihrer Freunde Ergötzen ein bißchen Theater gespielt haben, der Absurditäten und Geschmacklosigkeiten müde, nicht die Vermummungen ausziehen und an den Nagel hängen könnten, warum sie nun plötzlich bis ins Mark hinein krank geworden sein sollten. Da ist z. B. ein

junger Mann, ein Student der Medizin, der seiner Geliebten überschwängliche Briefe schreibt, einen besonders überschwänglichen, als er sich für drei Wochen von ihr trennen soll. Die Trennung scheint ihm eine unerträgliche Höllenqual, eine Ewigkeit, so scheußlich, daß er sein Leben, seine Mutter und Gott verfluchen wird. Den ganzen Nachmittag ist er wie ein wildes Tier, wie ein gehetztes Tier umhergerannt, wie ein Verfluchter, hat im Wald wie ein Dämon gebrüllt, hat sich auf der Erde gewälzt, mit seinen Zähnen Zweige zermalmt, hat dann in seiner Raserei in seine Hand gebissen, bis das Blut spritzte, und hat ein Stück Fleisch gegen den Himmel gespuckt. Das schreibt er der Geliebten und die nahm seine Phrasen vielleicht tragisch. Aber man braucht nur den Brief im Original zu lesen, um zu fühlen, daß er nichts als Phrasen enthält, anempfundene Literatur, hohle Worte. Man fühlt, hier spricht kein wirklich Exaltierter, kein wirklich Fiebernder, sondern nur einer, der das Gebahren eines Fieberkranken und sein Stammeln nachäfft, einer, der sehr gesund sein, der es wie Herr Babinet zu Ehren und Würden bringen und der als Familienvater brav im Kreis der Seinen ergrauen kann.

Wenn Maigron sich von vornherein damit abgefunden hätte, in seinen Dokumenten nicht mehr zu suchen, als was sie zu beweisen imstande sind, wenn er den Einfluß der romantischen Literatur nur da studiert hätte, wo er tatsächlich wirksam und unverkennbar ist, nämlich in Maske, Geste und Rhetorik der Opfer, dann wäre sein Buch — man kann nicht sagen: gehaltvoller geworden, denn es ist im höchsten Grad gehaltvoll; aber es wäre — geschlossener, konsequenter, unangreifbarer geworden. Es würde im Leser weniger Zweifel und Bedenken wecken und sicher hätte Maigron dann auch leichter vermeiden können, den tadelnden Sittenpredigerton anzuschlagen, in den er manchmal unwillkürlich verfällt und der in einer historischen Darstellung immer unangenehm klingt. Das hindert natürlich nicht, daß seine Funde sehr interessant sind und daß ihre Veröffentlichung von großer Bedeutung war. Sie geben ein Bild der französischen Romantik im Zerrspiegel, eine Karrikatur, die stark verzerrt, vergröbert und übertreibt und die gerade durch die Verzerrung und Vergröberung gewisse charakteristische Besonderheiten recht auffallend hervortreten läßt. Wie wir manchmal die individuellen Züge eines Gesichtes am besten und schärfsten nicht in einem Portrait, sondern in einer Karikatur erkennen, so geht es auch hier. Was die romantische Bewegung an Gedanken und Idealen, an Strömungen und Geschmacksrichtungen enthält, das wird klar und augenfällig beim Anblick der armen Narren, die sich abplagen, Romantik zu spielen und die nicht über eine unfreiwillige klägliche Parodie hinauskommen.

Bonn. H. Heiss.

Grillet, Claudius. *La Bible dans Victor Hugo d'après de nombreux tableaux de concordance.* Librairie catholique Emm. Vitte, Lyon, Paris. 1910. 8⁰. VI + 350 + 104* SS.

Grillet gliedert seine Arbeit in zwei Teile. Der II. *les sources bibliques* betitelte Teil gibt die Fundamentierung des ersten und wurde nur nachgestellt, um den Leser nicht am Eingang durch die Langeweile einer Materialsammlung abzuschrecken. Er belegt den Einfluß der Bibel im einzelnen, zählt die Motti auf, die Bilder und Vergleiche, die V. Hugo ihr entlehnte, bringt eine Menge von biblischen Reminiszenzen und Anleihen aus Hugos Lyrik und Epik, aus seiner visionären Dichtung. Besonders interessieren darin das Kapitel über die symbolische Verwendung biblischer Bezeichnungen und Eigennamen, ferner das über die Bilder und Vergleiche. In zahlreichen Beispielen wird illustriert, wie der Dichter mit ihnen verfährt, wenn er sie nicht einfach übersetzt, wie er sie nuanciert, ummodelt, erweitert, mit neuen Elementen verschmilzt. Manches Bild, das ihn durch seine Ausdrucksfähigkeit, seine Eigenart, vielleicht sogar durch seine Absonderlichkeit besticht, kehrt mehr als einmal wieder, jedesmal leise variiert, und es kann geschehen, daß es sich dabei allmählich so abschleift und verändert, daß ihm niemand mehr den biblischen Ursprung ansehen würde, wären nicht verschiedene Zwischenstufen da, die auf den Zusammenhang hinweisen. Bei dem Bild vom Bienenschwarm im Maul des Löwen z. B., das Hugo in den *Châtiments*, in zwei Gedichten aus *Fin de Satan*, dann in der *Légende* und endlich in *L'année terrible* gebraucht, bleibt der Zusammenhang auch in der letzten Ausprägung und Deutung leicht erkennbar. Aber daß der ironische Ausruf von Ruy Blas: „*Bon appétit, messieurs*" auf eine Strophe der Apokalypse zurückgeht, die außerdem noch in *Cromwell*, in den *Burgraves*, den *Châtiments* und *Fin de Satan* anklingt, das ließe sich aus dem Ausruf allein nie erschließen, so sehr hat sich die Ähnlichkeit auf dem weiten Weg von der „Quelle" bis zu ihm verflüchtigt. Und doch macht Grillet den Zusammenhang durch die Gegenüberstellung der Texte sehr wahrscheinlich, wenn er ihn auch nicht zwingend beweisen kann.

Der I. Hauptteil will die Wirkung des biblischen Einflusses im Zusammenhang studieren, die Art, wie V. Hugo ihn in verschiedenen Zeiten aufnimmt und spiegelt. Da sind zuerst die Jahre bis ungefähr 1830, in denen er — man könnte sagen — in der Bibel allmählich lesen lernt. Grillet nennt das *l'initiation biblique.* Noch dringt Hugo vielfach auf Umwegen in die Bibel, auf dem Umweg über Chateaubriand, über Lamartine und über Milton. Und was er zuerst in ihr sucht und findet, das ist nicht mehr als eine Art christlicher Mythologie, die ihm helfen soll, die heidnische Wunderwelt aus der Poesie zu verbannen (wie

sehr ihm das am Herzen lag, weiß man ja aus verschiedenen Vorreden und Gedichten). Er nimmt eine ganz äußerliche Vertauschung des heidnischen Apparats mit dem biblischen vor. Er bleibt noch im Schmuck, in der Verzierung im Sinn Boileaus stecken, bis er allmählich in der Bibel das Exotische entdeckt und genießt, den Orient und die Bilder verschütteter Jahrhunderte, bis er in ihr auch die große, wilde, in kein enges Geschmacksideal eingeschnürte Kunst entdeckt, der er viel später in *W. Shakespeare* so begeisterte Hymnen singen wird. Aber eins ist, wie Grillet richtig hervorhebt, schon von Anfang an aus der Bibel auf ihn übergesprungen: das ist der Gedanke an die Rätsel, die uns umgeben, an die Geheimnisse des Jenseits, der visionäre eschatologische Schauer, den Hugo vielleicht stärker empfunden hat als irgend ein Mensch unserer in religiösen Dingen kühl und indifferent gewordenen Zeit. Der folgende Abschnitt behandelt: *la maturité biblique*, den Einfluß auf die Lyrik, vor allem die apokalyptische Lyrik, dann auf die epische Dichtung und endlich auf die Satire, die den alten Propheten außerordentlich viel verdankt. Der letzte Abschnitt handelt vom Verfall der Kunst Hugos: *les abus de la rhétorique biblique* (1854—1880) und gibt einen interessanten Überblick über die einzelnen Perioden von Hugos Hiobismus.

Wie vertraut V. Hugo von frühester Jugend an mit der Bibel war, seit er als Kind in dem alten Feuillantinerkloster, wo er mit Mutter und Brüdern hauste, auf dem Speicher eine Bibel entdeckt hatte, das ist längst bekannt. Bekannt auch, welch tiefen Eindruck die Lektüre auf ihn machte, daß die Bibel Zeit seines Lebens eines seiner Lieblingsbücher, wenn nicht sein Lieblingsbuch blieb,[1]) daß sein Werk von Erinnerungen an die Poesie des alten und neuen Testaments wimmelt und daß nichts auf seine Sprache so stark abgefärbt hat als ihre Sprache, ihr Stil und ihr Pathos. Grillets Studie läßt aber diesen Einfluß zum erstenmal in ganzem Maß überschauen und zeigt, daß man ihn nie überschätzt hat, daß er im Gegenteil womöglich noch ausgedehnter und einschneidender ist, als man annahm. Grillets Aufgabe war nicht leicht, da ihre Lösung engste Vertrautheit nicht bloß mit Hugo, sondern mit der Bibel voraussetzte, so daß der Literarhistoriker durch den Theologen ergänzt werden mußte. Die Arbeit ist gründlich, von reichlich vielen, aber nicht sehr wichtigen Flüchtigkeiten abgesehen. Unangenehm berührt an ihr nur der affektiert burschikose Ton, in dem Grillet sich gefällt.

[1]) Grillet zitiert ein paarmal das Wort: '*La Bible c'est mon livre*', setzt es auch als Motto vor seine Studie und behauptet, es stünde in der Vorrede der *Légende des siècles*. Ich kann es dort nicht finden. Wahrscheinlich meint er die Vorrede zu *Les rayons et les ombres*, wo Hugo am Schluß von sich sagt: '*Il aime le soleil. La Bible est son livre. Virgile et Dante sont ses divins maîtres.*'

P. 3* schreibt er zum Beispiel: '*Mais que se présentent des figures audacieuses, des métaphores tapageuses et magnifiques, des images à bravoure, voilà notre homme alléché.*' Solche geschmacklose Entgleisungen sind leider gar nicht selten.

Bonn. H. Heiss.

Baldensperger, F. *Alfred de Vigny. Contribution à sa biographie intellectuelle.* Paris, Hachette, 1912.

Dans une série d'études indépendantes, réunies en un volume, M. Baldensperger établit sur la pensée de Vigny et sur ses origines une enquête fort étendue, qu'il poursuit au delà des limites de la France jusque dans le domaine des littératures étrangères.

Un premier chapitre définit le double aspect religieux et social de cette tristesse qui constitue comme le leitmotiv de l'œuvre de Vigny. Un des deux thèmes de l'irrémédiable désespoir du poète est l'inique répartition des joies et des souffrances, ou l'abandon de l'innocence par la divinité, contre lequel se révolte la conscience humaine; le second lui est fourni par le spectacle lamentable de la faillite des aristocraties de naissance et de talent. Toute la mélopée grave et décevante de Vigny est dominée par ces deux motifs dont M. Baldensperger note, fort habilement toutes les modulations.

Après avoir déterminé le double principe du pessimisme de Vigny, M. Baldensperger étudie le nouveau langage poétique, que le chantre d'Eloa venait d'introduire en France, le symbole, et il en définit le caractère, en l'opposant aux formes qu'il revêt chez d'autres poètes. Le symbolisme de Vigny ne saurait être confondu avec celui d'un Novalis ou d'un V. Hugo; tandis que le premier spiritualise la vie des choses et tend à un anthropomorphisme, que Ruskin a qualifié un peu durement de supercherie pathétique, ,,pathetic fallacy", le deuxième, par un mouvement inverse, matérialise la pensée et dégénère trop souvent en un métaphorisme purement extérieur. C'est au contraire à la fois de l'idée et de la réalité que procède le symbolisme de Vigny; il se rattacherait ainsi à l'idéo-réalisme de Goethe, qui, par intuition, discerne l'idée générale sous l'enveloppe changeante et accidentelle du phénomène particulier.

La conception que Vigny se faisait du monde et ses procédés de création artistique ne devaient pas tarder à l'éloigner d'un de ses frères d'armes de la première heure, V. Hugo: car c'était entre eux ,,presque tout le rythme de l'être qui se trouvait opposé". M. Baldensperger ne manque pas de relever les différents aspects de cet antagonisme irréductible de tempérament qui se manifeste dans leurs conceptions de Dieu, de la nature et de la femme, dans leur croyance au progrès et au bonheur universel, dans le crédit à accorder à la démocratie et jusque

dans le portrait moral qu'ils nous tracent du gamin parisien; à l'optimisme gai de l'homme d'action et de l'ami du peuple s'opposent continuellement la mélancolie pessimiste du penseur et la défiance de l'aristocrate à l'égard des foules.

Parmi les influences que subit Vigny, les unes imprimèrent à sa pensée une direction générale et permanente, tandis que d'autres ne s'exercèrent que temporairement sur une partie limitée de son œuvre. Aux premières se rattachent celles de Joseph de Maistre et de Bruguière de Sorsum, ainsi que celle des marins de sa famille qui orientèrent sa pensée vers les choses de la mer.

C'est une personnalité curieuse que celle de ce parent éloigné de Vigny, que nous révèle M. Baldensperger: Bruguière, baron de Sorsum. D'abord officier dans l'armée du Rhin, puis maître des requêtes à Cassel sous le règne de Jerôme, il consacra ses loisirs à l'étude des poésies anglaise et orientale; et c'est à lui que revient le mérite d'avoir attiré l'attention de Vigny sur les légendes de l'Inde, auxquelles dès lors il ne cessa plus de s'intéresser.

Il peut paraître tout d'abord hardi d'établir un rapprochement entre des pensées aussi différentes que le sont celles de Joseph de Maistre et d' Alfred de Vigny. Or M. Baldensperger prouve jusqu'à l'évidence dans une de ses études les plus intéressantes que le poète de „Jephté", de „la femme adultère", et du „Déluge", a subi, tout comme Soumet et V. Hugo, le prestige exercé par l'auteur des „Soirées de Saint-Pétersbourg" sur le cénacle romantique; il rejeta sans doute de bonne heure cette philosophie implacable et cette religion altérée de sang auxquelles répugnait sa nature de poète sensible et généreux; mais il n'en resta pas moins passionnément préoccupé des questions morales et religieuses que soulevait devant sa conscience le penseur catholique. C'est à J. de Maistre que s'adresse dans „Stello" la diatribe du Docteur contre la réversibilité des souffrances de l'innocent au profit du coupable; et si Vigny entreprend dans „Servitude et Grandeur militaires" l'apologie du soldat, c'est pour s'élever avec force contre l'affirmation du Sénateur de la Néva que la guerre est d'origine divine. J. de Maistre, en proposant certains problèmes à l'attention du jeune poète, l'avait amené par là-même à affirmer plus nettement l'opposition foncière de leurs natures et de leurs doctrines.

Vigny doit son amour nostalgique de la mer à l'hérédité; il ne pouvait rappeler sans attendrissement le souvenir de son grand-père maternel, qui avait commandé une escadre sous l'Ancien régime; et il n'était pas sans tirer vanité de sa parenté éloignée avec l'explorateur Bougainville. Ses séjours sur la côte et ses voyages maritimes furent cependant trop courts pour lui permettre d'enrichir sa palette de couleurs nouvelles. Le poète philosophe n'aurait été du reste que faiblement séduit par les spectacles toujours changeants et pittoresques de la mer;

elle l'attira bien plus par sa personnalité de démon hostile à l'homme, et il l'aima pour la vigueur morale et pour l'abnégation qu'elle impose à ceux qui ne craignent pas de livrer leur vie à ses caprices ou à ses embûches: c'est la mer qui a fait l'éducation de ces héros que sont Collingwood et le modeste commandant d'infanterie, l'ami de Laurette.

Outre ces influences qui ont incliné la pensée de Vigny vers ses problèmes favoris, M. Baldensperger sait nous en révéler quelques autres éphémères, d'une action moins étendue: ce sont celles de Thomas Moore et de Jean-Paul.

Les critiques contemporains de Vigny, Sainte-Beuve et Henri de Latouche avaient déjà recherché chez Thomas Moore l'idée primitive d' Eloa. MM. Dupuy et Schultz-Gora par contre réduisaient dans leurs dernières études cette influence à son minimum. Or les rapprochements de textes si probants qu'établit M. Baldensperger entre l',,Amour des Anges" et ,,Eloa" ne permettent plus de douter que Vigny ait subi le prestige du poète anglais, qui fut un moment l'hôte fêté des salons parisiens; il lui emprunte son ,,économie du ciel", son décor romantique, sa prédilection pour les demi-teintes, et cette tonalité un peu molle et voluptueuse qui convient plutôt aux féeries de l'Orient qu'à la sévérité du paradis chrétien.

C'est par ce que les Romantiques convinrent d' appeler le ,,Songe de Jean-Paul" que l'humoriste allemand fut connu en France. L'épisode du ,,Siebenkäs", où le Christ abandonné par son père laisse la création s'abîmer dans le néant, avait été, sur la prière de Charles de Villers, inséré dans le livre ,,De l'Allemagne" de Mme de Staël: ce morceau décida de la réputation de Jean-Paul en France. On ne connut alors de l'auteur du Titan ni l'humour affectueux, ni le réalisme de détail, qui le caractérisent. Mais la génération de 1830 le considéra comme un pur imaginatif, tourmenté par la fièvre du fantastique, comme une sorte d' Hoffmann. Th. Gautier, V. Hugo et Ed. Quinet se laissèrent séduire par la couleur sombre de ses hallucinations qu'ils tentèrent de reprodu re dans leurs œuvres. Mais Vigny est le seul qui dans le ,,Mont des Oliviers" ait dégagé dans toute son ampleur le thème du désespoir et de la négation de Dieu que contenait la rapsodie de Jean-Paul.

Enfin M. Baldensperger sait retrouver dans une poésie le résidu d'une impression visuelle: il reconnaît dans Eloa l'évocation atténuée et voilée de ces paysages vosgiens auxquels Vigny rattache son poème, mais qu'il ne put qu'observer à la hâte, probablement en mai 1823, lorsqu'il se rendait avec son régiment de Strasbourg à La Rochelle.

Un dernier chapitre sur ,,l'actualité de Vigny" clôt tout naturellement cette vaste enquête, si riche en trouvailles précieuses. M. Baldensperger nous montre la pensée du poète des

„Destinées" renaissant de ses cendres, et rayonnant d'une lumière douce et pénétrante sur la génération contemporaine. C'est que toujours plus nombreux sont les esprits qui, devant la faillite de la morale, se rallient à son point d'honneur, comme le seul guide d'une vie mâle et fière; c'est aussi que son symbolisme apparaît à quelques modernes comme le dernier refuge de l'art, qui, pour échapper à l'emprise de la réalité vulgaire, doit s'élever vers les régions supérieures de l'idée.

Ce livre fait donc plus que de déterminer les tendances organiques de la pensée de Vigny; il met à nu les fibres les plus secrètes par lesquelles elle se rattache au mouvement intellectuel de son époque; et en reconstituant le travail mystérieux auquel l'idéaliste moral soumet toute matière poétique, il fait ressortir en traits lumineux la personnalité du penseur et l'originalité de l'artiste. C'est donc bien une sorte de biographie intellectuelle, la constitution d'un esprit, ses réactions contre les influences du dehors, son prolongement à travers la postérité, que M. Baldensperger retrace fragmentairement; et il le fait avec cette clarté d'exposition, avec cette sûreté d'information minutieuse et discrète, qui ont établi déjà la réputation de l'auteur de „Goethe en France" et lui assureront cette fois à nouveau la reconnaissance des amis de Vigny.

Nancy. J. Denis.

Allem, Maurice. *Alfred de Vigny*, Paris s. d. Société des éditions Louis-Michaud.

Ce livre nous présente une biographie consciencieuse de Vigny, au courant des derniers travaux publiés sur la vie du poète. Je lui reprocherai cependant de rester trop populaire et trop anecdotique. Elle contient quelques portraits joliment esquissés, mais elle pénètre rarement au delà de l'extérieur des hommes et des choses, pour nous révéler leur vie intérieure ou leur véritable signification. Des gravures nombreuses et intéressantes illustrent ce livre de vulgarisation, et d' une lecture agréable.

Nancy. J. Denis.

Villey, Pierre. *Les Sources d'Idées*, textes choisis et commentés *(Bibliothèque française, XVIe Siècle).* Paris. librairie Plon, s. a. (1912), 278 p. 12⁰.

Pilon, Edmond. *La Fontaine*, textes choisis et commentés *(Bibliothèque française, XVIIe Siècle)* Paris, Plon. 334 p. 12⁰.

M. Pierre Villey consacre aux sources d'idées au XVIe siècle un volume d'extraits des plus utiles et des mieux choisis. Il ne

s'agit pas ici de faire connaître les œuvres les plus parfaites ou les plus originales de la Renaissance; il ne s'agit pas de mettre en lumière telle personnalité importante de cette époque, mais bien de réunir une collection de textes suffisante pour servir de première orientation dans l'étude de la culture française au XVIe siècle et de ses sources étrangères.

L'auteur accorde successivement son attention aux traductions des poètes, des prosateurs grecs et latins, italiens et espagnols, et enfin, aux récits de voyages rédigés par des écrivains français.

Un commentaire concis et substantiel relie les divers extraits, en précise la signification et la valeur par rapport aux idées et aux mœurs du temps. Ce petit volume, clairement composé, présenté avec simplicité, révèle une érudition sûre et une information des plus averties; il rendra de précieux services dans les limites discrètes qu'il s'est assignées.

M. Edmond Pilon, l'auteur des *Portraits français*, *du Dernier Jour de Watteau*, des *Aventures de Jean Lapin*, et d'autres essais gracieux, devait aimer et comprendre le poétique amant des bêtes et de la nature. Les textes de La Fontaine forment un ensemble d'une appréciable unité. On retrouve ici beaucoup d'œuvres un peu délaissées aujourd'hui et qu'il était désirable de ne pas laisser tomber dans l'oubli. Un commentaire assez développé relie les divers extraits et les rattache à la vie et aux idées littéraires du grand fabuliste. Par contre, les gloses du vocabulaire sont rares et parcimonieuses.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Barzun, Henri Martin. *L'Ère du Drame.* Essai de synthèse poétique moderne. Paris, E. Figuière et Cie. 1912. 142 p. in 12.

Dans *l'Ère du Drame*, M. Henri-Martin Barzun exprime l'opinion que le chant poétique de l'homme a évolué de l'individuel au collectif, du collectif à l'humain, de l'humain à l'universel; en d'autres termes, il reconnaît quatre ordres essentiles:

De l'Homme aux Hommes,
Des Hommes à l'Humanité,
De l'Humanité à l'Univers,
De l'Univers à l'Individu.

Lorsque la littérature arrive au point culminant de son évolution, à la conscience la plus haute et la plus vaste de l'Univers, elle perd son caractère unilatéral, utilise tous les modes d'expression et fonde une vaste synthèse de tous les ordres psychologiques de la connaissance. Ainsi, le poème, et même le roman, grandis par les multiples conflits dont ils s'enrichissent, expri-

ment, sous leur forme la plus pathétique, le drame sublime de l'Universel. Tel serait, d'après M. Henri-Martin Barzun, *l'ère du drame*, et ce serait précisément celle qui s'ouvre devant nous.

Il semble bien que l'évolution ainsi esquissée corresponde bien à la marche naturelle de l'esprit et de la connaissance; mais, pas plus que d'autres chercheurs qui se sont attachés à des thèses de ce genre, l'auteur n'a pu prouver qu'il en fût réellement de même en littérature. Au point de vue critique, l'étude de M. Barzun ne me paraît pas concluante. Cela ne veut pas dire que je conteste le caractère «dramatique» d'une partie importante de notre littérature moderne, ou que je veuille nier la valeur de l'initiative poétique de l'auteur. Ses efforts me semblent, au contraire, des plus sympathiques; je leur trouve surtout le mérite d'un point de vue élevé, capable de développer l'enthousiasme et l'initiative de l'artiste. Aussi les chapitres, moins théoriques, concernant les conditions d'un art moderne, la critique créatrice, le théâtre «jeu public» et la «Libre abbaye», me semblent-ils les meilleurs et les plus féconds.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Mélotte, Paul. *Petits Mémoires de Monsieur Trouilleboulard, conferencier-amateur.* Liège. Vaillant-Carmanne. 1912. 156 p. in 12.

Il y a beaucoup à glaner dans le *Petits Mémoires de Monsieur Trouilleboulard* de M. Paul Mélotte. Le titre pourrait induire en erreur sur la portée de cette jolie étude qui n'est pas seulement discrètement comique: nous avons ici un livre d'humour, et du meilleur, une analyse, souvent pénétrante et toujours originale, des conférenciers et de leurs publics. Je signalerai tout particulièrement le Chap. IX, *Conseils généraux*, dont l'opportune ironie est des plus heureuses. Beaucoup d'observations psychologiques, une faculté très vivante d'observer les foules; du scepticisme, de la bonhomie, et, discrètement glissés dans la trame légère du récit, d'excellents conseils aux conférenciers, voilà, à peu près, et pour être bref, ce que l'on trouve dans le petit volume alertement écrit de M. Paul Mélotte.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Gourmont, Remy de. *Promenades littéraires. Quatrième Série: Souvenirs du Symbolisme et autres études.* Paris, Mercure de France, 1912. 348 p.

André, Paul. *Le Modernisme dans la Poésie lyrique.* Bruxelles, édition de la Belgique artistique et littéraire, 1912. 45 p.

Tournoux. Georges A. *Bibliographie Verlainienne, contribution critique à l'étude des littératures étrangères et comparées. Préface de F. Piquet.* Leipzig, Librairie E. Rowohlt. 1912. XVI, 172 p.

Les Promenades littéraires de M. R e m y d e G o u r m o n t sont, pour une bonne part, une intéressante revue des plus récentes manifestations de l'activité critique et littéraire.

Dans ces essais sans érudition bruyante mais bien informés, abordant les questions d'histoire ou d'esthétique, par leur côté réellement humain, M. Remy de Gourmont a fait œuvre utile et attachante: il étudie les travaux de Pierre Lacretelle sur Lamartine, de Louis Maigron sur le Romantisme, de Masson-Forestier sur Racine, de Constantin Photiadès sur Meredith. Lui-même, qui s'est attaché à la Traduction d'un roman espagnol: *La Gloire de don Ramire*, d'Enrique Larreta, étudie attentivement la psychologie troublante du héros. Il nous fait profiter des dernières révélations sur Ste Beuve, et ne manque pas d'attirer l'attention sur la valeur et la portée de réimpressions telles que celle de *Dix ans d'exil* de Madame de Staël ou celle des *Rêveries d'un païen mystique* de Louis Ménard. La publication de la *Tentation de St. Antoine*, d'après le premier projet de Flaubert, sert de point de départ à d'intéressantes remarques sur les procédés de travail du grand écrivain.

M. Remy de Gourmont a fait de très personnelles études sur Flaubert, comme le prouvent les quelques études qui lui sont consacrées.

Dans les chapitres qui touchent au symbolisme, l'auteur ne fait pas seulement preuve d'une connaissance approfondie du sujet traité: il parle, en spectateur averti, de cette remarquable période de l'activité littéraire dont il est l'un des critiques les plus écoutés. Aussi les visages et les œuvres des protagonistes: Stéphane Mallarmé, Paul Verlaine, Villiers de l'Isle-Adam, sont-ils évoqués de façon heureuse en des esquisses vivantes.

Les pages consacrées aux revues et journaux de combat qui ont présenté le symbolisme au monde littéraire: *La Vogue*, *La Nouvelle Rive gauche*, *Lutèce*, *Le Décadent*, *Le Symboliste*, *le Mercure de France*, sont des plus instructives en leur concision. Somme toute, une série appréciable d'essais où l'on trouvera toujours à glaner.

Parmi les multiples manifestations de la poésie contemporaine, M. P a u l A n d r é s'est attaché à dégager les tendances modernistes des poètes qui chantent les forces trépidantes et tumultueuses, l'industrie et la science, les usines où retentissent les clameurs fécondes des marteaux titanesques, les trains vertigineux, les locomotives géantes dont la puissance disciplinée

a vaincu l'espace et le temps, les navires audacieux qui dominent la mer et les grands oiseaux qui, sur leurs ailes blanches, escaladent l'azur et luttent avec le vent.

M. Paul André s'appuie sur l'exemple d'Albert Giraud, Yvan Gilkin, Maurice Gauchez, Gaston Pulings, Paul Spaak, et surtout du poète des *Campagnes hallucinées* et des *Villes tentaculaires*, Emile Verhaeren; il montre comment les écrivains d'aujourd'hui s'efforcent de créer un lyrisme „exact" et non plus un lyrisme exalté ou étouffé par des théories. Au fond, c'est la prétention de toutes les époques, et je pense que l'on peut affirmer seulement que chaque génération s'efforce de donner à son lyrisme une forme s'adaptant aussi exactement que possible au caractère de ses émotions. Dans son intéressante étude, M. Paul André a précisé les attaches du modernisme littéraire avec les grands mouvements de la pensée et de l'activité modernes.

Voici un précieux appoint pour l'histoire des œuvres de Verlaine et pour leur diffusion à l'étranger.

Nous avions jusqu'ici, dans des travaux d'un caractère général, des notices bibliographiques de MM. Van Bever et Léautaud, H. P. Thieme, Lešehradu et A. Barre[1]). Cette dernière, la plus complète, contenait 257 références, tandis que la *Bibliographie* de M. G. Tournoux, uniquement consacrée à Verlaine, porte à 1044 le nombre de celles-ci. Ce développement nouveau provient surtout des traductions, des études en langues étrangères, qui occupent la plus grande partie du volume.

Le chapitre de l'Allemagne et des pays de langue allemande ne contient pas moins de 146 références. Il démontre, mieux encore qu'on ne le savait jusqu'ici, à quel point le poète est connu et estimé dans les cercles les plus distingués d'outre-Rhin. Critiques et traducteurs se sont attachés à son œuvre avec un réel enthousiasme. Les interprétations poétiques de Stephan George, Schaukal, Dehmel, Stephan Zweig — je me fais un plaisir de le constater en passant — sont le plus souvent des plus heureuses et des plus brillantes.

L'Angleterre suit avec une contribution importante encore. Les pénétrantes études de Symons méritent surtout d'être signalées. Les traductions sont ici moins fréquentes, mais les anthologies de G. Hall, Chicago, 1895, et de Wingate, Londres et Newcastle-on Tyne, 1905, contiennent un choix de poèmes réellement typiques.

[1]) Ad. van Bever et Paul Léautaut, *Poètes d'aujourd'hui*, Paris, Mercure de France, 1900, nouvelle édition, 1908, 2 volumes. — H. P. Thieme, *Guide bibliographique de la littérature francaise, de 1800 à 1906*, Paris, Welter, 1907. — Em. Sl. Lešehradu, *Souhvězdí*, Prague, 1908. — A. Barre, *le Symbolisme, suivi d'une Bibliographie de la poésie symboliste*, Paris, Jouve, 1912.

La Hollande et les pays scandinaves, qui offrent peu de chose, semblent révéler un enthousiasme beaucoup moindre. On sait ,cependant, que Verlaine est des plus connus en Hollande. L'absence de traductions s'explique probablement par l'extrême diffusion du français dans les classes lettrées. Quant aux études, elles ont tenté des poètes de l'importance de Pol de Mont, des critiques des plus distingués, tels que A. G. van Hamel, et surtout W. G. C. Bywanck, dont les recherches sont encore citées fréquemment en France.

Dans leur ensemble, les pays slaves, Russie, Pologne, Bohème se placent à côté de l'Allemagne par l'importance de leurs productions Verlainiennes. Le vif intérêt que les littératures tchèques contemporaines témoignent aux manifestations les plus récentes de la littérature française faisait prévoir, en Bohème, une heureuse moisson; celle qui nous est révélée ici, dépasse toutes les espérances. La contribution de la Hongrie, qui se présente, à elle seule, avec 104 références, est également notable, si bien que, si l'on considère, indépendamment des langues et des races, le domaine de l'empire d'Autriche, on y soupçonne une influence Verlainienne au moins aussi étendue que sur le territoire allemand.

Le pays de Jean Moréas (Papadiamantopoulos) suit de loin l'illustre écrivain. Pour les pays de langue romane, la France arrive tout naturellement en tête. Ici, M. Tournoux a écarté à bon droit les études par trop générales, les comptes-rendus et les échos. La patrie du poète se place cependant au premier rang pour l'importance et le nombre des travaux critiques.

On sait que l'œuvre de Verlaine est loin d'être populaire en France, où elle reste la propriété d'une élite. Je crois, pour ma part, que le tempérament de ce poète est presque toujours en contradiction complète avec celui des nations latines. C'est peut-être là ce qui explique son peu de succès en Italie, Roumanie et Portugal. Si sa diffusion en Espagne est considérable, la raison doit sans doute en être cherchée dans le caractère national, plus rêveur, plus mystique que celui des autres peuples romans. Des écrivains de la valeur d'Emilio Pardo Bazan se sont intéressés à Verlaine. M. Machado en a donné un grand nombre de versions poétiques. E. Diez-Canedo s'est attaché à la critique et aux traductions. Mais il faut surtout citer les essais de Gómez-Carrillo qui écrit indifféremment en Français ou en Espagnol, publie tour à tour ses œuvres à Paris, Madrid ou Barcelone. On lui doit toute une série de livres, les premiers en date en Espagne, où il s'est attaché à révéler les tendances modernes de la littérature française, et on peut le considérer comme un de ceux qui contribuèrent le plus à faire connaître et estimer Verlaine au delà des monts.

Comme il le dit dans son *Avertissement*, M. Tournoux n'a pas cru devoir dresser la liste des œuvres inédites de son auteur,

études réservées à un autre chercheur. C'était son droit. Il compte publier, dans une revue, la liste détaillée des contributions de Verlaine aux périodiques français. Si je ne puis en faire un reproche au bibliographe, je trouve sa décision regrettable. Au point de vue de l'histoire littéraire et de la chronologie, cette liste était plus utile que celle des recueils complets, à côté de laquelle elle aurait trouvé sa place la plus favorable.

Je dois dire aussi que le sous-titre „Contribution critique à l'histoire des littératures étrangères et comparées" promet un peu plus qu'il ne tient. A part la courte et utile préface de M. F. Piquet, on ne trouve pas de critique dans ce livre. Les éditions ne sont ni décrites, ni comparées, si ce n'est, de temps en temps, par de très brèves mentions bibliographiques. Je ne doute nullement qu'une formation scientifique sérieuse, ainsi que beaucoup de discernement, ne soient requis pour la publication d'une étude semblable, mais je suis d'avis que le titre n'est pas absolument d'accord avec le contenu. Cela n'empêche pas la *Bibliographie Verlainienne* de M. Tournoux d'être un livre utile, clairement disposé, et, dans les limites qu'il s'est assignées, extrêmement complet.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Neuere Belletristik.

Prévost, Marcel. *Ce temps-ci. Les anges gardiens.* Roman. 439 p. Paris, Alphons Lemerre. 1913. 3 fr. 50 c.

Clermont, Emil. *Laure.* Roman. 2. Éd. 417 p. Paris, Bernard Grasset. 1913. 3 fr. 50 c.

Rogniat, Marcel. *Les Blasés.* 260 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1913. 3 fr. 50 c.

D'Alméras, Henri. *Les Dépareillées.* Roman. 344 p. Paris, Alfred Leclerc. 1913. 3 fr. 50 c.

Bricon, Etienne. *Micheline Quinette.* 2. Éd. 314 p. Paris, Librairie Plon. Sans date. 3 fr. 50 c.

Richard, Gaston Ch. *Madeleine et Jean.* Roman. 354 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1913. 3 fr. 50 c.

Fourchandière, G. de la. *Le Crime du Bouif.* 290 p. Paris, Librairie des Lettres. 3 fr. 50 c.

Marcel Prévost hat in *Les anges gardiens* einen sehr aktuellen Roman geschaffen; ja in gewissem Sinne einen sensationellen. Handelt es sich doch darin um das Verhältnis der in Frankreich lebenden Ausländer zum französischen Volk! Allerdings wird aus diesem weiten Thema nur ein Ausschnitt gewählt; die anges gardiens, die im Mittelpunkt stehen, sind

die ausländischen Erzieherinnen in französischen Familien. Vier von ihnen werden geschildert: eine Deutsche, eine Italienerin, eine Luxemburgerin, eine Engländerin. Mit ihnen zeichnet Prévost auch die Familien, in denen sie ihr Amt führen. Er ist insofern gerecht, als er wahrlich nicht nur die Ausländerinnen, sondern auch die Franzosen ziemlich schlecht fortkommen läßt. Freilich protestiert er gelegentlich gegen ungerechtfertigte Verallgemeinerungen des Urteils über die Treue der französischen Ehefrau; aber die Männer sind fast alle Frauenjäger; nur in der Art, wie sie jagen, bestehen Unterschiede. Aber daß die Männer auch den Lehrerinnen ihrer Kinder gegenüber une certaine imprudence personnelle zeigen, nimmt er anscheinend als selbstverständlich gegeben hin. Sehr dunkele Schatten fallen auf die armen Mädchen, die in Frankreich ihr Brot suchen. Die eine entwendet ein wichtiges politisches Aktenstück und vermittelt Stelldicheins für ihre herangewachsene Schülerin; die andere gibt sich dem Sohn des Hauses hin und spielt, als die Eltern dazwischentreten, ihre Trümpfe in Gestalt gestohlener Liebesbriefe aus; die dritte entfremdet das Herz der Tochter den Eltern; die vierte ist ein Juwel (sie stammt auch aus dem belgischen Luxemburg!), aber sie widersteht der Liebe zum Hausherrn nicht. Der Verfasser will ausgesprochenermaßen (seine eigenen „avertissements" weisen darauf hin) damit diese ganze Menschenklasse zeichnen: Cette catégorie de filles où, certes, il y a des types de parfaite honnêteté, mais où la majorité, étant, par sa fonction, arrachée de son groupe social et familial, ne participe plus à la morale de *sa* famille, de *son* groupe .... Für ihn ist die Moral: die reichen französischen Bürger, die ohne gründliche Auswahl und Erkundigung solche Mädchen engagieren, tun unrecht: Vous êtes les coupables, vous, les bourgeois riches, vous, les mondains. Solchen Erzieherinnen gegenüber, wie P. sie schildert, mag diese Warnung sehr wohl am Platze sein. Für uns Deutsche aber, die wir Ursache haben, über unsere Landsmänninnen in Frankreich ein sehr gutes Teil besser zu denken, ergibt sich aus der Beschreibung des Milieus, in das sie dort kommen, noch manche andere sehr ernste Forderung. Hat P. recht, so sind die Gefahren, denen eine ausländische Erzieherin in reichen französischen Familien ausgesetzt ist, viel größer, als man hier in der Regel zu glauben geneigt ist; infolgedessen ist die allergrößte Vorsicht geboten, ehe Eltern ihre Tochter dahin gehen lassen. *P.* hat für die französischen Mütter geschrieben; die deutschen Mütter sollten das Buch und seine Warnung gleichfalls recht ernst berücksichtigen. Im übrigen brauche ich nach dem Gesagten kaum hinzuzufügen, daß das Buch sehr gewandt und in der Entwicklung spannend geschrieben ist, daß es aber mit allzu starken Mitteln arbeitet, um als Kunstwerk höheren Ranges gewürdigt zu werden.

Laure ist ein Roman wesentlich psychologischen Inhalts. Clermont müht sich, die seelischen Vorgänge in einem besonders gearteten jungen Mädchen darzustellen, das den Mann, dem anzugehören es sich bereits als Lebensgeschick gedacht, aufzugeben, ja infolge eigentümlicher Verkettungen ihrer eigenen Schwester zuzuführen für richtig hält. Laure geht ins Kloster, ohne aber die dauernden Gelübde abzulegen. Der Welt zurückgegeben, ins Haus der Schwester einkehrend, läßt sie die Ereignisse jener Zeit wieder lebendig werden; ein schwerer Konflikt in der Ehe der Verwandten ist die Folge. Sie will durch freiwillige Verbannung das gestörte Einvernehmen wieder herstellen, muß sich freilich sagen lassen, daß Spuren des Geschehenen immer bleiben werden. So schließt, mit unbestimmtem Ausblick in die Zukunft, das in vielen Beziehungen eigene Wege gehende Buch. Ernst und in gewissem Sinn fein ist es durch und durch; es enthält nichts von Sensation, nur ein Minimum an äußerem Geschehen; es ist so stark innerlich wie wenige französische Romane. Dennoch hat es mich nicht recht befriedigt. Mir scheint, daß in manchen Teilen die Darstellung zwar sehr eingehend und genau (zuweilen auch breit) ist, aber nicht im selben Verhältnis tief. Und — das ist das Wichtigste — die seelischen Vorgänge sind ganz ausschließlich um das eine einzige Faktum, nämlich jene Herzensangelegenheit, gruppiert; alles andere bekommt nur insoweit Licht, als es mit jener zusammenhängt. Dadurch verlieren wir viel. Denn Laure selber, von deren Charakter doch alles abhängt, wird dadurch in ihrer Entwicklung zwischen den beiden Akten der Darstellung undeutlich. Die Zeit im Kloster bleibt vollkommen im Dunkeln. Das Ganze ist so doch wieder mehr die Geschichte einer auf merkwürdige Weise zustande gekommenen Ehe geworden, als die Geschichte eines Menschen. Oder, wenn man so will: das Buch bringt mehr Episoden aus einem Menschenleben als die Entwicklung einer Seele. Aber ich hebe noch einmal hervor, daß hier Ansätze zum rein psychologisch orientierten Roman liegen, die sehr schätzbar sind.

In *Les Blasés* beschreibt *M. Rogniat* die Entwicklung eines noch ziemlich jungen reichen Mannes, der seine Kräfte im Strudel des Pariser Lebens verbraucht hat und den ein Ekel am Dasein gepackt hat, zu einem kräftigen, frischen, glücklichen Menschen. Wie vollzieht sich das Wunder? Durch die Liebe zu einer gleichfalls nervösen Frau, die er im Sanatorium kennen gelernt hat und mit der ihn bald sehr intime Beziehungen verbunden haben. Mit ihr geht er in einen stillen Winkel Frankreichs, wo er am Landleben völlig gesundet. Zu dieser Gesundheit gehört denn auch so etwas wie „Glaube". Allerdings ist dies Etwas von Glauben ein merkwürdiges Ding. Sans doute, Max ne croit pas en Dieu avec la foi des martyrs, mais y a-t-il un obstacle, a ce qu'il

agisse comme s'il existait un créateur? Der Entschluß, das Verhältnis nicht mit der Heirat zu krönen, weil das heißen würde tenter le malheur, scheint durch die Schlußwendung zur Kirche hin nicht geändert zu werden. Bemerkenswert sind auch einige Ausführungen gegen die, welche das Frankreich nach 1870 regieren (S. 232 ff.); und der deutsche Leser muß sich mit nicht ganz geringem Erstaunen mitten in hübschen, harmlosen Schilderungen aus der Schweiz einige wenig liebenswürdige Ausfälle gegen les Teutons antipathiques gefallen lassen, ces parvenus de la vieille Europe, die das Bedürfnis haben, ihr Geld auszugeben, aber das nicht zur rechten Zeit zu tun wissen. Davon abgesehen handelt es sich um einen flott geschriebenen Roman, dessen Gedankenaufwand zwar nicht hinreicht, um ihm größere Bedeutung zu geben, der aber in manchen Stellen durch Plastik der Schilderung, dichterische Eleganz und zugespitzte Meinungsäußerungen anregt.

Les Dépareillées von *d'Alméras* ist ganz dem Thema Liebe gewidmet. Der Verfasser fingiert, daß er ihm anvertraute intime Aufzeichnungen eines Freundes, Junggesellen in reiferem Alter und erprobten Frauenkenners, wiedergebe. Dieser schildert in Tagebuchaufzeichnungen, denen Briefe beigegeben sind, den Verlauf seiner Liebe zu einer verheirateten Frau. Dieser Verlauf ist nicht alltäglich; er führt zu keinem nahen Verhältnis, überhaupt zu keinem „Verhältnis"; das Ende ist völliger Abbruch der Beziehungen von „ihrer" Seite, Unglück, schließlich Selbstmord auf „seiner" Seite. Dennoch ist es nicht dieser Verlauf selbst, der dem Buche Anziehungskraft (wenn auch durchaus begrenzte!) gibt, sondern die damit verbundenen oder einfach eingeschobenen Betrachtungen über die Frau und die Liebe; außerdem die gleichfalls ziemlich reichlich eingefügten Beobachtungen über Land und Leute. Diese alle sind ohne Frage gewandt, geistreich, zugespitzt, zuweilen fein, oft boshaft, manchmal amüsant, — ganz gleich, welche Stellung man dem Standpunkt gegenüber einnimmt, von dem sie geschrieben sind. Dieser entspricht natürlich dem Charakter des Freundes, aus dessen Feder sie geflossen sein sollen, und dieser Freund était, tout naturellement et sans effort, ce qu'on est convenu d'appeler immoral. Er ist es aber nicht in so grobkörniger Weise, wie man danach fürchten könnte: il l'était avec la plus parfaite aisance, mit lachender Selbstverständlichkeit.

Micheline Quinette nimmt einen Anlauf zu tiefergehender Fragestellung. Das junge, reiche, unabhängige Mädchen, das einen Abenteurer heiratet und beim Zusammenbruch des Glücks sich auch noch darüber klar wird, daß es den Mann nie eigentlich geliebt hat; auf der andren Seite das bescheidene Mädchen, das ohne Mitgift heiratet und mit Mann und Kindern ein stilles Glück genießt, — das sollen Typen sein; und sicherlich lassen

sich an diese beiden Schicksale ernste Gedanken anschließen. Aber nur einige wenige davon kommen zur Geltung; mehr übrigens durch den als Philosophen ernst zu nehmenden, als Ehemann merkwürdigen M. Mathias, als durch die Handlung selbst. Bricon nimmt den Typen selber die tiefere Wirkung einerseits, indem er allzu stark aufträgt, anderseits indem er auch den bescheidenen Haushalt noch über ein jährliches Einkommen von 20 000 fr. verfügen läßt. Von der sachlichen Bedeutung abgesehen, muß man Bricon lassen, daß er flott erzählt, frisch schildert, treffend ironisiert und in einigen Figuren (Mme Mathias!) auch recht geschickt charakterisiert.

Madeleine et Jean von Richard hat folgende Fabel: Jean, ein junger reicher Lebemann, faßt glühende Liebe zu Madeleine, der Insassin eines verrufenen Hauses. Er befreit sie, erschießt ihretwegen im Duell einen Freund und lebt mit ihr in idealem, mit satten und reinen Farben geschilderten Glück, das ihm zugleich das innere Wachstum zum großen Maler bringt. Eine Begegnung aber läßt die Vergangenheit in ihm wieder lebendig werden; und obwohl er vor der Befreiung gar nichts von Madeleines Vorleben gewußt und nachher von ihr erfahren hatte, daß sie ohne Schuld war, bedrückt ihn jetzt die Erinnerung so, daß seine Liebe stark ins Wanken kommt; Madeleine fühlt das und verläßt ihn, um ihm die Freiheit zu geben. Sie schlägt sich ehrbar, aber höchst mühsam durch; er, von neuer Liebe zu der Fernen ergriffen, sucht sie verzweifelt, ohne sie wieder finden zu können. Endlich kommt das Wiedersehen, aber fast zugleich Madeleines Tod. Der Roman ist bis auf die Anfangsszenen rein, übrigens fast schwärmerisch-sentimental, auch etwas wortreich; sein Vorrat an Gedanken ist gering, seine Psychologie gibt zu vielen Fragezeichen Anlaß.

G. de la Fourchandière hat sich für *Le crime du Bouif* durch die Methode von Ponson du Terrail und Xavier de Montépin inspirieren lassen, wagt aber den deux maîtres nur à distance respectueuse zu folgen. Was er unter dieser Inspiration geschaffen hat, das ist ein Kriminal- und Detektivroman, dessen Eigentümlichkeit in seiner humoristischen Aufmachung liegt. Die Stringenz der Schlüsse und die Wahrscheinlichkeit der Entwicklung leidet dabei ein wenig; aber dafür werden dem Leser die grauenvollen Momente und die haarsträubenden Effekte freundlich genießbarer gemacht. Die Haupt- und Titelperson, zugleich die komische Figur, könnte ihrer Beredsamkeit übrigens ohne Schaden etwas mehr Zügel anlegen. Am besten wirkt der Humor, wo er satirischen Einschlag hat, wobei Richter und Polizei nicht gut fortkommen. Der Verf. widmet das Buch au public des champs de courses, et plus spécialement au public de la pelouse, weil sie besonderes Interesse für

die Geschichte haben werden; aber auch andern mag es ein paar Stunden heiterer Unterhaltung bieten.

Gießen. M. SCHIAN.

Busse, Bruno. *Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen.* 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, W. Violet, 1912. 186 S. 8⁰. 2,50 Mk.

Busses Studienführer, den ich *Zs.* XXVIII², 258 empfohlen habe, liegt in zweiter Auflage vor. Das lebendig geschriebene Buch ist ein zuverlässiger Ratgeber, der die Studenten über Art und Bedeutung nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der praktischen Ausbildung trefflich aufklärt. Die neue Auflage weist manche Zusätze auf,[1]) vor allem in den Literaturangaben. Der Verfasser muß sich natürlich auf die wichtigsten und nützlichsten Bücher beschränken. Unter diesen Umständen sollte *die Schöpfung der Sprache* von Wilhelm Meyer-Rinteln überhaupt nicht genannt werden. Die Warnungstafel mit der Mahnung „Vorsicht!" ist bei einem solchen dilettantischen Buch nicht ausreichend, zumal in einem „Studienführer" (vgl. meine kurze Ablehnung *Litbl.* 1907, Sp. 89 und die ausführliche Rezension von F. N. Finck, *Anz. f. d. Altertum* XXX, 157—166). Einem anderen Rezensenten von Busses Studienführer scheint die Mahnung zur Vorsicht freilich unangebracht: O. Schulze (*E. St.* XLV, 346) fürchtet, diese Warnung werde manche (NB. Studenten!) von der Beachtung des 'hervorragenden' Werkes abhalten. Wie schade! Denn nach des Rezensenten Ansicht wird Meyer-Rinteln eine 'Revolution in der Sprachwissenschaft' herbeiführen. — — „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben!"

Gießen. WILHELM HORN.

---

[1]) Zu S. 27: Zu den Staaten, die mit Preußen eine Vereinbarung über die gegenseitige Anerkennung der Prüfungszeugnisse für das höhere Lehramt getroffen haben, gehört seit einiger Zeit auch Hessen. — Zu S. 174[1]): Hessen hat außerdem ein pädagogisches Seminar an der Liebig-Oberrealschule in Darmstadt, an dem Realgymnasium und an der Oberrealschule in Mainz.

Miszelle.

Zu Th. Kalepkys Artikel *Il fait bon vivre ici*

(Band XLI, Heft 1/3, S. 41 ff.).

Kalepkys Bemerkung, daß in der franz. Wendung *vous avez beau parler* ein Übergang von attributivem Verhältnis zu prädikativem bezüglich eines Objektsinfinitivs vorliegt[1]) (altfranz. wird gefühlt: [*vous avez*] [*beau parler*], neufranz.: [*vous avez beau*] [*parler*], so daß *vous avez beau* = *vous pouvez toujours* ‚Sie mögen immerhin ...‘ wird) läßt sich durch einen Blick auf das Italienische bekräftigen, das insofern auf einem älteren Standpunkt beharrt, als es *avete u n bel parlare* sagt, durch den unbestimmten Artikel also den Infinitiv mit seinen eventuellen Objekten und adverbialen Bestimmungen zu einem Ganzen zusammenfaßt, das im Deutschen wörtlich nur durch Wendungen wie die von Kalepky S. 42 zur Erklärung eines afz. *il fait bon son cuer oster de ce qu'on ne puet amender* gebrauchte wiederzugeben ist: ‚es macht [gutes Sein-Herz-abwenden von dem, was man nicht ändern kann]‘. Es mögen einige italienische Beispiele folgen: Verga, Cavalleria rusticana S. 108 *tuttavia ebbe un bel bussare e chiamar Mara da dietro l'uscio, gli toccò d'aspettare mezz'ora*; Pane Nero S. 2: *I vicini avevano un bel dirgli: — Compare Nanni, in quella mezzeria della Lamia voi ci lascerete la pelle! — Quasi fossi un barone — rispondeva lui — che può fare quello che gli pare e piace*; Don Candeloro e Ci S. 202: *Giacchè Marzà aveva un bel picchiare la figliuola e sprangare usci e finestre. Il diavolo è anche sottile e Bruno Alessi ne sapeva una più del diavolo*; Novelle S. 141: *faceva caldo e Assanti avea un bel voltarsi e rivoltarsi senza poter chiudere occhio*; Deledda, Nel deserto S. 136: *Salvador ha un bel ridere: il bastone ..., l'anello ..., lo scricchiolio delle sue scarpe, il colore violaceo della cravatta, tutto desta in Nino ammiranza e timore*; De Amicis, Cinematografo cerebrale S. 265: *Ma ha un bel cacciarli fuori: ritornano da ogni parte*; Barrili, Come un sogno S. 180: *Avevo un bel fare, io, con tutta la mia sconfinata passione; ero uno straniero per lei; ella pensava a cose che non potevano interessarmi*, S. 125: *Davanti ai cristalli del mio chiosco, hanno un bel soverchiarsi i tetti, cozzar le forme, e strillare le tinte; un sol colore vela ai miei occhi ogni cosa*; Fogazzaro, Leila S. 345 *La cugina ebbe un bel protestare. L'ordine per la carrozza fu mandato.*

Bemerkenswert ist hier, daß, trotzdem durch den unbest. Artikel attributive Auffassung des *bello* unabweisbar ist, das Adjektiv nicht

[1]) Ob *l'histoire fait boin a conter* nicht einfach Kontamination von *l'histoire est bonne a conter* und *fait bon conter l'histoire* ist? Also gewissermaßen: ‚die Geschichte — es macht gut [sie] zu erzählen'? Bei Kalepky's Auffassung ‚es macht gut (d. h. zu etwas Gutem) die Geschichte zu erzählen‘ stört mich der Zusammentritt von *l'histoire* und maskul. *bon*, was Kalepky ja auch gefühlt hat. Für meine Deutung kann ich catal. *fa de mal habitarhi* ‚dort ist schlecht wohnen‘ = *fa mal*

bei der Aufzählung mehrerer nutz- und wirkungslos vollführter Tätigkeiten wiederholt wird, so daß ich nicht mit Kalepky in dem gleichen Sachverhalt im F r a n z. (vgl. besonders mein zweites Beispiel aus Barrili mit Kalepkys *l'orchestre avait beau éparpiller la gaité sautillante des «peteneras» et les femmes sourire, et les hommes les entraîner dans le tourbillon des danses*, man beachte allerdings die Nachstellung der Subjekte nach den Infinitiven: *cozzar le forme, strillar le tinte*) einen Beweis für die (im Gefühl des Franzosen heute ja übrigens gewiß bestehende) prädikative Auffassung des *beau* zu sehen vermag. Dagegen ist vollständig beweisend die Einschiebung zwischen *beau* und Infinitiv: *on a beau, presque chaque jour, apprendre*, die mit der nfz. Tendenz, nach der einleitenden Partikel oder Präposition kurze Wortgruppen einzuschieben, im Einklang steht, also mit dem Typus *avec, sur la tête, un chapeau*, oder Henri de Régnier. *Le vase Tandis que seul, p a r m i , à j a m a i s , la nuit sombre, Je maudissais l'aurore et je pleurais vers l'ombre*, Courteline, Messieurs les Ronds-de-Cuir S. 76

---

habitarhi + *es de mal habitar* anführen. Die Wendung *ser de mal* + Infinitiv übersetzt nämlich Vogel mit ‚schwer zu', *ser de bon* + Inf. mit ‚leicht zu [inf.] sein', der Infinitiv kann natürlich in b e i d e n Fällen je nach dem Subjekt aktivisch oder passivisch gefaßt werden (vgl. span. *ser de mucho comer* ‚viel essen' — *ser de mal acabar* ‚ein schlechtes Ende nehmen'): selbstverständlich braucht die Wendung nicht unpersönlich zu sein, wie die Beispiele zeigen: Catalá, Solitut S. 220 *sa major* [das Hauptsegel] *es massa de mal manejar*, Ruyra, Marines y boscatjes S. 86: *eran de mal reparar y sols s'endivinavan*, S. 182 *els bastiments son de mes bon governar*, S. 158 *si s'camins fossen de més bon transitar*, S. 242 *el treu no devia ser de tan bon armar com ell desitjava*; auch attributiv: Solitut S. 132 *aquelles tresqueres de tan mal pujar*. Blasco Ibañez, Cuentos valencianos S. 195 in einer aus dem Valencian. ins Span. übersetzten Stelle sagt: *bien aventuradas que aun son de buen ver*; aktiv wie span. *ser de mucho comer* ist Solitut S. 317 *aquell home seria d'un anar contentadiç, de trobarho tot bé*, wo das *bon* fehlt: ein harmloses ‚g e n ü g s a m e s Geschöpf' übersetzt Vogel, der Infinitiv *trobarho tot bé* wird durch das *de* zu einem Begriff wie ‚Genügsamkeit'. Mit dem Ausdruck *es de bon governar* (‚er ist ..', persönlich) konkurriert nun der andere **fa bo (de) governar* (‚es ist' ... unpersönlich) und aus diesen beiden kontaminiert ist *fa de bon governar* (unpersönlich oder persönlich), vgl. Vogel, der s. v. *agafar* das Sprichwort zitiert *quant ne passan, fan de bon agafar* ‚man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen' (Subjekt persönlich: ‚sie', sc. die Gelegenheiten); Ruyra l. c. S. 242 *ab sa correntada tan forta fa de mal governar* (‚e s ist schwer'), S. 232 *ja am sa ressaga d'ara fa de mal habitarhi* ‚e s ist unangenehm, dort zu wohnen'; Bertrana, Josafat S. 120 *per la pendent de les teules molles feia de mal caminarhi* ‚es war unangenehm'; Pous y Pagés, Revolta S. 306 *Vint duros fan de bon arreplegar* ‚zwanzig Taler sind gut zu ernten'. Die Kontamination ist anders als im Französischen *(l'histoire fait bon a conter — l'estoria fa de bon contar)*, immerhin aber zwischen denselben Wendungen erfolgt. Ist cat. *dona bò de riure* ‚es ist zum Lachen' ebenfalls aus **fa bò de riure* ‚es tut gut zu lachen' (unpers.) + *dona de riure* ‚cela prête à rire' (pers.) kontaminiert? Ich möchte es nicht unbedingt behaupten, da *bo* neutrales Akkusativobjekt sein kann (vgl. *no deixar bò pels gossos* ‚kein gutes Haar an jemand lassen', wörtl. ‚nichts für die Hunde Gutes lassen' oder ‚nichts Gutes für die Hunde lassen'), also *donar bò de riure* = ‚prêter un bon flanc au rire' sein könnte. — Kjellman, La construction de l'infin. dépendant d'une locution impersonnelle S. 246 erklärt jetzt *il fait bon | demourer* (statt *il fait | bon demourer*) aus dem Einfluß von *il fait bien | à demourer.*

trois «h u m» sonores tombèrent dans le silence, t e l s , d e r r i è r e l e r i d e a u baissé, les trois coups de l'avertisseur, S. 16 *des coups de timbre sec formidables, qui sonnaient c o m m e , a u c r e u x d'u n e c a i s s e, les coups de marteau d'un emballeur*, Brunot (bei Petit de Julleville III, 789) *il admet qu'il aille chercher ... tous les mots et façons de parler qui s'y trouvent, s a u f , p o u r n e p a s b i g a r r e r l e l a n g a g e, à les cuisiner à notre mode.* Noch einen Beweis für die heute stattfindende Analyse *il a b e a u | parler* kann man darin sehen, daß vor vokalisch anlautendem Verb nicht *bel* steht, vgl. die Beispiele *il aurait fait b e a u e n t e n d r e , l'orchestre avait beau éparpiller* bei Kalepky, während noch Montaigne sagt *il a bel aller à pied* (Littré, s. v. *beau*, Historique.)[2])

Der Vergleich der italienischen Wendung mit der französischen kann nun noch etwas lehren: die Erstarrung des fz. *vous avez beau parler* läßt sich von dem Moment an datieren, da der unbestimmte Artikel beim Objekt obligat wurde, d. h. als *vous avez belle besogne* durch *vous avez une belle besogne* ersetzt wurde — eine Umwandlung, die zwar das Italienische, mit seinem *avevo un bel parlare* mitmachte, nicht aber das Französische, das zur Zeit, als *beaucoup* erstarrte, als *il y a beau temps que je ne lui ai parlé* ,es ist geraume Zeit her daß ich ihn (nicht) gesprochen' (S.—Vill.) formelhaft wurde, *il a beau/parler* analysierte. Den G r u n d der Erstarrung im Frz. wird wohl der Untergang der freien, im Altfranzösischen wie noch heute in den romanischen Schwestersprachen möglichen Substantivierung des Infinitivs bilden, während im Italienischen noch heute Wendungen (ebenfalls mit ironischem *bello*) möglich sind wie Rovetta, La signorina S. 78 *Non voglio vederto più! Voglio finirla! Mi è diventata antipatica! F a r à u n b e l g i r a r e , stammattina, per incontrarmi!* ,er wird schön herumlaufen können' und nun mit Infinitiv als Subjekt S. 349 *Furbo, il villano! Senza un soldo, agguantare 80 000 lire di dote, è un bel fare il socialista* ,da kann man schön den Sozialisten spielen', vgl. noch Petrocchis Beispiele: *È un bel comprare la carne di manzo a un franco il chilo*; *È un bel viaggiare con questi vagoni* [auch deutsch könnte

[2]) Aus Littré ist auch zu ersehen, daß die Wendungen *j'ai beau faire* und *il fait beau voir* im Alt- und Frühneu-Frz. noch in nicht-ironischer Verwendung möglich waren, wie aus *Et des autres conditions qui sunt entre les autres sers estranges, n o u s n o z e n a v o n s b i a u t a i r e , parceque nostre livre si est des coutumes de Biavoisis.* Beaum. XLV 31; *n o u s n o u s e n a v o n s b e a u t a i r e e t s o u f f r i r , velà les freres au duc de Glocestre qui bien y pourvoiront.* Froiss. III, IV, 61; *Et [le roi] e u s t e u b e a u s e r e t i r e r en France, sans peril, si n'eussent esté ses longs sejours sans propos.* Comm. VIII, 5; *Il a bel aller à pied, qui mene son cheval par la bride.* Mont. III 287; *La royne d'Hongrie a b e a u f a i r e ce qu'il luy plaist, puisqu'on luy en donne le loisir*, Carloix IV 26; in allen diesen Fällen *nous avons beau faire* = ,wir haben gute Möglichkeit, Gelegenheit'. Littré übersetzt das letzte Beispiel durch *a beau jeu pour*, in welcher Wendung, wie ja übrigens auch in *la belle affaire!* u. dgl. *beau* noch nfrz. die Bedeutung ,facilis' (leicht ,tunlich) hat, das zweite *(nous nous en avons beau taire)* mit ,nous ferons bien', was mit engl. *I had better do* ,ich täte besser, zu'... (wörtlich ,ich hätte ein besseres Tun'? anders allerdings Mätzner, Engl. Gramm. III 7 f.) sich vergleichen läßt. Ebenso findet sich bei Littré neben Kalepky's neufrz. *il fait* (noch häufiger *ferait*) *beau voir* ,das wäre ja noch schöner (gewesen)' in älterer Zeit die nicht-ironisch gefärbte gleiche Wendung: *Mais dessus tout, qu'il f i t b e a u v o i r Le roy armé, accompagné des princes* J. Marot V, 29; *Il fait b e a u v o i r les habillements tous separez — cela est beau à l'œuil*, La Boétie 178.

man sagen: ‚es ist eine schönesReisen'], ironisch: *S'ha un bel guadagnare quando le spese crescono sempre! S'ha un bel dire, ma' intanto va così*; ‚ammirando': *Un quadro in un giorno, è un bel fare!*, ebenso *è un bel vedere, un bel sentire: un ospedale con tanti malati e moribondi non è un gran bel vedere.* Vgl. noch neuprov. *an bèl q u e dire e q u e fa.*

Es sei noch bemerkt, daß die französische sowie die italienische Wendung auch darin gegenüber ihren mittelalterlichen Vorgängern verschieden sind, daß einst frz. *j'avais beau faire*, it. *avevo un bel fare* selbständige (ironische) Ausrufe waren wie es das von Kalepley angeführte deutsche *du hast gut reden* (ein Typus, der sich im Franz. nach Sachs-Vill. auch durch *il a le commandement beau* ‚er hat gut kommandieren', im ital. durch *lui ha un bel dire* wiedergeben läßt) und ital. *farà un bel girare!* noch heute ist, während heute in einem mit *il a beau...* eingeleiteten Satze ein Zug nach vorwärts, zum zweiten Satz (*il a beau faire ce qu'il veut—il n'arrive à rien* mit deutlichem >) sich geltend macht, wie dasselbe in einem etwa *il peut faire tout ce qu'il veut — il n'arrive à rien* oder *qu'il fasse c. q. v. — il n'a. à r.* formulierten Satze (oder vielmehr Satzgefüge) ebenfalls eintritt: man beachte, daß in allen von Kalepley zitierten Beispielen vor dem zweiten Satz ein Beistrich steht, obwohl Beispiele mit Punkt im Frz. auch nicht fehlen, z. B. Brunot (bei Petit de Julleville III, 784) *Ronsard a beau alléguer ce prétexte. Les aveux qu'il fait ailleurs... montrent qu'en réalité il avait reculé, éclairé sur lui-même ou effrayé par les imitateurs.* Vielleicht kann man auch hier aus der Interpunktionsweise des Ital. (neben Beistrich und dem das Hinzielen auf das Folgende andeutenden Doppelpunkt auch Strichpunkt und Punkt!) schließen, daß die Verwachsung des *aveva un bel parlare* mit dem zweiten Satz zu einem Ganzen im Ital. noch nicht so weit vorgeschritten ist.

Das Italienische steht also bezüglich der relativen Selbstandigkeit der beiden Sätze auf einer Stufe mit dem Katalanischen, das im Sinn von frz. *il a beau faire* zwar keine Infinitivkonstruktion zeigt, sondern ein an den Satzanfang oder an betonter Stelle gesetztes *prou.* Pous y Pagés, Revolta S. 25 *La temptació prou era forta, prou li guspirejava en els ulls ab un llampegueig d'ardent desig, sota l ba der de les folgades ceies! Més ab tot un esforç de voluntat l'ofegava tot seguit,* wo man auch ‚wohl — aber', ‚zwar — aber' übersetzen könnte, S. 80 *Prou les dònes provaren de burxarlo ab preguntes, comentant ab maledicions el govern y els seus adjudants lo fòra de llei d'aquella injusticia. Tota la llur diplomacia fon en va. El mistaire havia repres el seu passeig amunt y avall de la cuina y ja no les veia ni les sentia,* S. 145 *Tota la malicia den Cabreta, totes les ganes que tenia de revenjarse, no pogueren conseguir que anés a presiri. Prou mirà de que l'agutzil y els dos carrabiners justifiquessin, engroixintho, que havia oposat resistencia al registre menaçantlo fins de mort. L'Eloi, a les primeres paraules, sel tragué del davant, malgrat les prometenses que li féu pera tentarlo*; Ramon Casellas, Els sots feréstechs S. 63 *Ell prou cuidava ab els cabells eriçats de por: «Mireù lo que feu, mireù que m'enterreu de viu en viu» «No hi fa pas res — li responian de las fondarias dels avenchs; no hi fa pas res: Aquí tothom hi viu de soterrat».* Da man auch in diesen Beispielen überall ‚zwar — aber' übersetzen kann, so wird die Unabhängigkeit des *prou*-Satzes klar.

W i e n. L. SPITZER.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. Oktober 1913.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Apollinaire, G., F. Fleuret et *L. Perceau.* L'Enfer de la Bibliothèque nationale. Icono-biobibliographie descriptive, critique et raisonnée, complète à ce jour de tous les ouvrages composant cette célèbre collection avec un index alphabétique des titres et noms d'auteurs. 2e édition. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. In-8, 416 p. 7 fr. 50.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 52: Fischer-Fomopoulos. Paris, Impr. nationale. 1913. In-8 à 2 col., 1279 p. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Tourneux, M. Bibliographie de l'histoire de Paris pendant la Révolution française. T. 5: Table générale des faits, des titres d'ouvrages, des noms d'hommes et de lieux, des matières, etc. Paris, H. Champion, 1913. Grand in-8 à 2 col., V-1030 p. 10 fr. [Ville de Paris, Publications relatives à la Révolution française.]

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque Sainte-Geneviève. Supplément; par *Charles Kohler.* Paris, impr. Plon-Nourrit et Cie. 1913. In-8, 99 p.

Omont, H. Nouvelles Acquisitions du département des manuscrits pendant les années 1911—1912. Inventaire sommaire. Paris, E. Leroux, 1913. In-8, 74 p. [Bibliothèque nationale. Tiré à part de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes, année 1913.]

Picot, E. Les Jean Petit, libraires à Rouen [In: Revue des Livres anciens. 1913, 1].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Bericht über die Verhandlungen der 15. Tagung des allgemeinen deutsch. Neuphilologen-Verbandes (A. D. N. V.) in Frankfurt a. M. vom 27.—30. 5. 1912. Hrsg. vom Vorstande des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes. IV, 200 S. gr. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter, 1913. 4 Mk.

Clazan, N. de. L'Académie Française sous l'ancien régime [In: Le Correspondant 10. 2. (1913)].

Brunetière critique dramatique p. *Charles Becker* [Extrait de la Revue Générale, avril 1913].

Scaliger. — *C. Ruutz-Rees.* The record of a visit to J. C. Scaliger [In: Rom. Review IV (1913), 2].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Bertoni, G. Nota sulle «Quaestiones grammaticae» (sec. X) [In: Rev. de dialectol. rom. V (1913). Nr. 1/2. S. 222—225].

Holder, Alfr.: Alt-keltischer Sprachschatz. 21. Lfg. Nachträge zum 1. Bande (c. 666—1115) Sp. 1025—1280. Lex. 8⁰. Leipzig. B. G. Teubner, 1913.

Pieske, E. De titulorum Africae Latinorum sermone quaestiones morphologicae. Breslauer Dissertation 1913.

Winkler, E. Zur Lokalisierung des sogenannten Capitulare de villis [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 5].

Dittrich, O. Die Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. 148 S. 8⁰.

Jorns, F. Die Sprache des altfranzösischen Sachsenliedes. Greifswalder Dissert. 1913.

Kaufmann, Aug. Sprache und Metrik des altfranzösischen Abenteuerromans „l'Escoufle". Göttinger Dissert. 1913.

Schlütsmeier, Fr. Die Sprache der Handschrift C des festländischen Bueve de Hantone. Göttinger Dissert. 1913.

— — — —

Meyer-Lübke, W. Historische Grammatik der französischen Sprache. Erster Teil. Laut- und Flexionslehre. 2. und 3. durchgesehene Auflage. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Schwan, Ed. Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von Dr. *Dietrich Behrens.* I. u. II. Teil. Zehnte revidierte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1913.

Trarbach, E. Die Entwickelung des Verbums „pouvoir" im Französischen. Jenaer Dissertat. 1913.

— —

Barbier fils, P. Chronique étymologique des langues romanes. Suite [In: Rev. de dialectol. rom. V (1913). Nr. 1/2].

Farnsworth, W. V. *Uncle* and *nephew*. S. unten p. 243.

Gerig. S. unten p. 242.

Helten, W. van. Zur Semasiologie [In: Zs. f. deutsche Wortforschung XIV (1913), 3].

Knaak, P. Über den Gebrauch des Wortes „grotesque". Greifswalder Dissert. 1913.

Kuhne, J. W. *Serourge — Frère en Loi* [In: Mod. Lang. Notes XXVIII, 6. S. 198 f.].

Meyer-Lübke, W. Altfranz. *oue* „Schaf" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 5. S. 606—608].

Schultz-Gora, O. afrz. *romoisin* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 5. S. 608].

— afrz. *envieus* „begierig" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 5. S. 609].

— afrz. *maintre comunalment* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1903), 5. S. 609 ff.].

Thomas, A. Étimolojies françaises et provançales [In: Romania XLII, 370—429].

Tuttle, E. H. Romanic *aduolare* [In: Rom. Review IV (1913), 2].

Wiener, L. Byzantinisches IV [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 5] (Noch einmal *andare*).

Counson, A. Les paroles littéraires de la langue française, étude de linguistique littéraire [In: Germ.-rom. Monatsschr. V (1913), 3. 4].

François, A. De quelques cas de sillepse [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVII (1913), 3].
Kalepky, Th. Zwei erklärungsbedürftige *que* im Neufranzösischen. 1. (Que) de reste. 2. Cela ne laisse pas (que) de m'inquiéter [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XII, 1].
Kleinschmidt, O. Syntaktische Studien zu den ältesten Vaudeville-Dichtern Olivier Basselin und Jean le Houx. Greifswalder Dissert. 1913.
***Løseth**, E.* Notes de syntaxe française II. (Videnskapselskapets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse 1913. No. 3). Utgit for H. A. Benneches Fond. Christiania. En commission chez Jacob Dybwad 1913. 23 S. 8⁰.
Niklewski, J. Syntaktische Studien zu Nicolas de Troyes. Greifswalder Dissert. 1913.
Pietrkowski, A. Bemerkungen zur Syntax Maupassants. Greifswalder Dissert. 1913.
Saalbach, J. Studien zum Satzbau des Neufranzösischen. Leipziger Dissert. 78 S. 8⁰.
Trunzer, Fr. Die Syntax des Verbums bei Guillaume de Deguileville. Beitrag zur franz. Syntax des 14. Jahrhs. Diss. Erlangen. 105 S. 8⁰.

Castaignet, J. B. U. Burdigala, nom simple, devenu Bordeaux. Bordeaux, impr. Gounouilhou. 1913. In-8, 23 p. 1 fr. [Extrait de la «Revue philomathique de Bordeaux et du Sud-Ouest». 16e année. No. 2, mars-avril 1913].
Saint-Venant, R. de. Dictionnaire topographique, historique, biographique, généalogique et héraldique du Vendômois et de l'arrondissement de Vendôme. Publié sous les auspices de la Société archéologique, scientifique et littéraire du Vendômois. T. 1er, A. E. 1912—1913. Blois, impr. C. Migault et Cie., 1913. In-8 à 2 col., IX-493 p.

Cornubert, R. Dictionnaire allemand-français et français-allemand des termes et locutions scientifiques. Chimie, physique, mathématiques, minéralogie. Paris, H. Dunod et E. Pinat, 1913. Petit in-8 à 2 col., 262 p. 9 fr.
Fonolexika Langenscheidt. (Methode Toussaint-Langenscheidt.) kl. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt's Verl.: *Le Boucher, Gaston* et *Pilar Le Boucher.* Dictionnaire de poche français-espagnol. Indiquant la prononciation d'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt. 1. partie. Français-espagnol. LXIV, 548 S. 1913. Geb. 2 Mk.
Gillot, Hub., et *Gust. Krüger.* Dictionnaire systématique français-allemand. Éd. française. Tome I. XXXII, 1335 S. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch, 1913. Geb. 24 Mk.
Jourjon, A. Remarques lexicografiques (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVII (1913), 3].

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Fromm, H. Les Trophées von José Maria de Hérédia. Untersuchungen über den Aufbau, Reim und Stil. Greifswalder Dissert. 1913.

Kaufmann. S. oben p. 240.
Matschnig, Alb. Das Enjambement im Französischen und im Deutschen. Progr. XX S. gr. 8⁰. Villach 1913. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. 1 Mk.

Pope, Mildred K. Four chansons de geste: A study in Old French epic versification [In: Mod. Lang. Review VIII (1913), S. 352 ff.] (A. The „Chanson de Roland". B. The „Chanson de Willelme". To he continued).

Scholz, M. Die Alliteration in der altprovenzalischen Lyrik I. Breslauer Dissert. 1913. (Die vollständige Arbeit erscheint in der „Zs. f. rom. Phil." Bd. XXXVII, 4 und Bd. XXXVIII, 1 u. 2.)

Sheldon, E. St. Some remarks on the origin of Romanic versification [Reprinted from Anniversary Papers by Colleagues and Pupils of George Lyman Kittredge. Boston, Ginn & Co. 1913].

Fröhlich, H. Der Dialog im französischen Volkslied. Greifswalder Dissert. 1913.

Stieler von Heydekampf, Elisabeth. Voiture's Briefstil. Greifswalder Dissert. 1913.

Wolff, K. Die chiastische Wortstellung in der neueren französischen Prosa. Separatabdruck aus der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau. 1912. 14 S.

Zangerl, K. Der Monolog bei Corneille und Racine. Greifswalder Dissert. 1913.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Bruneau, Ch. Notes sur le patois de Gespunsart [In: Revue d'Ardenne et d'Argonne. 18e année, 1910—1911. S. 37—54].

Gerig, W. Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur in den frankoprovenzalischen Mundarten. Mit Ausblicken auf die umgebenden Sprachgebiete. Beiheft 1 zu „Wörter und Sachen". Heidelberg. Winter. 10 Mk.

Koblischke, J. Über volkstümliches Französisch aus dem Pariser Landkreis. Programm der K. K. Staatsrealschule in Warnsdorf 1912. 13 S.

Krüger, Fr. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon (Fortsetzung) [In: Rev. de dialectol. romane V (1913) No. 1/2].

Tallgren, O. J. Un desideratum: L'Atlas historique roman [In: Bullet. de dialectol. rom. V (1913) No. 1/2].

Waslet, J. Vocabulaire wallon français (dialecte grivetois) [In: Revue d'Ardenne et d'Argonne XVIII, 167. XIX (1911—1912), S. 11, 50. 95, 124, 140, 192].

Esnault, G. Lois de l'Argot [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XXVII, 3].

Cornu, J. Une langue qui s'en va. Quelques observations sur un recueil de morceaux en patois vaudois [In: Bulletin du Glossaire des Pat. de la Suisse Romande XII, nos 3—4].

Jeanjaquet, J. Le placard patois de Jacques Gruet (avec facsimilé) [In: Bulletin du Glossaire des Pat. de la Suisse Romande XII, nos 3—4].

Ruat, P. Lou Paire Savié de Fourviero, charradisso à l'escolo de la Targo dins la grand salo de la communo à Touloun, lou 28 de nouvèmbre 1912. Marseille, P. Ruat, 1913. In-16, 16 p. avec 1 grav.

Bertoni, G. Servâdzo [In: Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse Romande. XII, nos 3—4].

Crooke, W. Method of Investigation and Folklore Origins [In: Folk-Lore XXIV (1913), 1].
Fröhlich, H. S. oben p. 242.
Gabhud, M. Traditions de Vouvry [In: Schweizerisches Arch. f. Volkskunde XVII, 3].
Germain de Maidy, L. Etude de folk-lore. Saint Langueur. Nancy, impr. Berger-Levrault. 1913. In-8, 16 p. [Extrait des «Mémoires de l'Académie Stanislas», 1912—1913].
Hartland, E. S. The Romance of Mélusine [In: Folk-Lore XXIV (1913), 2].
Isabel, F. Légendes du Pays d'Enhaut vaudois [In: Schweiz. Arch. f. Volksk. XVII, 2].
Moulin, St. Contes et légendes du Valgaudemar, du Champsaur et du Gapençais (suite) [In: Bull. de la Soc. d'Études des Hautes-Alpes XXXI (1913), 4e Série No. 41].
Rossat, A. Les „Fôles". Contes fantastiques patois recueillis dans le Jura bernois (Suite) [In: Schweiz, Arch. f. Volksk. XVII, 1].
Wechssler, Eduard. Begriff und Wesen des Volkslieds. Vortrag. 50 S. 8⁰. Marburg, A. Ebel, 1913. 80 Pfg.

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Abry, E., Audic, C., Crouzet, P. Histoire illustrée de la littérature française. Précis méthodique. 324 illustrations. 2e Edition revue et corrigée (40e Mille). Paris, H. Didier. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1913. Preis geb. 4.50 Mk.
Gaehde, Chr. Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. Mit 18 Abbildungen. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1913.
Pas, J. de. Mystères et Jeux scéniques à Saint-Omer aux XVe et XVIe siècles. Lille, impr. Lefebvre-Ducrocq, 1913. Grand in-8 46 p. avec grav.

Benary, W. Zur Sage vom Findelkind. Randglossen zu Zeitschr. 36, S. 546—576 [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913) 5].
Brown, A. C. L. Notes on Celtic cauldrons of plenty and the Land-beneath-the-Waves [Aus: Anniversery Papers by Colleagues and Pupils of George Lyman Kittredge. Boston, Ginn & Co., 1913].
Coquillart, G. La poésie bourgeoise au XVe siècle [In: La revue critique, des idées et des livres 25 août 1913].
Duval, L. Contribution à l'histoire littéraire de la Marche à propos de la première édition des Coutumes de cette province et de leur commentaire, de Nicolas Callet. Guéret, Impr. régionale, 6, boulevard Carnot, 1913. In-8, 31 p.
Faral, Edm. Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge. Paris, Champion, 1913. XI, 431 S. 8⁰. Fr. 10.
Farnsworth, W. O. Uncle and nephew in the Old French Chansons de Geste. A study in the survival of matriarchy. New York, Columbia University Press, 1913.
Foulet, L. Le poème de *Richeut* et le roman de *Renard* [In: Romania XLII, 321—330].
Hamilton, G. L. The sources of the symbolical lay communion [In: Rom. Review IV (1913), 2].
Huet, G. Les Traditions arturiennes chez le chroniqueur Louis de Velthem. Paris, E. Champion. 1913. Grand in-8, 27 p. [Extrait du «Moyen Age», 2e série, t. 17, mai-juin 1913.]

Lauer, Ph. Le poème de Baudri de Bourgueil adressé à Adèle, fille de Guillaume le Conquérant, et la date de la Tapisserie de Bayeux [In: Mélanges Charles Bémont].

Stronski, St. Notes de littérature provençale [In: Annales du Midi. Juillet 1913] (Le nom de Gaucelm Faidit dans un acte de 1193. Les fils de Folquet de Marseille. Le lieu d'origine d'Uc de Saint Circ. Austorgius de Auriliaco cruce signatus. Les pseudonymes réciproques).

Tailhade, L. Le vrai Mistère de la Passion [In: Mercure de France. 16 sept. 1913].

Theodor, H. Die komischen Elemente der altfranzösischen Chansons de geste. Einleitung und erster Teil, Abschn. 1, Kap. 1 u. 2. Breslauer Dissert. 1913 (Die vollständige Arbeit erscheint als Beiheft XLVIII der Zs. f. rom. Phil.).

Achenwall, M. Studien über die komische Oper in Frankreich im 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Molière. Leipziger Dissert. 145 S. 8⁰.

Allard, Emmy. Friedrich der Große in der Literatur Frankreichs mit einem Ausblick auf Italien und Spanien. XV, 144 S. Halle a/S., Max Niemeyer.

Belin, J. P. Le Commerce des livres prohibés à Paris de 1750 à 1789. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1913. In-8, 131 p. avec grav. et plan.

— Le Mouvement philosophique de 1748 à 1789. Etude sur la diffusion des idées des philosophes à Paris, d'après les documents concernant l'histoire de la librairie. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1913. In-8, 383 p.

Bersaucourt, A. de. Etudes et Recherches. Balzac et sa «Revue parisienne». Samain et Maeterlinck. Les Ennemis de Voltaire. La Bibliothèque d'un homme de goût au XVIII[e] siècle, etc., etc. 2[e] édition. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1913. In-18, 448 p. 3 fr. 50.

Blum, J. A propos de Werther en France [In: Rev. germanique 1913, n⁰ 4].

Borland, L. Montgomerie and the French Poets of the Early Sixteenth Century [In: Modern Philology. XI, 1. July 1913].

Champion, P. Clercs et écoliers au temps de François Villon [In: Mercure de France 1[er] sept. 1913].

— La Cité au temps de François Villon [In: Revue de Paris 1[er] août 1913].

Dedieu, J. Le romantisme à Toulouse [In: Annales Romantiques. X (1913), 1.].

Du Bled, V. Les directeurs de Théâtres [In: Rev. des deux mondes 1[er] juillet 1913].

Dupuy, E. Poètes et Critiques (Jean Richepin; Maurice Bouchor et les lectures populaires; Hegésippe Moreau; Un professeur: Michel Jouffret; «la Suède» d'André Bellessort; Victor Giraud; André Beaunier, critique littéraire; l'Evolution poétique de Paul Verlaine). Paris, Hachette et Cie. 1913. In-16, 302 p. 3 fr. 50.

Escoube, P. Préférences. Charles Guérin. Remy de Gourmont. Stéphane Mallarmé. Jules Laforgue. Paul Verlaine. Paris, Éditions du Mercure de France 1913. 3 fr. 50.

Estrée, P. d'. Le Théâtre sous la Terreur (théâtre de la peur), 1793—1794, d'après des publications récentes et d'après les documents révolutionnaires du temps, imprimés ou inédits. Paris, Emile-Paul frères 1913. In-8, IX-524 p. 7 fr. 50.

Gazier, A. Les moralistes français au XVIII[e] siècle [In: Rev. des cours et conférences 21, 12 (5 juin 1913). 21, 14 (5 juillet 1913)].

Ganche, Ed. Frédéric Chopin. Sa vie et ses œuvres, 1810-1849. George Sand. La Comtesse d'Agoult. Jane W. Stirling, Franz Liszt, Balzac, Delacroix. Préface de M. C. Saint-Saëns. Illustrations et documents inédits. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1913. In-8, 463 p. 5 fr.

Grappin, H. De Le Nôtre à Jean-Jacques [In: Mercure de France 16 août 1913].

Levertin, O. Fransk litteratur-historia. I. Renässansen. Stockholm, Bonnier. Kr. 4.

Martino, P. Le romantisme sous le Second Empire. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Oulmont, Ch. Sur un recueil de Noëls du XVIe siècle composés par un sot de Paris [In: Bull. du bibliophile et du bibliothécaire 15 févr. 1913].

Paludan, J. Fransk-engelsk indflydelse paa Danmarks litteratur i Holbergs tidsalder. Kopenhagen, Nationale forfatteres forlag. 1913. VIII, 512 S.

Pfandl, L. Carlos Garcia und sein Anteil an der Geschichte der kulturellen und literarischen Beziehungen Frankreichs zu Spanien [In: Münchener Museum II (1913), 1].

Schönhärl, H. Das Problem der Gnade und Willensfreiheit bei Corneille, Racine und Voltaire. Marburger Dissert. 1913.

Seillière, E. Deutscher Romantismus und französischer Romantismus [In: Xenien, Mai 1913].

Serban, N. Leopardi et la France. Essai de Littérature Comparée. Paris, Champion, 1913. XVIII, 551 S. 8⁰. Fr. 12.50.

— Lettres inédites relatives à Giacomo Leopardi. Paris, Champion, 1913. XXIV, 259 S. 8⁰.

Sturel, R. Essai sur les traductions du Théâtre grec en français avant 1555 [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 23].

Thiara. Individualisme littéraire et tendances diverses du roman contemporain en France. Conférence faite à l',,Alliance Française" de Posen [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XII, 4].

b) Einzelne Autoren.

Agoult, d'. — S. oben *Ganche.*

Bayle et l',,Avis aux Réfugiés", d'après des documents inédits p. *G. Ascoli* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 3].

Bossuet. Nach dem gleichnamigen Werke von *G. Lanson* aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort begleitet. Von *Maria Nessel.* [In: Neue Jahrbücher 1913. II, 2].

Balzac. S. oben p. — *Ganche.*

— *Balzac, Honoré de,* à Angoulême. La Genèse d'un chef-d'œuvre; par *A. Fouqueure.* Paris, Levé. 1913. In-8, 77 p. 5 fr.

— *Hanns Heiss.* Honoré de Balzac, sein Leben und seine Werke. Heidelberg, Carl Winter. X, 328 S. 8⁰.

Barbey d'Aurevilly. — *Seillière, Ernest.* Barbey d'Aurevilly. Seine Lebensanschauungen u. sein Lebenswerk. Einzig berecht. Übertragung v. Marie Louise Müller. VIII, 230 S. 1913. Geb. 1.35 Mk. [Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Kl. 8⁰. Halle, O. Hendel.]

Casanova. — Jacques Casanova de Seingall v. *K. Toth* [In: Germ.-rom. Monatsschrift V (1913), 6. 7].

Charron. — *J. B. Sabrié.* De l'humanisme au rationalisme: Pierre Charron (1541—1603), l'homme, l'œuvre, l'influence. Paris, Félix Alcan. 1913. 552 S. 8⁰. 10 fr.

Chateaubriand. — L'Esthétique de Chateaubriand. Genèse et développement. Etude psychologique; par *G. Méra.* Paris, libr. des Saints-Pères, 83, rue des Saints-Pères. 1913. In-16, 94 p. 50 cent. [Extrait de «la Jeune Fille contemporaine», 1912.]

Corneille. S. oben p. 245 *Schönhärl.*

Descartes. — *G. Maire.* L'actualité de Descartes [In: La Revue Critique des idées et des livres 10 août 1913].

Diderot, Denis. Zu seinem 200. Geburtstag: 5. Oktober. Von *Edouard Herriot* (Lyon) [In: Frankfurter Zeitung. 1913. Nr. 276. Erstes Morgenblatt.]

— *J. Barbey d'Aurevilly* Goethe et Diderot. Nouvelle Édition. Paris 1913. A. Lemerre. 3 fr. 50.

Flaubert, G. et la Saint-Polycarpe [In: Annales Romantiques X (1913), 2].

Gautier, Théophile. — Iconographie générale de Théophile Gautier; par Henri Boucher. Paris, H. Leclerc. 1913. In-8, 133 p.

— *Fr. Luitz.* Die Ästhetik von Théophile Gautier. Heidelberger Dissertation. S. d.

Gérand, Édmond. Ein Vorläufer der Romantik. Von *J. Roemig.* Heidelberger Dissertation 1913.

Godard, J. Leben und Werke (1564—1630). Von *Fr. Claus.* Greifswalder Dissertation 1913.

Guesdon, Julien, poète angevin et ligueur breton [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire 15 janv. 1913].

Hugo, V. — *J.-P. Barbier.* Juliette Drouet. Sa vie. Son œuvre. Par des documents inédits. Paris, B. Grasset. 3 fr. 50.

Jules de Rességuier. — *J. Dedieu.* La poésie de Jules de Rességuier [In: Annales Romantiques X (1913), 2].

La Fontaine p. *E. Faguet* [In: Revue hebdomadeire. 1 février 1913 sq.].

— *J. Longnon.* Le génie de La Fontaine [In: La revue critique des idées et des livres 25 août 1913].

Lamartine en Orient. Lettre inédite à Ed. de Cazalès [In: Annales Romantiques X (1913), 2. S. 142—144].

— *Lamartine* et son ami Dubois [In: Le Temps. 14 février 1913].

— *Lamartine* et „La Némésis“ p. L. Séché [In: Annales Romantiques X (1913), 2. S. 140 f.].

— *Lamartine* en Macédoine p. *R. Whitehouse* [In: Annales romantiques X (1913), 1. S. 61—65].

— *Lamartine* et la politique étrangère de la révolution de février (24 février—24 juin 1848). Paris. Plon-Nourrit et Cie. 7 fr. 50.

Lerberghe. — *Olivero.* Charles van Lerberghe [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XII, 1].

Le Sage et Gil Blas ou le Dernier Rêve de Le Sage par *E. de Camas.* Vannes, impr. Lafolye frères. 1913. Petit in-8, 19 p.

Mendès', Catulle, Beziehungen zu Richard Wagner. Von W. *Festerling.* Greifswalder Dissertation 1913.

Merlant, J. La vie intérieure dans la littérature française à partir de Montaigne. L'idéalisme cornélien [In: Rev. des cours et conférences 21, 12. 5 juin 1913].

Montaigne von *Lady Blennerhassett* [In: Deutsche Rundschau Juli 1913].

— *Montaigne* en Angleterre p. *P. Villey* [In: Rev. des deux Mondes 1er sept. 1913].

Molière et l'Espagne p. *E. Faguet* [In: Le Temps Présent 2 août 1913].

Pascal. — *E. J. B.* Les médecins de Pascal [In: Le Temps, 22 juin 1913].

Poussin, J.-A. — *F. Carco.* Un poète pittoresque: Joseph-Alfred Poussin [In: La revue critique des idées et des livres 25 août 1913].

Prudhomme. Sully (avec lettres inédites) p. *E. Bovet.* (Tirage à part de „Wissen und Leben“ Nr. 23, VIme année, 1 Sept. 1913, Zurich).

Quinault, Philippe. — *W. Schulz.* Über Philippe Quinault [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XII, 2.]

Racine. S. oben p. 245 *Schönhärl.*

Renan, E. — *Paul Michaelis.* Philosophie und Dichtung bei *Ernest Renan.* Berlin 1913, E. Ebering [Romanische Studien Heft XIII]. (Die ersten vier Kapitel dieser Arbeit sind als Greifswalder Dissertation erschienen).

Rod's, Edouard. Weltanschauung in ihrer Entwickelung dargestellt nach seinen Romanen. Heidelberger Dissert. Berlin 1912.

Roger de Beauvoir p. *H. Lucas* [In: Annales romantiques X (1913), 1].

Rousseau, J.-J. S. oben p. 245 *Grappin.*

— Autour d'un faux portrait de Jean-Jacques Rousseau [In: Mercure de France. 1er août 1913. S. 668 f.].

— *Rousseau* dans le Gard [In: Revue du Midi 1912. Nr. 6. S. 362 bis 367].

Sainte-Beuve sénateur p. *A. Claveau* [In: Revue hebdomadaire 11. 1 (1913)].

Saint-Simon. — *H. Mazel.* Les idées politiques de St. Simon [In: Mercure de France 16 juillet 1913].

Sand, G. S. oben p. 245 *Ganche.*

Stendhal-Beyle und die französische Romantik. Von *J. Burger.* Marburger Dissertation 1913.

— *Stendhal* épicier marseillais p. *Emile Henriot* [In: Le Temps, 23 août 1913].

Verlaine, Paul, et l'Amour p. *P. Escoube* [In: Mercure de France 1er oct. 1913].

Vigny, Alfred de, als Philosoph. Von *R. Huber.* Marburger Dissertation 1913.

— *L. Séché.* Le Berceau d'Alfred de Vigny [In: La Revue des Français. 25 janv. 1913].

— *L. Séché.* Les amitiés littéraires d'Alfred de Vigny [In: Mercure de France 16 sept. 1913].

— *C. Pitollet.* A propos de la candidature d'Alfred de Vigny à l'Académie Française en 1842 [In: Mercure de France 1er oct. 1913. S. 648—652].

— *L. Séché.* Deux figures d'Alfred de Vigny [In: Le Temps, 11 sept. 1913].

— *L. Séché.* Etudes d'histoire romantique. Alfred de Vigny. T. I La vie littéraire, politique et religieuse. T. II La vie amoureuse. Avec quinze portraits, vues et autographes. Paris. Édition du Mercure de France. 15 fr.

Villon en Angleterre p. *H. Vigier* [In: Revue germanique 1913, Nr. 4].

Voltaire. S. oben p. 245 *Schönhärl.*

— *F. Halverscheid.* Friedrich der Große und Voltaire. Progr. Gevelsberg i. W. 14 S. 4^0.

Zola. — *W. Berteval.* Les idées générales et les méthodes de Zola, d'après des manuscrits inédits [In: Bulletin de l'Association Emile Zola Nr. 8].

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Übersetzungen.

Arthurian Romances. — *H. Oscar Sommer.* The Vulgate Version of the Arthurian Romances; ed. from manuscripts in the British Museum, Vol. 6. Les Aventures ou la queste du saint graal, la morte le roy Artus. Washington, Carnegie Institution. Fol. 390 S.

Ballades (les) d'amour du XIIe siècle à nos jours. Choix, Préface et Notes, par *C. Lemercier d'Erm.* Illustré de 9 gravures. Paris,

Société des éditions Louis-Michaud, 168, boulevard Saint-Germain. 1913. In-16, 160 p. 1 fr.

Behrens, D. Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten (Mit Karte). Leipzig, O. R. Reisland, 1913 [Schwan-Behrens Grammatik des Altfranzös. III. Teil].

Elliot. — Old French Fables. The interrupted work of the late professor Elliot. 4 S. und Titelblatt s. d.

Oulmont, Ch. La poésie française du Moyen age (XIe—XVe siècles). Recueil de textes, accompagné de traductions, de notices et précédé d'une étude littéraire. Paris. Éditions du Mercure de France 1913.

Pirson, J. Merowingische und karolingische Formulare. Heidelberg, Carl Winter, 1913 [Sammlung vulgärlatein. Texte, hrsgb. von *W. Heraeus* und *H. Morf*].

Wichert, B. Über Heimat und Alter der altfranzösischen anonymen Pastourellen. Diss. Königsberg i. Pr. 1913.

Amys et Amyle, légende dramatique en cinq actes et six tableaux; par *Maurice Pottecher.* Paris, P. V. Stock, 1913. In-18 jésus, XIV-125 p. 2 fr. 50 [Représentée au théâtre du Peuple de Bussang].

Appollonius-Roman. — *Ch. B. Lewis.* Die altfranzösischen Prosaversionen des Appollonius-Romans, nach allen bekannten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis zum ersten Male herausgegeben [In: Rom. Forsch. XXXIV (1913), 1].

Aucassin und Nicolette. — *R. Dockhorn.* Zur Textkritik von Aucassin und Nicolette. Dissertation Halle 1913.

— *W. E. Sparkes.* Dante and Beatrice, and Aucassin and Nicolette. 96 S. 8⁰. London, Nelson [The World's Romances].

Audefroi le Bastard. — *A. Cullmann.* Leben und Werke des Audefroi le Bastard. Jenaer Dissert. 1913 (Teildruck. Die vollständige Arbeit erscheint im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S.).

Austorc d'Aurilhac. S. oben p. 244 *Stronski.*

Baudri de Bourgueil. S. oben p. 244 *Lauer.*

La *Bataille de Muret* (12 septembre 1213) d'après la chanson de la croisade. Texte et traduction. Par *J. Anglade.* Toulouse, Éd. Privat. Paris, Éd. Champion, 1913. Fr. 2.

Béroalde de Verville. — *H. Reiche.* Le moyen de parvenir von Béroalde de Verville mit besonderer Berücksichtigung der Quellen- und Verfasserfrage. Ein Beitrag zur französischen Novellistik. Leipziger Dissert. 76 S. 8⁰.

Bertran von Born hrsgb. von *A. Stimming.* Zweite, verbesserte Auflage. Halle a. S., Max Niemeyer, 1913. Preis 4.60 Mk. [Rom. Bibl. No. 8].

Bertran Carbonel. — *A. Jeanroy.* Les „coblas" de Bertran Carbonel, publiées d'après tous les manuscrits connus [In: Annales du Midi. Avril 1913].

Buef d'Aigremont. — *E. Geipel.* Der zweite Teil des Buef d'Aigremont (Streit zwischen Renaut und Bertolais). Nach den Hss. MZ, M der Quatre fils Aimon. Greifswalder Dissert. 1913.

— Der erste Teil des Buef d'Aigremont (Lohier-Episode) nach den Hss. Mz M APD der Quatre Fils Aimon hrsgg. von *K. Kaiser.* Greifswalder Dissert. 1913.

Bueve de Hantone. S. oben p. 240 *Schlütsmeier.*

Capitulare de villis. — S. oben p. 240 *E. Winkler.*

Chrétien. — *L. Hibbard.* The Sword Bridge of Chrétien de Troyes and its Celtic original [In: Rom. Review IV (1913), 2].

— *Roethe.* Wolfram und Chrestien [Sitzungsberichte der Kgl. Preußischen Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse No. 31].

Ciperis de Vignevaux. — *Aug. Kaphengst.* Quellenuntersuchung, Inhaltsanalyse und Textprobe aus Ciperis de Vignevaux. Greifswalder Dissert. 1913.
Couronnement de Louis. — *Fr. Holtschneider.* Die dritte Branche des Couronnement de Louis. Rostocker Dissertation 1913.
Die *Enfances Garin de Monglane* (Einleitung, Schlußteil des Textes, Namenverzeichnis). Vorgelegt von *Victor Jeran.* Greifswalder Dissert. 1913.
Enfances Guillaume. — *Aug. Becker.* Die Chanson „Enfances Guillaume" Teil II. Text mit Variantenapparat, Einleitung und Inhaltsanalyse. Greifswalder Dissert. 1913.
Esclarmonde. — Charakteristik und Quellen des altfranzösischen Gedichtes Esclarmonde. Von *Fr. Klauber.* Heidelberger Dissertation 1913.
Escoufle. S. oben p. 240 *Kaufmann.*
Floris ende Blanceflor, door *Diederic* van Assenede, uitgegeven door *P. Leendertz.* Leiden, Sythoff, 1912 (Bibliotheek van Middelnederlandsche letterkunde).
Folquet de Marseille. S. oben p. 244 *Stronski.*
Gaucelme Faidit. S. oben p. 244 *Stronski.*
Graal. — S. oben p. 247 *Arthurian Romances.*
Gui de Tournant, chanson de jeste perdue. Par *A. Thomas* [In: Romania XLII, S. 439 ff.].
Guillaume de Deguileville. — S. oben p. 241 *Trunzer.*
Guiraut Riquier. — *J. Anglade.* Discours prononcé à l'inauguration de la plaque commémorative en l'honneur des troubadours narbonnais (26 mai, 1912); Appendice: La Première pastourelle de Guiraut Riquier (texte et traduction). Narbonne, F. Caillard (Aus: Bulletin de la commission archéologique de Narbonne).
Herman de Valenciennes. — *C. Aug. Strate.* De l'Assumption Nostre Dame von Herman de Valenciennes. Greifswaldes Diss. 1913.
Hueline et Aiglantine. — *A. Jeanroy.* Notes critiques sur Hueline et Aiglantine [In: Romania XLII, 437—439].
Huon de Méry. Ein Beitrag zum Beginn des literarischen Subjektivismus in Frankreich. Von Dr. *Gelzer* [In: Germ.-rom. Monatsschrift V (1913), 5].
Jaufre Rudel. — *C. Meyer.* La princesse lointaine d'Edmond Rostand, analyse et commentaire critique, esthétique et littéraire. Le troubadour Sire Jaufre Rudel prince de Blaye. Étude. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) 1913. 173 S. 8⁰.
Jean de Meun. — *E. Langlois.* La traduction de Boèce par Jean de Meun [In: Romania XLII, S. 331—369].
Johannes Monachus. Liber de Miraculis. Ein neuer Beitrag zur mittelalterlichen Mönchsliteratur. Heidelberg, C. Winter, 1913 [Sammlung mittellat. Texte, hrsgb. von *A. Hilka.* 7.].
Louis de Velthem. S. oben p. 243 *Huet.*
Maugis d'Aigremont. — Studien zu Maugis d'Aigremont. Varianten der Handschrift Montpellier und ihre Bedeutung für die Textkritik der Chanson. Dissert. Greifswald 1913.
Mistère de la Passion. — S. oben p. 244 *Tailhade.*
Le *mystère d'Emmaüs* (Ordo ad Peregrinum), d'après un manuscrit du XIIe siècle de la cathédrale de Beauvais, par *H. Omont* [In: Bibl. de l'École des Chartes. Mai-août 1913. p. 257—266].
Nostredame, Jean de. Les Vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux; par Jehan de Nostredame. Nouvelle édition accompagnée d'extraits d'œuvres inédites du même auteur, préparée par Camille Chabaneau, ancien professeur à l'Université de Montpellier et publiée, avec introduction et commentaire, par *Joseph Anglade.* Paris, H. Champion. 1913. In-8, 584 p.

Olivier Basselin. S. oben p. 241 *Kleinschmidt.*
Ozil de Cadars. — *A. Långfors.* Le troubadour Ozil de Cadars. Helsinki 1913. Suomalaisen Tiedeakatemian Kustantama. 12 S. 8⁰.
Petrus Alfonsus. — *J. Stalzer.* Stücke der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi in lateinischen Versen der Berliner Handschrift Diss. B. 28. Progr. Graz. 36 S. 8⁰.
Philomena. — *C. de Boer.* Zu Zeitschr. 37, S. 232 ff. [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII (1913), 5].
Pistoleta. — Der Trobador Pistoleta (Teildruck). Vorgelegt von *E. Niestroy.* Königsberger Dissert. Halle 1913. [Die vollständige Arbeit erscheint als 52. Beiheft der Zs. f. rom. Phil.]
Renard. S. oben p. 243 *Foulet.*
Renaut de Montauban. — *L. Seeger.* Der Anfang des Teiles IV der Chanson von „Renaut de Montauban" nach den Hss. ABCVPD (Entsprechend L 12 588—13 102 oder Michelant S. 331—344). Vergleichende Inhaltsanalyse und Textbearbeitung. Greifswalder Dissert. 1913.
— *W. Erdmann.* Fragment II der Oxforder Renaut-Handschrift Hatton 59: Die an den Verrat der Haimonskinder bei Valkulur sich anschließenden Szenen. Greifswalder Dissert. 1913.
Richeut. S. oben p. 243 *Foulet.*
Roland. — S. oben p. 243 *Pope.*
— *A. Levé.* Antériorité de la tapisserie de Bayeux sur la chanson de Roland par le maniement de la lance [Extr. du Bulletin monumental. Année 1913].
Rosenroman. — *Dean S. Fansler.* Chaucer and the Roman de la Rose. New York, The Columbia University Press 1913.
Rou. — *J. Marx.* Les sources d'un passage du Roman de Rou [In: Mélanges Charles Bémont].
Sachsenlied. S. oben p. 240 *Jorns.*
Uc de Saint-Circ. S. oben p. 244 *Stronski.*
William of Wadington. — *A. Kunz.* Robert Mannyng of Brunne's Handlyng Synne verglichen mit der anglonormannischen Vorlage, William of Wadington's *Manuel des Pechiez.* Königsberger Dissertation 1913.
Willelme. — S. oben p. 242 *Pope.*
— *J. Schuwerack.* Charakteristik der Personen in der altfranzösischen Chançun de Guillelme. Ein Beitrag zur Kenntnis der poetischen Technik der ältesten Chansons de geste. (Teildruck). Kieler Dissertation 1913. (Die ganze Arbeit erscheint im Verlage von M. Niemeyer in Halle a. S.).
— *Hugh, A. Smith.* The composition of the Chanson de Willame (continued). II. The reconstruction of the Text Common to Willame and Covenant-Aliscans [Rom. Review IV (1913), 2].

Bibliotheca romanica. kl. 8⁰. Strassburg, J. H. E. Heitz. Je 0.40 Mk. 179—182. *Diderot*: Le paradoxe sur le comédien. Le neveu de Rameau. (Bibliothèque française.) 241 S. 1913. 188. 189. *Ronsard, P. de*: Œuvres. Odes. 1. livre. Éd. publiée d'aprés le texte de 1578.
Poètes (les) de la courtisane. Anthologie du XVe siècle à nos jours. Choix, Préface et Notices, par *A. L. Laquerrière.* Illustré de 9 gravures. Paris, Société des éditions Louis-Michaud, 168, boulevard Saint-Germain. 1913. In-16, 160 p. 1 fr.

Balzac, Honoré de. La Comédie humaine. Texte revisé et annoté, par *Marcel Bouteron* et *Henri Longnon.* Illustrations de *Charles Huard*, gravées sur bois, par *Pierre Gusman.* Etudes de mœurs:

Scènes de la vie de province; V, Illusions perdues: II, Un grand homme de province à Paris; III, les Souffrances de l'inventeur. Paris, Louis Conard, 1913. In-8, 631 p. 9 fr. [Œuvres complètes d'Honoré de Balzac, XII.]

— Napoléon, récits et épisodes du premier Empire tirés de la «Comédie humaine», choisis, annotés et publiés par Hector Fleischmann. Paris, Libr. universelle, 20, rue Saint-Marc. Petit in-8, 427 p. avec grav. 3 fr. 50.

— *W. Noell.* Die Jugendwerke Honoré de Balzac's. Greifswalder Dissertation 1913.

— *J. Merlant.* Le manuscrit de „Béatrix" de Balzac [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 3].

Bausset. — *C. Latreille.* Deux lettres inédites du cardinal de Bausset [In: Revue d'Hist. littér. de la France XX (1913), 3].

Béranger. Lettres inédites [In: Revue Bleue 25 juillet 1913 (à suivre)].

Bordeaux, H. — *Engel.* Die Tendenz in den Romanen von Henry Bordeaux [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XII, 3].

Bornier, H. de. Œuvres choisies. La Fille de Roland. L'Apôtre. Les Noces d'Attila. Le Fils de l'Arétin. Mahomet. France d'abord! ...Introduction de M. Auguste Dorchain. Paris, B. Grasset. 1913. In-8, XI-568 p. 10 fr.

Bossuet. — Correspondance. Nouvelle édition, augmentée de lettres inédites p. p. *Ch. Urbain* et *E. Levesque.* T. VII. Paris, Hachette & Co. 7 fr. 50.

Chateaubriand. — Lettre inédits à Joubert [In: Annales Romantiques X (1913), 1. S. 67—68].

— Une lettre inédite de Chateaubriand [In: Mercure de France 16 sept. 1913. S. 446 f.]

Chénier, A. Œuvres poétiques, précédées d'une notice; par *H. de Latouche.* Paris, E. Flammarion. 1913. In-18 jésus, 395 p. 95 centimes. [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers.]

Corneille. — S. oben p. 242 *Zangerl.*

— *J. Boulenger.* Paris dans le théâtre de Corneille (Schluß) [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire 15 août—15 sept. 1912].

Diderot. S. oben p. 250 *Bibliotheca romanica.*

— La Religieuse. Paris, F. Rouff. 1913. Grand in-8 à 2 col., 36 p. Couverture illustrée en couleurs, 20 cent. [Grande Collection nationale, n^0 12.]

Du Bellay's „Deffence et illustration de la langue françoyse" in ihrem Verhältnis zu Sebillets „Art poétique". Kieler Dissertation von *E. Lücken,* 1913.

D'Urfée. — *W. Fischer.* Honoré d'Urfés *Sireine* and the *Diana* of Montemayor [In: Mod. Lang. Notes XXVIII, 6].

Gringoire. — *L. Fière.* Découverte d'un livret de pèlerinage: „Voyage et oraison du Mont du Calvaire de Romans en Dauphiné" par Pierre Gringoire (1518) [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire 15 juin 1913].

Hérédia. — S. oben p. 241 *Fromm.*

Hugo, V. — Lettres inédites de Mme Victor Hugo à sa sœur Julie, p. p. M. *Léon Séché* (suite) [In: Annales Romantiques X (1913), 1. 2].

— La Légende des siècles. T. 1er; t. 2. Paris, Ernest Flammarion. 1913. 2 vol. In-16. T. 1er: 427 p.; t. 2: 367 p. Chaque tome 3 fr. 50.

— Les Châtiments. L'Année terrible. Paris, Ernest Flammarion. 1913. In-16, 447 p. 3 fr. 50.

— Ruy Blas; les Burgraves; Marion de Lorme Paris, E. Flammarion. 1913. In-16, 427 p. 3 fr. 50.

— *Ph. Henriot.* Un plagiat de Victor Hugo [In: Revue du temps présent. 2 août 1912].

La Fayette, Mme de. La Princesse de Clèves. Décoré d'un portrait de l'auteur à l'eau-forte et au burin et de quatorze gravures sur bois originales, de *J. L. Perrichon.* Paris, R. Hellen, 125, boulevard Saint-Germain. 1913. In-8 carré, 289 p. 20 fr.

La Rochefoucauld (duc de). Maximes. Notices et annotations, par *Marius Roustan.* Paris, Larousse. 1913. Petit in-8, 183 p. et quatre gravures hors texte, 1 fr. 50. [Bibliothèque Larousse.]

Lenclos, Des Fräulein Ninon de, Briefe an den Marquis de Sevigné. Nebst e. Lebensgeschichte der Briefschreiberin u. reichem Bilderschmuck nach den Orig.-Gemälden der berühmtesten Meister des 17. Jahrh. (Die deutsche Übersetzung besorgte Hanns Heinz Ewers nach der Orig.-Ausg. v. François Joly, Amsterdam 1750—52. Die beigegebenen Bilder [Taf.] sind Reproduktionen nach Originalen erster Meister, wie Ph. de Champaigne, Nanteuil, Rigaud u. a., die sich in den Galerien zu Karlsruhe, München, im Louvre, im Museum Carnavalet usw. befinden.) (Neue Ausg.) 290 S. 8⁰. Leipzig, F. Rothbarth, 1913. 4 Mk.

Lesage. — W. M. Fullerton. The Adventures of Gil Blas. Translated of the French of Lesage by Tobias Smollett. With an Introduction. Library of Early Novelists. New York, E. P. Dutton & Co., 1913.

Marot. — A. Lefranc le Roman d'amour de Clément Marot [In: Revue Bleue 12, 19, 26 avril et 3 mai 1913].

Maupassant. S. oben p. 241 *Pietrkowski.*

Mignot, Françoise. — Éd. Silvy. Les trois romans de Françoise Mignot. II. La maréchale de L'Hôpital [In: Bulletin de l'Ac. delphinale, 5e série, t. V, 1911. S. 41—115].

Montaigne. — H. Roujon. Les „Essais" de Montaigne [In: Revue de la Renaissance Janv.-mars 1913].

Nicolas de Troyes. S. oben p. 241 *Niklewski.*

Piron. — P. Chaponnière. Un mémoire inédit de Piron contre le libraire N. B. Duchesne [Revue des livres anciens 1913, fasc. 2].

Poizat, A. Sophonisbe, tragédie en quatre actes en vers. Paris, impr. de «l'Illustration», A. Chatenet, 13, rue Saint-Georges. 1913. Grand in-8 à 2 col., 16 p. avec grav. et portrait. [Représentée par la Comédie-Française au Théâtre antique d'Orange.]

Prévost, abbé. Contes, Aventure d'un désespéré. Aventure utile. Histoire d'un caprice sans exemple. Aventure intéressante ou les Bohémiens. Aventure d'une belle musulmane. Histoire de Molly-Siblis. Relation d'un événement fort extraordinaire. Histoire de Cidel Acmet. Aventure d'un solitaire. Paris, Maurice Glomeau. 1913. In-12, 200 p. 3 fr. 50.

Quinet, Edgar. — Molsen. Über ein ungedrucktes Manuscript Edgar Quinets: Institutions politiques dans leur rapport avec la religion. [In: Zs. f. frz. und engl. Unterricht XII, 2].

Rabelais. — Panurge, haulte farce musicale en trois actes (d'après Rabelais); par *Georges Spitzmuller* et *Maurice Boukay.* Musique de *J. Massenet.* Livret seul. Paris, Heugel et Cie, 1913. In-16, 86 p. 1 fr. [Représentée pour la première fois à Paris au Théâtre-Lyrique municipal (Gaîté) en avril 1913.]

— Gargantua et Pantagruel. Texte transcrit et annoté par *Henri Clouzot.* T. 1. Quatre gravures hors texte. Paris, Larousse. Petit in-8, 212 p. 1 fr. 50.

— Œuvres. Édition critique p. p. *Abel Lefranc,* Jacques Boulenger, Henri Clouzot, Paul Dorveaux, Jean Plattard et Lazare Sainéan. Tome Second. Paris, Champion. 10 fr.

Le opere di Francesco Rabelais per la prima volta tradotte in lingua italiana dal Dott. *Gennaro Peretto* (Janunculus). Vol. Primo: Il Gargantua nuova edizione rifatta e preceduta da uno

studio su Rabelais e i suoi tempi. Napoli. Tommaso e Raffaele Pironti 1913. 3 L.

Racine. — S. oben p. 242 *Zangerl.*

— *W. Schwarze.* Der Einfluß v. Rotrous „Antigone" auf Racines „Thébaïde". 77 S. 8⁰. Münster, Universitäts-Buchh. F. Coppenrath, 1913. 1.50 Mk.

— *J. Vianey.* La tragédie de Racine. Le dramaturge [In: Rev. des cours et conférences 21, 14 (5 juillet 1913)].

Renan. — Studien, Romanische. Hrsg. v. Dr. Emil Ebering. gr. 8⁰. 13. Heft: ***Michaelis, Paul*** Philosophie u. Dichtung bei Ernest Renan. 147 S. 1913. 4 Mk.

Restif. — *P. Louys.* Un roman inédit de Restif [In: Rev. des Livres anciens 1913, 1].

Roland. Mme. Lettres publiées par *Claude Perroud*, la Nouvelle série, 1767-1780. T. 1er. Paris, Leroux. 1913. Grand in-8, LXI-557 p. [Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du ministre de l'instruction publique.]

Ronsard. S. oben p. 250 ***Bibliotheca romanica.***

— *Edm. Faral.* Les manuscrits du Livre II de la „Franciade" [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 3].

Rostand. S. oben p. 249 *Jaufre Rudel.*

Rotrou. S. oben *Racine.*

Rousseau, J.-J. La question du „Contrat social". — Une fausse solution [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XX (1913), 3].

Sainte-Beuve. — *H. Monin.* Cinq lettres de Sainte-Beuve à Edgar Quinet, 1831—1839 [In: Revue d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 3].

Saint Évremond. — *R. Clark.* Saint Évremond's „Parallèle de Monsieur le Prince et de Monsieur de Turenne" [In: Mod. Lang. Rev. VIII (1913), S. 374 ff.]

Saint François de Sales. Œuvres. Edition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites, dédiée à Sa Sainteté Léon XIII et honorée de deux brefs pontificaux, publiée sous les auspices de Mgr l'évêque d'Annecy par les soins de religieuses de la Visitation du premier monastère d'Annecy. T. 18: Lettres. Volume 8. Lyon et Paris, E. Vitte. 1912. In-8, XV-499 p. et 1 fac-similé d'autographe, 8 fr.

Sand, G. — Poème inconnu de George Sand [In: La Vie 9 août 1913].

Stendhal. Le Rouge et le Noir. Par *P. Martino* [In: Rev. des cours et conférences 21, 13/20 juin 1913)].

Vair, Guillaume du. — Lettres de Guillaume du Vair (1599—1620) [In: Documents d'histoire. Janvier-mars 1913].

Verlaine. — *E. Dupuy.* Étude critique sur le texte d'un manuscrit de Paul Verlaine [In: Revue d'Hist. littér. de la France XX (1913), 3].

Vigny. — Une lettre secrète d'Alfred de Vigny à Mme Dorval [In: Annales Romantiques X (1913), 2. S. 145—146].

— Œuvres choisies par *Jean Giraud.* Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, 1913.

— Œuvres illustrées. Nouvelle édition avec biographie et notes, par *Gauthier-Ferrières.* Paris, Larousse 1913. [Bibliothèque Larousse].

— Lettres inédites à Édouard Delprat et au capitaine de La Coudrée (1824—1853) avec une introduction, des notes et un essai iconographique par *Louis de Bordes de Fortages.* Bordeaux, Marcel Monnastre-Picamilh. 56 S. 4⁰. 5 fr.

— *H. Girard.* Un roman oublié d'Alfred de Vigny, l'„Almeh" [In: le Temps du 24 juin 1913].

Villon. S. oben p. 244 *Champion.*

— Fragments of Villon: The Paris of 1465. By *Henrys de Vere Stacpoole* [In: The Fortnightly Review. July 1913].

Voiture. — S. oben p. 242 *Stieler von Heydekampf.*

Voltaire. — *Ch. Charrot.* Quelques notes sur la Correspondance de Voltaire (fin) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XX (1913), 3].
— Voltaires Orphelin de la Chine in drei Akten nach der einzigen Münchener Handschrift (C. G. 426), mit Einleitung, den Varianten der Münchener Handschrift (C. G. 427) und der Drucke des fünfaktigen Orphelin nebst Anmerkungen. Zum ersten Male herausgegeben von *Leo Jordan.* Dresden 1913 [Gesellschaft für roman. Literat. Bd. 33].
Zola. — *S. Lemm.* Zur Entstehungszeit von Emile Zolas Rougon-Macquart und den Quatre Evangiles. 1913. 83 S. 8⁰. Halle a. S. Max Niemeyer. [Beiträge zur Geschichte der romanischen Spr. u. Literaturen No. 8].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Clasen, J. Über das Können im neusprachlichen Unterricht [In: Die neueren Sprachen XXI (1913), 4. 5].
Doegen, Wilh. Sprech- u. Lehrproben. Ein Beitrag zur Methodik des neusprachl. Unterrichts. (Progr.) 47 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1913.
Pejscha, F. Praktische Methodik des Unterrichts in der französischen Sprache. Wien, 1913. A. Pichlers Witwe & Sohn. [Praktische Methodik für den höheren Unterricht. Hrsgb. unter Mitwirkung von Schulmännern von *August Scheindler* in Wien].
Roloff, P. In welchem Umfange und in welcher Weise läßt sich die Méthode Gouin im fremdsprachlichen Unterricht höherer Lehranstalten anwenden? Zugleich ein Begleitwort zu der im gleichen Verlage erschienenen 2. Auflage der Lectures pour les Débutants. Leipzig 1913. Dyrksche Buchhandlung.
Weyrauch, M. Erfahrungen mit der Verwendung der Sprechmaschine im Unterricht [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XII, 1. S. 51—55; 2. S. 247 f.].
Wiehl. Zur Darstellungsweise der Lehre vom Zusammentreffen der Dative und Akkusative französischer Personalpronomen [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XII, 4. S. 352—354].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Baconnet, G. et *C. Grillet.* Exercices français pour toutes les classes. Livre du maître. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1913. In-18 jésus, 318 p. 2 fr. 50.
Banderet, P. et *Ph. Reinhard.* Cours pratique de langue française à l'usage des écoles allemandes. (Abrégé des 3 parties «Grammaire et lectures françaises».) 12. éd. XVI, 264 S. 8⁰. Bern, A. Francke 1913. Geb. 1.60 Mk.
Beaufils, E. Cours de langue française. Cours élémentaire. Livre du maître. Paris, A. Hatier. 1913. In-8, 268 p.
Boerner, Otto u. *Geo. Werr.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übungen im mündl. und schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Für die Oberklassen höherer Lehranstalten und höherer Handelsschulen, insbesondere für die VII. Klassen der bayer. Oberrealschulen u. Realgymnasien. (Boerners französ. Unterrichtswerk Boerner-Werr 4.) IV. (Schluß-)Abtlg. Oberstufe. Mit 1 (farb.) Karte von Frankreich, dem (farb.) Pharusplan v. Paris u. e. graph. Handelsdarstellung. VI, 84 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. Geb. 1.50 Mk.

Bolling, M. u. *R. Erzgraeber.* Elementarbuch für Lyzeen und höhere Mädchenschulen. II. Teil: Klasse VI und V. Mit einer Karte von Frankreich. Leipzig 1913. G. Freytag [Böddėker-Bornecque-Erzgraeber Französisches Unterrichtswerk].

Gerlach, Rud. Verzeichnis der französischen unregelmäßigen Verben, vollständig conjugiert. Ein Lern- und Nachschlageheft f. Kaufleute, Beamte, Schüler u. andere Interessenten. 10—15. Taus. 30 S. kl. 8⁰. Apolda i. Thür., S. Lauth, 1913. Nur direkt. 0.50 Mk.

Grammaire, Petite, pratique du premier age. Pour servir d'étude préparatoire à la grammaire à l'usage de la jeunesse allemande. 3. éd. 94 S. kl. 8⁰. München, J. J. Lentner, 1913. Geb. 1 Mk.

Gratacap, M., et *A. Mager.* La conversation méthodique. Sujets de conversation française avec les mots et locutions permettant de les traiter. (Hilfsbuch zur Übg. der französ. Konversation in den oberen Klassen der Mittelschulen.) (7 gravures, 4 fig., 1 plan special de Paris u. 1 [farb.] carte de France.) 317 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1913. Geb. 4 Mk.

Hast, A. Die 3 regelmäßigen Konjugationen im Französischen. Auf Grund graph. Darstellung methodisch entwickelt. 5 z. Tl. farb. Taf.) gr. 8⁰. Nürnberg, C. Koch, 1913. In Leporelloform 0.25 Mk.

Hengesbach, J. Aus Frankreich. Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische f. d. Oberstufe höherer Lehranstalten. Schlüssel. VI, 81 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1913. Geb. 3 Mk.

Hoesli, Hans. Eléments de langue française. Lehrbuch f. Sekundarschulen. Im Auftrage der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich bearb. XIV, 295 S. 8⁰. Winterthur, Verlag der zürcher. Sekundarlehrerkonferenz, 1913. Nur direkt. Geb. 3.15 Mk.

Kuntze, Polyglott Kuntze. Der Tscheche in Frankreich. Neueste u. beste Methode, in kurzer Zeit ohne Lehrer Französisch zu erlernen. 32 S. gr. 8⁰. Bonn, Georgis Polyglott-Verlag. 1913. 0.50 Mk.

Mager, Adf. u. *M. Gratacap.* Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien u. verwandte höhere Lehranstalten. (Auch m. französ. Titel.) Oberstufe. Mit 1 (farb.) Karte von Frankreich u. 1 Plan v. Paris. 149 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. 1913. Geb. 1.90 Mk.

Martin, N. u. *Karl Gruber.* Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen nach den Bestimmungen des kgl. bayer. Ministeriums. Im Anschluß an das Unterrichtswerk der französ. Sprache v. Boerner-Mittell bearb. (Französisches Unterrichtswerk v. Boerner-Mittell. Martin-Gruber 1.) 1. Tl. Mit 3 Taf. 1 farb. Münztaf. u. 8 Abbildgn. im Text. VI, 164 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 1913. Geb. 1.80 Mk.

Martinon, P. Comment on prononce le français. Traité complet de prononciation pratique avec les noms propres et les mots étrangers; Paris, Larousse. 1913. In-12. XI-421 p. 4 fr.

Notions usuelles d'étymologie, suivies d'exercices pratiques à l'usage des classes de l'enseignement secondaire et des cours complémentaire et supérieur de l'enseignement primaire; par Une réunion de professeurs. Tours, A. Mame et fils. Paris, J. de Gigord et chez les principaux libraires. In-16, 112 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués conformément aux programmes officiels.]

Otto, Emil. Kleine französische Sprachlehre f. die unteren Klassen höherer Lehranstalten, f. erweiterte Volks-, Fortbildungs- u. Handelsschulen, f. Privat-Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) 10. Aufl., neubearb. v. *Gottfried Süpfle.* VII, 300 u. 48 S. m. 4 Taf. u. 1 farb. Karte. 8⁰. Heidelberg, J. Groos, 1913. Geb. und geh. 2.40 Mk.; Schlüssel. 56 S. Geb. 1 Mk.

Ploetz, Karl. Syllabaire français. Erste Stufe f. den französ. Unterricht in Mädchenschulen. Nach e. Stufenfolge zur Einübung der Aussprache. 23. Aufl. Ausg. f. Österreich. VIII, 124 S. 8⁰. Berlin, F. A. Herbig, 1913. Geb. 1 Mk.

Ploetz u. *Otto Kares*, Drs. Kurzer Lehrgang der französ. Sprache. Alphabetisches Wörterverzeichnis zum Elementarbuch I. verfaßt v. *Max Schröer.* 16 S. 8⁰. Berlin, F. A. Herbig, 1913. 0.15 Mk.

Schwarze. Kanon französischer Sprechübungen über Gegenstände und Vorgänge des täglichen Lebens f. höhere Schulen. 2. verm. Aufl. mit Wörterverzeichnis. VI, 69 S. 8⁰. Wittenberg, P. Wunschmann, 1913. 1 Mk.; geb. 1.20 Mk.

Schweitzer, Charles. Méthode directe pour l'enseignement de la langue française. Avec la collaboration de Prof. Émile Simonnot. 1. année. Deutsche Ausg., besorgt v. *G. Haack.* XV, 135 u. 14 S. m. Abbildgn. gr. 8⁰. Paris, 1913. Leipzig, Brockhaus & Pehrsson. 1.60 Mk.

Sokoll Ed. und *Ludwig Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Erster Teil (Erstes und zweites Schuljahr). Dritte Aufl. Wien, Franz Deuticke, 1912. Preis 2 K. 80 h.

Sokoll und *Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Realgymnasien, bearbeitet von *R. Weinert.* Wien, Franz Deuticke, 1913. Preis 2 K. 20 h.

Toutey, E. Cours pratique de langue française. Vocabulaire. Grammaire. Analyse. Orthographe. Rédaction. Récitation. Première année. Livre du maître. Paris, E. André et fils. 1913. In-8, 136 p. avec illustrations, cartonné, 1 fr. 05.

Viereck, A. Die Syntax des Französischen zum Gebrauch an Gymnasien historisch und psychologisch erklärt. I: Syntax des Verbums. Progr. Stargard. 50 S. 8⁰.

Wershoven F. J. Hauptregeln der französischen Syntax. Mit e. Anh.: Synonyma. 62 S. 8⁰. Trier, J. Lintz, 1914. Geb. 0.80 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Bornecque, Henri, et *Benno Röttgers.* La France moderne. Histoire, géographie, littérature avec lectures complémentaires choisies dans les meilleurs écrivains français, notes, vocabulaire, table alphabétique, 43 illustr. et 2 (farb.) cartes. VIII, 187 S. gr. 8⁰. Braunschweig, G. Westermann, 1913. Geb. 2 Mk.

Cours abrégé de littérature; par Une réunion de professeurs. Tours, A. Mame et fils. Paris, J. de Gigord et chez les principaux libr. 1913. In-12, 220 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels.]

Holzer, V. Neue Wege zur französischen Literatur [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXVIII (1913), 8].

Langlois, C. R. M. La Vie en France au moyen âge. Première série: la Vie seigneuriale au XIIIe siècle. Paris, G. Vitry, éditeur de diapositives, 54, qual de la Râpée. 1912. Petit in-8, 20 p. [Enseignement par les projections lumineuses. Notice rédigée sous le patronage de la commission des vues instituée près du Musée de l'enseignement public. (Musée pédagogique.)]

Raphélis-Soissan, Mlle M. de. Histoire de la lettre depuis ses origines jusqu'à nos jours. Première partie: Jusqu'à Madame de Sévigné inclusivement. Besançon, Impr. catholique de l'Est. 1913. In-8, 132 p. 2 fr. [Cours d'enseignement supérieur pour les jeunes filles. Extrait de la revue «la Jeune Fille contemporaine».]

Auteurs français. Hrsg. v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 8⁰. Trier, J. Lintz. 25. Bd. Chateaubriand: Pages choisies. Ausgewählt und erklärt v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. VII, 120 S. 1913. Geb. 1.30 Mk.

Bloch, Gilbert. Evénements du jour. Französisches Lese- u. Konversationsbuch f. Sekundarschulen, Progymnasien, Realschulen, kaufmänn. u. gewerbl. Fortbildungsschulen. 81 S. gr. 8⁰. Bern, A. Francke, 1913. Geb. 1.60 Mk.

Bornecque, Henri et *Benno Röttgers.* Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française de XVIIme, XVIIIme et XIXme siècles, avec la collaboration de *Th. Riehm.* Tome II: XIXme siècle. 2 Tle. Texte et notes. V, 361 u. 69 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1913. geb. 4 Mk.

Collection Teubner. Publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, L. Petry. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 10. Hardy, Georges: La révolution française. Vol. I. L'assemblée constituante et l'assemblée legislative. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec W. J. Leicht. Texte. Avec 1 carte et 16 illustr. auf 5 Taf. VI, 96 S. 1913. —.80 Mk.; geb. 1.10 Mk.; notes. 67 S. —.60 Mk.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller: Paul et *Victor Margueritte.* Zette (Histoire d'une petite fille). Für den Schulgebrauch herausgegeben von *E. Müller.* Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1913. Preis: 60 Pfg. = 75 h. Hierzu ein Wörterbuch: Preis 30 Pfg. = 40 h.

— Sous les drapeaux de Napoléon Ier. Morceaux choisis à l'usage des classes recueillis et annotés p. *R. Neumeister.* Avec 3 Cartes. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag, 1913. Prix 1 K 20 h = 1 Mk.

— Jean Racine Athalie. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France et annotée par *Joseph Joly.* Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag, 1913.

— La Fontaine, Fabeln (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von *Anton Paris.* Wien, F. Tempski. Leipzig, G. Freytag, 1913. Preis geb. 1 Mk.

Goedels neusprachliche Schultexte (8⁰) u. Präparationen (gr. 8⁰). Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Bd. 12a. *Daudet,* Alphonse: Contes choises. (Lettres de mon moulin, contes du lundi. Für den Schulgebrauch in Auswahl hrsg. v. Fritz Strohmeyer. Text. 64 S. 1913. geb. —.90 Mk.

Kühn, K., R. Diehl u. *W. Schwarzhaupt*: Französisches Lesebuch für Mittelschulen. Mit 18 Illustr., 1 farb. Plan von Paris, 1 farb. Karte der Umgebung von Paris und 1 farb. Karte von Frankreich und e. system. Vokabular. XII, 216 S. gr. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1913. geb. 2.40 Mk.

Poésies françaises propres à être apprises par cœur. — Französische Lieder zum Auswendiglernen (Text, Musik, Präparation). 3. Aufl. 20 S. kl. 8⁰. Nürnberg, C. Koch, 1913. —.20 Mk.

Präparationen nebst Übersetzung für den neusprachlichen Unterricht, v. e. Fachmann. Französisch. 16⁰. Kattowitz, Phönix-Verlag. je —.50 Mk. Nr. 24. *Molière*: Le misanthrope, v. e. Fachmann. 126 S. 1913.

Prévost, A. et *J. Laurent.* Premier livre de lecture. Cours élémentaire. Paris, Bloud et Gay, 1913. Petit in-8. 128 p. avec grav. et musique.

Prosateurs français. Velhagen & Klasings Sammlg. französ. u. engl. Schulausg. Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B m. Anmerkungen in e. Anh. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — 193. Lfg. *Lavisse,* Ernest: Récits de l'histoire de France (grands personnages et faits principaux jusqu'en

1453). Für den Gebrauch an deutschen Schulen hrsg. v. Fr. Huendgen. Allein berecht. Ausg. Ausg. B. XI, 115 u. 39 S. m. 98 Abbildgn., Bildnis u. 2 farb. Karten. 1913. geb. u. geh. 1.10 Mk. — 194. Lfg. Historiens modernes. Ausgewählte Abschnitte aus Werken neuerer französ. Geschichtschreiber. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. K. Bock. Mit 6 Abbildgn., 1 farb. Karte und 1 farb. Plan von Paris. Ausg. B. XII, 141 u. 68 S. 1913.

Schriftsteller, Englische u. französische, der neueren Zeit. Für Schule u. Haus hrsg. v. J. Klapperich. Ausg. A. Einleitung und Anmerkgn. in deutscher, Ausg. B in engl. od. französ. Sprache. 8⁰. Berlin, C. Flemming. — 62. Bd. ***Molière***: Le bourgeois gentilhomme. Comédie-ballet. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. von ***Ernst Wasserzieher*** u. ***Jean Gontard***. Ausg. A. XIV, 83 S. 1913. geb. 1 Mk.; Ausg. B XII, 84 S. geb. 1 Mk.

Sprachenpflege, System August Scherl. Französisch. (Französisch und Deutsch.) kl. 8⁰. geb. in Leinw. je —.60 Mk. — 39. und 40. Bd. ***Porchat***, Jacques: Der Bär u. der Engel. (L'ours et l'ange.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche von L. Böckel. 2 Bde. 189 S. 1913. — 41. Bd. ***Scribe***, Eugène: Judith od. Die Opernloge. (Judith ou la loge d'opéra.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche von Dr. Richard Sievers. 1. Bd. 93 S. 1913.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer u. englischer Schulausgaben. Reform-Ausg. m. fremdsprachl. Anmerkgn. Hrsg. von Th. Engwer u. M. Kuttner. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Nr. 26. ***Molière***: Les femmes savantes. Comédie en 5 actes. Edition à l'usage des classes avec notes par Wilh. Scheffler et Gaston Dansac. Introduction par Prof. René Riegel. Avec 2 gravures. XXXII, 96 u. 58 S. 1913. geb., Anmerkungen geh. 1 Mk. — Nr. 27. ***Goncourt***, Edmond de, et *Jules de Goncourt*: Histoire de Marie-Antoinette. Ed. à l'usage des classes par Mme. A. Meyer et Gaston Dansac. IX, 128 u. 50 S. m. 5 Abbildgn. 1913. geb., Anmerkgn. geh. 1.20 Mk.



